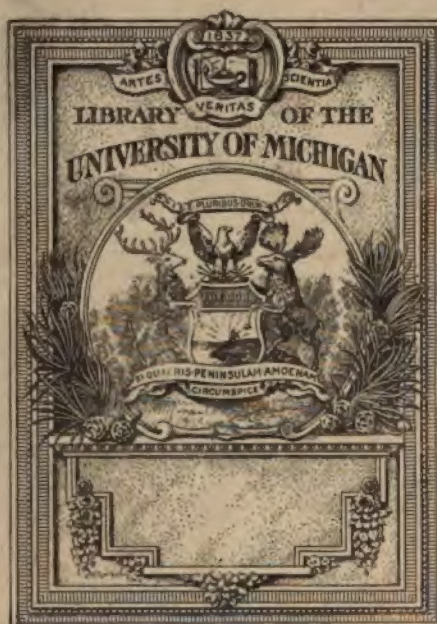



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
CIRCUMSPICE



Indogermanische Forschungen

ZEITSCHRIFT

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL BRUGMANN UND WILHELM STREITBERG

ZWEIUNDZWANZIGSTER BAND

STRASSBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1907/1908.

M. DuMont Schauberg, Straßburg i. E.

Inhalt.

Psychologische Studien über die sprachlichen Analogiebildungen.

Wer es unternimmt, für seine eigene Wissenschaft die Ergebnisse einer Nachbarwissenschaft nutzbar zu machen, setzt sich leicht der Gefahr aus, daß die Fachgenossen, die mit den Methoden und Zielen der herangezogenen Wissenschaft nicht genügend vertraut sind, Bedenken tragen, sich mit den ungewohnten Dingen bekannt zu machen, oder gar Mißtrauen und Skepsis in Punkten äußern, die zum wohlerworbenen Besitz der fremden Wissenschaft gehören. Das ist auch dem Schriftchen passiert, in welchem ich zusammen mit K. Marbe die experimentelle Psychologie zur Untersuchung der sprachlichen Analogiebildung heranzog[1]). Viele haben kritisiert, wenige haben unsere Untersuchungen richtig eingeschätzt, kaum einer der Kritiker hat aber im gleichen Sinn weitergearbeitet. In der Beurteilung unseres Schriftchens zeigt sich zwischen den rezensierenden Sprachforschern und den rezensierenden Psychologen eine bemerkenswerte Verschiedenheit: diese haben sich gehütet, in sprachwissenschaftlichen Dingen ein Urteil zu fällen, aber jene haben bisweilen an elementaren Lehren und Regeln der experimentellen Psychologie Kritik geübt. Da ich mich der Mitarbeit eines methodisch geschulten Psychologen erfreute, so war ich vor falscher Darstellung psychologischer Lehren geschützt, und die Philologen hätten hin und wieder besser getan, sich mit den Elementen der Experimentalpsychologie zu beschäftigen, bevor sie über das psychologische Experiment und seine Bedeutung Urteile äußerten[2]). Da ich mich in den folgenden Ausführungen in erster Linie an sprachwissenschaftliche Kreise wende, so kann ich nicht umhin, außer der Verteidigung und

1) A. Thumb und K. Marbe Experimentelle Untersuchungen über die psychologischen Grundlagen der sprachlichen Analogiebildung. Leipzig Engelmann 1901.

2) Wiederholten Besprechungen mit meinem Freunde K. Marbe verdanke ich auch jetzt wieder manch sachkundigen Rat.

Erläuterung meiner Anschauungen auch einige elementare Dinge aus der experimentellen Psychologie zur Sprache zu bringen. Ich würde aber kaum hoffen, daß ich dadurch allein das Interesse der Philologen auf den Gegenstand zu lenken vermöchte, und ich würde um dessentwillen allein nicht zur Feder greifen, wenn mich nicht einige psychologische Arbeiten, die z. T. unter der Leitung Marbes im psychologischen Institut der Universität Würzburg, z. T. von mir in Gemeinschaft mit meinem psychologischen Kollegen N. Ach ausgeführt worden sind, mich in den Stand setzten, neues zu geben und sowohl in der Fragestellung wie in der Behandlung der Probleme weiterzukommen.

I.

Schuchardt[1]) wirft mit Bezug auf den Titel unseres Schriftchens die Frage auf, ob man nicht besser von 'psychischen' statt von 'psychologischen' Grundlagen der Analogiebildung spreche. Ich lasse hier ganz bei Seite, dass die Psychologen selbst die beiden Worte oft als Wechselbegriffe verwenden, und ich will den Umfang und die Berechtigung dieses Sprachgebrauches nicht weiter prüfen: aber ich glaube, daß man den von uns gewählten Terminus rechtfertigen kann, auch wenn man jenen Sprachgebrauch nicht billigt: was ich untersuchte, sind die von der Psychologie gegebenen und untersuchten, also doch wohl 'psychologisch' zu nennenden Grundlagen, auf denen die Lehre von den sprachlichen Analogiebildungen und diese selbst beruhen. Weiter sei ein Mißverständnis in Kürze abgetan, das mir brieflich geäußert wurde: wir nennen unsere Versuchspersonen gelegentlich 'Beobachter'; das ist ein Ausdruck, der bei den experimentellen Psychologen gang und gäbe ist; ob er besonders glücklich ist, haben diese unter sich auszumachen.

Doch wichtiger sind Einwürfe, die gegen die angewandte Methode des Experimentes erhoben worden sind. Wenn Herzog in seiner Besprechung unserer Schrift[2]) zweifelt, ob die Häufigkeit des Auftretens von Assoziationen und ihr zeitlicher Ablauf "streng genommen wirklich meßbar sind", so weiß ich nicht, w a s er im Grunde bezweifelt, ob überhaupt die Meßbarkeit psychischer Vorgänge oder nur die unserer Assoziationen. Daß

1) Literaturbl. f. germ. u. rom. Philol. 1902. 393.

2) Zeitschr. f. franz. Spr. u. Lit. 25, 125. Wenn ich im folgenden einfach auf Herzog verweise, so ist immer diese Besprechung gemeint.

diese mit bekannten Methoden gemessen werden können, ergaben ja unsere Versuche, die außerdem zu einer bestimmten gesetzlichen (funktionellen) Beziehung zwischen Häufigkeit und Schnelligkeit der Assoziationen geführt haben[1]; über die prinzipielle Seite, die Meßbarkeit psychischer Vorgänge, möge der Philologe sich vom Psychologen einfach belehren lassen; jedenfalls hat der Laie nicht das Recht, die Methode einer ihm fremden Wissenschaft kurzerhand anzuzweifeln. Denn daß z. B. Herzog mit der Handhabung des psychologischen Experiments nicht vertraut ist, sieht man aus der Art und Weise, wie er unsere Versuche kritisiert und nachmacht. Er meint (S. 131), wir hätten unsere Versuchspersonen instruiert "sie sollen jenen Begriff angeben, der mit dem ausgerufenen am festesten assoziiert ist"! Wie soll denn die Versuchsperson diese Aufgabe ausführen? Die Aufgabe war vielmehr nur die, daß die Versuchsperson aufgefordert wurde, auf ein zugerufenes Wort möglichst schnell ein anderes auszusprechen. Und daß tatsächlich unsere Versuche nicht in dem angeblichen Sinn determiniert sein können, ergibt sich aus einer Erwägung, die Herzog selbst anstellt, aber in ihren Konsequenzen nicht zu Ende denkt: er bemerkt nämlich, daß sich im angenommenen Fall "zwischen Frage und Antwort ein kurzer Denkprozeß einschiebt, der die Suche der Antwort erleichtert, indem sie ihr eine gewisse Richtung gibt". Wie weiter unten zu besprechende Assoziationsversuche zeigen werden, verlangsamt nun aber jeder zwischen Reaktions- und Assoziationswort eingeschobene Bewußtseinsvorgang den Ablauf der Assoziation; unsere reinen, d. h. durch keinerlei Zwischenglied gestörten Wortassoziationen *Vater — Mutter*, *leicht — schwer* sind dagegen kürzer als alle andern, durch Zwischenerlebnisse vermittelten Wortassoziationen[2]). Hätten wir aber unsere Versuchspersonen in dem Sinne angewiesen wie Herzog meint, so hätte die Einschiebung eines entsprechenden Denkaktes (Aufsuchen der 'festesten' Assoziation) nur verzögernd gewirkt, was gar nicht in unserer Absicht liegen konnte. Nun hat Herzog

1) Über dieses psychologisch interessante Gesetz s. S. 45 f. unserer Schrift. Ich bemerke zugleich, daß der Begriff Assoziation in meiner Arbeit in dem Sinne angewendet wird, wie ihn Marbe in unserer Schrift (S. 11) definiert: "Wenn eine Vorstellung a eine Vorstellung b ins Bewußtsein ruft, so sagen wir, . . . es finde eine Assoziation statt zwischen der Vorstellung a und der Vorstellung b".

2) S. unten S. 18 f.

unsere Versuche bei seiner Frau und drei Schülern nachgemacht und gefunden, daß die Antworten "fast sämtlich" in die Kategorie der bei uns durch eine Versuchsperson (Roos) vertretenen Assoziationen gehören. Da Herzog die Ergebnisse seiner Versuche nicht mitteilt (Zeitmessungen hat er wohl nicht gemacht) und die Technik des psychologischen Experiments nicht zu beherrschen scheint, so sind seine Angaben nicht zu verwerten; wir werden weiter unten Gelegenheit haben, über jenen besonderen Assoziationstypus und über das Ergebnis von Versuchen mit Kindern zu handeln. Wenn aber H. meint (S. 132), daß "gänzlich unbefangene Antworten" ein Resultat ergeben könnten, das unsere eigenen Versuche belanglos macht, so sei dem gegenüber entschieden betont, daß unsere Untersuchungen 'gänzlich unbefangene Antworten' zur Voraussetzung hatten. Ich selbst[1]) habe einige Male die Versuche im Rohen an Gruppen von 40 — 50 Personen wiederholt (natürlich ohne irgend eine Andeutung zu machen, in welcher Richtung assoziiert werden müsse!) und dabei immer gefunden, daß das Resultat unseren ursprünglichen Versuchen durchaus entspricht, und die exakten Versuche, welche im weiteren Verlauf meines Aufsatzes zur Sprache kommen sollen, erweisen immer das Gleiche. So zunächst die neuen Versuche, die auf Veranlassung Marbes im psychologischen Institut der Universität Würzburg von H. J. Watt ausgeführt wurden zu dem Zweck, die von H. Oertel angestellten Versuche nachzuprüfen.

Oertel[2]) hatte nämlich seinerseits an 10 Personen Assoziationsversuche mit Zahlwörtern in folgender Weise ausgeführt: eine Anzahl der verschiedensten Wörter, darunter die Zahlwörter 2, 5, 7, wurden in schwarzen Lettern auf weißem Hintergrund je 5 Sekunden lang dem Beobachter geboten; dieser mußte nach 15 weiteren Sekunden die Assoziationsreihe angeben, die er gebildet hatte. Unter den 84 Assoziationen, die der Verf. verzeichnet, sind nur 2 Fälle, wo unmittelbar folgende Zahlen (2 → 3, 4 und 8 → 9), 2 Fälle, wo andere Zahlen (5 → $5 \times 5 = 25$; 7 → 7 und 11) reproduziert werden. "These figures differ so materially from those obtained by Thumb and Marbe, that a renewed examination of the associations with numerals seems advisable." Daß aber

1) Ebenso gelegentlich auch K. Marbe.

2) On the association of numerals. Amer. Journ. of Philol. XXII (1902) 261—267.

bei dieser total verschiedenen Versuchsanordnung etwas anderes als bei uns herauskam, war von vornherein zu erwarten; denn wer primäre Assoziationen feststellen will, muß wie wir die Versuchsanordnung wählen, die von den experimentellen Psychologen erprobt ist, und darf nicht aufs Geratewohl drauf los experimentieren. K. Marbe[1]) hat bereits darauf hingewiesen, daß die Versuchsanordnung Oertels seltsam und ungeeignet ist. Abgesehen davon, konnten jedoch die Ergebnisse Oertels die Vermutung nahelegen, daß vielleicht die Versuche mit Gesichtsbildern (statt mit akustischen Reizen) zum Teil wenigstens das abweichende Resultat bedingten. Doch haben die Versuche von H. J. Watt[2]) gezeigt, daß optisch gebotene Reizworte die gleichen Reaktionen liefern, wie unsere zugerufenen Worte. Ich greife die Reaktionen auf Zahlen heraus, weil Oertel selbst nur mit diesen Versuche machte; da die Anzahl der Versuchspersonen bei Watt und bei uns die gleiche ist (8), so füge ich den Angaben seiner Tabelle[3]) jeweils in Klammer die unsrigen[4]) bei; n bedeutet die Häufigkeit, D die durchschnittliche Dauer der Reaktionen.

Tabelle I.

Reizworte	Bevorzugte Reaktion			Nächst bevorzugte Reaktion			Übrige Reaktionen	
		n	D		n	D	n	D
1. eins	zwei	5 (5)	0,98 (1,20)	—	—	—	3 (3)	2,63 (2,13)
2. zwei	drei	4 (4)	1,04 (1,15)	—	—	—	4 (4)	4,78 (1,75)
3. drei	vier	5 (5)	0,81 (1,32)	—	—	—	3 (3)	5,73 (2,00)
4. vier	fünf	4 (6)	0,87 (1,13)	—	—	—	4 (2)	3,63 (2,20)
5. fünf	sechs	4 (6)	1,03 (1,17)	—	—	—	4 (2)	2,30 (6,70)
6. sechs	sieben	5 (5)	0,99 (1,16)	Zahl	2	4,14	1 (3)	3,50 (2,00)
7. sieben	acht	5 (6)	1,07 (1,33)	—	—	—	3 (2)	4,75 (2,20)
8. acht	neun	3 (6)	1,11 (1,43)	sieben Zahl	2 2	0,90 8,23	1 (2)	5,36 (6,00)
9. neun	zehn	5 (5)	1,12 (1,52)	—	—	—	3 (3)	4,00 (1,87)
10. zehn	zwölf (zwanzig)	2 (3)	0,70 (1,60)	elf	2 (2)	1,34 (1,20)	4 (3)	2,61 (2,33)

1) The Amer. Journal of Psychol. XIII (1902) 450 f.

2) Über Assoziationsreaktionen, die auf optische Reizworte erfolgen. Zeitschr. f. Psychol. u. Physiol. d. Sinnesorgane. XXXVI (1904) 417 ff.

3) Watt hat die Zeiten in σ (Tausendstel Sekunden) registriert; ich berücksichtige nur 2 Dezimalen.

4) A. a. O. S. 36, Tab. XXII und XXIII.

Auch unser Beziehungsgesetz zwischen Geläufigkeit (Häufigkeit) der Assoziationen und ihrer mittleren Dauer wird durch die Wattschen Versuche bestätigt: bei je mehr Individuen eine bestimmte Assoziation auftritt, um so schneller verläuft sie durchschnittlich bei diesen Individuen. Vgl. Tabelle II, die neben Watts Zahlen die unsrigen in Klammern enthält:

Tabelle II.

Geläufigkeit	Mittlere Dauer
1	4,20 (2,11)
2	1,89 (1,78)
3	1,29 (1,53)
4	1,13 (1,42)
5	1,04 (1,44)
(6)	— (1,37)
(7)	— (1,35)
(8)	— —

Daß die absoluten Größen der Zahlen Watts mit den unsrigen nicht übereinstimmen, ist nicht verwunderlich; denn folgende drei Punkte sind zu berücksichtigen: 1. Bei unseren Versuchen schob sich bei der Hemmung der Uhr die Reaktionszeit des Versuchsleiters ein, während bei Watt die Versuchsperson selbst vermittelst eines Schalltrichters die Hemmung der Uhr bewerkstelligte. 2. Es ist seit langem bekannt, daß die Reaktionszeiten auf optische Reize länger sind als die auf akustische Reize. 3. Aus der Wattschen Arbeit ergibt sich[1]), daß Kinder längere Assoziationszeiten haben als Erwachsene; unter Watts 8 Versuchspersonen waren aber 5 Kinder. Wie sich der Einfluß dieser drei Faktoren bei der Gestaltung der Zeitunterschiede zwischen unseren und den Wattschen Versuchen geltend macht, läßt sich nach dem vorliegenden Material natürlich nicht mit Bestimmtheit ausmachen.

Oertel hat inzwischen selbst zugegeben[2]), daß seine Versuchsergebnisse mit den unsrigen und denen Watts nicht zu vergleichen sind "because of the essential difference of method". Daß bei jeder beliebigen Bewußtseinskonstellation auf Zahlen immer oder vorwiegend mit Zahlwörtern bezw. der nächst höheren

1) Wie übrigens schon Ziehen Ideenassoziation des Kindes II, besonders S. 75 f. betonte.

2) Am. Journ. of Phil. XXVI 95.

Zahl reagiert werde, ist von uns nicht behauptet worden und ist auch nicht der Fall. "Denn es wäre um unser Denken in der Tat schlimm und unökonomisch bestellt, wenn wir fast jedesmal, wenn wir ein Zahlwort hören (oder sprechen), die nächsthöhere Zahl aussprechen würden, oder wenn wir z. B. beim Gebrauch der Logarithmentafel immer andere Zahlen assoziierten als diejenigen, welche wir sehen. Ob ein Wort ein anderes assoziiert und welches andere es assoziiert, ist eben keineswegs ausschließlich von dem Wort, sondern ebensosehr von der Gesamtheit der Bewußtseinsverhältnisse, der sogenannten 'Konstellation' abhängig. Eine bestimmte Konstellation war für unsere Versuchspersonen allerdings durch die Instruktion gegeben, auf ein gehörtes (bezw. bei Watt gesehenes) Wort baldmöglichst ein anderes Wort auszusprechen. Denn derjenige, welcher den Einfluß der Tatsachen der Assoziation auf die Sprache untersuchen will, muß doch seiner Betrachtung vor allem solche Assoziationen zugrundelegen, bei welchen ein Wort ein anderes Wort ohne irgendwelche Zwischenglieder anderer Art hervorruft. Dies trifft bei der von uns hervorgerufenen Konstellation zu"[1]).

Auch gegen die Wahl unserer Versuchspersonen wurden Bedenken ausgesprochen, weil sie keine allgemeingiltigen Resultate verbürge; so meint Herzog a. a. O. S. 130: unsere Versuchspersonen seien alle Doktoren und Studenten, "in deren Köpfen sich doch offenbar die Sprachelemente anders gruppieren als in dem des gemeinen Mannes". "Denn man muß bedenken, daß die Sprache der Hauptsache nach vom Gros des Volkes abhängig ist, das keine Schule durchgemacht hat" (S. 131). Da behauptet Herzog zunächst etwas objektiv Unrichtiges: für Deutsche und überhaupt für alle wirklichen Kulturvölker Europas gilt doch vielmehr der Satz, daß das Gros des Volkes eine Schule durchgemacht hat! Aber ganz abgesehen davon: für den Gebildeten gelten jedenfalls keine andern psychologischen Grundgesetze als für den Ungebildeten. Reine Wortassoziationen sind bei allen Individuen zu erwarten; denn die ihnen zugrundeliegenden Erscheinungen bilden die Voraussetzung für die Volksetymologien und überhaupt für die Analogiebildungen, die gerade in der Volksmundart ungehemmter auftreten als in der Sprache der Gebildeten. Natürlich müssen Versuche mit Ungebildeten auch einmal — am besten in Ver-

1) Die angeführten Sätze entnehme ich einem von Marbe an Oertel gerichteten und mir von jenem zur Verfügung gestellten Brief.

bindung mit der Dialektforschung — vorgenommen werden; aber bei den Versuchen, die ich wiederholt und bei sehr verschiedenen, auch weiblichen (und nicht nur 'akademisch' gebildeten) Personen in summarischer Weise oder in exakter Durchführung vornahm, ergab sich immer ein prinzipiell gleichwertiges Resultat. Der Sprachforscher, der uns die beschränkte Zahl unserer Versuchspersonen vorhält, könnte z. B. darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Experimentalphonetiker nur mit wenigen Versuchspersonen arbeitet und doch seine Ergebnisse nicht als individuell, sondern als typisch für größere Gruppen ansieht. Wie weit etwa bestimmten Assoziationen bei bestimmter Bewußtseinskonstellation die Eigenschaft der Allgemeingültigkeit zukommt, läßt sich noch nicht sagen. Kinkel[1]) wirft die Frage auf, ob die Übertragung unserer Resultate auf andere Sprachen erlaubt sei; hierauf kann vorläufig so geantwortet werden: wenn die Psychologie annimmt, daß ihre Assoziationsgesetze ein allgemeines Merkmal der menschlichen Psyche sind, so dürfen wir auch a priori annehmen, daß die Beziehungen, welche wir zwischen Assoziation und Analogiebildung in einer Sprache annehmen, allgemein gelten; wenn wir sehen, daß im Deutschen bestimmte Adjektiva vorzugsweise solche von gegensätzlicher Bedeutung hervorrufen (*dick — dünn*, *leicht — schwer*), daß andererseits vulgärlat. *grevis* (für *gravis*) nach *levis* aus der Voraussetzung jener Assoziationstendenz erklärbar ist, so haben wir schon einen Beweis für die Übertragbarkeit unserer Resultate auf andere Sprachen sowie für eine 'Allgemeingiltigkeit' gewisser Wortassoziationen. Natürlich hat jede Sprache auch ihre besonderen Wortassoziationen, die z. B. in der besonderen Form der Sprache ihren Grund haben: darum muß eben wie die Artikulationsbasis so die 'Assoziationsbasis' jeder Sprache festgestellt werden, damit ihre Analogiebildungen psychologisch erklärt werden können.

Während die "Fruchtbarkeit des psychologischen Experiments" für unsere Probleme von Kinkel hervorgehoben wird, haben nicht nur Philologen (worunter Schuchardt), sondern auch Wilhelm Wundt den Wert unserer Versuche für gering erklärt; auf die Einwendungen des Psychologen geziemt es sich genauer einzugehen.

Wundt[2]) meint, das Studium der Analogiebildungen sei

1) Lit.-Bl. f. germ. u. roman. Philol. 1902, 404.

2) IF. Anz. XII, 17—20. Ähnlich Grundzüge der physiolog. Psychol. III[5] 572.

zwar geeignet, uns über Vorgänge der Assoziation aufzuklären, das Assoziationsexperiment vermöge aber nicht das Wesen der Analogiebildungen aufzuklären, weil die Versuchsanordnung bezw. die jeweilige Konstellation des Bewußtseins bei unseren Versuchen "der bei den Analogiebildungen stattfindenden Konstellation so unähnlich wie möglich war"; es sei zweckentsprechender, aus den sprachlichen Erscheinungen auf die psychologischen Prozesse Rückschlüsse zu machen statt umgekehrt auf "die sprachlichen Vorgänge aus Experimenten zu schließen, die unter gänzlich abweichenden Bedingungen ausgeführt worden sind". Aber das ist doch schließlich Sache der besonderen Fragestellung; der Psychologe und Kulturhistoriker wird allerdings in den Analogiebildungen toter Sprachen ein wertvolles Hilfsmittel sehen, die Assoziationsvorgänge oder die Vorstellungswelt vergangener Menschengeschlechter kennen zu lernen. Aber bei uns handelt es sich vielmehr darum, das Wesen der Analogiebildung und ihr Verhältnis zu der Assoziationstätigkeit zu untersuchen: daß die Analogiebildung durch Assoziationstendenzen hervorgerufen wird, wußte man; aber die weitere Frage war: welche Eigenschaften muß eine Assoziation haben, damit sie sprachlich wirksam werde? Unsere Untersuchungen sollten ein Anfang in dieser Richtung sein; daß man in der Beantwortung der Frage noch weiter kommen kann, als es beim ersten Versuch gelungen ist, wird der positive Teil dieser Abhandlung zeigen. Wenn Wundt uns entgegenhält, daß man bei Verwandtschaftsnamen wie *Vater*, *Mutter* eine begriffliche Assoziation auch dann annehmen würde, "wenn diese sich nicht in den künstlichen Assoziationsexperimenten ebenfalls als eine sehr häufige herausgestellt hätte", so ist das zuzugeben: denn es gibt genug Fälle, wo die Annahme einer Analogiebildung so auf der Hand liegt, daß es unnötig ist, die zugrundeliegende Assoziationstendenz als tatsächlich festzustellen. Aber setzen wir den Fall, unsere Experimente hätten ergeben, daß Assoziationen wie *Vater—Mutter*, *ich—du*, *leicht—schwer* usw. nicht oder nur ganz selten vorkommen, so ständen wir vor einem Rätsel: wir würden uns fragen, wie es kommt, daß die experimentell gewonnenen (geläufigsten) Assoziationen so total verschieden sind von den durch die Analogiebildungen vorausgesetzten. Man würde dann allerdings sagen, daß wir eben bei unserem Experiment nicht die Bedingungen herstellen konnten, die beim natürlichen Sprechen gelten. Nun hat sich aber gerade

durch unsere Versuche ergeben, daß die von der Sprachwissenschaft geforderten Assoziationen in einer Reihe typischer Fälle nicht nur beliebig oft eintreten können, sondern ganz bestimmte Eigenschaften zeigen: sie treten am häufigsten auf und verlaufen bei der Gesamtheit der einzelnen Personen durchschnittlich am schnellsten, und beide Eigenschaften stehen zu einander in einem funktionellen Verhältnis, wie die S. 46 unserer Schrift mitgeteilte Kurve und Tabelle zeigen [1]). Unsere Versuche haben zu einem psychologischen Gesetz geführt, das die Assoziationsphänomene in einem wichtigen Punkte aufklärte. Schon Jahre lang, bevor ich zusammen mit K. Marbe die experimentellen Untersuchungen unternahm, hatte ich die Vermutung, daß nicht nur das "spontane Zusammentreffen vieler Individuen" [2]), sondern vor allem auch ein gewisser Ablauf der geläufigsten Assoziationen für die sprachlich wirksamen Assoziationstendenzen charakteristisch sei — und das Experiment hat meine Vermutung in einer Weise bestätigt, wie ich es selbst nicht zu erwarten gehofft hatte. Aber das Zusammenstimmen von Experiment und lebender Sprache erlaubt uns nun auch anzunehmen, daß unsere Experimente und die Vorgänge beim natürlichen Sprechen nicht "unter gänzlich abweichenden Bedingungen" stattfinden. Wenn wirklich die Konstellation des Bewußtseins in beiden Fällen "so unähnlich wie möglich" wäre, so müßte man sich wundern, daß trotzdem die Assoziationsergebnisse gerade diejenigen sind, deren wir zur Erklärung der Analogiebildung bedürfen: da nun aber gerade die postulierten Assoziationen sich einstellen, so darf man von vornherein vermuten, daß die Bewußtseinskonstellation bei unseren Versuchen derjenigen ähnlich sei, die auch beim Sprechen selbst eintritt, während z. B. die Bedingungen, unter denen Oertel experimentierte, davon abweichen und darum auch keine brauchbaren Resultate ergaben. Es läßt sich überdies positiv zeigen, daß unsere Versuchsbedingungen den natürlichen Verhältnissen analog sind. Wundt meint, bei unseren Experimenten werde der Beobachter gezwungen, "seine ganze Aufmerksamkeit dem zugerufenen Wort zuzuwenden und dann rasch sein Gedächtnis

1) Daß eine solche Beziehung zwischen Geläufigkeit und Schnelligkeit der Assoziation auch für komplizierte Vorgänge des Denkens gilt, zeigt Watt Experimentelle Beiträge zur Theorie des Denkens. Diss. Würzburg 1904, 68 ff.

2) S. unsere Schrift S. 80.

anzustrengen, damit es ihm irgend ein passendes[1]) anderes Wort zur Verfügung stelle"; "willkürliche Gedächtnisarbeit" und "Einflüsse der Aufmerksamkeit" spielten dagegen beim natürlichen Sprechen keine Rolle: ungewollt stellten sich Analogiebildungen ein. Ungewollt stellen sich aber auch Wortassoziationen wie *leicht—schwer* usw. ein, und der Beobachter gibt sich erst nachträglich darüber Rechenschaft, wie er assoziiert hat. Der Versuch verläuft doch nicht ganz so wie Wundt es darstellt. Von irgendwelcher Instruierung, sich anzustrengen, um ein passendes Wort zu finden, ist keine Rede: die Instruktion war viel einfacher, wie schon oben (S. 3) betont worden ist; um einen Rekord der Schnelligkeit handelt es sich dabei nicht[2]). Der Beobachter gibt entweder ein Wort an, von dem er nachher nur zu sagen weiß, daß es rein automatisch aufgetaucht sei, oder er hat irgendwelche (meist visuelle) Vorstellungen, an die sich eine Wortvorstellung anschließt. Sobald die Bewußtseinslage der Anstrengung oder das Suchen nach einem Wort vorhanden ist, so ergeben sich gewöhnlich Assoziationen, die ganz zufällig sind und nichts mit dem Problem der Analogiebildungen zu tun haben; besonders bemerkenswert ist folgendes (öfter beobachtete) Erlebnis: die Versuchsperson ist über die automatisch auftretenden Assoziationen, die ihm stumpfsinnig erscheinen (etwa *drei* : *vier*), ärgerlich, sucht nach einem 'passenden' Wort und findet auch ein solches, aber die automatische Wortassoziation ist bisweilen so stark, daß der Beobachter schließlich doch nichts als das zuerst aufgetauchte Wort anzugeben weiß. Solche Fälle sind bei gehöriger Instruktion selten: die Zeitmessung erlaubt in Verbindung mit der Protokollierung des Erlebten, diese Fälle leicht zu erkennen.

Die experimentell festgestellten Assoziationen, welche als sprachlich wirksam erkannt werden, treten fast unmittelbar und ungewollt auf. Vergegenwärtigen wir uns nun die Konstellation beim natürlichen Sprechen, wozu ich das schon in unserer Schrift S. 50 genannte Beispiel aus Meringer und Mayer[3]) wähle, weil nach Wundt selbst "hier (beim Versprechen) die Bedingungen der individuellen Erscheinungen mit den generellen der Sprache, wie wir

1) Von mir gesperrt.

2) Wie der Rekord der Schnelligkeit die Assoziationstätigkeit beeinflußt, habe ich zusammen mit N. Ach im Sommer 1906 experimentell untersucht; darüber werden wir uns noch besonders äußern.

3) Versprechen und Verlesen (Stuttgart 1895) S. 59.

annehmen dürfen, sehr nahe übereinstimmen". In dem Satz 'das Wasser *verdumpft*' hat eine Kontamination der Wörter *verdampft* × *verdunstet* stattgefunden, die man (nach Meringer) so darstellen kann:

das Wasser → { *verdampft* / *verdunstet* } → verdumpft.

Während der Satz gesprochen wurde, rief die im Bewußtsein auftretende Wortvorstellung *verdampft* die Wortvorstellung *verdunstet* hervor, und dieses automatische Auftreten einer zweiten, an sich nicht gewollten Wortvorstellung beeinflußte die ursprünglich gewollte Wortform. Das Vorhandensein eines ganzen Satzes scheint mir dabei irrelevant, weil der Vorgang sich unmittelbar und nur an das eine Wort anknüpft[1]). Unser Experiment ruft einen ähnlichen Prozeß hervor: denn daß zugerufene Verba unter anderem synonyme Verba als bevorzugteste Assoziation auslösen, ergibt sich aus unseren Versuchen (S. 42—44), vgl. *fluchen—schwören/schimpfen*, *gehen — laufen*, *heißen — nennen*, *laufen — springen*, *rufen — schreien*, *senden — schicken*, *springen — hüpfen*, *wenden — drehen*. Bei unseren Versuchen wurde dem Beobachter durch das Zurufen eines Wortes, z. B. *senden*, eine Wortvorstellung geboten, genau so, wie im Laufe eines Gespräches durch den Inhalt desselben bestimmte Wortvorstellungen dargeboten werden; die Wortvorstellung löst im Experiment ebenso unwillkürlich wie beim Sprechen gewisse Wortvorstellungen aus, und diese tragen die Kraft in sich, die zuerst gewollte Wortinnervation zu stören: der Unterschied zwischen unseren Versuchen und der vollzogenen sprachlichen Kontamination ist der, daß im letzteren Fall der Vorgang des Sprechens samt den Wirkungen der Assoziation zu Ende geführt ist, während wir die Bewußtseinsvorgänge vor der vollständigen Ausführung des Sprechaktes (z. B. beim 'Versprechen'), d. h. nur die innere Sprachform feststellen suchen, durch die der Sprechakt beim 'Versprechen' selbst zu erklären ist. So wenig beim Auftauchen der Wortvorstellung *verdampft* das Wort schon ausgesprochen ist, ebensowenig wird bei unseren Versuchen die dargebotene Wortvorstellung zum gesprochenen Wort. Damit statt *verdampft* die Wortform *verdumpft* hervorgebracht werde, muß vor dem Aus-

1) Schuchardt (p. 397), der dasselbe Beispiel erläutert, hält allerdings den Satz mit dem Subjekt für wesentlich: aber ich glaube, daß der Bedeutungsinhalt des Wortes *verdampfen* (von beliebiger Flüssigkeit) genügt, um das Synonym *verdunsten* hervorzurufen.

sprechen (der zweiten Silbe) des gewollten Wortes die Assoziationstendenz *verdampft* —→ *verdunstet* in irgendeiner Weise gewirkt haben. Diese Assoziationstendenz wirkte nun auch bei unseren Versuchen. Unser Versuch, soweit er hier in Betracht kommt, ist eigentlich in dem Augenblick vollendet, wo die Innervierung des Reaktionswortes beginnt, und ist bis dahin der psychischen Konstellation ähnlich, die beim natürlichen Sprechen (und Versprechen) der Wortinnervation unmittelbar vorausgeht. Wenn wir das vollständige Aussprechen des Reaktionswortes nicht hemmen, so dient das nur dazu, um das assoziierte Wort kennen zu lernen und um die Zeitgrenze festzustellen, innerhalb deren sich der Assoziationsakt vollzieht: denn daß unsere Zeitmaße viel größer sind als der zeitliche Ablauf der Assoziation an sich, ist selbstverständlich; aber da dieses Plus an Zeitdauer gegenüber der veränderlichen Größe der Assoziationszeit eine annähernde Konstante ist, so sind die gewonnenen Bruttozeiten doch ein unmittelbares Maß für die Assoziationsvorgänge.

So glaube ich also, daß man "die eigentümlichen Bedingungen, die bei der Entstehung der Analogiebildungen wirksam waren", im Experiment so genau feststellen kann, wie man überhaupt beim psychologischen Experimentieren (z. B. bei Versuchen über das Gedächtnis) die natürlichen psychischen Vorgänge zu untersuchen vermag[1]. (Vgl. den Exkurs.)

Ich mache durchaus nicht die allgemeine Voraussetzung (wie Wundt S. 20 meint), "das psychologische Experiment müsse erst beweisen, daß die in der Sprache gefundenen Assoziationswirkungen auch wirkliche Assoziationen sind"; wir untersuchten vielmehr, wie diese Assoziationen beschaffen sind, um so den gesetzmäßigen Beziehungen zwischen Assoziation und Analogiebildung auf die Spur zu kommen. Nun erklärt aber Wundt, es sei gar nicht mehr möglich, für das Experiment alle die Bewußtseinskonstellationen wieder herzustellen, die beim Eintreten bestimmter, in den verschiedenen Sprachen gegebener Analogiebildungen bestanden haben. Selbstverständlich können wir die Assoziationstendenz, welche z. B. zwischen dem Tempel der *Juno Moneta* und der römischen Münzstätte bestanden hat und dem Wort *Moneta* die Bedeutung *Münze* gab, nicht mehr auf natür-

---

1) Damit erledigen sich auch die Gegenbemerkungen von Herzog S. 128, 3. Absatz und von Reckendorf Orient. Lit.-Zeitung 1901, 335, der übrigens den Wert unserer Versuche anerkennt.

lichem Wege hervorrufen, weil ganz bestimmte historische Verhältnisse jene räumliche Verknüpfung der beiden Dinge bedingten. Aber Wundt gibt selbst zu, daß gewisse Assoziationen, wie *Vater—Mutter*, *groß—klein*, *ich—du* vor Jahrtausenden[1]) gerade so gut wie noch heute eine Rolle gespielt haben; und darum habe ich auch in voller Absicht mein Material so ausgewählt, daß es eine gewisse Allgemeingiltigkeit der Assoziationen verbürgt. Warum daher Wundt es tadelt, daß wir unsere Versuche "ganz und gar auf die Bevorzugung bestimmter Assoziationen" anlegten, ist mir nicht klar geworden: wenn man das Problem auf experimentellem Weg in Angriff nehmen wollte, mußte man mit einer Auswahl typischer Fälle beginnen; diese Versuche müssen späterhin natürlich immer mehr individualisiert werden (wofür besonders die Dialektforschung in Betracht kommt), und auch in der Verfeinerung der Versuchsmethoden ist selbstverständlich noch nicht das letzte Ziel erreicht. Das Bedenken Wundts, daß die natürliche Bewußtseinskonstellation im Laufe einer Versuchsreihe durch induzierende Einflüsse der schon angeführten Versuche gestört werden könne, ist berechtigt; man kann aber dieses Bedenken gegen die meisten Versuche der experimentellen Psychologie äußern, und doch hat man sich dadurch nicht abhalten lassen, aus solchen Versuchsreihen Folgerungen zu ziehen. Allerdings muß eine umsichtige Versuchsanordnung dafür sorgen, daß die störenden Einflüsse möglichst ausgeglichen werden: wir haben dafür Sorge getragen durch reichliche Einmischung beliebiger Wörter. Bei derjenigen Versuchsperson (Dr. Roos), die überhaupt reine Wortassoziationen vermied, hat sich tatsächlich nichts ergeben, was auf eine bestimmte Einstellung des Bewußtseins im Sinne 'korrelativer Begriffe' hinwiese. Diejenigen Personen, welche solche Assoziationen wie *Vater—Mutter*, *leicht—schwer* bevorzugten, haben dies schon bei den ersten zugerufenen Worten getan; und so oft ich auch meine Versuche bei irgendwelcher Gelegenheit wiederholte, hat es nicht irgendeiner Determinierung des Bewußtseins bedurft, um Assoziationen wie *Vater — Mutter*, *leicht — schwer* usw. gleich von Anfang an hervorzurufen. —

1) und in den verschiedensten Sprachen! Reckendorf Orient. Lit.-Zeitung 1901, 336 gibt Belege aus den semitischen Sprachen für Analogiebildungen bei Zahlwörtern und Verwandtschaftsnamen, Barth Formangleichung bei begrifflichen Korrespondenzen (Orient. Studien Th. Nöldeke gewidmet, 1906, S. 787 ff.) desgleichen für Wörter wie *Anfang — Ende*, *oben — unten*, *Tag — Nacht*, *rechts — links*.

Da die Zeitmessung ein wichtiges Hilfsmittel für unsere Untersuchungen ist — die Zeitdauer ist eine der wichtigsten Eigenschaften der Assoziationen —, so hat Wreschner [1]) bedauert, daß "die Zeitmessung in so wenig exakter Weise vorgenommen wurde". Ich bemerke, daß jüngst auch andere Psychologen sich der Fünftel-Sekunden-Uhr bei Assoziationsversuchen bedient haben [2]). Unsere Zeitmessung gibt natürlich keine absoluten Zahlen für den Assoziationsvorgang selbst, sondern nur relative Zahlen, welche die zeitliche Verschiedenheit der einzelnen Assoziationen, d. h. ihr relativ schnelleres oder langsameres Eintreten zum Ausdruck bringen. Daß dieses Verhältnis durch unsere vereinfachte Art der Messung nicht verwischt oder verdunkelt wird, haben die Wattschen und eigene Versuche gezeigt, die mit Hilfe des Hippschen Chronoskop vorgenommen wurden, aber nichts andersartiges ergeben haben. Wir bieten also den Philologen ein zuverlässiges und durchaus genügendes Verfahren, das ohne umständliche Versuchsanordnung gestattet, das psychologische Experiment bei künftigen Dialektuntersuchungen anzuwenden, wie ich a. a. O. empfohlen habe. Eine Arretier-Uhr, welche $^1/_5$-Sekunden zu messen gestattet, ist ja so kompendiös und so leicht zu handhaben, auch so billig (etwa 25 M.), daß jeder Dialektforscher sich ihrer bedienen kann; der Phonetiker, der auch nur die einfachsten Registrierinstrumente benützt, ist in ganz anderer Weise belastet. Wie ich schon früher gesagt habe, verspreche ich mir gerade bei Untersuchung lebender Dialekte aus Assoziationsversuchen den größten Nutzen: wer die geläufigsten Assoziationen innerhalb einer Sprechgemeinschaft feststellt, wird dadurch einen Fingerzeig erhalten, in welchen Worten und Formen eines Dialektes das Wirken der Analogie zu erwarten ist. Natürlich setzen sich nicht alle Assoziationen in Analogiebildung um [3]), aber jede Analogiebildung hat eine bestimmte Assoziationstendenz zur Voraussetzung. Wer in einem lebenden Dialekt, d. h. in dessen jüngsten Vorgängen, irgendeine Kontamination oder Analogiebildung annehmen wollte, auch wenn die erforderlichen Assoziationen völlig fehlen, der würde

1) Ztschr. f. Psychiatrie LIX (1902) 56*.

2) So Jung und Ricklin Diagnostische Assoziationsstudien. Journ. f. Psychol. u. Neurol. III (1904) 55 ff. (vgl. besonders S. 58), VI, 2 f.

3) Risop Begriffsverwandtschaft und Sprachentwicklung (Progr. Berlin 1903) S. 4 spricht richtig (vom Standpunkt unseres gegenwärtigen Wissens) von "fakultativ eintretenden linguistischen Effekten".

m. E. einen schweren methodischen Fehler begehen; die Annahme einer an sich ungewöhnlichen Analogiebildung — und wer kennt in der Sprachwissenschaft nicht Beispiele für derlei Annahmen — kann dagegen als richtig erwiesen werden, wenn das Assoziationsexperiment damit in Einklang steht [1]). Im übrigen verweise ich wegen dieser Dinge und wegen der prinzipiellen Bedeutung derartiger Dialektstudien auf meine früheren Ausführungen (a. a. O. S. 84 ff.).

Auf einige weitere Einwände, die Herzog gemacht hat, gehe ich nicht ein, so wenn er S. 128. 130 die Brauchbarkeit der Versuche für Kontaminationsbildungen zwar zugibt, für 'reine' Analogie- (oder Proportions)bildungen aber bestreitet, oder wenn er (S. 131 Anm.) an dem Beziehungsgesetz zwischen Schnelligkeit und Geläufigkeit einer Assoziation Ausstellungen macht; es will mir scheinen, als ob Herzog den Sinn des Gesetzes nicht erfaßt hätte; wenn er ernsthafte Assoziationsversuche längere Zeit hindurch gemacht hätte und die einfachen Assoziationsvorgänge von Vorgängen der Determination zu trennen wüßte, würde er den Vorgang beim Abhören französischer Vokabeln (*Mutter* — *mère*) nicht mit unsern Assoziationsversuchen auf die gleiche Linie gestellt haben.

Gar keinen Anlaß habe ich, mich mit den Einwänden K. Voßlers [2]) zu beschäftigen: zwischen dem, was ich für die Aufgabe der Wissenschaft halte — sei sie Sprachwissenschaft oder Psychologie — und dem 'Tiefsinn' Voßlers ist eine solche Kluft, daß es zwecklos ist, in eine längere Erörterung einzutreten; den Vorwurf des "Mangels an Logik" nehme ich daher nicht tragisch.

Man darf von unsern Versuchen zunächst nicht mehr erwarten, als was sie beantworten können. Sie sind ein erster Vorstoß, der aber doch schon zwei wichtige Merkmale der sprachlich wirksamen Assoziationstendenzen ergeben hat (siehe oben S. 6 und a. a. O. S. 80). Daß sich die Versuchsmethode verfeinern und ausbauen läßt, wurde schon gesagt; und daß wir selbst bereits weiter gekommen sind, wird sich noch zeigen. Wir haben uns zunächst auf eine bestimmte Fragestellung beschränkt und haben es z. B. abgelehnt, die Frage zu untersuchen,

1) Durch meine Ausführungen werden auch die Bemerkungen Schuchardts S. 393 f. erledigt.

2) Sprache als Schöpfung und Entwicklung. Heidelberg 1905, 24 ff.

warum überhaupt gewisse Wortassoziationen auftreten (s. a. a. O. S. 83), obwohl die Beantwortung dieser Frage für unser Problem nicht bedeutungslos ist. Der Naturforscher, der die Wirkung bestimmter Ursachen aufsucht, geht ebenfalls Schritt für Schritt vor: er isoliert zunächst einige Erscheinungen, um die Richtung zu finden, in welcher gewisse Ursachen aufzusuchen sind. Ich möchte das Verfahren, das ich begonnen, aber noch nicht bis zum letzten Ende geführt habe, mit demjenigen des physiologischen Chemikers vergleichen, der die spezielle, physiologisch wirksame (chemische) Substanz in einem bestimmten Organ oder in einer Heil- oder Giftpflanze usw. zu bestimmen und zu isolieren sucht.

Was die spezifischen Ursachen der Analogiebildungen betrifft, so stehen wir erst im Anfang der experimentellen Untersuchung. Wir wissen, daß gewisse Assoziationstendenzen sprachliche Wirkungen ausüben und daß sie sich durch Zeitdauer und Geläufigkeit von andern Assoziationen unterscheiden: diese Assoziationstendenzen rufen jedoch die sprachlichen Wirkungen nicht immer und unter allen Umständen hervor. Uns ist demnach erst ein Teil der Bedingungen bekannt, unter denen die sprachliche Wirkung der gefundenen Assoziationstendenzen eintritt; weitere Bedingungen können teils außerhalb, teils innerhalb des Assoziationsvorgangs liegen. Die Untersuchung kann sich zunächst auf die Frage erstrecken, ob den sprachlich wirksamen Assoziationstendenzen noch sonstige Eigenschaften außer den schon gefundenen zukommen, die das Eintreten einer Analogiebildung begünstigen. Je mehr Eigenschaften wir feststellen, desto kleiner wird der Kreis der Assoziationen oder Assoziationsarten, welche für die psychologische Erklärung der Analogiebildung maßgebend sind — und damit gewinnen wir vermutlich immer bessere und reinere, d. h. gesetzmäßige Beziehungen zwischen dem assoziativen und sprachlichen Vorgang. Der folgende Abschnitt soll zeigen, daß und wie man in dieser Richtung weiterkommen kann. Es handelt sich zunächst darum, ob für die Festigkeit und das Wesen des Assoziationsvorganges, den wir für die Analogiebildung voraussetzen, außer Geläufigkeit und Zeitdauer noch andere Merkmale zu gewinnen sind.

II.

K. Marbe (a. a. O. 11 ff.) und daran anschließend J. Orth[1]) haben darauf hingewiesen, daß die übliche Einteilung der Assozia-

1) Ztschr. f. Psychol. u. Paedog. 1901, 1 ff.

tionen nicht eine Einteilung dieser psychischen Prozesse, sondern der "Bedeutungsverhältnisse der aneinander assoziierten Worte" sei. Eine psychologische Klassifizierung hat die Aufgabe, die Assoziationen nach ihren psychischen Merkmalen zu gruppieren. Wir konnten schon bei unsern frühern Versuchen öfter feststellen, daß ein Teil der ausgelösten Assoziationen sich unmittelbar ohne jegliches Zwischenerlebnis an das Reizwort anschließt, daß bei anderen (besonders bei einer Versuchsperson) das zugerufene Wort zunächst eine (oft visuelle) Vorstellung auslöste, die dann benannt wurde; in diesem Fall waren die Reaktionszeiten durchschnittlich viel länger als sonst. Wir mußten bei der Verarbeitung unserer Versuche diese Erscheinung unberücksichtigt lassen, weil sie sich erst im Verlauf der Versuche herausstellte und uns damals für unser nächstes Ziel nicht wesentlich schien. Auf die Veranlassung Marbes haben nun zwei seiner Schüler, K. Mayer und J. Orth, die psychischen Erlebnisse beim Assoziationsvorgang genauer untersucht und für die Einteilung der Assoziationen verwertet[1]). Die Resultate dieser Untersuchung scheinen mir für die Erkenntnis des Analogiebildungsprozesses verwertbar und haben mich zu eigenen neuen Versuchen veranlaßt.

Die Verfasser arbeiteten mit einem Wortmaterial (408 einsilbigen Substantiven), das schon bei früheren Assoziationsversuchen (von Trautscholdt und Aschaffenburg) verwendet worden war; die Untersuchung von 1224 Assoziationen, die von 4 Beobachtern gewonnen waren, bestätigte die Existenz zweier verschiedenen Assoziationstypen, nämlich einer Form der Assoziation ohne eingeschaltete Bewußtseinsvorgänge und einer solchen mit eingeschalteten Bewußtseinsvorgängen; wir wollen sie im Folgenden kurz als 'spontane' und 'vermittelte' Assoziationen bezeichnen. Die vermittelten Assoziationen traten in diesen Versuchen im allgemeinen viel häufiger auf als die spontanen; sie betragen zwischen 64,3 und 92,8 % aller Assoziationen. Wenn auch jede Versuchsperson beide Typen bot, so ergab sich doch bei einem Beobachter eine besonders starke Vorliebe für vermittelte Assoziationen. Wie weit dieses Ergebnis durch die Wahl der Reizworte bedingt ist, ist aus der Arbeit nicht ersichtlich: soviel aber sehen wir deutlich, daß die Art des Asso-

1) K. Mayer u. J. Orth Zur qualitativen Untersuchung der Association. Ztschr. f. Psychol. u. Physiol. d. Sinnesorgane XXVI (1901).

ziierens bei verschiedenen Menschen verschieden ist. Die Zeitdauer der vermittelten Assoziationen war bei allen Versuchspersonen im Durchschnitt größer als die der spontanen Assoziationen; der Unterschied betrug im Mittel 0,32 bis 0,94 Sekunden; er war um so größer, je mehr Bewußtseinsvorgänge zwischen Reiz- und Reaktionswort eingeschaltet waren; irgend welche Willensbetätigung, so das Suchen nach einer Beziehung zu dem gehörten Wort, verlangsamte den Assoziationsverlauf in noch stärkerer Weise (um durchschnittlich 0,48 bis 0,77 Sek.) gegenüber allen andern Assoziationen. Auch gefühlsbetonte (insbesondere unlustbetonte) Bewußtseinsvorgänge verlangsamen erheblich (um durchschnittlich 0,40 bis 1,07 Sek.) den Assoziationsprozeß. Wie weit Bewußtseinsvorgänge, die sich nicht einschalten, sondern Reiz- oder Reaktionswort nur begleiten, den Ablauf der Assoziation beeinflussen, bleibt noch zu untersuchen.

Da die Verfasser die einzelnen Reaktionen nicht mitteilen, so ist es nicht möglich, über die sprachlichen Eigenschaften der Reiz- und Reaktionsworte zu urteilen. Offen bleibt auch noch die Frage, ob wirklich die vermittelten Assoziationen durchweg häufiger auftreten als die spontanen: das hängt nicht nur von den Versuchspersonen, sondern auch von dem Charakter der Reizworte ab. Die Reizworte Trautscholdts und Aschaffenburgs sind nach psychologischen, nicht sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgewählt: wir müssen nun die Frage besonders untersuchen, wie die sprachlich bedeutsamen Assoziationen sich verhalten, zu welchem Assoziationstypus sie gehören. Man kann a priori annehmen, daß Assoziationen, die durch besondere Bewußtseinsvorgänge, d. h. eingeschaltete Gesichts- und andere Vorstellungen, Willensbetätigungen, Gefühle vermittelt sind, auf Assoziationstendenzen beruhen, die schon deshalb nicht sprachlich wirksam werden, weil die fraglichen Assoziationen zu langsam eintreten, um im Verlauf des Sprechens die Innervation, bezw. Lautform eines Wortes zu beeinflussen. Nur eine solche Wortvorstellung, die durch ein gegebenes Wort ohne Zwischenglied ausgelöst wird, wird induzierend (störend) auf das primäre Wort wirken können. Auch eine visuelle oder allgemein akustische (nicht speziell sprachliche!) Vorstellung kann, so unmittelbar sie auch auftreten mag, ein innerviertes Wort in seiner Lautform nicht beeinflussen. Wir dürfen also erwarten, daß nur Wortvorstellungen, die unmittelbar, d. h. ohne Einschaltung sonstiger Be-

wußtseinsvorgänge hervorgerufen werden, für Analogiebildungen in betracht kommen, alle andern Assoziationen aber unwirksam bleiben: wir können die letzteren für das Studium des Wesens der Analogiebildung ausschalten und brauchen nur die spontanen Assoziationen weiter zu untersuchen. Nicht selten war freilich bei den Versuchen von Mayer und Orth eine Wortvorstellung das Mittelglied zwischen Reiz- und Reaktionswort [1]); auch diese vermittelten Reaktionen sind künftighin auszuschalten, weil es ja auf die erste Wortvorstellung allein ankommt, die in diesen Fällen der Messung entzogen ist [2]).

Die Reaktionen, welche wir in unsern früheren Versuchen als sprachwissenschaftlich bedeutsam erkannten, waren jeweils die durchschnittlich schnellsten; die für uns bedeutungslosen Reaktionen verliefen langsamer. Jene werden also meist dem spontanen, diese meist dem vermittelten Assoziationstypus angehört haben (wie schon von uns bei einer Versuchsperson [Roos] beobachtet werden konnte). Ob das wirklich zutrifft, darüber kann natürlich nur das Experiment Auskunft geben: wo dieses eine Aufgabe lösen kann, hat es vor jeder theoretischen Erörterung den Vorzug.

Ich hatte für meine Versuche, die im Sommer 1905 im physiologischen Institut der Universität Marburg ausgeführt wurden, 7 Versuchspersonen, nämlich vier Studierende und einen Privatdozenten der Universität, einen Lehrer und eine jüngere Dame. Aus den Reizworten, mit denen Marbe und ich schon früher operiert hatten, wählte ich folgende für die neuen Versuche aus: 10 Verwandtschaftswörter (*Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester, Vetter, Base, Schwager, Schwägerin*). 10 Adjektiva (*groß, klein, leicht, schwer, alt, jung, dick, dünn, weiß, schwarz*), 10 Zahlen (1 — 10). 10 Verba (*geben, nehmen, essen, trinken, fahren, reiten, lesen, schreiben, binden, finden*), sowie die 8 Formwörter *ich, du, wir, ihr, wo, da, hier, dort.* Die Versuchsanordnung war folgende [3]): der Taster, den ich beim Zu-

1) S. a. a. O. S. 8.

2) Daß man bei diesem Verfahren der Ausschaltung nicht den Fehler macht, den Aschaffenburg und Orth (Ztschr. f. Psychol. u. Paedag. 1901, S. 8) Münsterberg vorwerfen, liegt auf der Hand.

3) Mein Kollege Prof. Dr. N. Ach hatte die Liebenswürdigkeit, sowohl die Apparate zusammenzustellen wie auch bei den Versuchen selbst mitzuwirken, wofür ich ihm auch an dieser Stelle danke.

rufen des Wortes niederdrückte, setzte das Hippsche Chronoskop in Bewegung; die Versuchsperson sprach das assoziierte Wort in einen Schalltrichter, dessen Membran die Unterbrechung des elektrischen Stroms bezw. die Arretierung des Chronoskops bewirkte. Das Chronoskop wurde von Herrn N. Ach bedient und kontrolliert, der die Zeiten (in σ, d. h. $^1/_{1000}$ Sek.) aufschrieb, während ich die Assoziationsworte samt den Erlebnissen der Versuchspersonen protokollierte. Die 48 Versuche waren für jede Versuchsperson auf drei (nicht aufeinander folgende!) Nachmittage verteilt; um außerdem noch einer gegenseitigen Beeinflussung der zugerufenen Worte entgegenzuwirken, wurden zwischen hinein beliebige andere Worte zugerufen.

Die Versuche lehrten zunächst in ihrer Gesamtheit dasselbe, was schon die früheren Versuche ergeben hatten; vgl. die folgenden Tabellen III — VII, wobei in Klammern die Zahlen der früheren Versuche beigefügt sind; nur die bevorzugtesten Reaktionen sind hier berücksichtigt, da nur diese die Uebereinstimmung mit den früheren Versuchen illustrieren können. Abweichende Reaktionen sind *kursiv* gedruckt.

Unter VIa ist eine Tabelle hinzugefügt, welche nach Versuchen von Dr. phil. Menzerath das Verhalten der *Zehner* (aus 8 neuen Versuchspersonen) zeigt.

Tabelle III.

Reizwort	Bevorzugteste Reaktion	Häufigkeit	Durchschnittl. Dauer in Sek.
Vater	Mutter	7 (5)	1,16 (1,24)
Mutter	Vater	6 (3)	0,99 (1,67)
Sohn	Vater	4 (5)	1,23 (1,36)
Tochter	*Schwester*	3 (0) [1]	1,18 (—)
Bruder	Schwester	5 (6)	1,15 (1,33)
Schwester	Bruder	6 (4)	1,02 (1,90)
Vetter	Base [2]	4 (3)	1,60 (1,40)
Base	Vetter	3 (5)	1,81 (1,88)
Schwager	*Schwester*	2 (0) [3]	1,80 (—)
Schwägerin	Schwager	4 (0) [4]	1,32 (—)

1) *Tochter* — *Mutter* trat als nächstbevorzugte Reaktion 2 mal auf (früher als bevorzugteste 4 mal).

2) Bezw. *Cousine*.

3) Früher *Schwager* — *Bruder* (2 mal).

4) Früher ohne bevorzugteste Reaktion.

Tabelle IV.

Reizworte	Bevorzugteste Reaktion	Häufigkeit	Durchschnittl. Dauer
groß	klein	7 (7)	0,85 (1,29)
klein	groß	7 (6)	0,85 (1,37)
leicht	schwer	7 (7)	1,01 (1,46)
schwer	leicht	6 (6)	0,89 (1,23)
alt	jung [1])	7 [1]) (6)	1,71 [2]) (1,30)
jung	alt	6 (7)	0,79 (1,17)
dick	dünn [3])	6 [3]) (7)	0,96 (1,26)
dünn	dick	6 (7)	0,83 (1,29)
weiß	schwarz	4 (7)	0,92 (1,63)
schwarz	weiß	5 (6)	0,77 (1,43)

1) Darunter einmal *neu*.

2) Diese lange Zeitdauer ist bedingt durch eine einzige vermittelte Reaktion *alt — jung*, die 6,337 Sek. brauchte, vgl. dazu die Bemerkungen S. 11.

3) Darunter einmal *mager*.

Tabelle V.

Reizworte	Bevorzugteste Reaktion	Häufigkeit	Durchschnittl. Dauer
ich	du	6 (4)	0,92 (1,25)
du	er	2 (5)	0,71 (1,28)
wir	ihr [1])	3 (3)	0,98 (1,47) [2])
ihr	wir	3 (3)	0,92 [3]) (1,60)
wo	da, 2 dort, hier	4 (5) [4])	1,35 (1,60) [5])
hier	dort, 1 da	5 (6)	1,04 (1,37)
da	2 hier, 2 dort	4 (4)	0,88 (1,50)
dort	2 da, 2 hier	4 (5) [6])	0,92 (1,32)

1) *wir — uns*: 2 (3).

2) Durchschnitt von *ihr* und *uns*.

3) Nur aus zwei Fällen berechnet (wegen Ausfallens einer Zeitmessung).

4) 4 *da*, 1 *dort*.

5) Mit Hinzuziehung von *dort*.

6) Nur: *hier*.

Tabelle VI.

Reizworte	Bevorzugteste Reaktion	Häufigkeit [1])	Durchschnittl. Dauer
eins	zwei	5 (5) (7)	0,96 (1,20)
zwei	drei	4 (4) (7)	1,91 [3]) (1,15)
drei	vier	5 (5) (7)	1,11 (1,32)
vier	fünf	5 (6) (8)	0,71 (1,13)
fünf	sechs	4 (6) (6)	0,68 (1,17)
sechs	sieben	4 (5) (6)	0,84 [4]) (1,16)
sieben	acht	4 (6) (4)	0,85 (1,33)
acht	neun	3 (6) (6)	0,87 (1,43)
neun	zehn	4 (5) (7)	1,00 (1,52)
zehn	{ elf	{ 2 (2) [2]) (6)	0,85 (1,20)
	{ zwölf	{ 2 — —	0,99 —

1) Die an dritter Stelle in Klammer gegebenen Zahlen ergaben sich bei den Versuchen von Dr. phil. Menzerath (s. o.).

2) Die bevorzugteste R. war früher *zwanzig* (3 mal); *elf* die nächstbevorzugte.

3) Bedingt durch eine R. von 5,71 Sek.

4) Nur aus drei Messungen.

Tabelle VIa.

Reizworte	Bevorzugteste Reaktion	Häufigkeit	Durchschnittl. Dauer	Durchschnittl. Dauer der übrigen Reaktionen
zehn	elf	6	0,839	1,436
zwanzig	dreißig	7	0,884	1,131
dreißig	vierzig	7	0,973	2,249
vierzig	fünfzig	6	0,734	0,887
fünfzig	sechzig	5	0,851	1,054
sechzig	siebzig	4	0,977	1,474
siebzig	achtzig	6	0,725	0,964
achtzig	neunzig	7	1,002	1,085
neunzig	hundert	7	1,072	1,320
hundert	tausend	6	1,139	1,802

Tabelle VII.

Reizwort	Bevorzugteste Reaktion	Häufigkeit	Durchschnittl. Zeit
binden	Strick [1])	2 (—)	1,58 (—)
essen	trinken	5 (6)	1,06 (1,13)
fahren	gehen [2])	4 (—)	1,18 (—)
finden	suchen	4 (4)	1,11 (1,40)
geben	nehmen	4 (4)	1,29 (1,75)
lesen	schreiben	4 (5)	0,91 (1,16)
nehmen	geben	5 (6)	1,05 (1,33)
reiten	fahren	5 (3)	1,01 (1,27)
schreiben	lesen	4 (4)	0,96 (1,15)
trinken	essen [3])	4 (—)	1,05 (—)

Die Wiederholung von Assoziationsversuchen bestätigt also unsere früheren Ergebnisse [4]), und mithin beruhen auch die folgenden Ausführungen auf einem ganz gleichartigen Material wie dasjenige, an welches wir unsere früheren Erörterungen anknüpften. Unser Material soll aber nunmehr mit Rücksicht auf die Vorgänge geprüft werden, die sich bei der Reproduktion abspielen, indem wir die Reaktionen einteilen in 1) spontane (bezeichnet mit R a), wo sich das Reaktionswort ohne Erlebnis unmittelbar an das Reizwort anschloß, 2) in solche mit Begleitvorstellungen (R b), 3) vermittelte d. h. mit zwischengeschalteten Vorstellungen (R c). Da öfter nicht zu entscheiden war, ob Typus 2) oder 3) vorliegt, so sind diese Fälle besonders als R (bc) zusammengefaßt. Über die Häufigkeit und die Zeitdauer dieser Assoziationsformen gibt Tabelle VIII in den vier mit R a usw. bezeichneten Hauptkolumnen Auskunft; jede Kolumne enthält die Häufigkeit (H) und die durchschnittliche Zeitdauer (Z) der Reproduktionen in Sekunden; die letzte Kolumne (K) gibt an, wie viele der unter R a, R b, R c, R (bc) verzeichneten Reaktionen reine Klangassoziationen sind. Die Versuchspersonen sind in der

1) Früher *finden* (2).

2) Früher *reiten* (5).

3) Früher *winken* (2).

4) Das gilt auch für unser Geläufigkeitsgesetz, das ich hier nicht weiter erörtere, weil es von meinem Hörer Menzerath an größerem Material nochmals geprüft werden wird.

1. Kolumne mit den Ziffern I—VII bezeichnet; die eingeklammerte Zahl dahinter gibt die Anzahl der verwerteten Versuche an [1]).

Tabelle VIII.

	Ra		Rb		Rc		R (bc)		K
Versuchsperson	H	Z	H	Z	H	Z	H	Z	H
I (47)	35	0,944	6	0,867	3	1,565	3	1,414	—
IV (46)	32	0,867	10	0,934	4	1,245	—	—	19
III (46)	21	0,906	9	0,768	13	1,272	4	1,005	1
VI (47)	21	1,074	1	0,772	13	2,391	12	0,969	1
VII (45)	17	0,814	8	0,717	15	1,136	5	0,717	—
V (47)	13	1,025	4	0,943	20	1,768	10	1,269	—
II (48)	8	1,157	4	1,179	23	1,576	13	1,296	—
Summe und Zeitmittel	147	0,944	42	0,868	91	1,603	46	1,131	21
in %	45	—	13	—	28	—	14	—	6,5

Die Kolumnen Ra und Rc der Tabelle zeigen zunächst in Übereinstimmung mit den Resultaten von Mayer und Orth die zeitliche Verschiedenheit zwischen spontanen und vermittelten Assoziationen; bemerkenswert ist ferner, daß eine Begleitvorstellung (Kolumne Rb) den zeitlichen Ablauf nicht ungünstig beeinflußt (d. h. nicht verlangsamt), daß also diese Assoziationen offenbar spontan (wie Ra) eintreten. Wenn die Zeitangaben der Kolumne R (bc) zwischen denen von Rb und Rc stehen, so ergibt sich daraus, daß ein Teil jener Reaktionen zu Rb, ein Teil zu Rc gehört. Aber sie scheiden im Folgenden als nicht mit Sicherheit einzuordnende Fälle aus. Rb könnte zusammen mit Ra dem Typus Rc gegenübergestellt werden; wir ziehen es aber zur Vereinfachung der Diskussion vor, Ra allein mit dem Typus Rc zu vergleichen [2]).

1) D. h. die Fehlversuche sind abgezogen; auf jede Versuchsperson kommen 48 zugerufene Worte.

2) Mentz Lit. Centralbl. 1902, 74 legt Wert darauf, daß festgestellt wurde, welche Begleitvorstellungen bei den einzelnen Assoziationen auftreten. Diese haben aber für den Prozeß der Analogiebildung keine Bedeutung — höchstens für die Untersuchung der Ursache der Assoziation; denn gerade die spontanen Reaktionen, denen jede Begleitvorstellung fehlt, besitzen ihrer Natur nach die Fähigkeit, unwillkürlich induzierend zu wirken.

Daß bei meinen Versuchen im Gegensatz zu Mayer und Orth die spontanen Reaktionen deutlich überwiegen (45 % gegenüber 28 %), ist offenbar nicht durch die Versuchspersonen, sondern durch das Wortmaterial bedingt: Worte, welche an sich die Tendenz haben, geläufige Wortassoziationen hervorzurufen, und die deshalb auch zu Untersuchungen über Analogiebildungen geeignet sind[1]), rufen eben überwiegend spontane Assoziationen hervor.

Man kann erwarten, daß die verschiedenen Wortkategorien sich hinsichtlich des Auftretens spontaner Assoziationen verschieden verhalten; wenngleich mein Material nicht groß genug ist, um gesetzmäßige richtige Zahlen für solche Verschiedenheiten zu liefern, so zeigt doch die folgende Tabelle deutlich das Eine, daß die Zahlwörter stärker als die anderen Versuchswörter spontane Assoziationen hervorrufen:

Tabelle IX.

Reizwort	Anzahl[2]) von Ra	Anzahl[2]) aller übrigen Reaktionen
Verwandtschaftsnamen . . .	39	59
Pronomina und Adverbia . .	41	51
Adjektiva	43	56
Verba	44	55
Zahlwörter	51[3])	48

Es ist somit ein Mittel gewonnen, die Disposition zu reinen Wortassoziationen (Ra) für die einzelnen Wörter und Wortarten experimentell zu bestimmen; damit erhalten wir zugleich die Möglichkeit, die Disposition zu Analogiebildungen quantitativ abzuschätzen. Denn daß das Auftreten spontaner Assoziationen (Ra) mit dem Prozeß der Analogiebildung zusammenhängt, ergibt sich aus der genaueren Prüfung der Assoziationstypen, die jeweils bei den verschiedenen reproduzierten Wörtern auftreten bezw. bevorzugt werden. Schon frühere Versuche[4]) hatten gezeigt, daß die re-

1) Meine Versuchsworte sind ja seinerzeit mit Rücksicht auf die dabei leicht auftretenden Analogiebildungen ausgewählt worden.

2) in %; die Fehl-Reaktionen sind weggelassen.

3) Die Versuche meines Schülers Menzerath ergaben hinsichtlich der Zahlen 1—10 und der Zehner 10—100 ein noch stärkeres Überwiegen von Ra für die reproduzierten Zahlen, nämlich 77,5 % und 81 %.

4) Thumb und Marbe a. a. O. S. 17f.

produzierten Wörter vorwiegend der gleichen sprachlichen Kategorie angehören wie das Reizwort; d. h. ein Substantiv bevorzugt ein Substantiv, ein Adjektiv ein anderes Adjektiv usw. Analogiebildungen vollziehen sich ebenfalls überwiegend innerhalb der gleichen Wortkategorie. Auch qualitativ sind nun die Reaktionen aus der gleichen Wortkategorie von anderen Reaktionen verschieden: bei Assoziationen der gleichen sprachlichen Kategorie sind die spontanen Reaktionen (R a) verhältnismäßig häufiger als bei sonstigen Assoziationen. Das ergibt sich aus der Tabelle X; in der zweiten und dritten Kolumne sind alle Reaktionen zusammengestellt, bei denen auf das Reizwort mit einem Wort der gleichen Kategorie reagiert wurde, wobei also auf das Verwandtschaftswort ein Verwandtschaftswort, auf das Adjektiv ein Adjektiv der gleichen Bedeutungssphäre, auf das Pronomen ein Pronomen, auf das Ortsadverb ein Ortsadverb, auf das Zahlwort ein Zahlwort, auf das Verbum ein Verbum folgte[1]).

Tabelle X.

Reizwort	A. Reaktionen aus der gleichen Kategorie		B. Reaktionen aus anderen Wortklassen			
			Gesamtzahl		ohne die Klangassoz.	
	R a	R c	R a	R c	R a	R c
Verwandtschaftswörter	24	27	3	—	3	—
Adjektiva	29	7	1	2	—	2
Pronomina	11	4	1	5	—	4
Adverbia	8	6	4	2	3	2
Zahlwörter[2])	33	12	4	3	—	3
Verba	26	15	5	4	3	4
	131	71	18	16	9	15

Das Verhältnis der Zahlen von R a und R c ist in der Gruppe A, d. h. bei den Reaktionen der gleichen Kategorie, dem Verhältnis in der Gruppe B, d. h. bei Reaktionen aus andern Wortklassen, direkt entgegengesetzt; im ersten Fall überwiegt

1) Warum eine 6. und 7. Kolumne mit Abzug der Klangassoziationen gebildet wurde, kommt später zur Sprache, s. S. 11 Fußn.[2]).

2) Bei den Versuchen des Herrn Menzerath ergaben sich für die Einer und Zehner (8 Versuchspersonen) die Zahlen 117 : 15, 2 : 7, 1 : 4.

R a, im zweiten (Kol. 6 und 7) R c. Daß nun, wie schon bemerkt, Analogiebildungen sich häufiger zwischen Wörtern der gleichen Klasse als zwischen solchen verschiedener Klassen einstellen, wird mithin durch das Experiment in einem weiteren Punkte[1]) psychologisch verständlich: jener sprachlichen Verschiedenheit entspricht ein differenziertes Verhalten der zugrunde liegenden psychischen Prozesse; der Prozeß der Analogiebildung steht also mit dem Auftreten des Assoziationstypus R a in einem inneren (funktionellen) Zusammenhang.

Ein Überwiegen der spontanen Assoziation (R a) zeigt sich aber nicht nur allgemein innerhalb der gleichen sprachlichen Kategorie; es macht sich noch stärker geltend, wenn man die bevorzugtesten (geläufigsten) Assoziationen (wie *Vater* : *Mutter*, *leicht* : *schwer*) mit allen übrigen vergleicht, worüber Tabelle XI Auskunft gibt.

Tabelle XI.

Reizwort	A. Gesamtzahl der bevorzugtesten Assoziationen		B. Anzahl der übrigen Assoz.			
			Gesamtzahl		ohne die Klangassoz.	
	R a	R c	R a	R c	R a	R c
Verwandtschaftswörter	19	15	8[2])	14[2])	4	14
Adjektiva	28	6	2	3	1	3
Pronomina	8	1	4	8[3])	3	7
Adverbia	7	5	5	3	4	3
Zahlwörter[4])	28 (110)	4 (4)	9 (9)	11 (18)	5 (8)	11 (15)
Verba	19	12	12	9	7	8
	109	43	40	48	24	46

Wie eine Vergleichung dieser und der vorigen Tabelle zeigt, wird also der Gegensatz in der Verteilung der Assoziationstypen R a und R c noch größer, wenn man die bevorzugtesten

1) Außer dem quantitativ häufigeren Auftreten von Assoziationen der gleichen Kategorie.

2) Eingeschlossen sind 2 : 4 'nächstbevorzugte' Reaktionen.

3) Mit Einschluß von 2 nächstbevorzugten Reaktionen.

4) Die eingeklammerten Zahlen stammen aus den Versuchen des Herrn Menzerath.

Assoziationen allen anderen gegenüberstellt; denn während Ra bei den Reaktionen der gleichen Wortklasse (Tab. X) die Anzahl von Rc um das 1,8 fache übertrifft (131 : 71), übertrifft das Auftreten von Ra bei den bevorzugtesten Assoziationen die Anzahl von Rc um das 2,5 fache. Entsprechend wird auch der Gegensatz bei den vereinzelten Assoziationen (B) stärker: denn Rc übertrifft hier Ra in Tabelle X um das 1,7 fache, in Tabelle XI um das 1,9 fache.

Wenn ich auch hier wieder die Klangassoziationen in Abzug bringe[1]), so geschah das deshalb, weil sie unter eigenartigen Bedingungen (bei einer besonderen Bewußtseinskonstellation) eintreten: über Versuche, die N. Ach und ich in dieser Hinsicht unternommen haben, soll bei anderer Gelegenheit berichtet werden[2]).

Nachdem wir schon früher festgestellt haben, daß die zu den Analogiebildungen in Beziehung stehenden Assoziationen auch die geläufigsten und durchschnittlich schnellsten sind, haben wir nunmehr für diese Assoziationen ein drittes Merkmal gewonnen: sie sind überwiegend spontane, an das induzierende Wort unmittelbar sich anschließende Reaktionen. Wir können sie auch 'reine Wortassoziationen' nennen. Die Disposition einer Sprachform zur Analogiebildung oder die 'analogiebildende Kraft' einer Sprachgemeinschaft kann daher definiert werden als Funktion von Geläufigkeit, Zeitdauer und Typus der Assoziationen, welche eine Sprachform hervorzurufen imstande ist. Also

1. Je geläufiger (häufiger) eine Assoziation ist, desto größer ist ihre analogiebildende Kraft; wir bezeichnen diese mit A_n, wobei n die Anzahl der Individuen bedeutet, für welche die Assoziationsbasis untersucht wird. Wenn wir die Häufigkeit einer bestimmten Assoziation mit H, die Geläufigkeit mit G bezeichnen, dann ist $G = \frac{H}{n}$; da nun ein Wachsen von G das Wachsen von A_n bedingt, so kann auch $\frac{H}{n}$ unmittelbar als ein Maß der analogiebildenden Kraft betrachtet werden, d. h. $A_n = \frac{H}{n}$.

1) Man sieht übrigens aus Tab. XI, daß dadurch das Resultat nur quantitativ sich etwas verschiebt, daß aber unsere allgemeinen Sätze davon nicht berührt werden.

2) Auch über die Frage, wie weit Lautähnlichkeit überhaupt bei Assoziationen bezw. Analogiebildungen eine Rolle spielt, habe ich keinen Anlaß, mich zu äußern, bevor positive Untersuchungen vorliegen; vgl. auch meine Bemerkungen a. a. O. S. 81.

Der günstigste (höchste) Wert wird erreicht, wenn $H = n$ wird; dann ist $A_n = 1$. H muß mindestens den Wert 2 haben, weil sonst von einer Geläufigkeit bezw. von einer 'bevorzugten' Assoziation überhaupt nicht gesprochen werden kann.

2. Je schneller eine Assoziation im Durchschnitt eintritt, desto leichter kann sie das induzierende Wort beeinflussen; wenn Z die durchschnittliche Zeitdauer der häufigsten Assoziationen bezeichnet, dann ist $A_n = \frac{1}{Z}$ (d. h. mit dem Wachsen von Z wird der Wert von $\frac{1}{Z}$ immer kleiner). Die Grenzwerte sind empirisch bestimmt durch die Zeitdauer, innerhalb deren die häufigsten (bevorzugtesten) Assoziationen auftreten. Wenn wir jedoch statt $\frac{1}{Z}$ den Bruch $\frac{1}{Z+1}$ einsetzen[1]), so nähert sich der Grenzwert von A_n mit der Abnahme von Z ebenfalls immer mehr dem Werte 1.

3. A_n ist abhängig von dem Auftreten des Assoziationstypus Ra; d. h. A_n nimmt zu, je mehr von den geläufigen Assoziationen dem Typus Ra angehören; wenn wir mit Ra die Anzahl der entsprechenden spontanen Assoziationen, mit H die Anzahl der im ganzen vorkommenden geläufigen Assoziationen bezeichnen, dann ist $A_n = \frac{Ra}{H}$. Der günstigste Fall tritt ein, wenn $Ra = H$ ist; dann ist $A_n = 1$. Wird aber $Ra = 0$, so wird auch $A_n = 0$: in diesem Falle wäre also keine Neigung zur Analogiebildung anzunehmen.

4. Das Zeitmoment (s. Nr. 2) kann mit dem Auftreten von Ra (Nr. 3) kombiniert werden: wir dürfen annehmen, daß eine Störung des induzierenden Wortes umso leichter eintritt, je schneller dasselbe eine reine Wortassoziation hervorruft. Wenn also z die durchschnittliche Dauer der Assoziation Ra bezeichnet, dann ist $A_n = \frac{Ra}{H} : z$ oder $\frac{Ra}{H \cdot z}$. Auch hier nähert sich der Wert des Bruches immer mehr dem Werte 1, je kleiner z und je größer Ra wird (vgl. den Grenzwert 1 bei Nr. 3).

Wir verzichten darauf, die unter 1—4 aufgestellten Formeln

1) Darauf machte mich Herr Prof. Richarz aufmerksam, als ich die Hauptresultate der vorliegenden Untersuchung in der Marburger "Gesellschaft zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften" vortrug.

zu einer einheitlichen mathematischen Formel zu verbinden; es wäre das ein rein mathematisches Problem, das erst dann für unsere Frage Bedeutung gewinnt, wenn die Formeln empirische Anwendung fänden, bezw. empirisch verifiziert werden können. Vielleicht ist 3 und 4 das wichtigste Maß der Neigung zur analogischen Umbildung. Tabelle XII mag zeigen, was für Zahlen die 4 Formeln (Kolumne 3—6) bei den Wörtern *Vater*, *Mutter*, *Base* ergeben (auf grund der in Tab. III mitgeteilten Versuche):

Tabelle XII.

Reizwort	Geläufigste Assoziation	A_n nach Formel			
		I	II	III	IV
Vater	Mutter	1,00	0,86	0,71	0,69
Mutter	Vater	0,86	1,01	0,67	0,76
Base	Vetter	0,43	0,55	0,33	0,24

Alle vier Formeln zeigen übereinstimmend in ihren Zahlenergebnissen, daß die assoziative Verbindung von *Base — Vetter* viel schwächer ist als die von *Vater — Mutter* oder *Mutter — Vater*. Man könnte daraus (für das Deutsche) schließen, daß Analogiebildungen in den beiden letzten Fällen häufiger als im ersten Fall auftreten werden. Den Versuch, dies empirisch mit Hilfe der deutschen Dialektgeographie zu prüfen, habe ich leider aufgeben müssen, weil das nötige sprachliche Material fehlt. Aber das Problem einer Verifizierung und Auswertung der Formeln muß im Auge behalten werden. Außer der Dialektforschung steht uns noch ein anderer Weg offen, um die Formeln auf ihre tatsächliche Geltung hin zu prüfen: es ist das Experiment, welches darauf ausgeht, künstlich Analogiebildungen zu erzeugen, eine Aufgabe, über deren Ausführung ich unten noch einige Bemerkungen machen werde.

Ich habe mich auch in den neuen Experimenten darauf beschränkt, die Beziehungen zwischen den gegebenen Assoziationen und den eventuellen Analogiebildungen festzustellen; die Frage, warum gewisse Assoziationen auftreten, gehört zunächst (wie ich schon früher [a. a. O. S. 86] deutlich gesagt habe) nicht hierher: in der Besprechung unserer Arbeit wurde trotzdem dieses Problem, das ein Untersuchungsgebiet für sich bildet,

immerfort eingemengt. Wer untersucht, unter welchen Bedingungen bestimmte Assoziationstendenzen sprachlich wirksam werden, der braucht nicht auf den Inhalt der korrespondierenden Wörter einzugehen, wie R. Meyer[1]) meint. Ob ein Wort *finden* eine Assoziation *suchen* oder eine Assoziation *Flinte* hervorruft, ist an sich für den Prozeß der Analogiebildung gleichgiltig: es kommt für das Zustandekommen einer solchen nur darauf an, ob die Wortassoziation *suchen* oder *Flinte* gewisse Merkmale hat, welche eine sprachliche Beeinflussung des induzierenden Wortes begünstigen. Warum die Assoziation solche Merkmale hat, ist wieder eine Frage für sich. Es ist falsch, mit Herzog[2]) zu sagen, daß Laut- und Bedeutungsähnlichkeit oder die Anzahl der beeinflussenden Formen u. dgl. begünstigende Momente für das Zustandekommen der Analogiewirkung sind: sie kommen vielmehr nur als begünstigende Faktoren für das Zustandekommen gewisser Assoziationstendenzen in Betracht[3]) — und wie weit dies der Fall ist, muß der Psychologe empirisch untersuchen; bloße Meinungsäußerungen führen nicht zum Ziel.

Die Vermutung, daß geläufige Redensarten, wie *jung und alt*, *durch dick und dünn* die entsprechenden Reaktionen *jung — alt*, *dick — dünn* erzeugen[4]), liegt natürlich nahe; ein Weg, um die Frage zu lösen, wäre die von Sütterlin vorgeschlagene Statistik des Wortgebrauchs. Noch allgemeiner faßt Schuchardt[5]) das Problem: die Verknüpfung der Wörter im Satz schafft die Assoziation; Schuchardt denkt dabei auch an mehr gelegentliche Verknüpfung von Worten, wie *fluchen* → *Matrose*, *brennen* — *Haus*, *leicht* → (*wie eine*) *Feder*, und zeigt an gut gewählten Beispielen, wie leicht sich die assoziativ vorkommenden Wörter in der Sprache berühren: denn die Worte "fliegen allerdings nicht frei in der Luft herum", sondern leben nur in der gesprochenen Rede, d. h. in Sätzen, da wir in Sätzen reden. Wird durch diese Feststellung für die exakte Lösung des Problems etwas gewonnen? Alle beliebigen Wörter können sich in der Rede tag-

1) in seiner Besprechung im Anz. f. d. deutsche Altertum 1902, 279 f.

2) a. a. O. S. 126 f.

3) Hier drückt sich Mentz richtig aus, wenn er z. B. die Frage aufwirft, ob nicht "der besondere Reichtum der Flexionssysteme für Zeit- und Personenbezeichnung in bezug auf das Reproduzieren gleicher Klasse günstig oder ungünstig wirkt" (a. a. O. 75).

4) Herzog (S. 132) und andere.

5) a. a. O. 395 ff.

täglich verknüpfen — aber wirken beliebige Wörter, auch wenn sie fortwährend in Sätzen sich zusammenfinden, aufeinander ein? Nein — denn sie erzeugen nicht ohne weiteres geläufige Assoziationen. Also muß doch wohl das Experiment uns Auskunft geben, welche Wörter in assoziativer Beziehung stehen und in welchem Maß dies der Fall ist. In welcher Weise aber geläufige Wortverbindungen der Sprache assoziativ wirksam sind und wie sie sich darin zu sonstigen Wörtern verhalten, das ist inzwischen auf meine Veranlassung hin (durch Dr. Menzerath) bereits experimentell untersucht worden; ich begnüge mich daher, hier auf die bevorstehende Publikation der Arbeit hinzuweisen.

III.

Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß man unsere Versuche bemängelt hat, weil unsere Versuchspersonen "alle Doktoren und Studenten" sind. Und Herzog (S. 131) meint, "am interessantesten wären jedenfalls Kinder gewesen" und "nur für Leute, die auf Schulbänken gesessen sind, ist *ich du er sie es* eine so feste Reihe wie *eins zwei drei*". Uns ist es nie zweifelhaft gewesen, daß weitere Versuche in dieser Richtung notwendig sind und zu neuen Aufschlüssen führen können; ist es doch für die Sprachwissenschaft ein interessantes Problem, wie weit die Umbildung der Sprache durch die Kindersprache, d. h. durch die aufwachsende neue Generation, beeinflußt wird. Ich hätte mich gefreut, wenn irgendein Philologe sich durch unsere Arbeit veranlaßt gesehen hätte, durch exakte Untersuchungen das Problem zu fördern: ein Einzelner kann nicht alles auf einmal machen. Wie Herzog "in dieser Hinsicht ein wenig abzuhelfen und zu ergänzen" versucht, habe ich schon oben für durchaus unzulänglich erklären müssen. Da wir die Notwendigkeit von Versuchen mit Kindern von vornherein erkannt hatten, so veranlaßte K. Marbe unmittelbar nach Abschluß unserer Schrift einen seiner Schüler, solche Versuche vorzunehmen; die Ergebnisse liegen vor in der Arbeit von Friedrich Schmidt Experimentelle Untersuchungen zur Assoziationslehre. Ztschr. f. Psychol. u. Physiol. d. Sinnesorgane. XXVIII (1902) 65—94. Diese Arbeit ist von sprachwissenschaftlicher Seite nicht beachtet worden: es ist daher nicht überflüssig, über ihren Inhalt genauer zu berichten und die Resultate vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus zu beleuchten.

Wir hatten seinerzeit[1]) auch mit Verbalformen als Reizworten Versuche gemacht, jedoch ausdrücklich hervorgehoben, daß diese an 4 Versuchspersonen gewonnenen Ergebnisse nur eine vorläufige Orientierung bilden; wir hatten (um in kurzer Zeit ein sicheres Material zu erhalten) dreien unserer Versuchspersonen die Instruktion gegeben, "auf eine zugerufene Verbalform die zuerst auftretende Verbalform (nicht ein beliebiges Wort) anzugeben". K. Marbe stellte Herrn F. Schmidt die Aufgabe, die Versuchsergebnisse mit größerem Material und ohne jene Determination nachzuprüfen[2]). Schmidt wählte 8 etwa 10 Jahre alte "normalbefähigte" Knaben der Würzburger Stadtschule; sie waren "in der Konjugation der Verba in der Schule bisher nicht unterrichtet werden, weshalb ein Einfluß des grammatischen Unterrichts auf die Reaktionsworte ausgeschlossen war". Die zugerufenen Worte waren die von mir schon gewählten Verbalformen (Indic. Präs. und Imperf., Infin. Präs. und Partiz. Prät.) von 30 Verben; somit ergaben sich $8 (14 \cdot 30) = 3360$ Versuche. Abgesehen von den 5 Verben *können*, *wissen*, *wollen*, *haben*, *sein* befanden sich unter den Versuchsworten 17 starke und 8 schwache Verba.

Zunächst ergibt sich aus unseren früheren und den Schmidtschen Versuchen eine charakteristische Verschiedenheit zwischen den Reaktionen auf Infinitive und denen auf Verbalformen überhaupt: die von Schmidt verwendeten $14 \times 30 = 420$ Verbalformen, unter denen sich nur 30 Infinitive befanden, riefen in weit überwiegender Zahl Verbalformen hervor, während bei uns die Infinitive[3]) häufiger mit Substantiven beantwortet werden. Das Zahlenverhältnis geht aus folgender Tabelle hervor, welche unter I unsere früheren Versuche, unter II diejenigen Schmidts zusammenfaßt:

Tabelle XIII.

Reizwort	Reaktionen in %		
	Verbalform	Substantiv	Sonst. Worte[4])
I. Infinitiv	42 %	51,7 %	6,3 %
II. Verbalformen verschiedener Art (überwiegend finite)	89,65 %	4,82 %	5,53 %

1) a. a. O. 66 ff.

2) D. h. es konnte (wie bei unsern sonstigen Versuchen) mit beliebigen Worten reagiert werden.

3) Vgl. S. 36 ff.

4) Adjektiva, Adverbia, Pronomina usw.

Leider teilt uns Schmidt nicht mit, wie viele der Reaktionen, die nicht Verbalformen sind (4,82 % + 5,53 % = 10,35 %), durch die 30 Infinitive hervorgerufen sind; es ist wahrscheinlich, daß die Mehrzahl der nicht zum Verbum gehörigen Reaktionen von Infinitiven ausgelöst worden ist; der Gegensatz zwischen Infinitiv und finiten Verbalformen würde dann noch schärfer hervortreten. Das Resultat ist sprachpsychologisch nicht uninteressant: wir betrachten den Infinitiv als Träger der Verbalbedeutung, als die abstrakte Verbalform und können daher a priori verstehen, daß der Infinitiv mit sonstigen Wortklassen durch die Wortbedeutung assoziativ enger verknüpft ist als eine finitive Verbalform, deren assoziative Beziehungen mehr durch die formale Seite bestimmt sind. Der Infinitiv ist mithin nicht nur vom sprachlichen Standpunkt aus eine dem Verbum finitum gegenüberstehende selbständige Formkategorie, sondern er ist auch rein psychologisch in besonderer Weise charakterisiert. Das Ergebnis der Schmidtschen Versuche ist um so bedeutsamer, d. h. es ist der Ausdruck für eine psychische Disposition, weil es an Versuchspersonen (Kindern) gewonnen ist, bei denen Einflüsse der schulmäßigen Einübung noch keine Rolle spielen. Aber noch etwas lehren die Versuche. Wenn man uns immer wieder belehrt, daß die Wortverbindungen im Satz erste Ursache für Assoziation und Analogiebildung sind, so ist dem folgendes entgegenzuhalten: in der gewöhnlichen Rede verbinden sich Substantiva und andere Wörter mit Verben zu Sätzen, d. h. Verknüpfungen eines Verbums z. B. mit einem Subjekt und Objekt sind ungleich häufiger als solche von zwei Verbalformen. Aber assoziativ spielen jene Verknüpfungen so gut wie keine Rolle: den 89,65 % Verbalformen (= 3012 Versuche) stehen nur 4,82 % Substantive (162 Versuche) gegenüber! Noch mehr: Wortverbindungen, die doch besonders nahe liegen müßten, treten nur in 26 Fällen = 0,77 % auf! So wenig ich den assoziativen Einfluß bestimmter fester Wortverbindungen verkenne, so muß ich doch Hypothesen zurückweisen, die der empirischen Grundlage durchaus entbehren. Das Problem, wie Wortassoziationen von einer gewissen Geläufigkeit und Festigkeit zustandekommen, ist zu schwierig, als daß es durch eine einfache Hypothese der 'Wortverknüpfung im Satz' gelöst werden könnte [1]).

1) Da man beobachtet hat, daß die Assoziationen der frühen Jugendzeit am festesten haften, so darf man besonders von exakten Unter-

Was die Verbalreaktionen für sich allein betrifft, so ergeben die Schmidtschen Versuche ein Bild, das in großen Zügen unseren früheren Versuchen gleichartig ist.

So stellen auch die 8 Versuchspersonen Schmidts zwei Typen dar, indem 5 vorzugsweise mit Formen desselben Verbums (Typus A), 3 mit denen eines anderen Verbums (Typus B) reagierten; man vergleiche mit unserer früheren Tabelle (S. 69) die folgende Schmidts:

Tabelle XIV.

Versuchspersonen		Anzahl der Reaktionen	
		des gleichen Verbums	eines andern Verbums
Typus A	I	378	28
	II	376	16
	III	369	28
	IV	311	50
	V	201	51
Typus B	VI	50	363
	VII	48	363
	VIII	41	339
		1774 = 52,8 %	1238 = 36,85 %

Ich bemerke, daß auch die Neigung, überhaupt mit gleichem Verbum öfter zu reagieren, sich schon bei unseren früheren Versuchen ergeben hat.

Das von Marbe S. 45 unserer Schrift formulierte 'Geläufigkeitsgesetz', d. h. der Satz, daß eine Reaktion durchschnitt-

suchungen der kindlichen Sprache auch eine Aufklärung des oben berührten Problems erwarten. Die Verknüpfung der Wörter im Satz erklärt nicht, wie wir oben gesehen haben, die Assoziationstendenz zwischen Verben; zu beachten ist aber, daß das sprechenlernende Kind überhaupt mehr Verba (oder Wörter verbalen Charakters) gebraucht als der Erwachsene. Amerikanische Psychologen haben festgestellt, daß im Wortschatz kleiner Kinder ca. 60 % Substantiva und 20 % Verba auftreten, während der gebildete Amerikaner gegenüber 60 % Substantiva nur 11 % Verba gebraucht; im wirklichen Sprechen überwiegen die Verba beim Kind überhaupt: Gale beobachtete z. B., daß ein Kind an einem Tage 372 Nomina gebrauchte, dagegen 1322 mal seinen Vorrat an Verben ausnützte. Ich entnehme das Meumann Die Sprache des Kindes S. 70 f.

lich umso schneller verläuft, je geläufiger sie ist (bei je mehr Versuchspersonen sie auftritt), trifft auch für die Verbalformen zu: die mittlere Dauer der bevorzugtesten Reaktionen betrug 1,90 Sekunden, der nächstbevorzugten 2,04, aller übrigen 2,17 Sekunden. Ich hatte außerdem[1] ein zweites Geläufigkeitsgesetz von anderer Art aufgestellt: "die von einem Individuum bevorzugtere Assoziation (einer Verbalform) ist auch die schnellere[2]), d. h. sie stellt sich rascher ein als die minder bevorzugte oder seltenere". Mit Bezug auf Schmidts Erörterung würde ich jetzt richtiger das Gesetz so formulieren: Je häufiger eine Verbalform (bei einem oder mehreren Individuen zusammen) eine bestimmte andere Verbalform reproduziert, umso schneller erfolgt die Reaktion; man vergleiche dazu im einzelnen meine Tabellen. Über das Verhalten der Schmidtschen Versuchspersonen gibt die fünfte seiner Tabellen[3] Auskunft:

Tabelle XV.

Wortklassen	Anzahl der Reaktionen in %		Mittlere Dauer	
Formen desselben Verbums	*52,80*		*1,90*	
Formen eines andern Verbums	*36,85*		*2,01*	
Substantiva	4,82	10,35 %	2,27	2,15
Adjektiva und gleichlautende Adverbia	2,47		1,95	
Pronomina	1,55		2,14	
Wortverbindungen	0,77		2,35	
Zahlwörter	0,15		2,68	
Orts- und Zeitadverbien	0,12		1,40	
Übrige Worte	0,48		1,65	

Leider hat Schmidt das zeitliche Verhalten der einzelnen formalen Kategorien des Verbums nicht untersucht, weshalb ich nur für Tab. XXVIII der früheren Arbeit (S. 69) Vergleichsmaterial habe: aber daß eine Beziehung im Sinne meines Gesetzes besteht, geht aus der Tabelle hervor, wird übrigens auch

1) a. a. O. 69 ff.

2) Schmidt S. 85 Fußn. macht uns auf das Versehen aufmerksam, daß S. 69, Z. 2 v. u. unserer Schrift das Wort "geläufigere" statt "schnellere" gebraucht sei.

3) Von mir etwas modifiziert.

von Schmidt nicht bestritten (vgl. S. 86). Schmidts Tabelle scheint freilich außerdem zu zeigen, daß mein Gesetz nicht allgemein giltig ist, d. h. sich nicht auf die übrigen Wortklassen (Substantiva usw.) ausdehnen läßt. Ob dem wirklich so ist, oder ob infolge der sehr viel geringeren Anzahl von Versuchen die gewonnenen mittleren Zeiten mehr 'Zufallsresultate' sind, kann ich vorläufig nicht entscheiden. Man beachte aber, daß die mittlere Dauer aller Reaktionen, die nicht Verbalformen sind (10,35 % der Gesamtzahl der Versuche) 2,15 Sek. beträgt, also langsamer ist als die erste und zweite Gruppe von Reaktionen.

Wie die einzelnen Verbalformen assoziativ wirken, zeigt Tabelle VI der Schmidtschen Abhandlung. Ich ziehe es vor, diese Tabelle so zu zerlegen, daß ich Typus A und B in Übereinstimmung mit meiner früheren Darlegung gesondert gebe; auch werden die Fälle, wo die gleiche Form des gleichen Verbums von der Versuchsperson einfach wiederholt wurde, unberücksichtigt gelassen, weil sie ja überhaupt keine sprachwissenschaftlich bedeutsamen Assoziationen sind[1]).

Daß ein Infinitiv oder Partizipium als weitaus bevorzugteste Assoziation bei Typus A jeweils die gleiche Form eines anderen Verbums hervorrufen, lehren auch die neuen Versuche in eklatanter Weise. Der Typus B war in unseren früheren Versuchen nur durch Reaktionen auf das Partizipium Prät. vertreten: es wurde weit überwiegend darauf mit dem Infinitiv des gleichen Verbums reagiert; Schmidts Versuche ergaben für Infinitiv und Partizip als bevorzugteste Reaktion die 1. Sing. Präs. des gleichen Verbums (37 bezw. 32 Fälle); an nächster Stelle stand beim Partizip die 1. Sing. Perf. (20 mal) und erst an dritter Stelle der Infinitiv (15 mal).

Wie auf finite Verbalformen beim Typus A reagiert wird, zeigt die folgende Tabelle, die aus Schmidts Tabelle VI losgelöst ist und deren Zahlen in Klammern diejenigen der gleich angeordneten Tabelle XXX unserer früheren Arbeit beigefügt sind; H bedeutet die Anzahl der Reaktionen; die Anzahl aller selteneren Assoziationen (in der 7. Kolumne) kann aus der Arbeit Schmidts nur schätzungsweise bestimmt werden, ist jedoch die mögliche Maximalzahl, die höchstwahrscheinlich zu hoch ist:

---

1) Die Fälle sind nicht ganz selten; so wurde auf die 1. Sing. Präs. 37 mal mit der identischen Form reagiert.

Tabelle XVI.

Reizwort	Bevorzugteste Reaktion	H	Nächstbevorzugte Reaktion	H	Seltenere Reaktionen	H
Formen des Präsens	Gleiche Form	436 (169)	(Gleiche Form des Präteritums)	(16)	Varia	(12) 171¹)
Formen des Präteritums	Gleiche Form des Präsens	281 (18)	Gleiche Form des Präteritums	71 (124)	Varia	(11)

Die Versuchspersonen reagierten also ganz vorzugsweise mit der gleichen Form des Präsens, gleichviel ob das Reizwort Präsens oder Präteritum war.

Wenn Formen des gleichen Verbums assoziiert werden (Typus B), so ergab sich ein mannigfacheres Bild, wie wir es schon früher für die Formen der 3. Pers. feststellen konnten; über Einzelheiten vgl. Tabelle XVII, worin die in Klammer beigefügten Zahlen meiner früheren Tabelle XXXIII (a. a. O. S. 72) entstammen.

Tabelle XVII.

Reizwort	Bevorzugteste Reaktion	H	Nächstbevorzugte Reaktion	H	Drittbevorzugte Reaktion	H
1. S. Präs.	*2. S. Präs.*	20	3. S. Präs.	10	3. Pl. Präs. 1. S. Perf.	8 8
2. S. Präs.		87	1. S. Perf.	11	*3. S. Präs.*	7
3. S. Präs.		61 (9)		25	—	—
1. Pl. Präs.		48	3. Pl. Präs.	40	3. S. Präs.	14
2. Pl. Präs.	**1. S. Präs.**	50		*35*	,, ,, ,,	*15*
3. Pl. Präs.		47 (7)	3. S. Präs.	32	1. Pl. Präs.	21
1. S. Prät.		60	*2. S. Prät.* 3. S. Präs.	11 11	—	—
2. S. Prät.		58	2. S. Präs.	56		
3. S. Prät.	3. S. Präs.	49	**1. S. Präs.**	*44*	1. S. Prät. 3. Pl. Prät.	21 21
1. Pl. Prät.	3. Pl. Prät.	34		31	1. S. Prät.	21
2. Pl. Prät.	**1. S. Präs.**	28	*3. Pl. Prät.*	26	1. S. Prät. 3. S. Prät.	20 20
3. Pl. Prät.	3. S. Prät.	39	1. S. Prät.	31 (5)	**1. S. Präs.**	28

1) etwa 16 % aller Fälle.

Die in obiger Tabelle enthaltenen Formen sind rund $^3/_4$ aller in Betracht kommenden Reaktionen; die an vierter und späterer Stelle erscheinenden sind unberücksichtigt gelassen, da schon die Gesamtzahl aller an vierter Stelle anzuführenden Formen (56) nur den vierten Teil der vorhergehenden Stelle beträgt.

Der am meisten charakteristische Zug in den Versuchsergebnissen ist die sehr starke Bevorzugung der 1. Pers. Sing. Präs. des Verbums bei allen Formen[1]); nur die 1. Sing. Präs. selbst ruft an erster Stelle die 2. Sing. Präs. hervor. Im übrigen ist die Assoziation der jeweils folgenden Person nicht so ausgeprägt, wie das bei unseren früheren Versuchen der Fall war[2]). Hier scheint also ein psychologischer Unterschied zwischen dem Kinde und dem Erwachsenen vorzuliegen: beim Erwachsenen wird vielleicht das "Durchkonjugieren" der Schule einen Einfluß auf die formalen Assoziationstendenzen ausgeübt haben, während man vor diesem Stadium die vorwiegende Assoziation mit 'ich . . .' psychologisch gut verstehen kann.

Unsere und die neuen Versuche haben aber in ihrem Wesen zu so gleichartigen Ergebnissen geführt, daß die sprachwissenschaftlichen Bemerkungen, die ich früher dazu gab, auch für die Schmidtsche Untersuchung gelten. Es bleibt künftigen Dialektuntersuchungen vorbehalten, die speziellen Beziehungen zwischen den formalen Assoziationen und den formalen Analogiebildungen festzustellen. Die sprachwissenschaftliche Prüfung hatte mich zur Folgerung geführt, daß die verschiedenen Richtungen, welche sich in den analogischen Umbildungen eines Formensystems zeigen, verschiedenen Zeiten angehören: ich hebe hervor, daß Wundt mir darin zustimmt[3]); natürlich beruht mein Satz 'andere Zeiten — andere Analogiebildungen' auf dem Satz 'andere Zeiten — andere Assoziationen' (Wundt S. 20); um nicht mißverstanden zu werden, füge ich aber folgendes zur Erläuterung hinzu: verschiedene Assoziationsrichtungen kommen zwar gleichzeitig sogar beim gleichen Individuum vor, aber bestimmte formale Assoziationstendenzen sind, wie wir gesehen haben, stark präpon-

1) Im ganzen 542 Reaktionen, also fast die Hälfte aller (1148) Reaktionen, die in Tab. XVII enthalten sind.

2) Die folgende Person (1./2. oder 2./3.) ist in der Tabelle mit 99 Fällen vertreten.

3) a. a. O. S. 18.

derierend: nicht immer (zu jeder Zeit) und überall (bei allen Individuen) sind die gleichen Assoziationen am meisten bevorzugt; sobald aber in einer Sprachgemeinschaft in einem gewissen Zeitpunkte starke Bevorzugung einer Kategorie von Assoziationstendenzen vorliegt, so ist eine Bedingung dafür gegeben, daß eine entsprechende Analogiebildung ausgelöst wird. Warum aber überhaupt gewisse formale Gruppen-Assoziationen auftreten und unter welchen Umständen eine bestimmte Kategorie von Assoziationen (z. B. 1. P. Sing. — 2. P. Sing.) einer Bevorzugung teilhaftig wird, ist ein Problem für sich. Wir werden sowohl mit der Summation einzelner Wirkungen wie mit einer 'Totalkraft' im Sinne Wundts zu rechnen haben, die durch Summation von Einzelvorgängen zustande kommt. Denn wenn Wundt (S. 18) meint, ich leugnete überhaupt die Wirkung einer Totalkraft, so bin ich darin von ihm mißverstanden worden: ich ging zunächst eben nur darauf aus, den durch psychologische Beobachtung direkt gegebenen Zustand zu untersuchen. Ich möchte aber diese Totalkraft lieber Perseveration nennen; Perseveration ist gewissermaßen das Beharrungsgesetz der Psyche. Wenn also z. B. irgendeine Assoziation wie *leicht — schwer* oder *ich gebe — du gibst* sich eingestellt hat, so wird sie sich dann wieder einstellen, wenn das gleiche Wort oder die gleiche Form als Reizwort in nicht zu weitabstehender Zeit wieder und wieder geboten wird; je öfter aber die Assoziationen aufgetreten sind, umso stärker ist die Perseveration: d. h. wenn sie in n Fällen eingetreten ist, wird sie in $n+1$, $n+2$ usw. Fällen umso wahrscheinlicher eintreten, je größer n wird. Gewiß sind auch diese Vorgänge der Assoziation — ob wir sie Totalkraft oder Perseveration nennen — exakter Untersuchung zugänglich; daß die Psychologie in solchen Dingen vorangehen muß, indem sie den Mechanismus der Assoziationen nach allen Seiten untersucht, habe ich schon a. a. O. S. 83 betont, indem ich auf das Problem hinwies, wie weit die Stärke des Gedächtnisses die sprachliche Wirkung einer Assoziation zu verhindern vermöge[1]). Den geringsten Widerstand gegen formale Analogiebildungen bietet jedenfalls das Kindes-

1) Ein ganz gutes Beispiel für das Wirken einer Totalkraft sind die Versuche F. Schmidts Ztschr. f. Psychol. XXVIII, 90 ff.: sie zeigen, wie stark die Neigung ist, auf Adjektiva mit solchen entgegengesetzter Bedeutung zu reagieren; diese Tendenz rief sogar Reaktionen wie *unvoll, unewig* hervor.

alter, wo die zuströmenden Worte und Formen aufgenommen werden; hier beginnt die Bildung von Assoziationen. Indem schrittweise Form um Form dargeboten wird, vermehrt das Kind seinen Formenbestand, wobei es nach dem vorhandenen Formenvorrat *ich komme — du kommst, ich gehe — du gehst* neue Formen (*ich gebe — du gebst*) bildet[1]), ohne durch die Gegenwirkung gedächtnismäßig eingeprägter Formen gehindert zu sein. Aber ich kann mir die Entstehung einzelner wie Gruppenassoziationen nicht anders denken als so, daß durch allmähliche Summation der dargebotenen sprachlichen Eindrücke immer festere Assoziationen gestiftet werden[2]).

Aber wenn auch zahlreiche — und wie es scheint gerade die rein formalen — Assoziationen schon im Kindesalter gestiftet und sprachlich wirksam werden, so fragt es sich doch, ob die Weiterentwicklung der Sprache selbst geradezu dem Kindesalter, d. h. dem Zeitpunkt der Übertragung der Sprache auf die jüngere aufwachsende Generation zugeschrieben werden soll. Es ist eine ziemlich weit verbreitete, auch von mir früher[3]) gebilligte Anschauung, daß sich der Wandel der Sprache, so vor allem der Lautwandel, in dieser Weise vollzieht. Gerade für die Analogiebildungen liegt die gleiche Annahme nahe; "*backte* für *buk* usw. ist nicht unter Sprachfesten, sondern unter Sprachlernern, unter Kindern entstanden" meint Schuchardt (Sp. 398), und Herzog (S. 128) drückt denselben Gedanken noch viel stärker aus "daß die Analogiebildung überhaupt nur von den sprachlernenden Individuen ausgeht". Ich bin überhaupt nicht geneigt, die Wandlungen der Sprache vorwiegend auf das Konto der sprachlernenden Generation zu setzen, glaube vielmehr, daß hier der Schein trügt. Das Problem des Lautwandels will ich gar nicht anschneiden; aber die Beobachtung, daß das Kind zahlreiche Analogiebildungen

---

1) Vgl. dazu auch Meumann Die Sprache des Kindes (Zürich 1903) S. 72.

2) Ich bemerke das mit Rücksicht auf Wundts Einwendungen S. 18. Daß in Analogiebildungen, wo man von Proportionen oder Gruppenbildung redet, psychologisch nichts anderes vorliege als bei den sog. Kontaminationen, das scheint auch die Auffassung Schuchardts zu sein (Sp. 398 oben). Auch Herzog, der den Unterschied von Kontamination und Analogiebildung (Proportionsbildungen) betont (S. 125. 127), gibt selbst Zwischenstufen zu (S. 129). Wenn z. B. aus *tāg* nach *tāges* ein *tāg* entsteht, so ist das ebenso eine Verschmelzung von Bestandteilen zweier Formen wie *gravis* × *levis* = *grevis*.

3) a. a. O. S. 11.

vollzieht (*ich rufte, ich kommte*), beweist noch nicht, daß die Analogiebildungen der Erwachsenen auf diejenigen der Kindheit zurückgehen. Man wird sich fragen müssen, ob denn die Assoziationstätigkeit der Kinder durchweg so beschaffen ist, daß sie das Eintreten von Analogiebildungen begünstigt. Für die Flexionsformen scheint das der Fall zu sein. Da aber das Kind gerade die darauf beruhenden Analogiebildungen wieder aufgibt, so muß doch für die Entwicklung der Sprache der Satz gelten, daß nur solche Assoziationstendenzen, welche auch beim Erwachsenen vorhanden sind, die Sprache der Erwachsenen beeinflussen und eine dauernde Wirkung haben. Die Bedingung ist vorhanden: beim Kind und beim Erwachsenen haben wir übereinstimmend wesensgleiche formale Assoziationen festgestellt. Aber für die Kategorie der stofflichen Assoziationen und Analogiebildungen liegen die Verhältnisse verschieden. Wie schon Ziehen[1]) an Kindern zwischen 8 und 14 Jahren beobachtet hat, sind Verbal-, d. h. reine Wortassoziationen überhaupt selten[2]); am häufigsten sind Wortergänzungen (*Post-karte*); geläufige Wortverbindungen, und Reimassoziationen sind sehr viel seltener als bei Erwachsenen[3]): wir sehen also schon hieraus, daß bei Kindern die Bedingungen viel seltener erfüllt sind, die wir für das Zustandekommen von Analogiebildungen voraussetzen müssen: Geläufigkeit, Schnelligkeit und Spontaneität der Assoziationen[4]). Die Versuche Watts[5]) gestatten es, die Assoziationen Erwachsener und Kinder hinsichtlich unseres Materials[6]) unmittelbar mit einander zu vergleichen, da unter den 8 Versuchspersonen 5 Schulkinder (vom 2.—5. Schuljahre) waren. Tabelle XVIII gibt in der 2. Kolumne (G) an, in wie vielen Fällen die einzelnen Versuchspersonen an der geläufigsten Assoziation Anteil hatten,

1) Ideenassoziation des Kindes. I und II Berlin 1898. 1900. (Sammlung von Abhandl. aus dem Gebiet der pädagog. Psychol. u. Physiol. Bd. I Nr. 6 und III Nr. 4). Aus dieser Arbeit ergibt sich die starke Verschiedenheit der kindlichen und reifen Assoziationstätigkeit.

2) Ziehen fand kaum 2% Verbalassoziationen, nur bei einem Schüler 24%, vgl. besonders I, 26 ff. Übrigens bemerke ich, daß Ziehens Begriff der Verbalassoziation sich nicht völlig mit meinem Assoziationstypus Ra deckt.

3) Ziehen a. a. O. I, 29.

4) Das Auftreten 'geläufiger' und 'spontaner' Assoziationen ist von Ziehen nicht untersucht worden.

5) Ztschr. f. Psychol. 36. 417 ff.

6) 10 Verwandtschaftsnamen, 10 Adjektiva, 10 Pronomina, 10 Adverbia der Zeit, 10 Adverbia des Ortes, 10 Zahlwörter.

in der 3. Kolumne (K), wie oft Wörter aus der gleichen Kategorie assoziiert wurden; die 4. Kolumne (z) enthält die durchschnittliche Assoziationszeit der geläufigsten Assoziationen, die 5. Kolumne (Z) die durchschnittliche Assoziationszeit der Gesamtzahl der Versuche.

Tabelle XVIII.

	Versuchspersonen	G	K	z	Z
Erwachsene	Reinhard . . .	53	60	0,99	1,06
	Scheunert . . .	46	53	0,82	0,85
	Dürr	34	60	0,88	0,73
	Durchschnitt in % und Zeitmittel	74 %	96 %	0,96	0,88
Kinder	Bader	42	57	1,71	1,49
	Uelein	42	52	1,65	1,91
	K. Baden . . .	2	5	2,94	5,27
	H. Baden . . .	1	3	2,65	7,23
	Bauer	—	—	—	2,21
	Durchschnitt in % und Zeitmittel	29 %	39 %	2,72	3,62

Die Kolumne G lehrt, daß die Erwachsenen an den geläufigen Assoziationen sehr viel stärker (74 %) beteiligt sind als die Kinder (29 %); aus Kolumne K sehen wir ferner, daß die Erwachsenen viel stärker als die Kinder geneigt sind, mit Wörtern der gleichen Kategorien zu reagieren (96 % gegenüber 39 %), und die beiden letzten Kolumnen (z und Z) zeigen endlich, daß sowohl die geläufigen wie die vereinzelten Assoziationen beim Kind durchschnittlich viel langsamer als beim Erwachsenen erfolgen.

Wenn ich auch diese Tabelle nur für etwas Vorläufiges halte — weitere Versuche mit jeweils mehreren Kindern gleicher Altersstufe müssen noch angestellt werden — so läßt sie doch erkennen, daß bei Kindern nicht in dem Maße wie bei Erwachsenen die Bedingungen erfüllt sind, welche wir für das Zustandekommen von Analogiebildungen voraussetzen: die kindlichen Assoziationen gehen stärker auseinander, d. h. der Anteil an geläufigen Assoziationen ist geringer, die Zeitdauer durchweg

größer[1]); zwar geben uns diese Versuche (ebensowenig wie die Ziehens) keine direkte Auskunft über die Verteilung von spontanen und vermittelten Assoziationen, können aber in Verbindung mit dem, was wir oben festgestellt haben, in folgendem Sinn interpretiert werden: die drei Erwachsenen gehören offenbar zum Typus R a (s. oben S. 18. 24); von den 5 Kindern gehören 2 zum Typus R a, 3 zum Typus R c[2]). Daß es sich auch in sprachwissenschaftlicher Beziehung verlohnt, die Versuche fortzuführen, leuchtet ein: wenn wir ein exaktes Mittel haben, die Frage zu lösen, ob und wie weit die Sprache des Kindes geeignet ist, die Entwicklung der Sprache überhaupt zu bestimmen oder zu beeinflussen, so ist es Sache der allgemeinen Sprachwissenschaft, solchen exakten Untersuchungen sich zu widmen; es kommt dabei mehr heraus, als wenn man sich in allgemeinen theoretischen Erörterungen ergeht.

Die Ergebnisse der Kinderversuche sind psychologisch leicht zu verstehen: die Wortassoziationen werden erst allmählich gestiftet, sie erlangen erst mit zunehmender Herrschaft über die Sprache, d. h. mit zunehmendem Alter diejenige Festigkeit, die sie einer induzierenden Wirkung fähig machen[3]). Wie es aber kommt, daß in Verbindung damit die menschlichen Individuen hinsichtlich ihrer reinen Wortassoziationen sich nivellieren, das ist eine Frage, deren Beantwortung den Psychologen in erster Linie zusteht. Gelegentlich sind diese Ursachen leicht zu erkennen:

1) Die größere Zeitdauer ist schon von Ziehen (II) festgestellt worden, wird also durch die Wattschen Versuche bestätigt. Ziehen stellte ferner fest (II 50 ff.), daß "die Assoziationsgeschwindigkeit Jahr für Jahr nicht unwesentlich wächst".

2) Man wird sich daher nicht wundern, wenn Herzog bei seinen oben erwähnten Versuchen (mit 3 Kindern und einer Frau) Resultate erlangte, die von unsern Versuchen verschieden waren: Herzogs Versuchspersonen gehören dem Typus Rc an. Wer die von Ziehen (I) mitgeteilten Versuchsergebnisse durchmustert, ersieht daraus, daß der Typus Rc beim Kinde eine sehr große Rolle spielt.

3) Vgl. dazu auch die Bemerkungen Ziehens II, 59. Instruktiv sind die daselbst S. 51 ff. mitgeteilten Versuchsreihen, welche zeigen, wie bei 2 Knaben sich die Assoziationszeit in einem Zeitraum von 4 (bezw. 3) Jahren änderte (beschleunigte); vgl. z. B.

	1896		1900	
weiß	schwarz	1,97 Sek.	schwarz	1,13 Sek.
grün	blau	2,40	gelb	1,50
blau	rot	1,57	gelb	1,06.

so unterliegt es z. B. keinem Zweifel, daß die Reproduktion der Zahlwörter durch das von Kindheit an geübte Zählen bedingt ist. Weiter ist der Einfluß der gleichartigen Schulbildung nicht zu unterschätzen; wenn die Orthographie auf die Aussprache einwirkt, warum soll nicht auch das Deklinieren und Konjugieren in der Schule Analogiebildungen verursachen können? Reimbildungen (bezw. lautliche Anklänge) sind endlich psychologisch gut zu verstehen, wenn man sieht, daß die allerschnellsten Assoziationen in dieser Richtung erfolgen: Reimbildungen zeigen außerdem, wie die lautliche Beschaffenheit einer bestimmten Sprache spezifische Assoziationen hervorrufen muß. Die besondere Konstellation, welche Klangassoziationen sprachlich wirksam macht, ist noch besonders zu untersuchen (s. oben S. 11 Fußn.[2]) und S. 29).

Ich hoffe durch meine Ausführungen gezeigt zu haben, daß die experimentelle Psychologie in Verbindung mit der Sprachwissenschaft die Mechanik sprachlicher Vorgänge in wichtigen Punkten aufzuklären vermag. Die Fragestellung ist gegeben: die Beantwortung der Fragen kann aber nur schrittweise stattfinden. Doch kann man auch über das hinaus, was ich im Vorhergehenden festgestellt habe, schon ahnen, in welcher Weise einzelne Fragen einmal exakte Beantwortung finden werden. Man hat z. B. eingeworfen: frz. ***rendre*** ist zwar aus ***reddere*** nach Analogie von ***prendre*** (***prendere***) umgestaltet worden; warum aber nicht ***prendre*** nach ***rendre***, da doch die Assoziationen ***geben*** $\rightleftarrows$ ***nehmen*** gemäß unsern Versuchen wechselseitig sind? Hierin steckt gewiß ein besonderes Problem. Unsere früheren Versuche zeigten allerdings, daß jedes der beiden Worte mit dem anderen assoziativ verbunden ist; aber darum müssen die beiden Assoziationen ***geben*** → ***nehmen*** und ***nehmen*** → ***geben*** psychologisch noch nicht völlig gleich sein: denn auch der Assoziationstypus ist zu berücksichtigen. Wenn wir z. B. nach unserer 3. oder 4. Formel (s. oben S. 30) die Festigkeit der beiden Assoziationen berechnen, so ergibt sich, daß bei unsern Versuchspersonen die Assoziation ***geben*** → ***nehmen*** fester ist als die Assoziation ***nehmen*** → ***geben***, d. h. daß ***geben*** leichter ***nehmen*** hervorruft als umgekehrt. Unsere Versuchspersonen würden also (wie das Französische) dazu disponiert sein, das Verbum ***geben*** nach ***nehmen*** umzugestalten. Um Mißverständnissen vorzubeugen, betone ich aber, daß ich dieses Zusammentreffen unserer Versuchspersonen mit dem Französischen vorläufig als einen Zufall betrachte; denn einmal darf man nicht außer

Acht lassen, daß Versuche an Deutschen in solchen Einzelheiten nicht ohne weiteres auf das Französische angewendet werden können; ferner ist unsere Formel aus einer zu geringen Anzahl von Fällen berechnet, um Anspruch darauf machen zu können, daß sie die tatsächliche 'Assoziationslage' der deutschen Sprache oder eines bestimmten Dialektes wiedergebe. Doch mag man aus diesem Beispiel sehen, wie künftige Forschung, besonders Dialektforschung, vorzugehen hat, um das Walten der Analogie in seiner psychischen Bedingtheit zu erkennen.

In diesem Zusammenhang sei auf einige feine Beobachtungen Risops[1]) hingewiesen, die sich mit der zuletzt aufgeworfenen Frage berühren. Er nimmt an, daß bei völlig gleichwertigen (reziproken) Assoziationen "die Angleichung eine wechselseitige sein kann", betont aber, daß die Gleichartigkeit der Assoziationen oft nur scheinbar ist, da die betreffenden Begriffe "im Verhältnis logisch wirklich nachweisbarer oder nur psychisch empfundener Unterordnung zu einander stehen"[2]). So ist z. B. im Französischen das Verbum *sequere* durch *fugere* beeinflußt, aber nicht umgekehrt. "Nun sieht man ohne sonderliche Mühe ein, daß die Vorstellung *sequere* ohne die Vorstellung *fugere* überhaupt nicht gedacht werden kann; *fugere* ist vielmehr eine Art Komplement zu *sequere*, ohne daß der durch letzteres versinnlichte Vorgang . . . um ein wesentliches Merkmal verkürzt erscheinen müßte, während der Inhalt von *fugere* sehr wohl vorgestellt werden kann, ohne daß der von *sequere* sich zugleich ins Bewußtsein drängt. Das heißt psychologisch gesprochen: durch . . *sequere* wird . . *fugere* mit zwingender Notwendigkeit assoziiert, während die durch . . *fugere* etwa hervorgerufenen Assoziationen nicht unbedingt in der Richtung der Vorstellung *sequere* zu verlaufen haben. Und so ist es denn gewiß nicht nur Zufall, wenn das von Thumb und Marbe sieben[3]) Versuchspersonen zugerufene Wort *fliehen* bei keinem einzigen von ihnen die Assoziation von *folgen*, *verfolgen* ergeben hat. Das umgekehrte Experiment ist leider nicht gemacht worden, doch bin ich sicher, daß im gegebenen Falle unter den durch die Vorstellung *folgen*, *verfolgen* bewirkten Assoziationen die von

1) Begriffsverwandtschaft und Sprachentwicklung S. 8 ff.

2) Daß der übergeordnete Begriff schneller als der untergeordnete reproduziert wird, ist bekannt; vgl. besonders Cattell Philos. Stud. IV, 241 ff. und zuletzt Watt Theorie des Denkens S. 26. 95 ff. (101 ff.).

3) Vielmehr "acht".

fliehen nicht die letzte Stelle einnehmen würde. Die hier gemachte Erfahrung läßt sich vielleicht zu dem Satze verallgemeinern, daß immer da, wo eine Vorstellung *a* die Vorstufe zu einer Vorstellung *b* darstellt, ... *b* durch *a* assoziiert wird und damit Einfluß auf die sprachliche Gestaltung des letzteren gewinnt, sofern ... die Lautverhältnisse nur irgend günstig liegen." Hier berührt Risop ein Problem, das der experimentellen Untersuchung durchaus zugänglich ist; daß wir noch in vielen Dingen im Dunkeln tappen, darf uns nicht abhalten, mit Hilfe der exakten Methoden, die uns die Psychologie bietet, dem Wirken psychischer Gesetze im Sprachleben nachzuspüren. Denn wenn irgendwo im Gebiet der Geisteswissenschaften, so können wir in der allgemeinen Sprachwissenschaft den Gedanken verwirklichen, der Wundts Völkerpsychologie beherrscht: die Erkenntnis der kausalen Bedingtheit auch der "verwickelten Erscheinungen der Völkerpsychologie"; sie hat zur Voraussetzung, "daß man ... zuerst durch die exakte Analyse der elementaren Bewußtseinsvorgänge, wie sie die Methoden der experimentellen Psychologie vermitteln, den Blick geschärft und die Fähigkeit psychologisch zu denken geübt haben muß" [1]).

Wenn die experimentellen Wissenschaften irgendeinen Vorgang mit Hilfe des Experiments analysiert haben, so betrachten sie es als ihre weitere Aufgabe, durch Synthese, d. h. durch künstliche Kombinationen der festgestellten Bedingungen, den Vorgang nachzubilden und damit gewissermaßen die Probe aufs Exempel zu machen. Das ist natürlich im Gebiet der historischen Wissenschaften so gut wie ausgeschlossen; es ist aber nicht ganz ausgeschlossen in den Fragen, die uns im Vorstehenden beschäftigt haben. Mit anderen Worten: ist es vielleicht möglich, künstlich bei Versuchspersonen Analogiebildungen (Kontaminationen) hervorzurufen? Ich muß es mir vorläufig versagen, hier die Versuchsanordnung zu beschreiben, die, wie ich glaube, zum Ziel führen würde. Gelegentliche Versuchsergebnisse dieser Art liegen schon vor: so hat z. B. Watt [2]) "Interferenzwirkungen zweier Reproduktionstendenzen" erhalten, wenn er die Aufgabe stellte, zu einem Ganzen einen Teil zu finden: zwei Worte, die der Aufgabe entsprachen, drängten sich gleichzeitig ins Bewußt-

1) Vorrede zu Bd. II, 1 (S. VI).

2) Experimentelle Beiträge zu einer Theorie des Denkens. Arch. f. d. ges. Psychol. IV 289 ff. (im besonderen S. 332).

sein und ergaben als Antwort eine regelrechte Kontamination in folgenden Fällen:

Zimmer: Tusch = Stuhl × Tisch.
Haus: Stür = Türe × Stuhl.
Kloster: Nönch = Nonne × Mönch.
Flinte: Schahn = Schuß × Hahn.

Ganz ähnliche Beobachtungen haben N. Ach und ich auch bei den Versuchen gemacht, die wir zum Studium der Klangassoziationen im S. S. 1906 unternahmen. Wenn es gelingen wird, Analogiebildungen experimentell zu erzeugen — natürlich an einem sprachlich völlig neutralen Material, d. h. an künstlichen Lautgebilden —, so werden wir imstande sein, die bis jetzt erkannten Bedingungen des Vorganges in ihrem Wirken qualitativ und quantitativ [1]) zu studieren und weiteren Faktoren der Analogiebildung auf die Spur zu kommen. Mag auch mancher das für Zukunftsmusik halten oder gar ungläubig darüber den Kopf schütteln, — die Überzeugung steht bei mir fest, daß ein Weiterarbeiten in der von mir eingeschlagenen Richtung nicht nutzlos sein wird. Man muß freilich 'Positivist' sein, d. h. die wissenschaftliche Lösung allgemeiner Probleme der Geisteswissenschaften in dem Sinn anstreben, wie dies W. Wundt nicht nur für die Psychologie, sondern von da aus für die Sprachwissenschaft, die Kunstgeschichte, die Mythologie in seiner "Völkerpsychologie" angebahnt hat.

Exkurs.

[Zu S. 13.]

Daß bei allen Assoziationsversuchen die Konstellation des Experiments derjenigen des natürlichen Vorstellungsablaufs nur ähnlich, nicht gleich ist, hat die Psychologen nicht gehindert, die Assoziationsvorgänge auf experimentellem Wege zu erforschen und die gewonnenen Ergebnisse für die Erkenntnis des natürlichen Assoziationsverlaufs zu verwerten.

In jüngster Zeit hat Max Levy [2]) betont, daß der übliche Assoziationsversuch von dem normalen Vorstellungsverlauf mehr abweiche als man gewöhnlich annimmt (a. a. O. 135 f.); der natürliche Ablauf finde unter einer Konstellation statt, die im Ex-

1) Vgl. die S. 29 f. aufgestellten Formeln.

2) Studien über die experimentelle Beeinflussung des Vorstellungsverlaufs. Ztschr. f. Psychol. 42 (1906) 128 ff.

periment nicht gegeben sei. Interessant auch für unser Problem sind die S. 157 mitgeteilten Versuche, welche den Einfluß einer bestimmten Konstellation auf die Assoziationstätigkeit nachweisen. Den Versuchspersonen wurden zunächst die Reizworte in der üblichen Weise geboten; nach einem Zwischenraum von 1—3 Tagen wurden dieselben Wörter nochmals geboten, jedoch wurde vor Beginn einer Wortgruppe die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Gegenstand gelenkt. Ein Einfluß auf die Assoziation wurde zwar konstatiert — aber ich hebe im Gegensatz zu Levy hervor, daß dennoch die 'Normalassoziation'[1]) nur unter ganz bestimmten Umständen beeinflußt wurde: unter 15 Wörtern, die sich auf 3 Versuchspersonen verteilen, kehrt 9 mal die gleiche Assoziation wieder (z. B. bemerke *waschen — Wäsche*, *Gold — Silber*, *heute — morgen*, *Bier — Schnaps*!); nur in 4 Fällen wird die Reaktion beeinflußt: das Vorzeigen eines kleinen Kammes bewirkte bei Versuchsperson I die Antwort *Haar — kämmen* (vorher *Kopf*), ein Zwirnfaden bei II *Knopf — annähen* (vorher *blank*), eine Stricknadel bei III (einer Frau) *Schuh — Strumpf* (vorher *Stiefel*) und *Wolle — Strumpf* (vorher *Schaf*). Wir sehen also, daß der 'normale' Assoziationsverlauf nur gestört wurde, wenn das Reizwort mit dem die Aufmerksamkeit ablenkenden Gegenstand in einem inhaltlichen Zusammenhang stand. Beim natürlichen Sprechen ist selbstverständlich der Ablauf der Vorstellungen durch den Gesprächstoff bedingt, d. h. der Sprechende ist von der Assoziationstätigkeit selbst abgelenkt. Wenn wir in zusammenhängender Rede z. B. sagen 'mein *Vater* ist tot; er starb infolge eines Schlaganfalles' oder 'dieser Gegenstand ist *schwer*; ich kann ihn nicht aufheben', so werden sich selbstverständlich die Assoziationen *Vater — Mutter* oder *schwer — leicht* nicht jedesmal einstellen; aber sie können sich jedesmal einstellen, wie die Versuche Levys zeigen, und während die anderen Assoziationen durch die Einzelkonstellation bedingt sind, ist die geläufigste (Wort-)Assoziation diejenige, welche von den einzelnen durch Denken und Sprechen gegebenen Konstellationen unabhängig ist: die geläufigste Assoziation ist nicht durch unser Wollen determiniert, d. h. sie ist latent immer vorhanden und tritt ungewollt auf. Durch welche Umstände (oder Bewußtseinskonstellation) das Auftreten spontaner Assoziationen begünstigt wird, das zeigen

1) Wir könnten in den meisten Fällen auch sagen 'die reine Wortassoziation'.

die interessanten Versuche von Jung und Ricklin[1]), die mit 38 Versuchspersonen im Ganzen 12400 Assoziationen lieferten. Leider beruht die Einteilung der Assoziationen auf begrifflichen statt rein psychologischen Merkmalen, und das Verhältnis zwischen den verschiedenen Assoziationstypen (s. oben), sowie das Verhalten hinsichtlich des Auftretens der geläufigen Assoziationen ist nicht untersucht worden, da von den Verfassern zu den betreffenden Arbeiten Marbes und seiner Schüler keine Stellung genommen wird. Man erhält weder über die Gesamtheit der Versuchsworte noch über die der Reaktionen Auskunft. Immerhin sieht man soviel, daß das, was ich 'reine Wortassoziation' (Ra) nenne, unter den Rubriken 'sprachlich motorische Formen' (*dunkel — hell*, *Krieg und Frieden*, *finden — fand*), 'Wortergänzungen' (*Tisch — bein*), 'Klang und Reim' untergebracht ist; die sprachliche Form ist hinsichtlich der grammatischen Kategorie, der Endung, der Silbenzahl, Alliteration und 'Konsonanz' (d. i. Übereinstimmung des Vokals der ersten Silbe in Reiz- und Reaktionswort) berücksichtigt.

Von sprachlichem Interesse ist zunächst die Feststellung des Verhaltens Gebildeter und Ungebildeter beim üblichen normalen Assoziationsversuch[2]). Tabelle XV[3]) zeigt, bei welchen Assoziationen die Gebildeten stärker beteiligt sind als die Ungebildeten:

Tabelle XIX.

(Die Zahlen bedeuten Prozente.)

	Gebildete	Ungebildete
Sprachl. motor. Formen	36,8	26,1
Wortergänzung	1,3	0,1
Klang	1,5	0,3
Reim	0,6	0,1

Die Gebildeten sind hiernach durchweg mehr als die Ungebildeten zu Wortassoziationen disponiert. Ferner sind Klang

1) Diagnostische Assoziationsstudien. I. Experimentelle Untersuchungen über Assoziationen Gesunder. Journ. f. Psychol. u. Neurol. III (1904) 55 ff. 145 ff. 193 ff. 283 ff. IV 24 ff.

2) Eine charakteristische Verschiedenheit zwischen Männern und Frauen ergab sich nicht, vgl. IV 43 f.

3) Ich entnehme aus den Tabellen der Verff. jeweils nur die Stücke, die meinen Zwecken dienen. Meine Beurteilung weicht zum Teil erheblich von derjenigen Jungs und Ricklins ab.

und Reim auch hier wieder so vereinzelt, daß wir ihnen im Leben der Sprache keine große Bedeutung beimessen dürfen. Beide spielen in der Analogiebildung eine geringe Rolle, ebenso wie die Wortergänzungen. Überraschend ist mir das beträchtliche Überwiegen der 'sprachlich motorischen Formen' bei Gebildeten; man müßte die Reaktionen selbst kennen, um dieses Ergebnis hinsichtlich der Frage beurteilen zu können, ob wirklich die Gebildeten an sprachlich wirksamen Assoziationen stärker beteiligt sind; die höhere Zahl scheint mir vorerst auf eine größere Beherrschung der Sprache hinzuweisen. Diese sprachliche Differenzierung der Gebildeten und Ungebildeten erscheint umso merkwürdiger, wenn wir die Fälle ansehen, wo die Ungebildeten stärker beteiligt sind:

Tabelle XX.

(Die Zahlen bedeuten Prozente.)

	Gebildete	Ungebildete
Gleiche grammat. Kategorie	51,5	59,2
Gleiche Endung	9,5	13,8
Gleiche Silbenzahl	38,2	42,5
Alliteration	8,7	9,3
Konsonanz	10,2	12,3

Hieraus ergibt sich deutlich, daß Ungebildete eine stärkere Neigung haben, Assoziationen von ähnlicher sprachlicher Form oder gleicher Kategorie hervorzubringen. Da nun die sprachlich wirksamen Assoziationstendenzen, welche die grammatische Form beeinflussen, in der gleichen Richtung zu suchen sind, so darf man aus der Tabelle den Schluß ziehen, daß Ungebildete mehr als Gebildete zu formalen Analogiebildungen disponiert sind. Die Ungebildeten scheinen also hinsichtlich ihrer Assoziationen den Kindern näher zu stehen.

Noch wichtiger scheinen mir für das psychologische Verständnis der Analogiebildungen die Assoziationsversuche mit Ablenkung der Aufmerksamkeit[1]: eine 'äußere' Ablenkung wurde dadurch erreicht, daß die Versuchsperson gleichzeitig mit Metronomschlägen (60, später 100 in jeder Minute) Bleistiftstriche von etwa 1 cm Länge zu machen hatte. Die 'innere' Ablenkung (die jedoch nur mit den Gebildeten versucht wurde) wurde da-

1) a. a. O. III 58 f.

durch erzielt, daß der Versuchsperson aufgegeben wurde, "ihre Aufmerksamkeit möglichst konzentriert" ... der "Summe derjenigen psychologischen Phänomene" zuzuwenden, "welche unmittelbar durch die Perzeption des akustischen Reizes hervorgerufen werden". Das Ergebnis war: "Die hochwertigen inneren Assoziationen treten in der Ablenkung zurück gegenüber den zunehmenden äußeren Assoziationen und Klangreaktionen" (IV 45). Mit andern Worten, d. h. im Sinne meiner Ausführungen, heißt das: die mechanischen, meist rein sprachlichen Reaktionen nehmen bei Ablenkung der Aufmerksamkeit zu. Man vergleiche die beiden folgenden Tabellen:

Tabelle XXI.

A. Ungebildete.

	Männer		Frauen	
	normal	äußere Ablenkung	normal	äußere Ablenkung
Sprachl. motor. Formen .	24,0	28,8	28,3	28,8
Wortergänzungen . . .	—	—	0,3	0,35
Klang	0,6	1,1	0,7	1,85
Reim	—	0,95	0,3	1,2
Gleiche gramm. Kategorie	59,5	66,1	58,9	62,35
Gleiche Silbenzahl . . .	39,0	46,95	46,0	46,1
Gleiche Endung	16,3	16,25	11,3	13,85
Alliteration	9,2	10,2	8,4	11,1
'Konsonanz'	12,5	21,1	12,2	17,1

Tabelle XXII.

B. Gebildete.

	Männer			Frauen		
	normal	Ablenkung		normal	Ablenkung	
		innere	äußere		innere	äußere
Sprachl. mot. Formen	34,2	38,6	39,0	39,5	30,5	32,35
Wortergänzung . . .	1,1	4,3	1,9	1,5	4,5	2,6
Klang	1,9	15,8	5,9	1,1	5,1	6,0
Reim	0,6	0,6	1,1	0,7	2,0	1,1
Gleiche gramm. Kat. .	49,1	50,5	55,5	53,9	59,0	53,5
Gleiche Silbenzahl . .	35,0	44,6	43,7	41,5	45,5	45,6
Gleiche Endung . . .	8,5	8,3	10,6	10,5	11,8	12,35

Diese Versuche sind deshalb so interessant, weil sie zeigen, durch welche Umstände 'äußere' Assoziationen begünstigt werden, d. h. diejenigen Assoziationen, welche beim Problem der Analogiebildungen in betracht kommen. Eine direkte Verwertung der Versuche ist nicht möglich, weil die Verfasser folgende Punkte nicht behandeln: 1) wie wird das Auftreten des Assoziationstypus Ra durch die Ablenkung beeinflußt? 2) wie wirkt die Ablenkung auf das Auftreten 'geläufiger' Assoziationen? Es ist zu vermuten, daß unter dem Einfluß der Ablenkung die geläufigen Assoziationen (*leicht* — *schwer*) und damit zugleich die 'spontanen' Reaktionen (R a) häufiger werden. Für künftige Versuche besäßen wir also ein Mittel, die 'Konstellation' in dem Sinne herzustellen, daß die sprachlich wirksamen Assoziationen noch häufiger auftreten und so eine noch größere Übereinstimmung der verschiedenen Individuen zustande kommt. Wir nähern uns eben noch genauer derjenigen Konstellation, welche beim natürlichen Sprechen besteht und bei der Entstehung von Analogiebildungen (bezw. beim Versprechen) wirksam ist: unsere Aufmerksamkeit ist beim Sprechen natürlich auf den Inhalt des Gespräches gerichtet, d. h. hinsichtlich der Wortassoziationen äußerlich oder innerlich abgelenkt. Um so leichter werden sich also die geläufigen Wortassoziationen ungewollt einstellen und den Sprechprozeß beeinflussen können. Letzteres tritt nicht immer ein: wir versprechen uns ja nur gelegentlich. Aber da bei gewissen Worten immer wieder die gleichen (nämlich die geläufigen und spontanen) Reaktionen auftreten können, so ist von vornherein nur für diese die Voraussetzung gegeben, daß sie einmal dauernd das induzierende Wort beeinflussen, während die mannigfachen sonstigen Assoziationen teils gar nicht, teils nur vorübergehend die Innervation von Worten und Formen stören [1]). Denn es ist klar, daß alle durch Worte hervorgerufenen Assoziationen, die nicht sprachlich motorischer Art sind, also visuelle Vorstellungen, nichtsprachliche Schallvorstellungen, gefühls- und willensbetonte Bewußtseinsvorgänge, überhaupt keine Wirkung auf die sprachliche

---

1) Man beachte die beiden folgenden Assoziationsgesetze: 1. "Je stärker eine Assoziation ist, um so mehr wird sie durch eine Neuwiederholung verstärkt". 2. "Eine Neuwiederholung wirkt auf diejenige Assoziation am stärksten ein, die zu einer beliebigen Zeit vorher am stärksten eingeprägt worden war". Vgl. H. Lipmann Ztschr. f. Psychol. 35 (1904) 221 und 225.

Artikulation haben können, auch wenn sie weiterhin eine Wortassoziation (R c) hervorrufen. Andererseits können wohl gelegentliche reine Wortassoziationen (R a) Formen des Versprechens erzeugen; sie sind jedoch schon für das sprechende Individuum vorübergehend und sind vollends für die übrigen Individuen einer Sprachgemeinschaft ohne Wirkung, da ihnen das Merkmal der 'Geläufigkeit' fehlt; nur wenn gleiche Assoziationen 'mitklingen', also bei 'geläufigen' Assoziationen, wird eine individuelle Analogiebildung (Form des Versprechens) infolge jenes Mitklingens Aussicht haben, Eigentum einer Sprachgemeinschaft zu werden. Wie sich der Übergang von der individuellen und okkasionellen zur usuellen Analogiebildung vollzieht, darüber wage ich vorläufig noch keine Vermutung: es ist ebensogut möglich, daß der Vorgang bei einem Einzelindividuum beginnt und sukzessive sich ausdehnt, wie daß spontan eine Mehrheit von Individuen die gleiche Analogiebildung schafft.

Marburg i. H. Albert Thumb.

Untersuchungen zur indogermanischen Altertumskunde.

Während auf dem Gebiet der indogermanischen Grammatik ein reges Leben herrscht und eine große Anzahl von Forschern an der Lösung der Probleme beteiligt sind, beschäftigen sich nur wenige mit der indogermanischen Altertumskunde, vielmehr ist diese seit Jahren fast ein Monopol von O. Schrader gewesen. Es ist nun niemals gut, wenn alle Arbeit im wesentlichen auf den Schultern eines Mannes ruht, denn jeder Mensch ist unvollkommen und er sieht die Dinge immer nur von einer Seite an. Wenn man bedenkt, wie die grammatischen Probleme hin- und hergewendet werden, ehe wir zu festen Ergebnissen kommen, wenn man sieht, wie langsam sich die richtige Erkenntnis hier Bahn bricht, so wird man es wohl für wünschenswert halten, wenn auch die Probleme der indogermanischen Altertumskunde einmal unter das Kreuzfeuer der Kritik genommen werden. Das hat ja P. v. Bradke getan, leider ist er aber der Wissenschaft allzu früh entrissen worden. Seine Stärke bestand in der Kritik, aber Kritik ist auf unserm Gebiet und vor allem gegenüber den Arbeiten O. Schraders dringend nötig. P. v. Bradke hat sein

Buch "Über Methode und Ergebnisse der arischen (indogermanischen) Altertumswissenschaft", Gießen 1890, der Kritik der ersten Auflage von O. Schraders Sprachvergleichung und Urgeschichte gewidmet, und wenn auch Bradkes Buch nicht gerade geschickt und glücklich geschrieben ist, sachlich hat er in fast allen Punkten recht. Er will im wesentlichen ja nur die Frage erörtern (S. 1), "unter welchen Bedingungen wir von der Etymologie Auskunft über die Kultur der arischen Urzeit erwarten dürfen, was sich für diese aus sprachlichen Gleichungen ergibt und ob und wie weit Ergebnisse dieser Art fest genug stehen, um weitere Folgerungen tragen zu können". In der Tat hat v. Bradke gerade diese Seite erörtert, und wenn das Ergebnis des Buches im wesentlichen negativ ist, wenn es sich zeigt, daß sich aus den sprachlichen Tatsachen recht wenig ergibt, so lag darin ein Ergebnis vor, das später Kretschmer und Kossinna ihrerseits hervorgehoben haben. Auch ich habe durch Bradke gelernt, daß die Folgerungen aus der Sprache nur mit großer Vorsicht zu ziehen sind.

Die zweite Auflage von Schraders Werk hat v. Bradke in den Gött. Gel. Anz. 1890, 897 ff. besprochen, durchaus sachlich und gerecht; er erkennt an, daß in dem Buche manche Fortschritte zu verzeichnen sind, faßt aber sein Urteil in folgenden Worten zusammen: "Wenn der Herr Verf. fortfährt, sein Buch in der Richtung solcher 'Angriffe' wie des meinigen, die er als besonders unbegründet 'gelegentlich auch einmal zurückweisen zu sollen glaubt', fleißig umzuändern, so würde ich es nicht mehr für ausgeschlossen halten, daß es etwa in 4. oder 5. Auflage von den gröbsten Fehlern ziemlich frei wäre; nur müßte er mit der Aufnahme neuen Stoffes vorsichtiger werden". Das Urteil v. Bradkes wiegt nun sicher ungleich schwerer als das vieler anderer Forscher, die doch schließlich den behandelten Problemen ferner stehen, und es ist wohl an der Zeit, dieses Urteil wieder einmal anzuführen.

Jetzt erscheint Schraders Werk in dritter Auflage, und es ist daher dringend geboten, eine Reihe von Problemen neu zu erörtern, da auch in der neuen Auflage ein wesentlicher Fortschritt nicht zu verzeichnen ist.

Unterdessen hat O. Schrader ein neues großes Werk veröffentlicht, das Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. Ich habe dies Werk IF. Anz. 13, 5 ff. angezeigt und dabei versprochen, darauf zurückzukommen. Wenn dies bis jetzt noch nicht

geschehen ist, so lag das an dem Mangel an Zeit, aber wenn ich auch spät komme, so komme ich doch, und die folgenden Aufsätze werden sich vielfach mit Schraders Werken und Auffassungen beschäftigen müssen.

Ich habe mich seit meiner Studentenzeit mit den kulturhistorischen Problemen, die die europäische Urzeit betreffen, beschäftigt, ich habe mein erstes Kolleg über die Urgeschichte der Indogermanen gelesen und dies in regelmäßigem Turnus bis jetzt wiederholt. Ich habe natürlich meine ersten Kenntnisse aus Hehn geschöpft und bin durch v. Bradke auf die Bedeutung Schraders hingewiesen worden. Schon im Jahre 1891 erschien mir Schraders Sprachvergleichung und Urgeschichte als ein unzureichendes Werk, und ich faßte damals den Plan, meinerseits ein anderes Werk zu schreiben, das nun endlich vollendet vorliegt. Auch dieses Werk erfordert noch einige Ergänzungen, es muß manches, was dort nur angedeutet wurde, näher begründet werden, und ich hoffe, daß sich auch andere Mitforscher an der Erörterung beteiligen werden. Im Verlauf der Zeit gedenke ich also an dieser Stelle eine Reihe von Aufsätzen zu veröffentlichen, die sich mit der indogermanischen Altertumskunde befassen.

1. Wann können wir ein Wort für indogermanisch ansehen?

Will man den Wortschatz der indogermanischen Ursprache für kulturhistorische Schlüsse verwenden, so muß doch zunächst die Frage entschieden werden, wann wir ein Wort für indogermanisch ansehen können. Der idealste Zustand ist es natürlich, wenn ein Wort noch in allen Sprachen erhalten ist, aber dieser Fall ist recht selten, und es ist ganz sicher, daß schon Worte, die nur noch in drei oder vier Sprachen vorliegen, für die idg. Ursprache in Anspruch zu nehmen sind. So lange eine bestimmte Stammbaumtheorie gebilligt wurde, war die Sache verhältnismäßig einfach. War ein Wort in je einer Sprache einer Gruppe belegt, so hatte man eigentlich die volle Gewähr für die Herkunft aus der Urzeit. Aber mit dieser Stammbaumtheorie steht es ja vorläufig schlecht, und man wird auf sie nicht bauen können. Schrader hat sich nun ein eigentümliches System zurecht gemacht. Sprachvergleichung und Urgeschichte [3] S. 174 sagt er:

"Mir scheint die Sache so zu stehen, daß wenn ein Wort wenigstens in einer arischen und in einer europäischen oder wenigstens in einer nord- und in einer südeuropäischen oder

wenn es auch nur im Griechischen und Lateinischen nachgewiesen werden kann, darin eine Garantie seines hohen Alters liegt." "Diese Auffassung," heißt es in der Anmerkung, "habe ich schon in der Vorrede zu meinem Reallexikon p. XIII deutlich ausgesprochen und bin ihr in meinem Buch gefolgt. Es ist daher nicht meine Schuld, wenn H. Hirt nicht hat entdecken können, welche Grundsätze mich bei dem Gebrauch des Wortes 'indogermanisch' geleitet haben." Ein anderes sind offenbar Grundsätze, und ein anderes ist es, ob man sie befolgt. Wir müssen also einerseits die Frage beantworten, ob diese Grundsätze richtig sind, und anderseits, ob O. Schrader sie befolgt hat. Daß letzteres nicht der Fall ist, läßt sich leicht zeigen, und da Schrader die Grundsätze schon in seinem Reallexikon befolgt haben will, so wählen wir die Beispiele daraus.

Zunächst haben doch die RL. S. 8 zusammengestellten Ausdrücke für Ackerbau, da auf sie alle die Bedingungen zutreffen, die Schrader aufstellt, nämlich daß sie in einer nord- und einer südeuropäischen Sprache oder im Griechischen und Lateinischen auftreten, ein volles Recht für indogermanisch zu gelten. Man kann also daraus nichts anderes schließen, als daß die Indogermanen den Ackerbau gekannt haben. Aber diese Ausdrücke sind nach Schrader europäisch-indogermanisch, womit ein neuer Begriff eingeführt oder vielmehr ein alter beibehalten wird. Aber wir haben ja auch eine nicht unbeträchtliche Zahl arisch-europäischer Ausdrücke, wie Schrader S. 10 hervorhebt, z. B. ai. *yáva-*, griech. ζεά, ai. *piṣ*, griech. πτίccω, lat. *hordeum*, npers. *zurd*, mndd. *terwe*, ai. *dū́rvā*. Hier wird aber wieder von geringerer geographischer Verbreitung gesprochen. Was hat aber das mit unserer Frage zu tun, da die erwähnten Ausdrücke, da sie in getrennten Sprachen Asiens und Europas vorkommen, nach Schrader indogermanisch sind.

Anderseits erklärt Schrader folgende Gleichungen für indogermanisch: unter Feuer: got. *fōn*, altn. *fune*, altpr. *panno*, also eine nur germ.-preußische Gleichung. *Wels* und altpr. *kalis*, d. *lachs*, slav. *lososĭ* haben dann doch dasselbe Anrecht. Vergl. darüber übrigens Schraders Reallexikon S. 495. Während die Gleichung πῦρ, umbr. *pir*, ahd. *fiur*, armen. *hur* indogermanisch ist (S. 239), ist πεύκη, altpr. *peuse*, lit. *puszis*, ahd. *fiuhta*, ir. *ochtach* nur europäisch. Ich habe mich vergebens bemüht, hier Grundsätze zu entdecken. Ob für die Milch ein indogerm. Ausdruck vor-

handen war, sagt Schrader nicht ausdrücklich. Wir finden bekanntlich verschiedene Ausdrücke, "die sich merkwürdigerweise immer auf zwei Sprachen beschränken: ai. *dadhán*, apr. *dadan*; griech. γάλα, lat. *lac*; got. *miluks* = ir. *melg*". Ich glaube, auch Schrader wird diese Ausdrücke für indogermanisch halten. Aber dann haben doch got. *gulþ*, abg. *zlato*, lett. *zèlts*, die sogar Ablaut zeigen, griech. χαλκός, abg. *želězo* dasselbe Anrecht, für die Ursprache in Anspruch genommen zu werden.

Ich könnte noch mehr Beispiele anführen, aber sie würden nur beweisen, daß es etwas anderes ist, Grundsätze aufzustellen, und etwas anderes, sie zu befolgen. Wenn man aber alle derartigen Fälle zusammenhält, so berechtigen sie wohl zu dem Urteil, daß man nicht imstande ist, Schraders Grundsätze zu ermitteln. Schraders Vorgehen ist aber trotz des Mangels an irgend welchen leitenden Prinzipien ziemlich klar. Er hat sich seit geraumer Zeit bestimmte Ansichten über die Kultur der Indogermanen gebildet, Ansichten, die z. T. auf V. Hehn zurückgehen, und nach diesen Ansichten werden die Tatsachen, ich kann nicht anders sagen, gepreßt. Weil die Indogermanen nach Schrader Nomaden waren, darum sind die Ackerbauausdrücke nicht indogermanisch, weil sie in der Steppe wohnten, darum können es die Baumnamen ebensowenig sein. Damit wird aber unsere ganze Wissenschaft hinfällig. Ich habe in meinen Indogermanen schon hervorgehoben, daß wenn man die Ausdrücke, die sich auf die Viehzucht beziehen, mit demselben Maß mißt, wie die Ackerbauausdrücke, man dann auch dazu kommen kann, den Indogermanen die Viehzucht abzusprechen.

Wenden wir uns nun zu den Grundsätzen selbst. Schrader erkennt also im Prinzip idg. Gleichungen an, die nur in je zwei Sprachen belegt sind. Das ist in der Tat richtig. Man wird hinzufügen können, daß gewiß viele Worte des Indogermanischen überhaupt verloren gegangen sind, andere sich nur in e i n e r Sprache erhalten haben. Daß wir mit dieser Tatsache rechnen müssen, ergibt sich aus den Parallelen, die die moderne Entwicklung bietet. Nicht wenige Worte, die sich in den altgermanischen Zeiten finden, sind in den modernen Dialekten gänzlich ausgestorben. Liegt mhd. *gesicio*, agerm. *ehu* 'Pferd' noch irgend wo vor? und wenn sie irgendwo belegt sein sollten, wie könnten wir ihr hohes Alter erhärten, wenn wir nicht die alten Quellen hätten? Sollen die Slaven etwa den alten idg. Ausdruck *patḗr* nie besessen

haben? Ein Romanist kann gewiß viele lat. Worte nachweisen, die im Romanischen völlig ausgestorben sind oder sich vielleicht nur in einer einzigen Sprache erhalten haben. Mit diesen völlig verlorenen Worten können wir natürlich nichts anfangen, wohl aber müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf die isolierten Worte der Einzelsprachen richten.

Wir haben natürlich in den Fällen, wo ein Wort einer Einzelsprache in den verwandten Dialekten nicht wiederkehrt, nur geringen Anhalt, um das höhere Alter des Wortes zu erhärten. Aber wir haben doch manchmal einen Anhalt. So kann man annehmen, daß germ. *hand* ein indogerm. Wort ist, erstens weil man an einen Zusammenhang mit dem Zahlwort *zehn*, idg. *dek'm̥t* denken kann, und zweitens weil es ein konsonantischer Stamm ist. Neue konsonantische Stämme sind aber im Germanischen kaum noch gebildet worden, denn wir haben es hier mit ganz geringen Resten einer einst weiter verbreiteten Flexion zu tun, die wohl schon im Indogerm. unproduktiv geworden ist. Kahle "Zur Entwicklung der konsonantischen Stämme im Germanischen" verzeichnet die Stämme, die nach der konsonantischen Deklination im Germanischen gehen, und von diesen sind folgende ganz sicher indogermanisch: *Fuß*, *Zahn*, *Monat*, *Maus*, *Gans*, *Nacht*, *Tür*, *Kuh*. Bei den andern spricht jedenfalls nichts dagegen, es sind *Winter*, *Genosse*, *Magd*, *Hand*, *Brust*, *Burg*, *Buch*, *Bruch*, *Eiche*, wenn sie auch in andern Sprachen nicht belegt sind. Bei *hand* ist gegen die Ableitungen von got. *hinþan* 'fangen' semasiologisch nichts einzuwenden, wohl aber von Seiten der Form. Im Germanischen kann das Wort nicht erst abgeleitet sein, weil jede Analogie fehlt.

Wir haben also in der Form ein Hilfsmittel, das Alter eines Wortes zu bestimmen, und wer dieser Frage einmal systematisch nachgeht, der wird zu ganz interessanten Ergebnissen kommen. Man nehme einmal die Worte für König. Indogermanisch ist *rēks*, ai. *rājā*, lat. *rēx*, kelt. *rīx*. Die sonstigen Ausdrücke der Einzelsprachen sind aber meist ganz deutliche Ableitungen, und es steht der Annahme nichts im Wege, daß sie erst im Leben der Einzelsprache neu gebildet sind, wenn sie auch z. T. nicht neu gebildet sein müssen. So z. B. ahd. *kuning*, zu *kuni* 'Geschlecht', got. *þiudans* zu *þiuda* 'Volk', ahd. *truhtin* zu *truht* 'Schar', got. *kindins*: lat. *gens*. Mit diesen durchsichtigen Bildungen vergleiche man einmal die germanischen

Ausdrücke für die See und die Seelandschaft. Zwar kehren sie in den verwandten Sprachen nur selten wieder, aber sie zeigen ein durchaus altertümliches Gepräge. Meistens mangelt daher auch jede Etymologie.

Dahin gehören got. *saiws*, d. *See* (die Beziehung zu lat. *saevus* ist doch nur ein Notbehelf. Wie will man den *i*-Stamm erklären?), altn. *haf*, ags. *hæf*, d. *Haff* (ist ebenso unklar), got. *flōdus*, ahd. *fluot* (sieht durchaus alt aus. Ebenso) got. *wēgs*, ahd. *wāc* 'Woge' (woher der *i*-Stamm?), altn. *klif*, ahd. *clēp* 'Klippe', altn. *sund*, ags. *sund*, d. *Riff*, *Geest* usw. Bei allen diesen Worten ist der Verdacht, daß sie viel älter sind als die germanische Sonderentwicklung durchaus berechtigt.

Da die Vriddhibildungen kaum anderswo als im Indischen produktiv geworden sind, so haben Bildungen dieser Art, die nur in einer Sprache vorliegen, die Gewähr hohen Alters. Wer dies bedenkt, wird an dem hohen Alter von ahd. *swāgur* kaum zweifeln. Entsprechend wird man für ahd. *huon* indogermanisches Alter in Anspruch nehmen. Sachlich hat das gar keine Schwierigkeiten, da *Hahn* und *Huhn* nicht nur das Haushuhn bezeichnen, sondern in der Jägersprache auch das Rebhuhn, sowie den männlichen und weiblichen Vogel überhaupt.

Man muß sich also die Worte, die nur in einer Sprache belegt sind, auf ihre Bildung ansehen, ehe man sie für eine spezifische Neubildung erklärt, ja man kann sogar sagen, was nicht als deutliche Ableitung in einer Sprache erkennbar ist, ist höhern Alters sehr verdächtig. — Größere Sicherheit für Herkunft aus der indog. Ursprache erlangen wir, wenn ein Wort aus zwei Sprachen belegt ist. Hier schließt nun aber Schrader gewisse Sprachgruppen aus, nämlich etwa keltisch-germanische und germanisch-lituslavische, aber auch keltisch-slavische Gleichungen, falls er nicht etwa keltisch zum Südeuropäischen rechnet. In dieser Ansicht haben wir offenbar eine Nachwirkung der Schmidtschen Wellentheorie. Ob diese begründet ist, will ich hier nicht untersuchen, sondern später noch einmal darüber sprechen. — Die erwähnten Sprachgruppen sind einander in historischer Zeit benachbart, und es liegt daher der Verdacht nahe, daß die eine von der andern Wörter entlehnt hat; wie wir wissen, haben die Germanen von den Kelten, die Slaven von den Germanen empfangen. Handelt es sich nun um Worte, bei denen der Verdacht der Entlehnung nicht aus-

zuschließen ist, so wird man sie besser nicht zu Rückschlüssen auf die ältere Zeit verwenden, bei allen andern steht dem aber nichts im Wege. Ich sehe durchaus keinen Grund, Gleichungen wie d. *lahs*, lit. *lašišà*, russ. *lososĭ*, got. *gulþ*, abg. *zlato* nicht gelten zu lassen. Auch an d. *Stute*, slav. *stado* kann man keinen Anstoß nehmen, sowie an anderen Gleichungen, die sich auf zwei nordeuropäische Sprachen beschränken. Wenn man sich einmal klar gemacht hat, wo die Germanen und die Slaven ursprünglich gesessen haben, die einen in Schleswig-Holstein usw., die anderen hinter den Karpathen, so wird man kein Bedenken tragen, Gleichungen, die in diesen beiden Sprachgruppen auftreten, zu verwenden. Wer dagegen ist, müßte nachweisen, daß die Germanen und Slaven eine Zeit der gemeinsamen Sonderentwicklung durchgemacht haben. Ich will die Beweise hierfür abwarten, vorläufig aber beharre ich auf meiner Ansicht, daß zwischen Slavisch und Germanisch keine besondern Berührungen vorhanden sind, und daß wir demnach Worte, die nur in diesen beiden Gruppen auftreten, sehr wohl für die Erschließung der indogermanischen Kultur verwenden können. Man kann ja auch den Gegenbeweis antreten. Welche germanisch-slavische Gleichung dürfen wir nicht der indogermanischen Ursprache zuschreiben, weil etwa kulturhistorische Erwägungen allgemeiner Art dagegen sprechen? Ich bin auf den Nachweis einer solchen Gleichung gespannt.

Und ebenso, wie mit den slavisch-germanischen steht es mit den keltisch-germanischen. Zwar sieht J. Schmidt im Keltischen sozusagen das Mittelglied zwischen Italisch und Germanisch, aber er stützt sich nur auf die Argumente Ebels; diese sind indessen kaum haltbar, und neue sind nicht beigebracht worden. Ich habe mich bemüht, neue Gründe beizubringen. Aber weder bei Kluge Pauls Grd. 1, 325, noch bei Bremer ebd.[2] 3, 27 ist irgend etwas verzeichnet. Die Frage bedarf erneuter Untersuchungen, sagen beide Forscher. Ich habe mich an Thurneysen um Auskunft gewendet, aber auch er konnte nichts mitteilen, was für nähere Beziehungen des Keltischen und Germanischen wesentlich in die Wagschale fiele. Ich bin daher auf den Gedanken gekommen, daß die Nachbarschaft der Kelten und Germanen verhältnismäßig jung ist, und daß daher auch keltisch-germanische Gleichungen unbedenklich zu verwenden sind, unter Beachtung der oben hervorgehobenen Kautelen.

Während wir bei den etymologischen Untersuchungen und Vergleichungen häufig mit Wurzeln operieren, können uns diese, wenn wir Kulturgeschichte treiben, wenig nützen. In diesem Fall bedürfen wir der vergleichbaren, möglichst genau stimmenden Worte. Wenn man einmal ein Wörterbuch derartiger Worte zusammenstellte, so würde man sehen, wie klein der erschließbare Wortschatz des Indogermanischen noch immer ist. Er würde so klein ausfallen, daß man sich sofort sagen würde, das kann nicht alles sein, da muß vieles verloren gegangen sein, und wir könnten schon deshalb nicht auf die Gleichungen, die nur in zwei Sprachen belegt sind, verzichten.

Und selbst kelto-italische oder indo-iranische Gleichungen sind wertvoll; denn mag man so niedrig rechnen wie man will, um 1200 müssen sich doch wohl die Italiker von den Kelten getrennt haben, und man wird für die Trennung der Inder und Iranier vielleicht noch zu einer früheren Zeit kommen. Da es die Aufgabe der indogermanischen Altertumskunde ist, die prähistorische Zeit aufzuhellen, so sind auch Gleichungen, die nur diesen Sprachen angehören, wichtig. Unsere Hilfsmittel sind viel zu dürftig, als daß wir auf irgend ein Moment verzichten dürften.

Jedenfalls glaube ich gezeigt zu haben, daß weder Schraders Grundsätze haltbar sind, noch daß er die von ihm aufgestellten Grundsätze befolgt, und daß sich meine Anschauungen sehr wesentlich von den seinigen unterscheiden.

Haben wir nun die Wortformen festgestellt, so kommt die Frage nach der Bedeutung hinzu. Auch in diesem Punkt braucht man nicht allzu ängstlich zu sein. Wir wissen, daß Bedeutungsübergänge gleicher Richtung oft genug an den verschiedensten Stellen vorkommen, aber, soweit meine Kenntnis reicht, ist der Fall außerordentlich selten, daß der gleiche Bedeutungsübergang bei demselben Wort eintritt. Der Fall also, den Hehn angeführt hat, daß Worte, die ursprünglich 'zerreiben' bedeutet haben, in die Bedeutung 'mahlen' übergehen, ist denkbar, unwahrscheinlich aber, daß das gerade selbständig bei demselben Worte *molo* eingetreten sein sollte? Gesetzt, die idg. Wurzel *sē* habe 'werfen' bedeutet, so ist es nicht glaublich, daß sich im Ital., Kelt., Germ. und Lit.-Slav. überall erst in einzelsprachlicher Zeit die Bedeutung 'säen' sollte entwickelt haben.

Diese Frage bedarf aber noch weiterer Ausführungen, die ich auf eine spätere Zeit verschiebe. Nur das möchte ich noch hervorheben, daß schon A. Kuhn ein nach meiner Auffassung richtigeres

Bild von der Kultur der Indogermanen entworfen hat als O. Schrader, weil er sich eben nicht auf eine vorgefaßte Meinung stützte, sondern weil er sich an die Tatsachen der Sprache hielt.

2. Läßt sich aus dem Fehlen von etymologischen Gleichungen für gewisse Begriffe etwas erschließen?

Es ist ganz sicher, daß wir den Wortschatz der indogermanischen Ursprache niemals vollständig erschließen können, ebensowenig wie wir den lateinischen aus den romanischen Sprachen ganz rekonstruieren können. Nun tritt nicht selten der Fall ein, daß Worte für bestimmte Begriffe fehlen. So gibt es kein erschließbares Wort für 'Dampfschiff' oder 'Eisenbahn'. Solche Fälle wird aber wohl jeder ausschließen, da es sich um Dinge handelt, die nachweislich spät aufgekommen sind. Anders steht es, wenn Gleichungen für Dinge fehlen, die in der Urzeit vorhanden gewesen sein können. Im allgemeinen ist man zu der Erkenntnis gekommen, daß aus dem Fehlen von etymologischen Gleichungen nichts zu erschließen ist. Wenn wir keine Gleichungen für 'Löwe, Tiger, Kamel, Palme' antreffen, so beweist das nicht, daß die Urheimat in einem Gebiet lag, das diese Tiere nicht kannte; denn wenn die Urheimat diese Tiere besaß, die Indogermanen aber die Gegend verließen, so mußten, wenn die Tiere aus dem Gesichtskreis verschwanden, auch die Worte verloren gehen. Ähnlich ist das Wort 'Elch' den deutschen Dialekten verloren gegangen, weil das Tier aus dem größten Teil Deutschlands verschwunden ist, usw. Das erkennt Schrader Spr. u. U.[3] 161 auch an, er fügt aber S. 162 hinzu: "Nun soll aber damit keineswegs gesagt sein, daß dem Abhandensein urverwandter Gleichungen für die Erschließung der Urzeit jeglicher Wert abzusprechen sei. Im besonderen wird man nicht an ein zufälliges Aussterben einst vorhandener Ausdrücke denken dürfen, wenn es sich um ganze Begriffskategorieen handelt". Er sucht dies an den Fischnamen zu zeigen und fährt fort: "Ebenso bezeichnend wie die Armut einer urverwandten Terminologie auf dem eben erörterten Gebiete der Fischerei erscheint mir die gleiche Erscheinung auf dem der Schiffahrt gegenüber dem des Wagenbaus, dem der Blumenzucht gegenüber dem des Ackerbaus, dem der Verschwägerungsbezeichnungen des Mannes gegenüber denen des Weibes, auf dem Gebiet der Götternamen gegenüber dem der Personennamen usw."

Ich stehe auf einem andern Standpunkt und habe in meinen Indogermanen und auch sonst den Satz ausgesprochen, daß sich aus dem Fehlen von Worten nie etwas schließen läßt. Vielleicht ist der Satz in dieser Schärfe nicht ganz richtig, vergl. oben die Bemerkung über 'Dampfschiff' und 'Eisenbahn', aber ich kenne bisher keinen Fall, durch den er widerlegt würde. Jedenfalls müssen wir uns zunächst mit den Schraderschen Kategorien beschäftigen, um zu untersuchen, ob bei ihnen die Schlußfolgerungen des Autors wirklich zulässig sind.

A. Der Mangel an Fischnamen.

Es scheint eine fable convenue zu sein, daß es indogermanische Fischnamen nicht gibt. Ich vermute, daß sie im letzten Grunde darauf zurückgeht, daß Pictet Les origines indoeuropéennes keine Fischnamen verzeichnet[1]). Es wäre aber wirklich gut, wenn dieser Punkt endlich einmal aus der Erörterung verschwände.

Wir haben zunächst einen indogermanischen Ausdruck für Fisch; lit. *żuvìs*, armen. *jukn*, griech. ἰχθῦς sichern auch nach Schrader den Begriff für das Indogermanische. Aber auch lat. *piscis*, ir. *iasc*, got. *fisks* müßte doch nach demselben, da eine nord- und eine südeuropäische Sprache zeugt, indogermanisch sein. Wir haben ferner das Wort für Aal, lat. *anguilla*, griech. ἔγχελυς. Ich habe IF. Anz. 13, S. 14 aufs neue auf diese Gleichung hingewiesen, worauf Schrader Sprachvergl. und Urgesch.[3] S. 162 in der Anmerkung hervorhebt, "ich gäbe den gegenwärtigen Stand unseres Wissens unrichtig an, wenn ich die Verwandtschaft von ἔγχελυς und lat. *anguilla* für eine ausgemachte Sache erklärte", und er verweist dafür auf Waldes etymologisches Wörterbuch. Nun Walde in allen Ehren, aber ein Kronzeuge ist er in diesem Falle denn doch nicht. Hier muß die eigene Untersuchung einsetzen, nicht die des Verfassers eines lateinischen Wörterbuches — denn für ihn ist es verhältnismäßig gleichgiltig, ob *anguilla*

1) Ich benutze die Gelegenheit, um über Pictets Werke einiges zu sagen. Die Sammlung des Wortschatzes ist für die damalige Zeit wirklich allen Lobes wert, und in dieser Sammlung liegt noch heute die Bedeutung dieses Buches. Es ist doch wahrlich kein großes Verdienst, die unhaltbaren Gleichungen dieses Werkes zu erkennen und ein paar neue hinzuzutun. Daß der prinzipielle Standpunkt Pictets unhaltbar ist, wissen wir durch Hehn und nicht durch Schrader, diesem gegenüber bietet Pictet in vielen Punkten besseres, weil er die Tatsachen ruhig sprechen läßt.

mit ἔγχελυς verwandt ist —, wohl aber für den, der die Urheimat der Indogermanen bestimmen will und der solche Behauptungen über die Fischnamen aufstellt wie Schrader.

Nun wird wohl jeder, dem die Gleichung ἔγχελυς lat. *anguilla* vorgelegt wird, zuerst an Urverwandtschaft denken; denn die Worte decken sich nicht nur im Stamm, sondern auch in dem merkwürdigen Suffix. Allerdings bleiben einige Schwierigkeiten. Die eine bildet die Verschiedenheit der Vokale. Hier hat uns J. Schmidts hochbedeutender Aufsatz KZ. 32, 321 ff. geholfen, und Schmidt hat denn auch schon bemerkt, daß der Gen. ἐγχέλυος aus *ἀγχέλυος hergeleitet werden könne, das stände doch mit ἑτέρου aus ἁτέρου ganz auf einer Linie. Die zweite wichtige Frage ist, konnte ἔγχελυς im Griechischen, *anguilla* im Lat. mit den Suffixmitteln der Sprache neugebildet werden? Aber die Suffixform von ἔγχελυς ist im Griechischen ganz vereinzelt, vgl. L. Meyer Handbuch der griech. Etym. 1, 425. Mit Suffix *lu* kenne ich nur θῆλυς. Außerdem ist der Stamm ἐγχ- im Griechischen nicht belegt, sondern nur ἐχι-. Es müßte denn also wohl ἔχιλος oder ἔχιλυς heißen. Es ist doch wirklich ein starkes Stück, ein Wort in einer Sprache für eine Neubildung zu halten, wenn weder der Stamm belegt, noch das Suffix produktiv ist. So lange diese Schwierigkeiten nicht gehoben sind, würde ich das griechische Wort nach den oben gegebenen Ausführungen für indogermanisch halten, selbst wenn es in keiner andern Sprache belegt wäre.

Fast ebenso schwierig ist auch die Annahme, daß lat. *anguilla* neugebildet sei. Allerdings haben wir hier das Grundwort *anguis*, aber das Suffix ist ebenfalls selten und nicht produktiv, abgesehen von den Fällen, wo es Diminutiva bildet und durch Assimilation aus *r l* usw. entstanden ist. Aber schon Prisc. gramm. II 115, 13 bemerkt, *anguis anguilla, unguis ungula, nubes nubilum, quae magis denominativa sunt existimanda quam diminutiva, quippe non habent diminutivorum significationem, sed formam tantum.* Ich bestreite es nun entschieden, daß der Aal eine kleine Schlange ist, wenigstens in Europa sind kaum Schlangen vorhanden gewesen, denen gegenüber der Aal als klein erschienen wäre. Ich glaube daher nicht, daß *-illa* in *anguilla* das Diminutivsuffix ist.

Außerdem ist zu beachten, daß *anguis* ein Maskulinum war, weshalb ist also *anguilla* wie auch ἔγχελυς meist im Griechischen Femininum, da doch auch *piscis* Maskulinum ist? Das sind doch alles ganz einfache Erwägungen, die jeder anstellen muß, der

sich mit diesen Worten beschäftigt. Auch Thurneysen ist im Thesaurus zu dem Ergebnis gekommen, daß *anguilla* und ἔγχελυς vielleicht zusammengehören.

Gefördert ist unser Problem schon längst durch einen Aufsatz von W. Meyer KZ. 28, 162 ff., in dem er S. 163 *anguilla* auf eine Flexion **anguilū*, **anguiluās* zurückführt, einer Bildung wie ai. *vadhūḥ*, griech. πρέσβα. Diese Auffassung hat sich Johansson KZ. 30, 425 angeeignet, wie ich glaube mit vollem Recht. Zunächst freilich ist noch die Frage zu erörtern, ob *lw* zu *ll* im Lat. assimiliert ist, was Brugmann Grdr. I² 325 etwas zweifelhaft erscheint, während sich Stolz Lat. Gr.³ 88, Sommer Handbuch 226 dafür aussprechen. Ich muß mich ihnen durchaus anschließen trotz Solmsen KZ. 38, 437 ff. Ich halte an Gleichungen wie *pallidus* und lit. *palvas*, altbulg. *plavŭ*, ahd. *falo*, *pollen* zu pr. *pelwo*, abg. *plěva* 'Spreu' entschieden fest. Und *anguilla* fällt nicht minder in die Wagschale. Wie will man denn die Suffixgestalt erklären? Nehmen wir aber *anguilua* als Grundform an, so haben wir eine fast vollständige Übereinstimmung zwischen dem griechischen und lat. Wort[1]). Es bleibt nur noch die Verschiedenheit der Gutturale. Aber hier kann entweder *anguilla* sein *u̯* von *anguis* bekommen haben, oder ἔγχελυς hat sein *u* im Griechischen verloren (wegen des folgenden *u*?), vielleicht schon im Indogermanischen. — Aber wir haben noch eine zweite Gleichung für den Aal. Hesych überliefert uns ἴμβηρις· ἔγχελυς Μεθυμναῖοι. Das Wort steht an richtiger etymologischer Stelle, wir haben also keinen Grund es zu beanstanden. Diesem Wort entspricht im Lit. *ungurys*, russ. *ugrĭ*. Die Gleichung ist auch tadellos, und es ist auch hier kaum denkbar, daß die Worte erst in den Einzelsprachen mit ihren Suffixmitteln gebildet seien.

Schließlich haben wir noch ein drittes Wort für 'Aal' in germ. *Aal*, das bisher unerklärt ist; denn E. Schröders Herleitung aus *ēdlos* 'der Fresser' (ZfdA. 42, 63) ist doch nur ein Notbehelf und unterliegt lautlichen wie semasiologischen Bedenken. Vielleicht läßt sich aber das Wort doch aufklären. Das griechische Wort ἔγχελυς kann vom Standpunkt des Griechischen, wie wir sahen, kaum neu gebildet sein. Aber auch vom Indogermanischen aus gesehen, d. h. wenn wir das Wort für indogermanisch halten,

1 Lat. *helvos* und germ. *gelb*, die Solmsen a. a. O. ins Feld führt, können sich nicht genau entsprechen, da urital. *helvos* zu *holvos* hätte werden müssen, vgl. Sommer Hdb. S. 76.

bereitet es große Schwierigkeiten, da wir offenbar zwei Vollstufen neben einander haben. Außerdem ist Suffix *-lu* außerordentlich selten und *-elu* ist ganz und gar nicht nachweisbar. Das Wort für Schlange idg. **angh^w^is*, von dem man es abzuleiten versuchen könnte, ist deutlich *i*-Stamm, lat. *anguis*, lit. *angìs* usw. So kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, daß das Wort ein Kompositum ist *angh^w^-elus*, und dieses zweite Element *-elus* könnte mit deutsch *Aal*, urgerm. *ēlos* zusammenhängen. ἔγχελυς wäre dann eine Bildung wie *Adler* aus *adel-ar*, und in *ēl* (Dehnstufe zu *el*) würde ich also die ursprüngliche Bezeichnung des Aales sehen. Was dies eigentlich bedeutete, können wir nicht wissen. Ob es sich bei der Bildung des Wortes um verschiedene Suffixgestalt handelt, oder ob *w* nach *l* im Indogermanischen unter besonderen Umständen schon geschwunden ist, läßt sich kaum sagen. Jedenfalls gibt es Mittel genug, um aus diesen Schwierigkeiten herauszukommen. Den Stamm *el* haben wir im Deutschen noch in einem Fischnamen, in ahd. *alunt*, anord. *ǫlunn*, dessen Stamm man schon längst mit dem von *Aal* verglichen hat. Äußerlich haben die beiden Fische freilich wenig gemein. Aber auch wenn meine Erklärung des Wortes *Aal* nicht richtig wäre, so würde ich in ihm doch immer einen indogermanischen Fischnamen ansehen, weil er aus germanischem Sprachgut nicht zu erklären ist[1]).

Eine ähnliche Kompositionsbildung für *Aal* haben wir auch in ir. *esc-ung*, dessen letzten Bestandteil man vielleicht mit lat. *anguis* zusammenbringen kann. Ob auch der zweite Teil von griech. ἴμβ-ηρις ein selbständiges Wort ist, weiß ich nicht zu sagen.

Jedenfalls sieht man, welche Bewandtnis es mit Schraders Behauptung hat, daß es keine gemeinsamen indogermanischen Fischnamen gäbe[2]). Außerdem gibt es aber noch andere Fisch-

1) Schrader will seine verlorene Position, daß die Indogermanen am Schwarzen Meer saßen, dadurch retten, daß er ein Gutachten veröffentlichen will, nach dem der Aal von jeher im Schwarzen Meer vorgekommen wäre. Gut, wenn es gelingt. Ich konnte diese Untersuchungen nicht kennen, konnte mich vielmehr nur auf die verbreitete Ansicht der Zoologen stützen, daß der Aal im Schwarzen Meer nicht vorkommt. Im übrigen wird jeder aus der Darstellung in meinen 'Indogermanen' ersehen, wie wenig für mich diese tiergeographischen Argumente ins Gewicht fallen. Weshalb Schrader nicht versteht, wie ein gemeinslavischer Name des Aales vorhanden sein kann, weiß ich nicht, vielleicht belehren ihn aber die Karten bei Niederle Slovanské Starožitnosti.

2) Daß der Aal bei Homer nicht zu den Fischen gerechnet wird, kann nicht besonders auffallen.

namen. Ahd. *lahs*, russ. *lososĭ*, lit. *lašišà* ist eine Gleichung, der so gut indogerm. Alter zukommt wie jeder andern; denn das Wort kann nicht aus einer Sprache in die andere entlehnt sein, und an besondere Berührungen zwischen Germanisch und Litu-Slavisch glaube ich nicht, s. o. S. 62. Der Lachs kommt bekanntlich nur in den Flüssen vor, die zu den nördlichen Meeren fließen. Das Wort mußte also den südlichen Sprachen verloren gehen. Ich würde *lachs* für ein idg. Wort halten, auch wenn es nicht im Slavisch-Lit. vorkäme, weil die Bildung aus germ. Sprachgut absolut unerklärbar ist. Das Wort muß aber schon die Entwicklung der Gutturale zu Zischlauten mitgemacht haben.

Wir besitzen ferner die Gleichung altpr. *kalis*, mhd. *wels* und *Walfisch*, die wir ebenfalls als indogerm. ansprechen dürfen, selbst wenn nicht lat. *squalus*, vgl. Walde Etym. Wtb. s. v., dazu gehört. Osthoff Etym. Parerga S. 321 hat in ausführlicher Begründung griech. φάλλαινα zu *wal* gestellt.

Lidén hat uns noch eine Reihe anderer Fischnamen kennen gelehrt. Btr. 15, 509 findet sich die Gleichung nnord. *harr* 'die Asche', lit. *karšis* 'der Brachsen', *kiršlýs* 'Äsche'. Uhlenbeck hat Arkiv f. nord. fil. 15, 154 f. nschw. *gärs* 'Kaulbarsch', nachdem Lidén es Btr. 15, 508 besprochen hatte, zu ai. *jhašás* gestellt, was er auch in seinem Et. Wtb. des Aind. beibehält. Torbiörnson die gemeinslavische Liquidametathese 35 hat dazu russ. *žérech* 'Seepferdchen' gefügt.

Das deutsche *Stör*, ahd. *sturio* stimmt in seinen Lauten auffällig zu abg. *jesetrŭ*, russ. *osëtrŭ*, lit. *asėtras*. Die indogerm. Grundform würde ich als *oséteros* ansetzen, aus der sich die slav. und germ. Formen durch Ablaut ergeben. Die Gleichung ist schon früher veröffentlicht worden, ich weiß aber nicht von wem.

In den Uppsalastudier S. 99 hat Lidén ferner aisl. *hâr* 'Haj' mit aind. *çaṅkúṣ* 'ein best. Wassertier' (unbelegt) verglichen. Dazu auch *çakulás* 'ein Fisch'. Auch Uhlenbeck hat diese Etymologie in seinem aind. Wtb. aufgenommen. Sie ist gewiß nicht sicher, aber zweifellos möglich. Griech. κῆτος kann wohl mit Lidén auch dazu gestellt werden.

Geben wir die Gleichung d. *wal* l. *squălus* auf, so findet doch dieses einen Verwandten in griech. σκύλιον 'eine Haifischart', vgl. Osthoff Etym. Parerga 325.

Ich stelle ferner kelt. *esox* 'Lachs' zu deutsch *Asche*, *Äsche*. Daß der Fisch im Germ. nach seiner aschgrauen Farbe benannt

wäre, ist mir wenig wahrscheinlich, da der Fisch gar nicht besonders grau ist. *esoks* und ahd. *asko* bilden eine tadellose Gleichung mit Schwebeablaut und müssen schon deshalb in die Ursprache zurückgehen. Ich bemerke noch, daß die Asche zu den Lachsfischen gerechnet wird.

Mit ahd. *forhana* 'Forelle' hat Lidén Uppsalastudier S. 92 ir. *ork* (aus **pork*) 'salmo' und weiter lat. *perca*, griech. πέρκη 'Barsch' verglichen. Daß der Name im letzten Grunde mit griech. περκνός 'bunt', ai. *pṛçni-* 'gesprenkelt' zusammenhängt, ist möglich, aber es kann dieser Zusammenhang auch so aufgefaßt werden, daß **perknós* von **perk* 'Forelle' abgeleitet ist.

Schrader RL. 332 hat selbst einen Namen für den Hering entdeckt; die Gleichung ir. *scatan*, *sgadan* 'allec', nir. *sgadan*, manx. *skeddan*, kymr. *ysgadan*, ags. *sceadd*, engl. *shad*, norw. *skadd*, nhd. (mundartl.) *schade*, *schaden* kann sehr wohl urverwandt sein.

Mhd. *smerl*, *smerle* wird bei Kluge mit griech. σμαρίς 'ein kleiner gering geachteter Meerfisch' verglichen, wogegen garnichts einzuwenden ist. Die Gleichung russ. *sigŭ*, an. *sikr* 'salmo lavaretus' steht bei Schrader RL. 495. Man sieht also, daß eine ganz beträchtliche Zahl von Fischnamen vorliegt, die ebensogut indogermanisch zu gelten ein Anrecht haben, wie andere Gleichungen.

Der einzige auffällige Punkt ist dabei, daß die Gleichungen sich nur in wenigen Sprachen erhalten haben. Aber man braucht zur Erklärung nur an die heutigen Verhältnisse zu denken. Wer nur einigermaßen gereist ist, weiß, wie die Fischnamen von Gegend zu Gegend wechseln. Derselbe Fisch heißt hier so, dort so. Außerdem sind gewisse Fische auf bestimmte Gegenden beschränkt. Für den Hering kann ein Ausdruck im Süden nicht vorhanden sein, für den Felchen keiner im Norden usw. Daraus läßt sich also nichts folgern.

Man kann nun auch einmal die ganze Frage von einer andern Seite betrachten. Man kann fragen, was besitzen wir in den Einzelsprachen an Fischnamen und woher stammen sie? Aus den modernen Dialekten ließe sich sicher ein großes Material zusammenbringen, ich kann aber darauf nicht eingehen. Ich wähle zunächst eine Reihe altdeutscher Fischnamen, die im Summarium Heinrici stehen (Steinmeyer-Sievers Ahd. Glossen 3, 83).

ipoccus : *hûso*, nach Kluge auch ndd. bezeugt. Daß das Wort mit čech. poln. *wyz* zusammenhängt, ist klar, doch kann wohl nur das slavische Wort aus dem Germanischen entlehnt sein.

Es ist bis jetzt keine Ableitung des germ. Wortes gelungen, und es sieht auch sehr altertümlich aus.

rombus : *sturo*, *sturio*, ndl. *steur*, ags. *styrie*, (*styra*), Etymon nach Kluge dunkel, siehe aber oben S. 69.

esox : *lahs*, idg. s. o. S. 69.

gamarus : *salmo*, nach Kluge aus dem Keltischen, aber dort nicht nachgewiesen; lat.-gall. *salmo* ist wahrscheinlich ein Lehnwort. Ich sehe eigentlich keinen Grund, das deutsche Wort für ein keltisches Lehnwort zu halten, da es gut deutsch aussieht.

capito: ahd. *alant* oder *munua*. Das zweite Wort ist ganz unklar, das erste zu as. *alund*, an. *ǫlunn* 'ein Fisch'. Ursprung dunkel. Über die Verwandtschaft mit dem Worte *Aal* s. o. S. 68.

clama : *ag* ist mir unklar.

lucius : *hechit*, as. *hacud*, ags. *hacod*. Nach Kluge zu ahd. *hecken* 'stechen', also 'der Stecher'. Das ist möglich, aber das Suffix ist selten, und die Bildung sieht recht altertümlich aus. Es heißt auch, wie ich aus Brehm entnehme, *schnöck*, *schnock*, *Wasserwolf*.

porca : *bersich*, ndl. *baars*, ags. *bærs*, schwed. *abborre*, dän. *aborre*, nach Kluge zu *borste*, *bürste* gehörig. Die Ableitung ist wieder dunkel.

timallus : *ascho*, vgl. oben S. 69.

tactuca : *forhana*, s. o.

anguilla : *Aal*, s. o.

ysmerenna, grece *myrena* . *lanpreda*, entlehnt.

gracius : *chresse* 'Grundling' unklar

turonilla : *grundela* zu *grund*

balene : *walirun*, *cete* : *wal*, s. o.

Charakteristisch ist, daß sich Entlehnungen unter diesen Fischnamen so gut wie gar nicht finden und nur wenige deutliche Ableitungen.

Außer den im ahd. belegten Worten gibt es aber noch eine ganze Reihe anderer.

Ahd. *karpfo*, ndl. *karper*, anord. *karfe*, spätlat. *carpa*, frz. *carpe*, ital. *carpione*, russ. *korop*, serb. *karp*, lit. *kárpa*. Das Wort ist im Germanischen wahrscheinlich ein Lehnwort, worauf schon das inlautende *p* hinweist. Es hindert aber nichts frz. *carpe*, und russ. *kóropŭ* zu vereinigen. Uhlenbeck hat PBrB. 19, 331 mit unserm Wort ai. *çaphara-*, *capharī*, ein häufig belegtes Wort für eine Karpfenart verglichen, für das er Dissimilation aus

**çarphara* annimmt. Dagegen ist garnichts einzuwenden. Schrader sagt zwar RL. 409, die Anknüpfung habe wenig Wahrscheinlichkeit, aber, wenn es sich nicht um einen Fischnamen handelte, würde er die Gleichung sehr wohl billigen.

Ahd. *slīo*, ags. *sliw* 'Schleie' nach Kluge zu *Schleim* wegen der schleimigen Schuppen, was mir kaum glaublich ist. Eher ist der Fisch nach der Farbe benannt. 'Gewöhnlich' sagt Brehm, zeigt das Kleid der Schleihe ein dunkles Ölgrün, durch welches ein schimmernder Goldglanz geht. Daher könnte man germ. **slīwas* zu lat. *līveo*, *līvor*, abg. *sliva* 'Pflaume' stellen. Aber das Wort hat auch Verwandte im Lit.-slav. nämlich lit. *lýnas*, altpr. *linis*, le. *līns*, abg. *linĭ*. Berneker Die preußische Sprache S. 304 stellt dazu griech. λινεύς, wogegen garnichts einzuwenden ist.

Weiter liegt ein wgerm. Fischname vor in ndd. *ruche*, ndl. *roch*, ags. *reohha*. Auch dieses Wort hat ein höchst altertümliches Aussehen. Ein Zusammenhang mit lat. *rāja* ist allerdings kaum möglich.

Außerdem wäre noch der *Butt* zu nennen. Auch hier ist eine etymologische Anknüpfung noch nicht gefunden.

Das Elbinger Vokabular bietet uns ebenfalls eine Fülle von Fischnamen. Es ist vielleicht angebracht, auch diese hier anzuführen, damit man erkennt, wie sich einheimisches Gut zum fremden verhält. Erwähnt sind schon *suckis* 'Vysch' zu lit. *žuvis*, *lasasso* 'Lachs', *angurgis* 'ael', *esketres* 'Stör', *kalis* 'Wels', *linis* 'slye'. Die andern sind: *liede* 'Hecht', lit. *lydekà*, le. *līdaka*, *līdeks*.

locutis 'Brassen'.

starkis 'Zant', lit. *stérkas*, le. *starks*.

wilnis 'Quappe': das von Berneker verglichene litt. *wilnis* 'Pilz' gehört kaum dazu.

smerlingis 'schmerle' aus dem Deutschen.

seabre 'Czerte', d. i. 'Zärte', lit. *žobrỹs*, lett. *zibris*.

assegis 'Persk', d. i. Barsch, lit. *ežegỹs* 'Kaulbarsch', poln. *jażdż*.

brunse 'Pletze', lit. *brunszis*; *sylecke* 'Hering', lit. *sìlkė*, lett. *silkis*; *sarote* 'Karpfen', lit. *žarotas* 'schimmernd'; *blingis* 'Blei', *blingo* 'Mutterlosen'; *grundalis* 'Grundel' entlehnt; *malkis* 'Stint'; *dubelis* 'Halbfisch' aus deutsch *dōbel*; *stroysles* 'Tobel'; *rapis* 'Rape'; *sweikis* 'Dorsch'.

Auch hier ist das meiste unklar, einige Fischnamen sind entlehnt, aber das meiste macht doch einen recht altertümlichen Eindruck. Vielleicht gelingt es mit der Zeit noch einen oder den anderen aufzuklären.

Bekanntlich handelt fast das ganze siebente und achte Buch des Athenaios von den Fischen. Die Fülle der dort aufgezählten Namen ist zu groß, als daß ich sie hier anführen könnte. Es finden sich darunter viele ganz verständliche Bildungen, andere Worte machen aber einen höchst altertümlichen Ausdruck.

Aus andern Sprachen fehlen mir Sammlungen.

Um nun schließlich das Maß vollzumachen, besetzen wir im Germ. ein Wort für den Fischrogen ahd. *rogan*, an. *hrogn*, engl. *roan*. Das Wort ist, ich weiß nicht von wem, mit lit. *kurkulaĩ* 'Froschlaich' verglichen. Die Vergleichung ist jedenfalls tadellos.

"Auf keinen Fall können die Indogermanen ausschließliche Fischesser gewesen sein . . . oder auch nur dem Fischfang oder dem Fischgenuß eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet haben". Warum denn nicht? Aus der Sprache können wir weder dies noch das Gegenteil beweisen. Waren denn aber die Fische ein Nahrungsmittel, das überall zur Verfügung stand? Nein, sondern es gab sie nur an gewissen Stellen in bedeutender Menge, und da werden die Menschen sie auch schon benutzt haben. Wir wissen dies von den Bewohnern der dänischen Küchenabfälle, und auch Bewohner der friesischen Inseln, sowie der Nordseeküste werden sie nicht verschmäht haben. Ebenso hat es bei den Griechen fischessende Bevölkerungsschichten gegeben, soweit sie eben an dafür geeigneten Stellen saßen.

Aus dem vorhergehenden folgt also mit Sicherheit, daß es indogermanische Fischnamen gibt, und daher fällt das ganze Gebäude Schraderscher Schlußfolgerungen zusammen. Die prinzipielle Frage ist daher hier noch nicht zu entscheiden.

B. Schiffahrt und Wagenbau.

Es ist bekannt, daß wir eine ausgebildete Terminologie für den Wagen haben. Der reichen Fülle gegenüber soll die Armut in bezug auf die Terminologie der Schiffahrt ins Gewicht fallen. Nun steht doch über allem Zweifel fest, daß die Indogermanen Worte für Schiff und Ruder besessen haben, aber das genügt Schrader nicht. RL. S. 711 sagt er: "Wo immer ein Volk, wenn auch neben andern Beschäftigungen, Jahrhunderte lang dem Gewerbe der Schiffahrt obliegt, wird sich unfehlbar auch eine nautische Terminologie herausbilden. Für die charakteristischen Merkmale der Seelandschaft, für das Wetter auf See, für die bedeutendsten Seetiere, für die Winde, für die

Himmelsgegenden, für den Fischfang, für Arten und Teile der Fahrzeuge usw. werden feste Namen geschaffen werden, wie dies uns handgreiflich in dem urgermanischen Sprachschatz entgegentreten wird. Wären derartige Wörter nur in einigem Umfang schon in der idg. Grundsprache vorhanden gewesen, so würden, wie auf dem Gebiete der Viehzucht und des Ackerbaus, die Spuren derselben in idg. Gleichungen vorliegen. Solche fehlen aber, von den obigen abgesehen, nahezu gänzlich".

Vielleicht werden sich einige durch diese schön gesetzten Worte bestechen lassen; wer aber wirklich einmal das Meer und die Schiffahrt gesehen hat, dem wird das Haltlose dieser Ausführungen sofort klar werden. Ist denn Ackerbau und Viehzucht mit der Schiffahrt auf eine Linie zu stellen? Nein, denn Ackerbau und Viehzucht sind die Grundbedingungen aller Wirtschaft durch fast ganz Europa hindurch, die Schiffahrt ist aber nur an wenigen Stellen möglich, nämlich am Meer und auch hier nur, wo Häfen vorhanden sind, auf Seen und Flüssen. Es hat also immer nur ein kleiner Teil der Indogermanen die Schiffahrt betreiben können, die Hauptmasse, die im Binnenland saß, aber nicht. Tatsächlich mußten die Völker, die von der See ins Binnenland zogen, ihre nautischen Fertigkeiten und ihre nautischen Ausdrücke aufgeben, darüber sind wir doch alle einig. Man vergleiche z. B., daß got. *saiws* 'Landsee' heißt gegenüber der Bedeutung 'Meer' in den übrigen Sprachen. Wir wissen ferner, daß die gemeingermanischen Ausdrücke, die sich auf die See beziehen, im Oberdeutschen vielfach fehlen. Selbst wenn wir nicht einmal ein idg. Wort für Schiff erschließen könnten, würde daraus folgen, daß die Bewohner der Nord- und Ostseeküste keine Indogermanen gewesen wären? Auch der Vergleich mit der Terminologie des Wagens hinkt, weil eben der Wagen in der Landwirtschaft immer gebraucht wird, das Schiff aber nicht die gleiche Verbreitung hat.

Außerdem ist die nautische Terminologie keineswegs so arm, wie das Schrader hinstellt.

Außer dem idg. Wort *nāus* haben wir noch griech. γαυλός, ahd. *kiol* 'großes Schiff', altn. *kjöll*, ags. *cēol*.

Wir haben nicht nur einen Ausdruck für 'Ruder', sondern wahrscheinlich zwei, neben ἐρετμός steht an. ags. *ār*, das Lidén Studien zur aind. und vergl. Sprachg. S. 65 zu lit. *waĩras*, *waĩra*, lett. *airis* gestellt hat.

Deutsch *mast* entspricht lat. *mālus.* Schrader meint nun zwar RL. S. 755, man könne hier von der Bedeutung 'Stange' ausgehen, die im ir. *maide* = **masdos* 'lignum, baculus' die einzig herrschende ist. Ich muß es für den größten Zufall erklären, wenn zwei Worte in ihrer Bedeutungsentwicklung derartig sollten zusammengetroffen sein, vgl. meine Indogermanen S. 239. Dagegen ist es ganz leicht verständlich, wenn ein Ausdruck für Mast in die Bedeutung 'Stange' umschlägt. Wir reden ja auch von Fahnenmasten usw. Schrader sagt nun zwar, im Lateinischen und im Althochdeutschen sei die Bedeutung 'Stange, Baum' noch so lebendig, daß nichts im Wege stehe, diese als die ursprüngliche anzunehmen.

Die Tatsachen liegen folgendermaßen. Für das Ahd. belegt Graff *mast* malus Tr, *malum* VA. V. 487, *mastin* malis Ald. 1, *mastboum.* Erst im Mhd. tritt die Bedeutung 'aufrecht stehende Stange' auf, wie das DWB. angibt. In der ags. Poesie ist *mæst* in der Bedeutung 'Mast' überliefert B. 1898, Gn. C. 24, B. 36, 1905, An. 465, und nur an einer Stelle Gen. 1470 bedeutet es Baumstamm, Ast. Hier ist aber die Überlieferung nicht in Ordnung. Es heißt dort bei Grein

gefeah blidemod,
þæs þe heō gesette swide wērig
on treowes telgum torhtum moste.

Man will hier *mæste* für *moste* lesen, besser ist aber wohl mit Grein *mōste* als Verbum zu nehmen, und *gesette* in *gesittan* zu ändern, wie Wülcker auch tut. *most* für *mæst* wäre doch sehr auffallend.

Wenn im Nordischen *mastr* in älterer Zeit nicht vorhanden ist, sondern dafür *siglutrē* gebraucht wird, so wird doch damit nicht bewiesen, daß das Wort nie vorhanden war, sondern es ist einfach, wie das so oft geschieht, durch eine Umschreibung ersetzt worden.

Es ist bedauerlich, daß für das Lat. *malus* der thesaurus noch nicht vorliegt. Aber schon aus Georges ist zu ersehen, daß Schrader kaum recht hat. Georges gliedert die Bedeutungen so: *mâlus* 'jeder senkrecht stehende Balken, ein Ständer' I im allgemeinen, und das wird mit einer Stelle aus Frontin. strat. 3, 8, 3 belegt: *malos exaequantes altitudinem jugi surrexit,* II insbes. der Mast, Mastbaum. Daß diese hier angenommene Bedeutungsentwicklung höchst unsicher ist, muß sich jeder sagen.

Ich habe nun noch den Forcellini nachgeschlagen und dort keinen einzigen Fall gefunden, der für Schrader spräche, sondern es liegt überall die Bedeutung 'Mast' vor.

Man sieht also, was es mit der Behauptung Schraders auf sich hat, im Althochdeutschen und Lateinischen sei die Bedeutung 'Stange, Baum' noch so lebendig, daß nichts im Wege steht, diese für die ursprüngliche anzunehmen.

Es ist also auch für das Lateinische höchst wahrscheinlich von der Bedeutung 'Mast' auszugehen, und da diese auch für das Germanische zugrunde liegt, so rechtfertigt die Sprache die Annahme, daß die Indogermanen den Mast gekannt haben. Ob die Sprache gegenüber andern Indizien Recht behält, ist eine andere Frage, die ich in meinen Indogermanen behandelt habe.

Wenn nun die Indogermanen 'Schiffe' mit 'Rudern' und 'Masten' besessen haben, was haben sie damit gemacht? Sie haben die Flüsse befahren, werden auch die See nicht gescheut haben, wenn sie an ihr saßen.

Schrader weist mit Emphase auf die Fülle urgermanischer Worte hin, die sich auf die Seefahrt beziehen, und die die Bekanntschaft der Germanen mit der Seeschiffahrt erweisen. Er hätte aber die indogermanischen Ausdrücke nicht übergehen sollen.

Ich stelle diese daher zusammen

griech. ἤπειρος aus **âperjos* hat man längst mit d. *Ufer*, mhd. *uover*, mndd. *över*, ndl. *oever*, ags. *ófer* verglichen. Die Gleichung ist tadellos, und es kann demgegenüber die oberd. (baier.) Form *urvar* garnicht in Betracht kommen. Da das Wort den oberdeutschen Dialekten noch heute fremd ist, man sagt dafür 'Staden', so wird es sich bei *urvar* um eine Volksetymologie handeln.

Lat. *portus* 'Hafen' entspricht ganz genau aisl. *fjordr* 'Bucht'. In andern Dialekten liegt die Bedeutung 'Furt' vor, aw. *pəšuš* 'Furt', *pərətuš* 'Durchgang, Eingang, Pforte, Furt, Brücke', ahd. *furt*, gall. *ritu-*

ai. *ūrmíš* 'die Welle, Woge', entspricht ags. *wýlm* m. *flódes, wæteres wylm*

d. *welle*, ahd. *wëlla* kehrt wieder in lit. *vilnìs*, abg. *vlŭna* 'Welle'

ags. *lagu*, lat. *lacus*, air. *loch* bilden eine tadellose Entsprechung. Das Wort bezieht sich offenbar auf einen Landsee.

Namen für die Himmelsgegenden sind nicht bloß germanisch, sondern schon indogermanisch. Es entspricht bekanntlich lit.

šiaurỹs 'Nordwind', abg. *sěverŭ* 'Nord', lat. *caurus* 'Nordostwind' dem ahd. *skūr* 'Ungewitter', nhd. *schauer*, got. *skūra windis* 'Wirbelwind', ags. *skūr* 'Schauer'. Die besondere Entwicklung des Germanischen ist leicht verständlich, da der Nord- oder Nordwestwind meist zu böigem oder stürmischem Wind ausartet. Für die Bewohner der Nordseeinseln sind die Nordwestwinde am gefährlichsten.

An der Gleichung d. *süden*, ahd. *sundwint*, ags. *sūdan* 'von Süden her', ags. *sūþ*, ndl. *zuid*, as. *sūth* 'Süden' mit griech. νότος 'Südwind' aus **snotos* halte ich durchaus fest.

Daß in zwei Fällen die Worte für Windrichtungen zur Bezeichnung der Himmelsgegenden geworden sind, halte ich für recht auffallend.

Auch sonst haben wir noch Wetterbezeichnungen: lat. *ventus*, got. *winds* usw.; as. *wĕdar* 'Wetter, Witterung, Sturm' entweder zu abg. *vedro* 'gutes Wetter' oder zu *vĕtrŭ* 'Luft, Wind'. Auch d. *sturm* kann ein altes Wort sein, da es im Germanischen schwerlich abgeleitet sein kann. Natürlich beziehen sich diese Worte nicht notwendig auf die Seelandschaft.

Schrader sagt weiter S. 715: Urgermanische Tiernamen der nördlichen Fauna s. u. Möwe, Schwan, Seehund, Walfisch. Für Walfisch läßt sich, wie wir oben gesehen haben, ein idg. Wort erschließen. Für den 'Seehund' bestehen eine Reihe dunkler Ausdrücke, griech. φώκη, altn. *selr*, ags. *seolh*, ahd. *selah*. Letzteres hat man zu griech. σέλαχος 'Knorpelfisch' gestellt. Das ist aus bekannten Gründen nicht ganz sicher. Immerhin sieht aber germ. *selh* recht altertümlich aus.

Für 'Schwan' haben wir in ahd. *albiz*, abg. *lebedĭ* eine sichere idg. Gleichung, weil sie Ablaut zeigt.

Von den verschiedenen Bezeichnungen für 'Möwe' sieht die germ. ahd. *mēh*, altn. *mār*, ags. *mǣw* recht altertümlich aus, wenngleich sich bei der beschränkten Verbreitung dieser Tiere naturgemäß kein weit verbreiteter Name nachweisen läßt.

Die größere Bedeutung des Fischfangs macht sich geltend, sagt Schrader, in urgermanischen Gleichungen wie altn. *ǫngull*, ahd. *angul* 'Angel', got. *nati*, ahd. *nezzi* 'Netz', altn. *vaðr*, mhd. *wate* 'Zugnetz', altn. *hrogn*, ahd. *rogan* 'Rogen', dän. *leeg*. mndd. *lēk* 'Laich'.

Von diesen Worten entspricht *angul* dem griech. ἀγκύλος 'gekrümmt, gebogen' ganz genau und von dem zugrunde liegen-

den Stamm ist τὸ ἄγκιστρον 'Angelhaken' abgeleitet. Unser deutsches Wort *netz* hat wahrscheinlich in lat. *nassa* eine Verwandte. *Wate* kann ein neues germanisches Wort sein. Über *Rogen* s. o. Über *Laich* weiß ich nichts zu sagen.

Die urgermanischen Fischnamen *Aal*, *Lachs*, *Stör* haben wir oben für indogermanisch erklärt. Für den Namen des Herings hat Schrader selbst den Anfang dazu gemacht, und so bleibt einzig der *Barsch*.

Man sieht also, was es mit Schraders Ausführungen auf sich hat.

Ich füge noch hinzu, daß eine Reihe anderer Seeausdrücke durchaus altertümlich aussehen, so ndd. *düne* zu ags. *dūn* 'Hügel' (engl. *downs* 'Dünen'), wozu auch engl. *down* 'herab' aus ags. *adūne ofdūne* eig. 'vom Hügel herab'. Kluge vergleicht dies weiter mit air. *dūn* 'Hügel'. Dies Wort ist dann von den Germ. entlehnt als *tūn*, d. *Zaun*. Vielleicht ist aber unser '*düne*' verwandt mit griech. θίς, θίν, θῖνός 'die Sandhügel am Meeresufer, die Dünen'.

Das ndd. *wat* entspricht lat. *vadum* 'Furt'. Unser deutsches Wort *Strand* sieht höchst altertümlich aus, ebenso wie *Ebbe*.

Es gibt also eine Fülle für die idg. Ursprache zu erschließender Ausdrücke, die sich auf die Schiffahrt und die See beziehen, und diese machen es durchaus wahrscheinlich, daß die Indogermanen an der See gewohnt haben. Jedenfalls sind aber auch hier wieder die Schlüsse aus dem Schweigen der Sprache hinfällig.

C. Blumenzucht und Ackerbau.

Daß die Indogermanen keine Blumenzucht getrieben haben, folgt natürlich nicht aus dem Mangel an Ausdrücken dafür — wir haben ja Ausdrücke für *Blume* —, sondern aus andern kulturhistorischen Momenten. Ich denke, ich kann diesen Punkt ganz übergehen.

D. Die Verschwägerungsbezeichnungen des Mannes gegenüber denen des Weibes.

Delbrück und Schrader haben ziemlich gleichzeitig den Nachweis aus der Sprache zu führen versucht, daß die Verschwägerungsbezeichnungen sich auf das Verhältnis der Frau zu den Angehörigen des Mannes beziehen, und daß wir daher ein rein agnatisches Verhältnis für die Urzeit anzunehmen haben.

Diese Ausführungen haben ursprünglich auch auf mich Eindruck gemacht, und ich habe ihnen einige Beweiskraft beigemessen. Heute muß ich das zurücknehmen, und ich will zu zeigen versuchen, daß Schraders Folgerungen — die Delbrücks gehen ja nicht so weit — falsch sind.

Es ist sicher, daß die Verwandtschaftsbezeichnungen im Laufe der Zeit immer mehr verringert worden sind, weil man kein Bedürfnis hatte, die einzelnen Grade noch so stark zu unterscheiden, wie man in alten Zeiten tat. Heute kommen wir mit sehr wenig Worten aus, weil sich unsere Familienformen gelockert haben.

Wollen wir nun ermitteln, welche Bezeichnungen in alter Zeit nötig waren, so tut man zunächst gut, sich einmal an die Völker zu wenden, die die alten Verwandtschaftsnamen und die alten Formen der Familie am besten erhalten haben, das sind die Litauer und die Slaven. Bei den heutigen Südslaven besteht noch die Großfamilie, und sie besitzen die alten Ausdrücke *djëvër*, *zaova*, *jëtrve* u. a. Aber sie haben eine ausgebildete Nomenklatur der Verwandtschaftsworte nicht etwa nach einer Seite, sondern nach beiden. Es ist wichtig, das einmal übersichtlich zu zeigen, vgl. Delbrück S. 404.

	Litauer	Slaven (Serben)
Vater	*tĕvas*	*otac*
Mutter	*motina*	*mati*
Sohn	*sūnùs*	*sin*
Tochter	*duktě*	*hći*
Bruder	*brolis*	*brat*
Schwester	*sesů*	*sestra*
Ältere Schwester		*ljelna*
Vaters Bruder	*dedis*	*stric*
dessen Frau	*dedéne*	*strina*
des Vaters Schwester	*dede*	*strina, tetka*
ihr Mann	*dedens*	
der Mutter Bruder	*avynas*	*ujak*
seine Frau	*avynene*	*ujna, ujača*
der Mutter Schwester	*tetta*	*tetu, tetka*
ihr Mann	*tettenas*	*tetak, tetac*
des Weibes Vater	*uožvis*	*tast, punac*
des Weibes Mutter	*uožvė*	*tasta, punica*
des Mannes Vater	*šēšuras*	*svekar*

	Litauer	Slaven (Serben)
des Mannes Mutter	*anýta*	*svekrva*
des Mannes Bruder	*dëveris*	*djever*
des Mannes Schwester	*mõša*	*zaova*
des Weibes Bruder	*laigonas*	*šura*
des Weibes Schwester	*svaine*	*svast*
Männer zweier Schwestern	*svainis*	*pašenog*
Frauen zweier Brüder	*gente*	*jetrve*
Eidam	*žentas*	*zet*
Schnur	*marti*	*snaha.*

Man könnte ja einmal versuchen, ohne Rücksicht auf die übrigen Sprachen den urlitauisch-slavischen Stand der Dinge zu erschließen. Es fehlten dann Ausdrücke für Vater, für den Bruder und die Schwester des Vaters, für die Schwiegertochter; sie wären aber vorhanden für die Mutter, den Bruder und die Schwester der Mutter, und für den Schwiegersohn. Wenn das nicht auf Mutterrecht weist, so weiß ich nicht, was es anders bedeuten soll. In Wirklichkeit ist natürlich die Schlußfolgerung falsch.

Die Fülle der Verwandtschaftsbezeichnungen setzt einigermaßen in Erstaunen, aber da schließlich die Litauer und Slaven nicht die Indogermanen sind, so haben diese wahrscheinlich noch mehr besessen. Jedenfalls liegt kein Grund vor, anzunehmen, erst die Litauer und Slaven hätten das Bedürfnis empfunden, derartige ausgeprägte Verwandtschaftsbezeichnungen zu schaffen. Es ist sehr wohl möglich, daß alle diese verschiedenen Unterscheidungen im Indogerm. vorhanden waren, daß aber in den Einzelsprachen eine Reihe davon verloren ging, weil eine immer größere Verallgemeinerung eintrat. So waren **swek'uros* und *swek'rū* ursprünglich die Bezeichnungen für den Schwiegervater und die Schwiegermutter der Frau, sie wurden aber auch allmählich für das Verhältnis des Schwiegersohnes zu seinen Schwiegereltern gebraucht, unter Verdrängung anderer Ausdrücke. Tatsächlich bezeichnen alle Sprachen dies Verhältnis irgend wie, und da die Sachvergleichung das wichtigere ist, so ist daraus zu schließen, daß es auch im Indogermanischen bezeichnet wurde. Wir sind nur nicht imstande, die indogermanischen Ausdrücke festzulegen, weil die Sprachen auseinandergehen.

Sehen wir uns nun die sprachlichen Tatsachen noch etwas näher an.

Der Ausdruck für den Bruder des Vaters ist nur in vier Sprachen erhalten, nämlich aind. *pitṛvyas*, griech. πάτρως, l. *patruus*, ahd. *fetiro*.

Für den Mutterbruder ist zwar ein so genau übereinstimmender Ausdruck nicht vorhanden. Aber fünf Sprachen bezeichnen ihn mit demselben Stamm *awo*, lat. *avunculus*, kelt. *eviter*, germ. *ôheim*, lit. *avynas*, slav. *ujĭ*. Daß das kein Zufall sein kann, dürfte mit Delbrück für jeden außer Schrader auf der Hand liegen. Es wäre höchst merkwürdig, wenn alle Völker denselben Stamm gewählt hätten.

Daß für die Schwiegertochter ein alter Ausdruck besteht, ist sicher, aber ebenso so sicher auch für den Schwiegersohn. Die Übereinstimmung zwischen ai. *jâmâtar*, av. *zāmātar*, griech. γαμβρός, l. *gener* kann nicht zufällig sein, wenngleich es uns entgeht, wie diese Worte zu vereinigen sind. γαμβρός und *gener* würde man unter Annahme eines idg. **gᵉmnros* vergleichen können. Ebenso decken sich ai. *jāmātar*, falls aus *jāmit* mit späterem Suffix *-ar* mit lit. slav. **žentъ*, falls man *ǵᵉmnət* als Grundform annimmt. Aber wie dem auch sein mag, es ist mir ganz unglaublich, daß alle Sprachen selbständig auf denselben Stamm zur Bildung dieses Namens verfallen sein sollten.

Man darf doch nicht vergessen, daß sich auch bei uns im Lauf der Zeiten die Ausdrücke geändert haben. Das alte Wort 'Eidam' ist verschwunden und durch 'Schwiegersohn', 'Tochtermann', engl. *son in law* ersetzt. Da englisch und deutsch auseinander gehen, so müßte man wieder schließen, daß die Germanen kein Wort für 'Schwiegersohn' gehabt hätten.

Für die Schwiegereltern des Mannes sollen sich keine Ausdrücke nachweisen lassen. Nur wir finden ai. *çváçuras*, *çvaçrū́*, l. *socer*, *socrus*, alb. *vjehər*, *vjéhərə*, germ. *Schwäher* und *Schwieger*, d. h. in vier Sprachen dient ein und dasselbe Wort auch zur Bezeichnung der Schwiegereltern des Mannes. Es kann daher auch so schon im Indogermanischen gewesen sein. Wir finden außerdem griech. πενθερός, πενθερά, lit. *úšvis*, *úšvė* und abug. *tĭstĭ*, *tĭsta*. Wenn nun auch diese Worte nicht übereinstimmen, so kann doch eines und das andere schon im Indogermanischen in dem Sinne von Schwiegervater gebraucht worden sein. Wenn ich aber wie Schrader schließen wollte, so würde ich sagen, im Indogermanischen bezeichnete ἑκυρός auch den Vater der Frau, und erst in einigen Einzelsprachen ist das Bedürfnis aufge-

kommen, den Schwiegervater der Frau durch ein besonderes Wort zu bezeichnen. Das ist in einzelnen Fällen durchaus möglich. Man sieht also, wie wenig Schraders Schlußfolgerungen wirklich das beweisen, was sie beweisen sollen.

Wir müssen aber noch auf einen anderen Punkt eingehen. IF. 17, 11 hat Schrader über Bezeichnungen der Heiratsverwandtschaft bei den idg. Völkern gehandelt. Dieser Aufsatz bedarf dringend einer eingehenden Besprechung, da er eine ganze Reihe höchst zweifelhafter und evident falscher Dinge enthält. Die Ausführungen über das deutsche Wort *schwāger* bilden freilich den Gipfelpunkt der Schraderschen Methode. Dieses Wort soll aus dem Slavischen *swāk* entlehnt sein. Dann sei es nach *māc*, *māges* zu **swāk*, **swāges* und schließlich unter Einfluß von *swiger* und *sweher* zu *swāger* umgestaltet. Zunächst ist es schon höchst zweifelhaft, ob die Germanen solch Wort von den Slaven haben entlehnen können, und der Zweifel wird in keiner Weise dadurch beseitigt, daß Schrader ein paar Entlehnungen des Germanischen aus dem Slavischen für kulturhistorische Begriffe anführt, nämlich für Pelze und Pelztiere und einige Namen für Vögel und Fische. Glücklicherweise ist Schraders Annahme durch W. Schulzes Ausführungen KZ. 40, 400 definitiv beseitigt worden, und es lohnt sich nicht, weiter darauf einzugehen. *Schwāger* enthüllt sich als eine indogermanische Bildung gleich ai. *çvāçuras* 'dem Schweher gehörig'.

Schrader nimmt weiter an, daß es einen Ausdruck für 'Schwiegersohn' nicht gegeben, und daß griech. γαμβρός und ähnliche Worte zunächst 'Heiratsverwandter' bezeichnet habe. Das ist deshalb durchaus unwahrscheinlich, weil wir bei den Verwandtschaftsnamen durchaus das Prinzip der Verallgemeinerung finden. Die beiderseitigen Schwiegereltern werden schließlich mit einem Ausdruck bezeichnet, ebenso die Oheime und Tanten usw. Schrader ist auf seine Ansicht gekommen, weil γαμβρός 'Schwiegersohn, Schwager' und schließlich auch 'Schwiegervater' bedeutet. Daß die Bedeutung 'Schwiegersohn' in die von 'Schwager' übergehen kann, ist außerordentlich leicht verständlich. Wie leicht kann ein erwachsener Sohn von unserm 'Schwiegersohn' reden. Daß dieser Punkt gar nichts beweist, zeigt auch νυός, das gleichfalls in dem doppelten Sinne der Schwiegertochter und der Schwägerin vorkommt. Hier wissen wir, daß die erste Bedeutung die alte ist.

γαμβρός bedeutet freilich auch den Schwiegervater, aber nur in poetischen Texten (Delbrück S. 115). Delbrück erklärt dies durch Anredewechsel, und das genügt vollständig trotz des Widerspruches von Schrader. Es kommt hinzu, daß ahd. *suehur* auch im Sinne von *levir* belegt ist. Voraussetzung für diese Bedeutungsübergänge ist nur, daß die ursprüngliche Bedeutung verblaßt ist.

Es ist also eine durchaus gewöhnliche Bedeutungsentwicklung, die wir vor uns haben, und jeder, der die Belege voreingenommen prüft, wird mit Delbrück zu der Ansicht kommen, daß eben eine einfache Bedeutungserweitung vorliegt, wenn wir die Ausdrücke für 'Schwiegersohn' auch in der Bedeutung 'Schwager' finden.

Natürlich können immer wieder neue Worte für den Schwager oder den Schwiegersohn aufkommen, auch Worte, die einst eine allgemeine Bedeutung gehabt haben.

Außer *gener*-γαμβρός läßt sich aber noch mancherlei für die Bezeichnung der Verwandtschaft nach der weiblichen Seite anführen.

Wir finden nämlich bei Hesych ἀέλιοι· οἱ ἀδελφὰς γυναῖκας ἐσχηκότες und αἴλιοι· σύγγαμβροι. Bei Pollux 3, 32 steht ferner εἰλίονες (οἱ δ' ἀδελφὰς γήμαντες ὁμόγαμβροι ἢ σύγγαμβροι ἢ μᾶλλον συγκηδεσταί· καὶ παρὰ τοῖς ποιηταῖς εἰλίονες). Das ει ist hier allerdings unklar, aber da es ein dichterischer Ausdruck ist, können wir, wie bei εἰνάτηρ, mit metrischer Dehnung rechnen. Wir kommen also zu ἐλίονες. Die Wörter ἀέλιοι usw. dürften das bekannte Präfix α enthalten. Mit diesem Wort hat nun schon Kluge KZ. 26, 86 an. *svili* 'a brother in law', Pl. *svilar* 'the husbands of two sisters' zusammengebracht. Wir finden im Indischen ferner *syālá-* 'der Frau Bruder'. Delbrück meint zwar, das Wort könne nichts mit den beiden erwähnten zu tun haben, aber so unbedingt ausgeschlossen scheint mir das nicht zu sein, da man den verschiedenen Anlaut vielleicht unter einem Ansatz *suj-* vereinigen könnte. Jedenfalls folgt schon aus dem griechischen und germ. Wort, daß es eine Bezeichnung für die Männer zweier Schwestern gab. Allerdings kann sich eine solche auch in der Hausgemeinschaft des Mannes einstellen, wenn zwei Brüder oder Vettern zwei Schwestern geheiratet hatten, aber sicher ist das keineswegs. Es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß diese Bezeichnung von der weiblichen Seite ausgeht. Delbrück hält es für durchaus möglich, daß ein Mann in die Familie der Frau hineintrat, und ich schließe mich dem durchaus an.

Schließlich ist doch der Vorgang dem der Adoption zu vergleichen. Auch hier tritt ein Mann in eine fremde Familie.

Mit mhd. *geswīge*, *geswīe*, ahd. *gesuio* 'levir, sororis maritus u. a.' weiß Delbrück nichts anzufangen. Auch Schraders Deutung IF. 17, 25 ist nichts weniger wie sicher. Ich wundere mich eigentlich, daß man die fast genaue Übereinstimmung mit lit. *svaĩnis* nicht erkannt hat. *svaĩnis* heißt im Lit. der Bruder meiner Frau, also genau das, was *geswio* auch in den meisten Fällen bedeutet, vgl. z. B. Meier Helmbrecht 1664. *svaĩnis* geht zwar nach der *jo*-Deklination, aber es ist sehr wohl möglich, daß hier erst ein Metaplasmus vom Akk. Sing. stattgefunden hat, genau wie bei *sẽnis* 'der Alte', lat. *senem*, *élnis* 'Hirsch', slav. *jelenъ* u. a. Dann mußte also der Nom. ursprünglich **swaiō* lauten, und das wäre eine einfache ablautende Form zu ahd. *ge-swīo*. Die Annahme, daß *swainis* aus dem Slav. entlehnt (Leskien Nom. Bild. S. 371) scheint mir durchaus nicht erwiesen zu sein.

Um den Aufsatz von Schrader ganz zu erledigen, füge ich hier noch einen Punkt hinzu. Schrader will sich für seine Erklärung von *swāger* noch auf einer andern Entlehnung aus dem Slavischen stützen, ahd. *eninchilī* sei aus slav. *vŭnukŭ* entlehnt. Hier erheben sich schon lautlich einige Schwierigkeiten. Die slav. Grundform ist *ononk-* und daraus läßt sich *enin* trotz des Verweises auf poln. *wnęk* nicht herleiten. Wir müssen also bei der Herleitung aus dem Deutschen bleiben. Nun hat A. Zimmermann IF. 15, 339 ein paar schöne Belege beigebracht über das Verhältnis des Namens 'Großvater' zu 'Enkel'. Wir finden lat. *aviaticus*, das deutlich zu *avos* gehört; und auch ir. *aue* könnte auf **avios* zurückgehen. Das ist alles ganz richtig, und nur in der Ansetzung der Bedeutungsentwicklung hat man geirrt. Was heißt denn *aviaticus*? Nun nach Beispielen wie *vineaticus* 'zum Weinberg gehörig', *cēnaticus* 'zur Mahlzeit gehörig' heißt es 'zum Großvater gehörig', 'Großvaters Kind' sozusagen. Was damit gemeint ist, braucht nicht erörtert zu werden. Genau dasselbe müssen wir für kelt. **avios* annehmen, auch das bedeutet 'zum Großvater gehörig'. Unser deutsches *enenkel* wird also ebenso zu erklären sein. Wie ist hier die Suffixbildung aufzufassen? Kluge Et. Wtb. s. v. Enkel sieht in ahd. *eninchilī* ein selbständiges Suffix wie in *huoninklīn* 'Hühnchen', *lēwinklīn* 'kleiner Löwe' u. a. Wilmanns Deutsche Gr. 2, 322 zerlegt sogar *en-in-klīn*, zu *ano*. Dann kämen wir aber immer nur auf die Bedeutung 'Großväterchen'.

Aber dieses Suffix *-inkilt* muß doch irgendwie durch Zusammensetzung entstanden sein, und da wir auch mhd. *enenkel* finden, so kann man wohl darin die ursprüngliche Form sehen, der ein noch ursprünglicheres *anènkos* zugrunde liegt. Auf diese Form weist ja auch slav. *vŭnukŭ*. Daß diese Worte zusammengehören, scheint mir klar zu sein. Da aber die Suffixe nicht stimmen, so wird man am ehesten an Entlehnung denken dürfen, nicht aber des Germanischen aus dem Slavischen, sondern umgekehrt, des Slavischen aus dem Germanischen. Die Suffixgestalt *-ko* ist im Germanischen zwar nicht häufig, aber doch genügend belegt, und zwar auch in der Bedeutung 'gehörig zu' so *bruochach* 'zona, balteum' zum *bruoh* gehörig, *funko* zu got. *fōn* 'zum Feuer gehörig' u. a. So deute ich denn **aninko* als 'zum Ahn gehörig'. Man kommt also ganz gut mit dem Deutschen aus, und diese Stütze der Schraderschen Ansicht ist hinfällig[1]).

Im Slavischen, wo wir am ehesten alte Verwandtschaftsausdrücke zu finden hoffen können, treffen wir auch abg. *tīstī*, *tīšta*, russ. *testĭ*, *tešča*, serb. *tast*, *tašta*. Delbrück bemerkt S. 155 dazu, es lasse sich über die Etymologie nichts Sicheres sagen. Darum braucht das Wort natürlich noch nicht jung zu sein. Ich möchte fragen, ob dies nicht mit dem bei Schmeller 1, 583 belegten fränk. *tichter* 'Enkel' zusammenhängt. Die slavischen Formen weisen auf *tiktj*, und davon könnte *tichter* eine Ableitung sein. Schwierigkeiten macht natürlich das *t*. Der Mangel der Überlieferung läßt nicht klar erkennen, ob dies auf urgerm. *þ* zurückgehen kann.

Ich fasse also zusammen. Es ist mir durchaus unwahrscheinlich, jedenfalls ist es in keiner Weise zu erweisen, daß bei den Indogermanen die Verwandtschaftsgrade nach der weiblichen Seite nicht bezeichnet worden wären. Wir haben einige Ausdrücke dafür, die indogermanisches Alter haben, andere sind wahrscheinlich verloren gegangen. Zu fragen ist nur, weshalb dies gerade bei den Bezeichnungen für die weibliche Verwandtschaft geschehen ist. Nun in vielen Fällen hat einfach eine Verallgemeinerung der Begriffe stattgefunden, es wird der Ausdruck

1) Anders erklärt Pogatscher das Suffix *-inkil*, vgl. Anglia 23, 310 ff. Dagegen Eckhardt Engl. Stud. 32, 325 ff. und wiederum Pogatscher Anglia Beibl. 1904, 238—247. Pogatscher sieht darin ein wgerm. *winkila* 'Kind'. Auch diese Deutung würde *eninchil* tadellos erklären. W. Schulze KZ. 40, 408 sieht in *Enkel* einfach ein Diminutivum, was ja schließlich auch möglich ist.

Vaterbruder für Onkel allgemein gebraucht, aber auch umgekehrt. Und daß die Ausdrücke **svekuros* **svekrā* gesiegt haben, ist schließlich nicht wunderbar, da ja die Frau in das Haus des Mannes eintritt. Ich habe früher an die Schrader-Delbrückschen Schlußfolgerungen geglaubt, aber wie man sieht, mit Unrecht. Wundt hat in seinen kritischen Bemerkungen ganz recht.

So erweist sich also auch dieser Punkt, den Schrader für den festesten hielt, als unhaltbar. Die agnatische Struktur der indogerm. Familie folgt nicht aus der Sprache, sondern höchstens aus der Übereinstimmung der Sitten in den ältesten historischen Zeiten.

Aber in diesen zeigt sich eine streng agnatische Ordnung doch nur in sehr modifiziertem Sinne.

E. Götter- und Personennamen.

Bei diesem Punkte brauche ich mich nicht lange aufzuhalten. Wer den Ausführungen Useners in seinen Götternamen aufmerksam gefolgt ist, dem wird der Grund, weshalb wir verhältnismäßig wenig vergleichbare Götternamen nachweisen können, ganz klar sein. Es gab eben zahlreiche göttliche Gestalten und dementsprechend zahlreiche verschiedene Ausdrücke, und von diesen sind in der einen Sprache die, in der andern die übrig geblieben. Im übrigen sind auch die Gleichungen bei weitem nicht so gering, als es Schrader hinstellt.

F. Sonstiges.

RL. S. 847 zeigt Schrader, daß die Ausdrücke, die in einzelnen Sprachen 'Tanzen' bedeuten, in andern eine rasche Bewegung ausdrücken. Eine solche Bedeutungsveränderung können wir ja noch heute beobachten, man denke an unser 'drehen, walzen' u. v. a. Wenn wir also Gleichungen haben wie ai. *ṛghāyati* 'tobt, bebt', griech. ὀρχέομαι 'tanze', lit. *žãras* 'eine bestimmte Art des Gehens', griech. χορόϲ 'Chortanz, Reigen' u. a., so folgt für jeden auch nur einigermaßen in der Geschichte der Wörter Bewanderten, daß hier Bedeutungsübergänge allergewöhnlichster Art stattgefunden haben. Da sich aber nicht dasselbe Wort in mehreren Sprachen in der Bedeutung 'tanzen' nachweisen läßt, so schließt Schrader schnell aus dem Negativen folgendes: "Was man aus diesen Tatsachen wird schließen dürfen, ist, daß man in der Urzeit noch kein Bedürfnis empfunden

haben kann, den Begriff der feierlichen oder leidenschaftlichen Bewegung von dem des Tanzes sprachlich zu unterscheiden, wohl aus dem einfachen Grund, weil man den die Lokomotionsbewegungen zu Tanzbewegungen erhebenden Rhythmus, der sich aus gewissen Arten der ersteren mit Notwendigkeit ergibt, noch nicht als etwas besonderes anzusehen gelernt hatte". Ich konnte diese Worte überhaupt erst gar nicht verstehen, und mußte erst die von Schrader zitierten Ausführungen von Große Anfänge der Kunst S. 213 nachschlagen, um zu erkennen, was der Verf. gemeint haben könnte. Er fährt dann weiter fort: "Tatsächlich müssen auch auf dem Gebiet der Einzelsprachen dieselben Ausdrücke noch lange das Gehen, Hüpfen, Springen und Tanzen bezeichnet haben". Ich kann dem Verfasser verraten, daß diese Sache heute noch nicht aufgehört hat. 'Hüpfen' und 'Springen' werden noch heute im Sinne von Tanzen gebraucht. Vielleicht folgt daraus, daß wir heute 'hüpfen, springen und tanzen' noch nicht unterscheiden. "Wie könnte sonst auf römischem Gebiet", ruft der Verfasser emphatisch, "der Name der altehrwürdigen Salier, die doch sicher rhythmisch hüpften von *salio* und nicht von *salto* abgeleitet sein?" Ja, wie könnte sonst? daß der Name älter sein kann, als das Aufkommen des Verbums *saltare*, daß *salio* ursprünglich 'tanzen' bedeutet haben kann und erst später zu der Bedeutung 'springen' kam, diese Möglichkeiten und andere fallen dem Verf. nicht ein.

Alles in allem halte ich den ganzen Abschnitt für vollständig verfehlt, er zeigt nur, daß sich der Verf. niemals eingehender und genauer mit der Bedeutungsgeschichte einzelner Worte beschäftigt hat.

Genau dieselben Schlüsse finden wir nun unter 'Dichtkunst und Dichter' gezogen (S. 129): "So deutlich der Begriff des gesprochenen Wortes in idg. Gleichungen wie ai. *vácas*, griech. ἔπος, lat. *verbum*, got. *waúrd* hervortritt, umso weniger ausgebildet muß die Terminologie des Gesanges in der idg. Grundsprache gewesen sein". Und weshalb? "Die Bezeichnungen der Einzelsprachen für 'Gesang' sind fast ausschließlich aus Wörtern hervorgegangen, welche ursprünglich verschiedene Arten des Sprechens oder Schreiens ausdrücken". Das schließt Schrader daraus, daß derselbe Stamm in der einen Sprache 'singen', in der andern 'schreien, sprechen' bedeutet. Daß die Bedeutung 'sprechen, schreien' ursprünglich ist, liegt in den Tatsachen absolut nicht darin, und es

ist ebensogut eine Bedeutungsentwicklung von 'singen' zu 'schreien' möglich wie umgekehrt. Man wird oft hören können, er singt nicht mehr, er schreit oder er krächzt, aber daß wir ein Gekrächz ein Singen nennen, ist wohl weniger häufig. Daß man den Hahn den Sänger nennt, ist ganz natürlich. Otfrid sagt tatsächlich *thaz huon sang* und ebenso sprechen die Südslaven von dem Gesang des Hahnes. Es ist zwar keine Melodie in dem Krähen des Hahnes, wohl aber sind Klänge und wenig Geräusche darin. Ich empfehle die ganzen Ausführungen RL. auf S. 130 der Beachtung der Wortforscher, sie werden ihre helle Freude daran haben.

Zu allen diesen Folgerungen kommt aber Schrader nur, weil er aus dem Negativen Schlüsse zieht, und ich glaube nun wohl hinreichend bewiesen zu haben, daß man das besser unterläßt. Es gebricht mir an Zeit, das ganze Reallexikon auf diesen Gesichtspunkt hin durchzugehen. Wer eine Nachlese halten will, wird noch genug finden.

3. Die partiellen Gleichungen.

Unter partiellen Gleichungen verstehe ich solche Wortvergleiche, die nur in wenigen Sprachen vorliegen. Der Ausdruck ist zwar etwas mangelhaft, doch ist er kurz und verständlich und mag daher beibehalten werden. Die partiellen Gleichungen haben durch J. Schmidts Untersuchung über die Verwandtschaftsverhältnisse eine gewisse Berühmtheit erlangt, indem dieser z. T. mit auf sie sein System der Verwandtschaftsverhältnisse gründete.

Daß Gleichungen nur in zwei Sprachen vorliegen, kann darauf beruhen, erstens daß alle andern Sprachen das betreffende Wort verloren haben. Anderseits werden in allen Sprachperioden neue Wörter gebildet, und, wenn zwei Sprachen eine längere Zeit gemeinsam durchlebt haben, muß sich dies in ihrem Wortschatz zeigen. Da wir aber dies nur für wenige Sprachen annehmen, so kann uns das nicht viel nützen. Drittens aber sind Worte oftmals nur über einen Teil des Sprachgebietes verbreitet, und sie konnten sich dann eben nur in den Sprachen erhalten, die diesem alten Gebiet angehören. Das ist der Sinn, den Joh. Schmidt mit den partiellen Gleichungen verbindet. Ob sich Schmidts Ansicht für die Kulturgeschichte verwerten läßt, ist eine besondere Frage.

Schrader kommt Sprachv. 134 auf etwas zu sprechen, das hierher gehört, und verweist auf die Ausführungen in Kretschmers Einleitung. Kretschmer S. 10 hat darauf Gewicht gelegt, daß wir

vielfach nicht zu einem einheitlichen Wortschatz der indogermanischen Grundsprache durchdringen können, weil wir für einen Begriff mehrere Gleichungen finden. Er gibt als Beispiel die verschiedenen Zahlworte für 'eins':

ai. *êka-*

altpers. *aiva*, aw. *aêva-*, griech. οἶϝος 'allein', also in der Bedeutung abweichend.

griech. οἰνή, l. *oinos*, altir. *oen*, got. *ains*, lit. *vénas*, abg. *inŭ*; ai. *êna*, das vielleicht verwandt ist, bedeutet jedenfalls 'er'.

griech. εἷς, ἅπαξ, ai. *sakṛt* 'einmal', l. *semel*, *singuli*, *simplex*.

Kretschmer meint dazu S. 12: "In der Zeit, als sich das Bedürfnis nach einer Bezeichnung der Einzahl geltend machte, wurden dafür Wörter von der Bedeutung 'allein', 'zusammen', 'gleich' oder ähnlichen verwendet und zwar setzten sich in den einzelnen Teilen des idg. Gebietes verschiedene Ausdrücke fest". Der Fall, den Kretschmer erörtert hat, steht nicht vereinzelt da, es lassen sich hunderte von Beispielen zusammenbringen, wo eine sprachliche Gleichung nur in einzelnen Sprachen vorhanden ist, während in einem andern Gebiet ein anderes Wort herrscht. Wie sollen wir das erklären? Die Annahme dialektischer Verschiedenheit, wie sie Kretschmer vorschlägt, ist natürlich möglich, sie wird dadurch nahe gelegt, daß noch heute in nahe verwandten Mundarten verschiedene Bezeichnungen derselben Begriffe bestehen. Die Annahme ist also möglich, aber sie ist nicht die einzige und sie ist auch nicht recht wahrscheinlich.

Schrader hat in seinem Reallexikon die Grundsätze aufgestellt, in wie vielen Sprachen und in welchen ein Wort vorhanden sein muß, um es für indogermanisch zu erklären, s. o. S. 57. Nach diesen Grundsätzen müßte er die drei letzten Worte für indogermanisch erklären, und es wird auch keiner daran zweifeln, daß **oiwo*, **oino* und **sem* bis in die Urzeit zurückgehen. Aber sie haben gewiß nicht ein und dieselbe Bedeutung gehabt. Ein Wort für 'eins' muß natürlich vorhanden gewesen sein, denn erstlich kennen wohl alle Völker ein Wort dafür, und zweitens wird man oft genug gezählt haben 1, 2, 21, 22. Insofern ist Kretschmers Satz: "Als sich das Bedürfnis einstellte, die Eins zu bezeichnen", sehr anfechtbar. Dieses Bedürfnis ist gewiß sehr viel älter, als die Zeit, in die wir vordringen können. Daß mehrere Worte für 'eins' bestanden haben, ist nicht glaublich, weil der Sprache der Luxus fremd ist. Hier kommt nun ein

Gesichtspunkt in Betracht, der durchaus nicht neu ist, und auf den ich in meinen Indogermanen S. 205 erneut hingewiesen habe. Für das, was wir in einem Begriff und einem Wort zusammenfassen, bedürfen einfachere Menschen und Menschen unter andern Lebensverhältnissen mehrerer Worte. Ich brauche hierfür nur an die Jägersprache zu erinnern, die die einzelnen Glieder der einzelnen Tiere, ihre Verrichtungen verschieden benennt, ich brauche nur daran zu erinnern, daß auch bei uns der Mensch ißt und trinkt, das Tier frißt und säuft, daß der Mensch singt, der Hahn kräht, die Nachtigall schlägt. Ganz vorzügliche Bemerkungen über unsern Gegenstand finden sich in dem Buche Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens von K. von den Steinen.

Ich habe die Stelle schon in meinen Indogermanen abgedruckt und will sie hier nicht wiederholen. K. v. d. Steinen weist darauf hin, daß bei primitiven Völkern viel weniger allgemeine Zusammenfassungen angewendet werden als auf Stufen höherer Entwicklung. Schrader hätte aber die wesentlichen Tatsachen schon aus Osthoff Vom Suppletivwesen in den indogerm. Sprachen, Heidelberg 1899 entnehmen können; dort wird S. 79 auf Jespersen progress in language hingewiesen, wo reiches Material zu finden ist. Die Ureinwohner von Tasmanien hatten keine Wörter, um die sogenannten 'general terms' sprachlich darzustellen, also z. B. kein Äquivalent für den Ausdruck Baum, anderseits dagegen je einen besondern Namen für jede Spielart des blauen Gummibaums, der Akazie und anderer Baum- und Pflanzengattungen. Die Gesellschaftsinsulaner reden von einem Hundeschwanz, dem Schwanz eines Schafes und dergl. mehr, der Schwanz an sich aber ist etwas ihnen und ihrer Sprache Fremdes. Die Mundarten der Zulu weiß wohl eine 'rote', eine 'weiße', eine 'braune' Kuh, nicht jedoch eine Kuh im allgemeinen zu bezeichnen usw.

Daß wir ähnliches auch für die Indogermanen vorauszusetzen haben, habe ich meinen Indogermanen verschiedentlich ausgeführt, nachdem Joh. Schmidt die Berechtigung des Standpunktes für das Litauische gezeigt hatte, Kritik der Sonantentheorie S. 37.

Ja, wir haben in unserer Sprache selbst zahlreiche ganz ähnliche Fälle. Die Jägersprache benennt dieselben Glieder verschiedener Tiere mit verschiedenen Namen. Der Hirsch hat Läufe,

das Schwein Hammen, der Bär Tatzen, der Wolf Klauen. Oder man denke an die verschiedenen Ausdrücke für Junge werfen. Und reden wir nicht auch von einem Schimmel, einem Rappen, einem Fuchs.

Osthoff hat auch schon a. a. O. S. 47 ff. die verschiedenen Ausdrücke für 'eins' zu erklären versucht. Ob er im einzelnen recht hat, tut nichts zur Sache: der Grundgedanke ist sicher richtig. Ich stimme in der Erklärung ganz J. Schmidt KZ. 36, 397 bei. '*sem* bezeichnet eigentlich die 'Eins', die aus der Vielheit entsteht, '*oinos* ist einer unter mehreren', *oiwos* bedeutet 'allein'.

Schließlich haben auch wir für diese verschiedenen Begriffe noch besondere Worte, wenn auch anderseits unser *ein* sehr verschiedenerlei bezeichnen kann. Man vergleiche zum folgenden Grimm DWB. s. v. Wir finden *ein* 1) in der Bedeutung 'einer' unter mehreren, z. B. '*ein und zwanzig*'; 2) in der Bedeutung der Vereinigung; *sie werden ein Fleisch sein, alles war ein Herz und eine Liebe, es ist alles ein Feuer*, 3) in der Bedeutung 'allein', solus, μόνος, οἶος, mhd. *wir zwei beliben eine* Iw. 331, *er reit al ein gein wunders nôt* Parz. 432, 30. Außerdem gibt es noch eine ganze Reihe verschiedener Bedeutungen. Für die zuletzt aufgeführten brauchen wir heute wieder 'allein'. Aus alledem folgt, daß wir heute vielfach einen Ausdruck anwenden, wo die ältere Sprache mehrere gebraucht hat, und daß es daher sehr wichtig ist, bei mehreren konkurrierenden Worten die genaue Bedeutung festzustellen. Es ist ganz klar, daß durch diese Auffassung bei der Erschließung des idg. Wortschatzes manches anders wird aufgefaßt werden müssen als früher. Von alle dem bietet aber Schrader seinen Lesern nichts, obgleich der Gesichtspunkt nichts weniger als neu ist. Es folgt aus der oben skizzierten Grundvoraussetzung ferner, daß sich gerade die Ausdrücke für die Gegenstände der materiellen Kultur immer mehr verringern werden. Es läßt sich scheinbar für viele sicher bekannte Gegenstände kein Ausdruck nachweisen, d. h. es liegt kein Wort mit der gleichen Bedeutung in mehreren Sprachen vor. Das wird in vielen Fällen so zu deuten sein, daß eine Vielheit von Ausdrücken für diesen Gegenstand vorhanden war. Jedenfalls brauchen die partiellen Gleichungen, d. h. solche, die uns nur in zwei oder drei Sprachen entgegentreten und mit denen Schrader immer wieder operiert, gar keine besondere Bedeutung zu haben. Sie können, ja sie müssen ebenso gut indogermanisch sein, wie andere

weiter verbreitete. Jedenfalls darf man die partiellen Gleichungen nicht bald so, bald so verwenden.

Wir haben z. B. eine Fülle von Gleichungen für 'Milch', die sich, wie Schrader bemerkt, merkwürdigerweise immer auf zwei Sprachen beschränken, ja zum größten Teil, wie man hinzufügen muß, auf einander ziemlich nahestehende Sprachen: ai. *dadhan-*, altpreuß. *dadan*; griech. γάλα, lat. *lac*; got. *miluks*, ir. *melg*; ai. *ghṛtá-* 'Butter' und ir. *gert* 'Milch' stimmen zwar formal, aber nicht genau in der Bedeutung.

Würde Schrader diese Gleichungen beurteilen, wie die Ackerbaugleichungen, so würde er zu dem Schluß kommen müssen, daß die Milch wahrscheinlich nicht verwendet wurde. Ich glaube, auch hier wird es sich um Worte handeln, die ursprünglich etwas verschiedenes bedeuten. *dádhi* heißt es im Indischen 'saure Milch'. Außerdem kann man die einzelnen Milcharten 'Schaf-, Ziegen-, Kuhmilch' durch besondere Worte unterschieden haben, wie wir das durch unsere Komposita bewirken[1]).

Dasselbe gilt nun für die mannigfach wechselnden Benennungen für die einzelnen Tiere, für die Farbenbezeichnungen und vieles andere. Auf die verschiedenen Bezeichnungen der Hand habe ich schon in meinen Indogermanen hingewiesen. Einerseits erklären sich diese, daß verschiedene Worte einmal einen besonderen Teil der Hand bezeichneten, griech. ἀγοστός 'flache Hand', θέναρ 'innere Hand', δῶρον 'Handbreite', ahd. *fūst* 'Faust', anderseits können auch an verschiedenen Orten verschiedene Worte vorhanden gewesen sein.

Auch für 'Vater' gibt es mehrere Ausdrücke. Ai. *tatá* hat sicher so viel Anrecht, der idg. Grundsprache zugeschrieben zu werden wie *patḗr*, und nicht minder gilt dies von griech. ἄττα, got. *atta*, abg. *otĭcĭ*.

Wenn Delbrück Verwandtschaftsnamen 452 sagt: "Ein besonderes Wort für Eltern scheint im Idg. nicht vorhanden ge-

1) Lat. *lac* und griech. γάλα gehören trotz der lautlichen Schwierigkeiten, über die man Stolz IF. 14, 20 vergleiche, zusammen. Meines Erachtens lösen sich alle Schwierigkeiten unter dem Ansatz von idg. *dl*. *dl* wurde im Lat. zu *l*, im Griech. zu *gl*, vgl. γλάγος, von dem aus das γ auf *δαλα übertragen wurde, vgl. *dulcis* und γλυκύς Für das germanische Wort setze ich ebenfalls **delәg* voraus, dessen Anlaut durch die Wörter 'Melken, Molken' umgestaltet wurde. Auch alb. *dalә* kann hierhergehören; man braucht es aber nicht mit G. Meyer auf *gal* zurückzuführen, vgl. *dašә* 'ich gab'.

wesen zu sein", so ist das möglicherweise richtig und braucht nicht beanstandet zu werden. Besser wäre es zu sagen, ein besonderes Wort für Eltern können wir nicht nachweisen. Wenn aber Schrader RL. 182 bemerkt: "Wahrscheinlich war eine Bezeichnung für Eltern in der Urzeit überhaupt nicht vorhanden, da die ganz verschiedenartige Stellung, welche Vater und Mutter den Kindern gegenüber einnahmen, die Ausbildung einer zusammenfassenden Bezeichnung für dieselben verhindern mochte", so ist das Phantasterei und ein absolut unzulässiger Schluß. Man braucht, wie schon Delbrück S. 452 bemerkt, in verschiedenen Sprachen den Plural (ursprünglich wohl den Dual) von Vater, und das kann schon indogermanisch sein. Daneben können Wörter, die den griech. τοκῆες, γονῆες, l. *parentes* ähnlich sind, gebraucht sein. Man beachte auch, daß jetzt schon weite Kreise für 'Eltern' einen neuen Ausdruck 'die Alten' geprägt haben.

Steinens Buch hätte auch bei den Erörterungen über die Farbenbezeichnungen gute Dienste geleistet. Auch Schrader möchte glauben[1]), daß von einer Farbenblindheit der Indogermanen keine Rede sein kann. Warum wieder so zaghaft? Wir können zahlreiche Farbenausdrücke für das Idg. nachweisen, also kann von Farbenblindheit keine Rede sein.

Wir finden dann wieder die Bemerkung, daß eigentlich nur eine Farbe, nämlich das Rot, bei allen oder nahezu allen Indogermanen dieselbe feste Bezeichnung hat. Aber nach Schraders oben ausgesprochenen Prinzipien müssen wir folgende Ausdrücke für idg. halten:

Lat. *helvus*, ahd. *gelo*, ai. *hárita-*, av. *zairita*, abg. *žlŭtŭ*, lit. *geltas*; ai. *hariṇá*, abg. *zelenŭ*; ai. *malinas*, griech. μέλας; griech. ἀλφός, lat. *albus*; ai. *çvētás*, got. *hveits*; lat. *pallidus*, ahd. *falo*, abg. *plavŭ* u. v. a. Daß die Ausdrücke manchmal in der Bedeutung variieren, kann unmöglich etwas zur Sache tun. Die Erhaltung des Ausdruckes 'rot' in fast allen Sprachen aber ist jedenfalls auf die besondere Stellung, die das Rot überall einnimmt, zurückzuführen.

Es ist meines Erachtens also durchaus möglich, daß die partiellen Gleichungen darauf zurückgehen, daß von mehreren Ausdrücken, die verschiedene Seiten eines Gegenstandes oder einer Tätigkeit bezeichneten, der eine hier, der andere dort verloren gegangen ist, weil man im Laufe der Zeit die besondern Seiten

1) Von mir gesperrt.

nicht mehr hervorhob. Ich möchte hierfür noch ein Beispiel anführen. Für uns Stadtleute ist es von Bedeutung, ob es regnet oder nicht regnet, ob man also einen Schirm braucht oder nicht. Ganz anders ist es auf dem Lande, da macht man eine Fülle von Unterschieden. J. H. Campe sagt in seinem Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der fremden Ausdrücke, Braunschweig 1813 S. 57: "Für die verschiedenen Abstufungen des schwächern oder stärkern, des feinern oder gröbern Regens, kann ich, nach einem kurzen Besinnen, acht niederdeutsche Stufenwörter aus dem Gedächtnisse angeben; sehr möglich, oder vielmehr sehr wahrscheinlich, daß es deren noch eine größere Anzahl gibt. Es sind: 1) es mistet, von dem feinsten Staubregen; 2) es schmuddert, d. i.: es regnet ein wenig und fein; 3) es stippert, d. i. es fallen einzelne und zwar gleichfalls feine Regentropfen, die aber doch schon etwas größer als bei dem Misten und Schmuddern gedacht werden; 4) es regnet; 5) es pladdert, d. i. es regnet stark und laut; 6) es guddert, wodurch das Geräusch des bei einem sehr starken Regen von den Dächern herabströmenden Wassers ausgedrückt wird; 7) es gießt, und 8) es gießt mit Mollen, für den stärksten Grad des Platzregens".

Campe gibt auch noch anderes Material, das hierher gehört. So hat das Ndd. einen besonderen Ausdruck für 'schnell laufen', nämlich *kleppen*, wovon *Klepper*. "Ebenso hat er nicht bloß für den Begriff des stärkern Eilens *hasten*, sondern auch für den höchsten Grad desselben, welcher mit Verwirrung und Unordnung verbunden zu sein pflegt, das sehr ausdrucksvolle Wort *hasterbastern*". Schließlich gibt es ja auch für das Wehen des Windes, vom sanften Wehen bis zum Sturm eine Fülle von abstufenden Bezeichnungen.

Wir wollen aber auf den Regen zurückkommen. Schrader sagt: "Eine indogermanische Bezeichnung hierfür liegt in ai. *varšá-*, ir. *frass*, griech. ἔρση (letzteres 'Tau'). Sonst gehen die Namen auseinander". Sicher ist also das, was wir für die indogermanische Grundsprache erschließen können, außerordentlich dürftig, und es ist wohl ganz sicher, daß die Indogermanen über eine Fülle von Ausdrücken verfügt haben. So bedeutet lit. *lytùs* eigentlich den 'Guß', lat. *pluit* zu ahd. *fliozzan* vielleicht etwas ähnliches, und deutsch *regen* wird wieder eine besondere Art des Regens bezeichnet haben.

Für Nebel haben wir auch zwei Ausdrücke griech. ὀμίχλη,

abg. *mĭgla*, und lat. *nebula*, d. *nebel* (letzteren Ausdruck vergißt Schrader merkwürdigerweise), und auch hier werden ursprünglich verschiedene Bedeutungen anzunehmen sein.

Ich denke, es ist nun klar, daß die partiellen Gleichungen keineswegs mit Notwendigkeit oder auch mit Wahrscheinlichkeit auf dialektische Verschiedenheiten innerhalb der indogermanischen Grundsprache hinweisen, sondern daß sie ebenso gut gedeutet werden können, wenn wir annehmen, daß eine Fülle besonderer Unterscheidungen bestand, die die Sprachen im Verlauf der höhern Kulturentwicklung nicht beibehielten. Wenn also Schrader 9 Gleichungen anführt, die eine andere Bewegung als das Gehen ausdrücken, so wird jede dieser Gleichungen eine besondere Nuance ausgedrückt haben. Man bedenke, wie viel verschiedene Ausdrücke wir noch haben: *schleichen* (langsam gehen), *schlendern gehen*, *schreiten*, *trippeln*, *stolzieren*, *marschieren*, *springen*, *laufen*, *eilen*, *hasten*, *hasterbastern*, *hüpfen*, *stürmen*, *rennen*, *rasen*, und wir tanzen nicht nur, sondern wir walzen, wir galoppieren, die jungen Mädchen hüpfen wie die Lämmer, er tanzt wie ein Bär, wir schwofen, wir drehen uns u. a.

Diesen zweifellos wichtigen Gesichtspunkt kennt nun Schrader gar nicht, obgleich er längst bekannt war, und es ist deshalb seine ganze Betrachtung der sprachlichen Tatsachen nicht zutreffend. Die Betrachtungsweise der ältern Forschung, die einfach die sprachlichen Tatsachen an einander reihte, ist im Grunde viel besser, weil sie eben den sprachlichen Tatsachen keine Gewalt antat.

[Fortsetzung folgt.]

Leipzig-Gohlis. H. Hirt.

Zu den arischen Wörtern für 'der erste' und 'der zweite'.

A. *primus* und *prior* im Arischen.

1. Ob die altarischen Dialekte die Begriffe 'der erste' von mehreren und 'der erste' von zweien durch dieselben sprachlichen Mittel zum Ausdruck gebracht haben oder durch verschiedene wie das Lateinische durch *primus* und *prior*, darüber geben unsre Grammatiken, soweit ich sehe, keine Auskunft. In der Tat hat eine solche Unterscheidung bestanden, und es sind zur Darstellung der beiden Begriffe je mehrere Wörter gebraucht

worden. Diejenigen unter ihnen, die man mit Grund der arischen Sprachperiode zuweisen darf, sind untereinander etymologisch in ähnlicher Weise verwandt, wie die lateinischen Wörter *prior* und *primus*, und zugleich auch mit diesen selbst.

I. Ai. *prathamá-*, Awest. *fratəma-* (usw.) 'primus'.

2. Als erste Ordinalzahl wird in den altindischen Grammatiken *prathamá-*, in den awestischen *fratəma-* aufgeführt. Die Wörter treffen lautlich nicht genau zusammen; das erstere setzt eine arische Wortform mit *th*, das letztere eine solche mit *t* voraus. Zu ai. *prathamáḥ* stimmen pa. *pathamo* und prakr. *padhamo*, anderseits zum jAwest. *fratəmō* apers. *fratamā* (Nom. Plur.), buchpahl. *fratom* (Paz. *fradum*) und turfanpahl. *fratom-īn*. Da nun im Altindischen neben *prathamáḥ* 'primus' das Adverbium *pratamám* 'inprimis' bezeugt ist, so glaubte man die lautliche Verschiedenheit so erklären zu dürfen, daß man von einer arischen Wortform **pratama-*, mit *t* ausgehend, d. i. von einer regelrechten Superlativbildung aus idg. **pro*, das Auftreten der Aspirata in den indischen Wörtern auf den Einfluß jener Ordinalien zurückführte, die im Arischen auf *tha-* endigten, eine Ausgangsform, die durch ai. *caturtháḥ* 'quartus', *pañcathaḥ* 'quintus', *ṣaṣṭháḥ* 'sextus', *saptáthaḥ* 'septimus', sowie jAwest. *puxδō* (mit *xδ* = ar. *kth*) 'quintus' und *haptaϑō* 'septimus' gesichert ist. Das so gewonnene ar. **pratama-* 'primus' konnte als regelrechte Superlativbildung zum Komparativ **pratara-* 'prior' gelten, der sich in jAwest. *fratarəm*, *fraturahe* usw., sowie in den ai. Adverbien *pratarám*, *pratarám* fortsetzt und im griech. πρότερος sein europäisches Gegenstück findet; s. unten § 29. Die Annahme, die uns schon bei Bopp begegnet und der auch ich mich im Handb. d. altiran. Dial. § 119 angeschlossen habe, wurde zuletzt von Thumb Handb. d. Sanskrit 380 und Brugmann Grdr. d. vgl. Gramm.[2] 2, 227 vertreten.

3. Gegen sie spricht, daß sich jene Zahlen an 'der erste' in der Reihenfolge nicht unmittelbar anschließen. Aber der Grund ist nicht ausschlaggebend. Zwei der Zahlen, 'der vierte' und 'der siebente', bilden mit 'der erste' die Anfänge gleicher kleiner Reihen. Ihrem Einfluß die angenommene lautliche Veränderung zuzuschreiben, steht m. E. nichts entgegen; vgl. dazu Bartholomae Zum AirWb. 69 f. — Den umgekehrten Weg zur Erklärung jener lautlichen Verschiedenheit schlägt Wackernagel ein,

der Ai. Gramm. 1, 121 schreibt: "av. *fratəma-* 'der erste': ved. *prathamá-* . . . hat *t* statt vom Superlativsuffix *tama-*". Eine nähere Begründung hat er seiner Fassung, die an sich gerade so gut möglich ist, nicht beigegeben[1]), auch der entgegenstehenden älteren keine Erwähnung getan. Welche von den beiden Erklärungen trifft das Richtige? Auf Grund theoretischer Erwägungen ist der Entscheid darüber nicht zu gewinnen.

4. Den Hauptgrund für den Ansatz des arischen Worts mit *t*, nicht *th* bildet, wie schon erwähnt wurde, die Tatsache, daß im Altindischen ein Adverb *pratamám* 'inprimis' überliefert ist. Es besteht aber doch auch die Möglichkeit, darin eine mit dem Ordinale nur ganz weitläufig verwandte Bildung zu sehen, die — vielleicht erst recht spät — auf *prá* aufgebaut wurde wie *anutamám* auf *ánu*, *ātamám* auf *ā*, *atitamám* auf *áti*, entweder nach diesen Vorbildern oder nach irgend einem andern, das in der Literatur nicht bezeugt ist. Dabei hat man in Anschlag zu bringen, daß keines jener Adverbien auf *-tamám* in der älteren vedischen Literatur vorkommt; sie gehören der Brâhmaṇa- oder selbst noch jüngerer Zeit an; dadurch wird die Wahrscheinlichkeit des besprochenen Ansatzes jedenfalls nicht erhöht.

5. Lassen wir nun *pratamám* bei Seite, so scheint der Stoff für die Feststellung der arischen Wortgestalt so gelagert zu sein, daß alle indischen Belege für *th*, alle iranischen für *t* einstehen. Allein die oben S. 96 gegebene Wörterliste ist nicht ganz vollständig.

6. Die indischen Wörter allerdings weisen ohne Ausnahme auf ein urind. Wort mit *th*, und zwar auf **prathama-*.

Exkurs 1.

Prakr. *pahila-*; *carima-*.

a) Ein urind. **prathila-*, das Pischel Gramm. d. Prakritsspr. 319 zur Erklärung des prakr. und neueren *pahila-* (usw.) vorauszusetzen scheint, hat es m. E. nicht gegeben. Der Ausgang *ila-* (*illa-*) hat doch erst innerhalb der mittelindischen Sprachperiode jene Verwendung erlangt, die Hemacandra

1) Wackernagel zitiert Burnouf Komment. 508; hier steht: ". . . le sanscrit, où cependant on peut découvrir quelques traces de l'emploi d'un *th* inorganique pour un *t* radical, par exemple dans *prathama-* pour *pratama-*".

2, 49 durch sein *svārthe* ausdrückt; s. Pischel a. a. O. 402 ff. So viel ich sehe, können zwei Wege zu *pahila-* geführt haben. Erstlich: dem mind. **pathama-* 'primus' (pa. *pathama-*, prakr. *paḍhama-*), das das ai. *prathamá-* fortsetzt, kann ein gleichbedeutendes **pathila-* (prakr. *pahila-*) deshalb zur Seite getreten sein, weil neben dem synonymen **ādima-* (pa. *ādima-*), der Nachform des ai. *ādima-*, in gleichem Sinn auch **ādila-* (prakr. *ādilla-*), die Erweiterung aus ai. *ādi-ḥ* üblich war; s. auch die zur gleichen Bedeutungsgruppe gehörigen Paare prakr. *majjhilla-* und *majjhama-*, *majjhima-* 'medius' und *pacchilla-* und *pacchima-* 'ultimus', die die Neuerung unterstützt haben; wegen des *i* der *ima*-Stämme s. unter b. Sodann zweitens: neben dem mind. **pathamila-* 'primus' (prakr. *paḍhamilla-*), der Fortbildung aus **pathama-*, konnte **pathila-* (prakr. *pahila-*) aufkommen, weil neben dem bedeutungsverwandten *majjhimilla-* 'medius', das auf ai. *madhyamá-* aufgebaut ist, im selben Sinn auch *majjhilla-* gebraucht wurde, das auf ai. *mádhya-* fußt. Natürlich schließt der eine Weg den andern nicht aus; sie treffen sich am gemeinsamen Ziel.

b) Über die Herkunft des *i* von prakr. *carima-* 'ultimus' und anderen Wörtern ähnlicher Bedeutung haben Pischel KZ. 34, 570, Gramm. d. Prakritspr. 85 und Jacobi KZ. 35, 572 verschiedene Ansichten aufgestellt. Nach Pischel wäre das prakr. *i* lautgesetzlich aus sanskr. *a* hervorgegangen, weil die folgende Silbe den Hauptton hatte. Jacobi sieht das *i* in *pacchima-* für alt an, da das Wort schon im ai. *paścimá-* lautet, und führt das *i* der begriffsverwandten Stämme mit *ima-* auf den Einfluß dieses Worts zurück. Dabei macht er gegen Pischel geltend, daß die Ordinalien 5., 7., 8., 9., 10., (ai. *pañcamá-*, *saptamá-*, *aṣṭamá-*, *navamá-*, *daśamá-*) immer auf *ama-*, nicht auf *ima-* ausgehen (prakr. *pañcama-*, *sattama-*, *aṭṭhama-*, *navama-*, *dasama-*), trotz der Endbetonung. Diesem Einwand sucht Pischel Gramm. d. Prakritspr. 87 dadurch zu begegnen daß er auf den verschiedenen etymologischen Wert des sanskritischen *a* in *madhyama-*, *uttama-* (prakr. *uttima-*) usw. und in jenen Ordinalien verweist. Dort liege ein alter *a*-Vokal zugrunde, hier dagegen ein 'aus *an* entstandenes *a*'; ein solches gehe nie in *i* über: "Dies hat Jacobi nicht erkannt". Die Möglichkeit einer solch verschiedenen Gestaltung je nach dem etymologischen Wert gestehe ich ohne Rückhalt zu.

Aber die Voraussetzung dabei ist doch, daß mit der etymologischen Verschiedenheit auch eine lautliche Hand in Hand ging, für den vorliegenden Fall also, daß die Folgelaute der kurzen *a*-Vokale der Ursprache und des sonantischen Nasals — oder wie man sonst die fragliche Erscheinung nennen mag — sich voneinander abhoben, noch zu der Zeit, als die von Pischel angenommene Entwicklung einsetzte.

c) Erachtet Pischel diese Voraussetzung für gegeben? Ich verweise dazu auf meine Ausführungen in IF. 7, 82ff., wo ich mich auch gegen die Annahme gewendet habe, daß noch im Urindischen die ursprachlichen Sonanten *a*, *e*, *o* und *n̥*, *m̥* lautlich getrennt gewesen seien. Ich sehe einstweilen keine Veranlassung, meine Ansicht zu ändern. Gerade ja das ai. *pañcamáḥ* 'der fünfte' läßt sich mit als Beweis für den Zusammenfall jener Laute anführen. Die ältere Bildungsweise des Ordinales wird durch jAwest. *puxδō*, ahd. *funfto*, lat. *quintus* und griech. πέμπτος usw. vertreten. *pañcamáḥ* ist sicher eine Neubildung nach *daśamáḥ* = lat. *decimus*. Das setzt aber doch voraus, daß die Fünfzahl und die Zehnzahl den nämlichen Ausgang bekommen hatten, oder, anders ausgedrückt, daß idg. *e* (der Ausgang der Fünfzahl: lat. *quinque*) und idg. *m̥* (der Ausgang der Zehnzahl: lat. *decem*, got. *taihun*) zusammengefallen waren. Dieser Zusammenfall ist eine Besonderheit der arischen Dialekte, daher auch nur sie jene Neubildung aufweisen.

d) Der von Jacobi aufgezeigte Weg zur Erklärung des *i* in prakr. *uttima-*, *carima-*, *majjhima-* scheint mir durchaus gangbar. Ich möchte nur hinzufügen, daß dabei als Muster doch nicht allein das ai. *paścimá-* (pa. *pacchima-*) in Betracht kommt, sondern auch noch die ebenfalls begriffsverwandten Wörter *agrima-*, *antima-* und auch *ādima-* (pa. *aggima-*, *antima-*, *ādima-*). Das erste darunter, *agrimá-* neben *ágra-* ist bereits im Rigveda bezeugt. Sollen wir das Wort für prakritisch ansehen? Das dürfte sich schwer rechtfertigen lassen. Eine Vermutung über die Herkunft des *i* darin bei Bezzenberger ΓΕΡΑΣ 174 Note, wo *agrimá-* nach Fick BB. 16, 170 mit griech. ὄβριμος gleichgesetzt wird. Von weiteren raumbezeichnenden Adjektiven auf *ima-* führe ich noch an pa. *pārima-*, *purima-* und *uparima-*. Das letzte, zu *upari* 'oben' gehörig, hat sicher seit seiner Schaffung nie einen andern Vokal als *i* vor dem *m* gehabt.

e) Das einzige nicht raumbezeichnende Adjektiv auf *ima-*: prakr. *kaima-* 'welcher (von mehreren)?' neben *kadama-*, pa. *katama-*, ai. *katamá-* hat nach Jacobi sein *i* durch Anschluß an *kai*, pa. *kati*, ai. *káti* 'wie viele?' erhalten. Ich erachte diese Trennung nicht für notwendig und nicht für richtig. Es ist ja klar, daß es sich bei der Frage 'welcher (ist es)?' häufig um den vordersten (obersten), mittelsten, hintersten einer Reihe handelt. Wenn aber der Fragende die Wörter dafür im Kopf hat, so kann er auch leicht dazu gelangen, das Wort, mit dem er fragt, jenen Wörtern anzugleichen, deren eines er als Antwort auf seine Frage erwartet.

f) Bei Jacobis Erklärung versteht man es auch leichter als bei der Pischels, weshalb das ai. *prathamá-* durch prakr. *paḍhama-* vertreten ist, und nicht, wie es doch Pischels Gesetz entsprechend der Betonung verlangte, durch **paḍhima-*. Pischel gibt für die Ausnahme von seiner Regel keine besondere Erläuterung. In der Tat bildet aber *paḍhama-* keine Ausnahme. Es war ja auch in gewissem Maß dem Einfluß der raumbezeichnenden Adjektiva auf urind. *ima-* : *agrimá-*, *paścimá-* ausgesetzt, aber doch nicht in gleichem Maß, wie jene andern raumbegrifflichen Wörter. Und es mußte ihm um so weniger unterliegen, als es ja an den andern Ordinalien auf *ama-* : *pañcama-*, *sattama-* usw. kräftigste Unterstützung fand.

Ergänzen wir jedoch das iranische Wörterverzeichnis, so stellt sich heraus, daß wir für die iranischen Wörter mit einem entsprechend (s. § 5) angesetzten uriran. **fratama-* nicht auskommen.

7. In engstem Zusammenhang mit dem apers. *fratama-*, das überall 'der erste an Rang' bedeutet, steht, wie man längst weiß, buchpahl. *pahlom* (geschrieben p aa rn m; s. dazu WZKM. 21, 3), ferner turfanpahl. *pahrom*, wie jedenfalls bei F. W. K. Müller Handschriftenreste 78 herzustellen ist. Beide sind im gleichen Sinn gebraucht wie das apers. *fratama-*. Ihre gemeinsame iranische Grundlage ist **parϑama-* (Hübschmann Pers. Stud. 208). Und das nämliche Wort ist aller Wahrscheinlichkeit nach auch in den von Dio Cassius (und anderen) überlieferten Namen parthischer Fürsten enthalten: Παρθαμάσιρις und Παρθαμασπάτης[1]).

1) Eine sonst gleiche Wortform, aber mit *t* statt *ϑ* scheinen die Lehnwörter hebr. *partəmīm* (פַּרְתְּמִים) 'die Vornehmen' und arm. *p'ar-*

8. Von den neuiranischen Dialekten sind es nur zwei, die für den Begriff 'primus' noch das alte Wort gebrauchen [1]). Im Afghanischen lautet es *vṛumbai* und im Wachīdialekt der Pamirgruppe (PDw.) *pursam*. Ob im afγ. *ṛ* ein iranisches *t* oder *ϑ* aufgehoben ist, läßt sich nicht feststellen; denn es ergeben alle arischen dentalen Verschlußlaute mit vorhergehendem *r* und *r̥* das nämliche *ṛ*; s. Geiger Etym. u. Lautl. des Afghan. 45, § 12, 4. Da nun das anlautende *v* von *vṛumbai* auf uriran. *f* weist, das nur vor konsonantischem *r* aus ar. *p* hervorgegangen ist, so muß das afγ. Wort auf einer lautlichen Verschweißung der Nachformen von uriran. *fra*° und *par*° (oder auch *pr̥*°) beruhen; s. Bartholomae Zum AirWb. 53 No. PDw. *pursam* scheint mir nur auf ein uriran. **pr̥ϑama-* oder allenfalls **pərϑama-* zurückgeführt werden zu können. Freilich kann ich für *s* aus *ϑ* kein zweites Beispiel beibringen. Aber auch kein Gegenbeispiel. Und *t* wäre sicher als *t* erhalten geblieben.

9. Die iranischen Wörter für 'der erste' setzen also für den fraglichen Konsonanten zum Teil ein uriran. *t*, zum Teil ein *ϑ* voraus. Nun läßt sich ja allerdings fürs Indische die Annahme vertreten, daß unter dem Einfluß von *caturtháḥ* 'quartus' und, in zweiter Linie, *saptáthaḥ* 'septimus' ein ar. **pratama-* durch *prathama-* ersetzt worden sei, aber fürs Iranische bleibt eine gleichartige Annahme sehr mißlich, da hier ein dem ai. *caturtháḥ* entsprechendes Ordinale nicht nachzuweisen ist; was ich im Gdr. Iran. Phil. 1, 113 über buchpahl. *tasom* 'quartus' behauptet habe, ist falsch; denn daß t ddn m wirklich so zu lesen, ist jetzt durch das Turfanpahlavi durchaus gesichert; s. Salemann Man. Studien 1, 128.

Exkurs 2.

Buchpahl. *tasom* und apers. *ϑ*r.

a) Salemann Man. Studien 1, 128 schreibt: "Jetzt glaube ich auf dem rechten Wege zu sein, wenn ich das anlautende *t* als Dissimilation auffasse und die Gleichung aufstelle *tasu-*:

---

t'am 'reich' vorauszusetzen, sofern bei diesem Wort, entgegen der Ansicht Hübschmanns Arm. Gramm. 1, 254f., die Entlehnung, bei jenem die Punktierung für sicher gelten darf.

1) Die übrigen Dialekte brauchen Wörter von ähnlicher Bedeutung dafür oder aber Neubildungen. Eine solche ist z. B. buchpahl. *ēvakom*, npers. *yakum*; es liegt ihr das Kardinale *ēvak* = *yak* zugrunde. Zur andern

Awest. *čaϑru-* = ap. *čiščiy* : *tis* . . ., denn wenn apers. *kaščiy* zu mpers. *kas* wurde, mußte *čiščiy* zunächst als **čis* erscheinen, woraus das zu erwartende *tis* (*tis*) jetzt sicher belegt ist. Auch in Τείσπης; *Čaišpiš*, Τισσαφέρνης : *čiϑ'afarnah* könnte das τ auf dialektische Aussprache im Iranischen hinweisen". Ich nehme Salemanns Erklärung als Grundlage an, weiche aber im Aufbau von ihm ab. Wie Hübschmann IF. Anz. 10, 29 bezweifle ich es, daß mpers., npers. *kas* 'irgend einer' mit *kaščiy* der achämenidischen Kanzleisprache gleichgesetzt werden darf. Das hätte zu **kaš* geführt[1]). Ich mache dafür buchpahl. und turfanpahl. *čiš* 'irgend etwas' geltend, — s. dazu Bartholomae Zum AirWb. 61 Note —, das ja auch Salemann selber im Gdr. Iran. Phil. 1, 293 direkt mit dem apers. *čiščiy* zusammenstellt. Das von mir IF. 1, 486ff. entwickelte Gesetz über die Gestaltung des uriran. *-sč-* (*-stš-*) zu *-šč-* (*-štš*) — s. auch Gdr. Iran. Phil. 1, 165 — braucht ja nicht in dem Dialektgebiet giltig gewesen zu sein, aus dem das npers. *kas* stammt. Das wird auch durch turfanpahl. *čiš* nicht verlangt; es ist nicht nötig, für dessen *š* ein uriran. *-sč-* aus *-t* + *č-* (ar. **k'itk'it*) vorauszusetzen, es kann auch uriran. *-šč-* enthalten, d. h. das erste Glied der Zusammenrückung kann ar. **k'iš* 'was?' sein, dessen Existenz mir durch jAwest. *čiš* 'was?', ai. *kíḥ* 'was?' als Frageeinleitung, *nákiḥ* 'nicht', *mákiḥ* 'μή', jAwest. *naēčiš* 'nicht', *nava.čiš* 'nicht mehr' verbürgt erscheint. Das oben angesetzte ar. **k'itk'it* steckt vielmehr im npers. *čiz* 'irgend etwas', das im Mitteliranischen **čič* gelautet haben muß; s. dazu Bartholomae IF. 12, 94.

b) Bei der Ferndissimilation der Konsonanten kommt

Ersatzklasse gehören z. B. buchpahl. *nazdist*, eigentlich 'proximus' und *naxust*, turfanpahl. *naxust*, npers. *nuxust*, ebenfalls eigentlich 'proximus', zu got. *nēƕ* (Bartholomae Zum AirWb. 48). Auch das Wort für 'propinquus' dient in gleichem Sinn: turfanpahl. *nox* (NVX) und *naxvīn* (beide zu got. *nēƕ*, s. eben); der Gebrauch ist alt, wie das alte arm. Lehnwort *nax* 'zuerst' erweist, Hübschmann Arm. Gramm. 1, 200. Im Nordbalutschi braucht man für 'primus' *p'ēšī*, eigentlich 'der an der Spitze', zu buchpahl. *pēš* 'vorn, voran'. Häufig und in verschiedenen Dialekten — so im Neupersischen, Afghanischen, Kurdischen, Südbalutschischen — findet sich die Verwendung des arab. *avval*, das auch mehrfach mit dem sonst bei den Ordinalien üblichen Ausgang versehen erscheint; so npers. *avvalīn* (wie *duyumīn* 'der zweite'), yaγn. *awalš* (wie *tifūrš* 'der vierte').

1) Vgl. Gdr. Iran. Philol. 1, 262, wo Salemann das Verhältnis von mpers. *kas* zu apers. *kaščiy* wegen des *s* als unklar bezeichnet.

es nicht immer zu einer Einheitsform; es kann die Mutterform neben der oder den dissimilatorisch veränderten bestehen bleiben. Als Beispiel dafür führe ich lat. *cribrum* an mit den daraus durch Dissimilation in verschiedener Richtung hervorgegangenen Wörtern *cibrum* und *cribum*. Solches gilt auch für die fraglichen iranischen Wörter, bei denen es sich überall um die Aufeinanderfolge eines *č* (d. i. *tš*) und eines *š*-Lauts handelt. Durch Dissimilation in verschiedener Richtung entstand, so nehme ich an, entweder *t* aus *č* (= *tš*) oder aber *s* aus dem *š*-Laut. Für den letzteren Vorgang habe ich freilich keinen unzweideutigen Beleg.

c) Ein durch Dissimilation aus *č* vor *š* erzeugtes *t* liegt ganz deutlich vor in kurd. *tāšt* 'matinée entre 9 et 10 heures' gegenüber npers. *čāšt* 'Frühstück'. Dialektisch kommt auch *čašt* vor. Vgl. Justi-Jaba Dictionnaire 92, Socin Gdr. Iran. Philol. 1b, 262. Ebenfalls im Kurdischen findet sich *tišt* 'chose, objet', und auch hier steht eine Dialektform mit *č* daneben. *čišt*. Das Wort stimmt — und zwar, wenn man mit Socin a. a. O. in dem schließenden *t* den Restbestand des zweiten der alten Wortglieder erkennen darf, aufs genaueste — zum apers. *čiščiy* (s. oben), sowie zu turfanpahl. *čiš*. Im Buchpahlavi wechselt *čiš* mit dem Ideogramm mn dn m. Dies aber wird von den Pazandisten nicht nur durch *čiš* wiedergegeben, sondern auch: in awestischen Buchstaben durch *ϑiš* und *ϑis*, darin das Anlauts-*ϑ* wie immer *t* meint, in arabischen durch *tiš* (t š). Die *š*-Form des Wortes bedarf keiner besondern Erläuterung mehr; sie stellt sich zu *čiš* wie im Kurdischen *tišt* zu *čišt*. Auffällig ist aber die *s*-Form *tis*, deren Echtheit früher mehrfach angezweifelt wurde, jetzt aber durch die Turfanhandschriften sichergestellt ist. Wenn man annehmen darf, daß auch eine nach vorwärts wirkende Dissimilation stattgefunden hat, durch die *čiš* zu **čis* wurde, so läßt sich jenes *tis* als eine Ausgleichsbildung aus den beiden Dissimilationsergebnissen betrachten. Doch könnte auch *tiš* 'irgend was' unter dem Einfluß von *kas* 'irgend wer' zu *tis* geworden sein. Gleich *tiš* aus *čiš* mag auch endlich, wie man mit Salemann annehmen darf, jene Aussprache des Eigennamens *Čaišpiš* (oder *Čišpiš*) entstanden sein, die seiner griechischen Wiedergabe durch Τείσπης zugrunde liegt.

d) Nach Salemann kommt aber als griechischer Zeuge

für den Dissimilationsvorgang nicht nur Τείσπης, sondern auch Τισσαφέρνης in Betracht, dem zweifellos ein achämenidisches **Čiϑʳafarnā* entsprechen würde. Damit kehre ich zu buchpahl., turfanpahl. *tasom* 'der vierte' zurück, das den Anlaß zu der vorliegenden Anmerkung bietet. *tas* in *tasom* deckt sich mit dem jAwest. *čaϑr* in *čaϑruš*, *čaϑru.karana* usw. So gelangen wir wieder von einer andern Seite her aufs Neue zu der Frage: wie hat sich das arische *tr* auf jenem Dialektgebiet Irans entwickelt, aus dem das npers. *pus* 'Sohn' = ai. *putráh*, jAwest. *puϑrō* stammt? Daß damit die Frage nach der Aussprache des altpersischen Zeichens, das ich nach den Vorschriften für die Transskription im Grundriß der Iranischen Philologie mit *ϑʳ* wiedergebe (s. dazu Bartholomae Zum AirWb. 5f.), aufs engste verknüpft ist, scheint mir unzweifelhaft; apers. *puϑʳaʰ* ist die Vorstufe des npers. *pus*. Zu der im Gdr. Iran. Phil. 1, 160 angeführten Literatur nehme man noch Hüsing Die iran. Eigennamen (Königsberger Dissertation 1897) 12ff., Foy KZ. 35, 12 Note 2, Hübschmann KZ. 36, 178, Hüsing KZ. 36, 562, Foy KZ. 37, 491ff.

e) Hübschmann sagt a. a. O. mit Recht: "*ϑʳ* war, wie die Schrift zeigt, weder -*ϑr* noch -*s* noch -*ϑ*". Was also? Das es ein Zischlaut war, dafür sprechen die Transskriptionen durch *šš* im Elamischen: *Irtakšašša*, *Mišša*, *Ziššantakma*, durch σσ im Griechischen: Τισσαφέρνης, sowie das *s* der jüngeren Zeit. Aber das gewöhnliche *s* kann nicht dafür gesprochen worden sein, auch nicht *ϑ*, und ebensowenig *š*; sonst hätte man es nicht nötig gehabt, ein besonderes Zeichen dafür zu erfinden und einzuführen. Ich nehme an, daß der fragliche Zischlaut (*S*) ein Mittelding zwischen den üblichen *s*- und *š*-Lauten war, so daß er einerseits in fernerer Entwicklung leicht mit dem *s* zusammenfallen konnte, anderseits aber auch dieselbe dissimilatorische Wirkung auf ein vorhergehendes *č* (*tš*) auszuüben vermochte wie das gewöhnliche *š*. Die Entwicklungsreihe für pahl. *tasom* war somit die folgende: ar. **k̑atr*° = ir. *čaϑr*° (mit *č* = *tš*) : *čaS*° : *taS*° : *tas*°.

Nachschrift.

Die vorstehenden Bemerkungen waren bereits abgeschlossen, als mir, am 31. März durch Herrn F. W. K. Müllers Güte dessen neueste Veröffentlichung aus dem Schatz iranischer

Turfanhandschriften zuging, die vier Fragmente im 'Dialekt' enthält, SPreußAW. 1907, 260ff. Das erste Stück bietet auf der letzten Zeile der Vorderseite das Wort *višpušt* 'Haussohn'; s. Galater 4, 1: κληρονόμος, heres. Es entspricht also danach dialektturfanisch ('soghdisch') *puš* 'Sohn' dem gemeinturfanischen und buchpahlavischen *pus* und *puhr*. Darf man darin eine Bestätigung erkennen für die oben vorgetragene Ansicht über die alte Aussprache des aus ar. *tr* hervorgegangenen Zischlauts? Ich finde sonst in den bisher bekannt gemachten Dialektbruchstücken kein zweites Wort, das über die Gestaltung der Konsonantengruppe Aufschluß gäbe. In dem bilinguen Stück, das F. W. K. Müller Handschriftenreste 100f. veröffentlicht hat, erscheint für *pûsar* 'Sohn' in der Dialektversion zweimal ein andres Wort: *prazdtiy* und *zâtiy*. Warum das Dialektwort für 'Vater' ebenda durch *patrî*, *patrîy*, jetzt durch *pitrî* wiedergegeben wird, nicht vielmehr durch °*tar*°, °*tar*°, ist mir nicht deutlich. Daß das Wort etwa dem sbal. *pis*, nicht aber dem npers. *pidar* entspräche — s. dazu Bartholomae BB. 9, 130 —, halte ich für ausgeschlossen.

10. Um fürs Iranische ins Reine zu kommen, müßte man schon annehmen, daß bereits in arischer Zeit **prathama*-, die *th*-Form, neben dem älteren **pratama*- aufgekommen und üblich geworden sei. Ins Iranische wären alsdann beide Formen des Zahlwortes übergegangen, ins Indische nur die jüngere. Ich halte eine solche Konstruktion nicht gerade für ausgeschlossen, aber doch für recht wenig wahrscheinlich. Zweifellos wurde ja das Ordinale 'der erste' mindestens nicht weniger oft einem Superlativ neben- und gegenübergestellt als den Zahlwörtern 'der vierte' und 'der siebente'; z. B. in Verbindungen wie 'der erste und beste', 'der erste und oberste', 'der erste und der letzte' usw. Ist es nun wahrscheinlich, daß **pratama*- 'der erste' trotz der engen begrifflichen Beziehungen zu den Superlativen aus dem lautlichen Zusammenhang mit ihnen losgerissen wurde, um eine Ausgangsform *thama*- dafür einzutauschen, durch die es in eine völlig vereinsamte Stellung rückte? Ist es nicht vielmehr um vieles wahrscheinlicher, daß ein **prathama*- seinen durchaus alleinstehenden Ausgang *thama*- mit dem geläufigen Ausgang der Superlative vertauscht hat, mit denen es sich in der Bedeutung so nah berührte? Und dazu kommt, daß ja der

Ausgang *tama-* auch im Ordinale selber geläufig war: nicht nur die Wörter für 'der zwanzigste, dreißigste usw., hundertste, tausendste' gingen sicher alle auf *tama-* aus, sondern auch die für 'der siebente' und 'der achte', wenn auch hier die Herkunft des Ausgangs eine andre ist als dort. Sie würden doch mindestens das Aufkommen von **prathama-* an Stelle eines ererbten **pratama-* nicht begünstigt haben.

11. Ich gebe aus diesen Gründen das früher ausgesprochene Urteil über das Verhältnis von ai. *prathamá-* 'primus' zu jAwest. *fratəma-* auf und setze nunmehr die gemeinsame (arische) Vorform mit *th* an. Freilich erhebt sich dann die Frage, wie eine solch alleinstehende Bildung erwachsen sein kann. Über ganz unsichere Vermutungen werden wir dabei nicht hinauskommen. Ich möchte annehmen, daß in arischer Zeit zwei gleichbedeutende Wörter verschweißt worden sind, die beide auf dem Urwort für das räumliche und zeitliche Voransein aufgebaut waren, das eine mit dem Ausgang *tho-*, das andere mit *mo-*[1]). Für das letztere verweise ich auf griech. πρόμος und umbr. *promom*, aengl. *forma*, lit. *pìrmas*, die der Reihe nach auf ursprachlichem **promo-s*, **pr̥mo-s*, **pr̥̄mo-s* zu beruhen scheinen[2]). Zugunsten des andern vorausgesetzten Ordinales mit *th* kann ich allerdings ein geschichtlich beglaubigtes Wort nicht geltend machen. Das griech. πρῶτος, wobei man sich wegen des τ auf das Verhältnis von griech. τέταρτος und ἕκτος zu ai. *caturtháḥ* und *ṣaṣṭháḥ* berufen könnte, darf wegen der dialektischen Nebenform πρᾶτος nicht herangezogen werden, die es nicht gestattet, für πρῶτος ein **pr̥̄tos* als Vorform aufzustellen, was ja an sich möglich wäre[3]).

1) Vgl. dazu Benfey Vollst. Gramm. d. Sanskritspr. 236: "*thama* in *prathama-* von *pra* mit *tha-* und *ma-*", von dem S. 148 bemerkt wird, es sei hier sekundär.

2) Ich fasse ihr Nebeneinander so auf: **pr̥̄mos* und **pr̥mos* sind die üblichen Wechselformen (s. unten S. 112 f. zu **pr̥̄u̯ija-*); **promos* ist daraus durch nachmaligen Anschluß an **pro* 'vor' hervorgegangen. Auf die selbe Dreiheit in der ersten Silbe weisen buchpahl. *pahlom*, PDw. *pursam* und aind. *prathamáḥ*. Sie wird wohl auch ebenso zu deuten sein.

3) S. jetzt zu πρῶτος und πρᾶτος Hirt IF. 21, 164. Nach Hirt würde πρᾶτος zur Stütze der angenommenen *th*-Form des Worts im Arischen herangezogen werden können. Die Bedenken, die Hirt bezüglich der Herleitung von πρῶτος aus *πρώϝατος äußert, halte ich jedenfalls für durchaus berechtigt.

II. Ai. *pūrvyá-*, Awest. *paoirya-* (usw.).

12. Wenn wir in unsern altindischen Grammatiken den Abschnitt über die Zahlwörter aufschlagen, so finden wir unter 'der erste' zumeist nur das eine Wort *prathama-* verzeichnet. Benfey Vollst. Gramm. 329 gibt noch *agrimá-* und *ādimá-* an, und Whitney Gramm.[2] 488 fügt *ādya-* und *ādima-* hinzu, aber mit der Bemerkung, daß jenes zuerst in der Sūtraliteratur, dieses noch später erst zum Vorschein komme. Fürs Awestische habe ich im Gdr. Iran. Philol. 1, 112 neben *fratəma-* noch *paouruya-*, *paoirya-* angeführt.

13. Der Gebrauch des jAwest. *fratəma-* an der Stelle Yt. 5. 50 deckt sich nun allerdings völlig mit dem vedischen von *prathamá-*. Es steht dort: *avat āyaptəm dazdi mē . . . yat vīspanąm yuxtanąm azəm fratəməm ϑanjayeni* d. i. ". . . daß das Gespann, das ich lenke, von allen das erste sei (werde)". Man halte dazu RV. 8. 80. 5 *prathamám no rátham kr̥dhi* "mach unsern Wagen zum ersten". Desgleichen entspricht die Zusammenstellung von *upama-*, *maδəma-*, *fratəma-* in Yt. 11. 18 — eine freilich nicht ganz einwandsfreie Stelle — der von *uttamá-*, *madhyamá-* und *prathamá-* in MS. 3. 8. 2 und MBh. Aber im Ganzen tritt *fratəma-* doch stark hinter dem andern Wort für 'primus' zurück. Insbesondere muß es auffallen, daß das Awest. *fratəma-* in der Aufzählung — neben der zweite, dritte usw. — durchaus vermieden wird, während hier das ai. *prathamá-* die Regel bildet, so z. B. RV. 2. 18. 2, 10. 45. 1: *prathamám . . . dvitī́yam . . . tr̥tī́yam*; ferner AV. 15. 15. 3ff., 16. 1ff. usw. Die Sprache des jüngern Awesta — für das ältere fehlt es an Beispielen — braucht in solchem Fall für 'primus' durchweg *paoirya-* z. B. Y. 9. 3, 6, 9, 12: *paoiryō . . . bityō . . . ϑrityō . . . tūiryō*; ferner Yt. 14. 2ff., V. 4. 2 usw.; s. mein AirWb. 874.

14. Das Wort geht auf uriran. **paru̯ii̯a-* und **paru̯ia-* zurück und entspricht lautlich dem ai. *pūrvyá-* (das im Rigveda stets dreisilbig zu lesen ist). Aber im Gebrauch der Wörter besteht ein ganz wesentlicher Unterschied.

15. Im Rigveda wird *pūrvyá-* weit überwiegend in komparativischem Sinn verwendet, in der Bedeutung 'prior, priscus' und synonym mit *pū́rva-*. So findet es sich insbesondere wie dies im Gegensatz zu *nū́tana-* 'jetzig'; z. B. RV. 2. 11. 6 (*stávā nú ta indra pūrvyā́ mahā́ny utá stavāma nū́tanā kr̥tā́ni*), 5.

55. 8 (*yát pūrvyám maruto yác ca nū́tanam*), 6. 44. 13 (*yáḥ pūrvyā́bhir utá nū́tanābhir gīrbhír vāvṛdhé*), 1. 105. 4, 3. 1. 20 und anderseits 1. 1. 2 (*agníḥ pū́rvebhir ṛ́ṣibhir ī́ḍyo nū́tanair utá*), 5. 31. 6 (*prá te pū́rvāṇi káraṇāni vocam prá nū́tanā*); sodann im Gegensatz zu *náv(ī)yas-* 'novior, neuerlich'; so RV. 1. 156. 2 (*yáḥ pūrvyā́ya vedháse návīyase . . . víṣṇave dádāśati*) und anderseits 8. 27. 10 (*prá naḥ pū́rvasmai suvitā́ya vocata makṣū́ sumnā́ya návyase*); s. auch 1. 61. 13, 3. 36. 3 (unten S. 111); weiter vergleiche man 6. 37. 2 (*índro no asyá pūrvyáḥ papīyād . . . mádasya*) mit 10. 112. 1 (*índra píba . . . sutásya . . . táva hí pū́rvápītiḥ*; endlich verweise ich auf 10. 14. 7 (*préhi pathíbhiḥ pūrvyébhir yátrā naḥ pū́rve pitáraḥ pareyúḥ*). Bemerkenswert scheint mir auch und bezeichnend für die wesentlich komparativische Bedeutung des Worts, daß es nirgend mit dem partitiven Genetiv des Plurals verbunden ist, während er bei *prathamá-* oft genug vorkommt, z. B. 1. 113. 8, 15; 124. 2; 6. 41. 1 usw. Die Stelle 8. 63. 1, für die man einen von *pūrvyá-* abhängigen Gen. Plur. angenommen hat (*sá pūrvyó mahā́nām venáḥ krátubhir ānaje*), ist zum mindesten recht strittig. Ebenso ist bei *pū́rva-* ein partitiver Gen. Plur. nicht bezeugt. An der komparativischen Bedeutung von *pūrvyá-* liegt es auch, daß es nicht gebraucht wird, wenn ein erster einem letzten gegenübergestellt werden soll, und ebensowenig in der Reihenfolge der erste, zweite, dritte. In beiden Fällen dient *prathamá-*.

16. Fast durchaus gleiche Verwendung wie das vedische *prathamá-* zeigt das awestische *paouruya-*, *paoirya-*, dem also im Gegensatz zu seinem vedischen Gleichstück *pūrvyá-* im wesentlichen die superlativische Bedeutung eignet. Es findet sich daher auch mit partitivem Gen. Plur. verbunden, z. B. V. 4. 50 (*paoirīm aētaēšąm šyaoϑənanąm*), 5. 50 (*paoirīm xᵛarəϑanąm*), N. 105 (*paoiryāi dahmanąm*) usw. Somit besteht in Hinsicht auf den Gebrauch der auf arischem **pṝu̯i̯a-* beruhenden Wörter im Veda und Awesta die nämliche Verschiedenheit, wie sie uns im Gebrauch der Nachkommen des nah verwandten ursprachlichen **pṝu̯o-* auf arischem und slavischem Gebiet entgegentritt; das ai. *pū́rva-* und das Awest. *paurva-* bedeuten übereinstimmend 'prior', das kslav. *prŭvŭ* dagegen 'primus'. Es ist an sich wahrscheinlich, daß auch das arische **pṝu̯i̯a-* zunächst nichts anderes bedeutet hat als **pṝu̯a-*, so daß es sich — allenfalls erst im Arischen geschaffen — in jeder Beziehung ebenso dazu ver-

hielte, wie das lat. *tertius* (aus älterem *trit*°) zum griech. τρίτος. Zugunsten dieser Annahme lassen sich auch einige Tatsachen aus dem Iranischen anführen.

17. Im Altpersischen kommt das Wort nur in der Verbindung *hačā paruviyata*ʰ vor; sie bedeutet aber unzweifelhaft 'von früher, von Alters her'; das apers. *paruviya-* [1]) hat also darin den Sinn des ai. *pūrvyá-* und *pū́rva-*. Die elamische Übersetzung gibt es mit demselben Wort wieder wie *paranam* 'prius, antea', nämlich durch *šašša*.

18. Im Awesta kann ich nur eine Stelle mit sicher komparativischer Bedeutung unsres Wortes nachweisen, d. i. Vr. 7. 4: *avå dāmąn . . . yå hənti paoiryō.dāta paoiryō.fraϑwaršta asnāatča apāatča zəmāatča* "jene Schöpfungen . . ., die früher geschaffen, früher gebildet sind als der Himmel und das Wasser und die Erde". Die Ablative (der Vergleichung) hängen von dem ersten Glied der vorausgehenden Zusammensetzungen ab, das also unzweifelhaft komparativischen Sinn gehabt haben muß. Das hat schon der Zandist erkannt, der *paoirya-* hier, anders als an den übrigen Stellen — dazu gehört auch das Ende des selben Paragraphen, wo die gleichen Komposita noch einmal vorkommen —, durch *pēš* 'prior, prius' wiedergibt, während er sonst *fratom* 'primus, primum' verwendet. Spiegel hat sich dadurch bestimmen lassen, *paourvō.dāta paourvō.fraϑwaršta* und, nur an zweiter Stelle, *paoiryō.dāta, paoiryō.fraϑwaršta* in den Text zu setzen. Aber die Handschriften geben dafür keinerlei Anhalt. Man hätte schon eine alte Textverderbnis anzuerkennen, die eingedrungen sein müßte, nachdem der Wortlaut der Übersetzung festgestellt war. Angesichts der Tatsache, daß die selben beiden Zusammensetzungen im selben Paragraphen zweimal enthalten sind, wird man allerdings die Möglichkeit nicht leugnen dürfen. Zum Ausgleich ähnlich lautender Stellen kann ein Abschreiber ebensowohl durch Stumpfsinn als durch ein Übermaß von Gescheitheit geführt werden.

19. Sonst finde ich die Übersetzung *pēš* statt *fratom* für unser Wort nur noch einmal, zu Y. 51. 15: *hyaṯ mīždəm zaraϑuštrō magavabyō čōišt parā garō dəmānē ahurō mazdå jasaṯ pouruyō.* Die Lesung des Worts ist einmütig bezeugt; ich bezweifle aber, daß es der Zandist richtig gefaßt hat. In meinen Gathas des Awesta habe ich so übersetzt: "Was *Zaraϑuštra*

1) S. übrigens unten S. 112 Note.

den Bündlern als Lohn in Aussicht gestellt, was im Haus des Lobs Mazdāh Ahura als erster erlangt hat (, des versehe ich mich durch euren Nutzen, o VohuManah, und durch den des Aša)". Was verheißen wird, ist der Aufenthalt im Paradies, wo Mazdāh Ahura von Anfang an, als erster von allen seine Wohnung genommen hat. Auch Darmesteter hat die Strophe ganz ähnlich gefaßt, in starker Abweichung von der heimischen Fassung. Er übersetzt Zend-Avesta 1. 336: "Mais la récompense que Zarathushtra a promise aux purs, ce Garôdamâna" — in der Note 'le Paradis' — "où Ahura Mazda est venu le premier (c'est le prix de Vohu-Manô et des bienfaits d'Asha)". Meines Erachtens kann die Stelle für die komparativische Bedeutung des fraglichen Worts nicht in Betracht kommen.

20. Von größerem Belang scheint mir eine andre Stelle des ältern Awesta, Y. 30. 7, wo die Neuausgabe so bietet: *aēšąm tōi ā aŋhat̰ yaϑā ayaŋhā ādānāiš pouruyō.* Der Zandist bietet für *p*° das übliche *fratom.* Ich kann aber seine Übersetzung: *ōšān i tō ō ast kē ētōn āyēt čigōn dahišn i fratom* mit dem überlieferten Wortlaut ebensowenig vereinigen wie die von Darmesteter, die ja einigermaßen durch sie bestimmt zu sein scheint: "Qu'ils soient tous avec toi qu'ils furent avec le premier homme!" Justi Preuß. Jahrb. 88, 241 gibt die Übersetzung: "damit er dir über diese voran sein (triumphieren) möge durch das Eisen und Rückzahlungen". Meine Übersetzung in den Gathas des Awesta lautet: "so daß er bei Deinen Heimzahlungen durch das Metall vor ihnen erster werden wird"; vgl. dazu mein AirWb. 875, wo von *paouruya-* gesagt ist, daß es 'mit *astī* und *ā* mit Gen.' (der den Ablativ vertritt) 'er ist voraus vor-, hat den Vorzug vor —' bedeute. Danach hätte also das Wort komparativischen Sinn. Es ist aber nicht außer acht zu lassen, daß in den Gathas bei 27 maligem Vorkommen des Worts unsre Stelle die einzige ist, wo *paouruya-* und *paourva-* etwa gleich gut bezeugt sind; Pt 4, Mf 1 u. a. stehen für °*ruyō*, K 5, J 2 u. a. für °*rvō* ein. Sonst ist die *y*-Form meist ohne jede Abweichung überliefert; nur zu Y. 31. 7, 44. 11 und 46. 6 findet sich eine *y*-lose Variante in untergeordneten Handschriften. Und dazu kommt, daß auch das Metrum für unsre Stelle die Lesung von K 5 und J 2 begünstigt, ein Umstand, der mich schon bei meiner Ausgabe der Gathas (1879) veranlaßt hat, *paourvō* in den Text zu setzen. Aber entscheidend

ist die Metrik doch auch nicht; und in dem Maße, wie sie für die Lesung *paourvō* eintritt, wird anderseits die Lesung *paouruyō* durch die Pahlaviübersetzung *fratom* unterstützt. Es ist immerhin möglich, daß die awestische zu Y. 30. 7 bezeugte Verbindung: *aēšąm* . . . *ā aŋhat paouruyō* auf einer ähnlichen Anschauung beruht, wie man sie für homerisch ἔκειτο δὲ νείατος ἄλλων Ζ 295 und für vedisch *viśvasmāt sīm adhamáṃ indra dásyūn* . . . *akṛṇoḥ* RV. 4. 28. 4 angenommen hat; s. Delbrück Vgl. Syntax 1. 417. Schließlich verweise ich darauf, daß auch das vedische *prathamá-*, dessen Gebrauch ja dem des awestischen *paouruya-*, *paoirya-* entspricht, einige Male komparativisch verwendet zu sein scheint; so insbesondere RV. 7. 98. 5, wo es den Gegensatz zu *nū́tana-* bildet: *préndrasya vocam prathamā́ kṛtā́ni prá nū́tanā*; vgl. 2. 11. 6, wo an ganz ähnlicher Stelle *pūrvyā́* steht (oben S. 107); ferner RV. 3. 36. 3, wo sich *prathamā́* und *imé* gegenüber stehen: *távu ghā sutā́sa índra sómāsaḥ prathamā́ utémé*; man nehme dazu den Schluß der Strophe, wo einander in gleichem Sinn *pūrvyā́n* und *návīyān*[1]) gegenübergestellt werden: *yáthā́pibaḥ pūrvyā́ṃ indra sómāṃ evā́ pāhi pányo adyā́ návīyān*; sodann RV. 1. 145. 2, wo *prathamá-* im Gegensatz zu *ápara-* gebraucht ist: *ná mṛṣyate prathamáṃ nā́paraṃ vácaḥ*; man erwartete vielmehr *pū́rvam*: s. unten S. 114; und endlich RV. 10. 27. 23, wo die *prathamā́ḥ* im Gegensatz zu den *áparāḥ* erscheinen; doch ist der Inhalt der Strophe nicht eben sehr durchsichtig.

21. Besonders auffällig erscheint mir der Gebrauch des gathischen *paouruya-* in Verbindung mit *aŋhav-* 'Leben'. *aŋhuš paouruyō* gehört zu den Schlagwörtern der zarathuštrischen Lehre und bezeichnet das diesseitige Leben im Gegensatz zum jenseitigen. Im gleichen Sinn wird auch von 'diesem Leben' und von dem 'leiblichen Leben' gesprochen, während für das jenseitige Leben die Ausdrücke 'das geistige Leben' und 'das zweite (*daibitya-*) Leben' verwendet werden; vgl. mein AirWb. 107 f. Daß es sich dabei um eine Zweiheit von Leben handelt, ist ohnehin klar und wird durch den Gebrauch des Duals an der Stelle Y. 28. 2: *ahvā astvatasčā hyatčā manaŋhō* "der beiden

1) So viel als *návīyasaḥ* in Ausgleich mit *pūrvyā́n* und *sómān*. Die hergebrachte Fassung von *návīyān* als Nom. Sing. scheint mir sehr hart und beeinträchtigt den Sinn. Einen 'Stamm' *návīya-* anzusetzen, wie Graßmann tut, ist wertlos.

Leben, des leiblichen und des geistigen" in nachdrücklichster Weise bestätigt. Nun ließe sich ja im Anschluß an das zuvor Gesagte für *paouruya-* in jener Zusammenstellung die komparativische Bedeutung 'prior' ansetzen. Dabei kämen wir aber doch nur zu einer halben Erklärung. Es ist nicht weniger auffällig, daß das jenseitige Leben durch *daibitya-* (zu ai. *dvitī́ya-*) bezeichnet wird, das Wort für der zweite von mehreren, während man *apara-* erwartete, und auch nicht minder auffällig, daß an der Stelle Y. 44. 19, wo ebenfalls vom Diesseits und Jenseits die Rede ist, dem für das Diesseits gebrauchten *paouruya-* der Superlativ *apəma-* 'postremus' gegenübergestellt ist, wieder statt des zu erwartenden Komparativs *apara-*. Ich vermag eine Erklärung der Absonderlichkeit nicht zu geben, möchte es aber wenigstens als Vermutung aussprechen, daß die Erklärung überhaupt auf anderem Gebiet zu suchen ist als auf dem der Sprachgeschichte.

22. In Betreff des eigentlichen Sinns des jAwest. *paoiryō.ṫkaēša-*, das der Zandist nur umschreibt — und zwar ohne Erläuterung —, der Sanskritist dagegen mit *pūrvanyāyavān* übersetzt, d. i. 'cuius est prior norma', bleibe ich bei dem stehen, was ich im AirWb. 877 dazu bemerkt habe. Zu dem, was die Pahlavisten darunter verstanden wissen wollten, verweise ich noch auf den Text, den jüngst Freiman WZKM. 20, 169ff. veröffentlicht hat — hier werden in § 1 die *pōryōtkēšān* als *fratom dāniśnān* bezeichnet — und auf den Parsifrahang in SWienAW. 67, 841 Z. 25, wo als gleichbedeutend *pīri bihdīnī* und *pōryôdkēšī* verzeichnet werden.

23. Was die jüngeren Dialekte angeht, so scheint das arische **pr̄u̯(i)i̯a-*, dem Awest. *paouruya-*, *paoirya-* und ai. *pūrvyá-* entsprechen, nur im Judenpersischen bewahrt zu sein. In dem von Salemann herausgegebenen jüdischbucharischen Gedicht Chudâidât (Judaeo-Persica 1, Petersburg 1897) finden sich die Wörter *pēr* 'alt' und *pērī* 'Alter' (Vers 272 und 56); bei dem letzteren Wort wird die Aussprache *ē* durch die Schrift erwiesen; bei dem ersteren ist allerdings *ī* geschrieben, aber die Aussprache *ē* wird durch den Reim auf *sērī* 'Sattheit' verlangt, ein Wort, das mit *ē* geschrieben ist und auch im ältern Neupersischen mit *ē* gesprochen wurde. *pēr* weist auf **pari̯* (aus **paru̯i̯*). Sonst ist nur die alte Kompositionsform zu ar. **pr̄u̯(i)i̯a-* erhalten geblieben, nämlich **pr̥u̯(i)i̯a-*; s. dazu Bartholomae IF. 7. 70, Hirt Ablaut 19[1]).

1) Das apers. *P^aR^uUV^iIY^a* kann ebensowohl auf **pr̥u̯ii̯a-* als auf **pr̄u̯°* zurückgehen.

Sie steckt in npers. *pīr*, *pīra* 'bejahrt, alt' und den zugehörigen Wörtern (s. Horn Gdr. Neup. Etym. 78), sowie in npers. *pīrār* 'das vorvergangene Jahr'; vgl. zum Lautlichen Hübschmann Pers. Stud. 45, 131, 146, Horn Gdr. Iran. Phil. 1b, 28. Daß für beide Fälle von der Bedeutung 'prior', nicht etwa 'primus' auszugehen ist, scheint mir unbestreitbar. Die eigentümliche Beziehung von *pīrār* auf das dem letzten vorausgegangene Jahr hat sein Gegenstück im npers. *parēr* 'vorgestern', das aus der Zusammensetzung von ar. **pr̥u̯a-* 'prior' und **ai̯ar-* 'Tag' erwachsen ist (Hübschmann Pers. Stud. 167, Horn Gdr. Iran. Phil. 1b, 34 — anders 164), während in *pīrār* die Wörter **pr̥u̯i̯a-* und **i̯ār-* 'Jahr' enthalten sind[1]); die Verwendung des ersten Kompositionsglieds ist also hier und dort die nämliche. Die Ähnlichkeit mit alb. *parvjét* 'vor zwei Jahren' ist wohl nur scheinbar; man berücksichtige jedenfalls, daß alb. *pardie* 'vorgestern' neben *dje* 'gestern' steht, und daß *vjet* allein 'voriges Jahr' bedeutet. In bemerkenswerter Deutlichkeit würde die komparativische Bedeutung des buchpahl. *pīr* noch an der Stelle DkBomb. 28 (Vol. 1), Z. 1 zutagetreten, wenn dort wirklich *ān i mān hač arūm pīr dēn* überliefert ist, und wenn die Worte wirklich den Sinn haben, den ihnen der Übersetzer S. 24 beilegt: "our religion which is older than that of Rum". Ich gestehe aber, daß ich weder dem Herausgeber traue, noch dem Übersetzer; was der letztere will, würde doch in korrektem Pahlavi: *ān i mān dēn i hač ān i arūm pīr* zu lauten haben.

24. Ich ziehe aus dem vorgeführten Material den Schluß, daß in der Tat, wie es schon oben S. 108 f. auf Grund allgemeiner Erwägungen für wahrscheinlich hingestellt wurde, das arische **pr̥u̯ii̯a-* (= ai. *pūrvyá-*) die gleiche Bedeutung gehabt hat, wie **pr̥u̯a-* (= ai. *pū́rva-*), nämlich die Bedeutung 'prior', daß aber späterhin diese Bedeutung in demselben Maße durch 'primus' ersetzt wurde, als der lebendige Gebrauch des alten Worts für 'primus' (ai. *prathamá-*) nachließ. Aus welchen Gründen dies geschah, weiß ich nicht. Es schuf aber die anderweite Verwendung von **pr̥u̯ii̯a-* keine Lücke, da das üblichste Wort für 'prior' sicher **pr̥u̯a-* gewesen ist.

1) Npers. *pīrār* ist das einzige Wort, darin sich das alte **i̯ār-* 'Jahr' erhalten hat. Das läßt auf frühzeitige Verwachsung und Versteinerung schließen. Sollte nicht **pr̥u̯i̯ai̯ār-* schon in alter Zeit haplologisch zu **pr̥u̯i̯ār*° geworden sein, das alsdann weiter zu *pīrār* führte?

III. Ai. *pū́rva-*, Awest. *paurva-* (usw.) 'prior'.

25. Das erweisen ebensowohl die altindischen als die altiranischen Nachkommen des arischen Worts; sie zeigen übereinstimmend die Bedeutung des lateinischen *prior* in seinen Anwendungen auf Raum, Zeit und Rang. Der üblichste Ausdruck für das Gegenstück dazu war (ar.) **apara-* 'posterior'. Die Verwendung des Worts im Sinn unseres 'der erste, zuerst' können folgende Beispiele verdeutlichen.

26. Aus dem Indischen; ai. *pū́rvaḥ*, pa. *pubbo*, prakr. *puvvo*, *puruvvo*, *puluvo* (inschr.); s. dazu Johansson Dialekt der sogen. Shâhbâzgarhi-Redaktion 68f. RV. 6. 47. 15: *pā́dāv iva praháranu anyámanyaṃ kr̥ṇóti pū́rvam áparaṃ śácībhiḥ* "wie seine beiden Füße abwechselnd einen andern vorwärts stellend macht er mit seinen Fähigkeiten den ersten zum letzten" (Ludwig Rigveda 2, 153; 4, 120); — RV. 1. 185. 1: *katarā́ pū́rvā katarā́parāyóḥ* "welche von den beiden (Gottheiten) ist die erste[1], welche die zweite[1])?"; — AV. 10. 1. 27: *utá hanti pūrvā́sinaṃ . . . ápara íṣvā utá pū́rvasya nighnató ní hantyáparaḥ práti* "him that first hurls (the arrow), the other . . . slays with the arrow, and while the first deals the blow, the other returns the blow" (Bloomfield SBE. 42, 75, zum Teil nach Roth ZDMG. 48, 681)[2]); — AV. 9. 5. 27: *yā́ pū́rvaṃ pátiṃ vittvā́thānyáṃ vindáté 'param* "eine Frau, die einen ersten Gatten gehabt hat und dann einen andern zweiten bekommt". Dazu nehme man die Zusammensetzungen *pūrvapakṣáḥ* (pa. *pubbapakkho*) — *aparapakṣáḥ* (pa. *aparapakkho*) 'die erste — die zweite Hälfte der Mondphase'; — *pūrvarātráḥ* (prakr. *puvvaratto*) — *apararātráḥ* (prakr. *avaratto*)[3]) 'die erste — die zweite Hälfte der Nacht'; — *pūrvāpararātrau* 'in der ersten und in der letzten Hälfte der Nacht'. Die syntaktische Verbindung des Nom. Sing. von *ápara-* mit dem Akk. Sing. von *pū́rva-* entspricht ganz der lateinischen Fügung *alter alterum*; so RV. 1. 124. 9: *áparā* (nämlich *svásā*) *pū́rvām abhy*

1) Nach Zeit und Rang. Die übliche Übersetzung der fraglichen Wörter durch 'die frühere' und 'die spätere' scheint mir dem Sinn der Stelle nicht voll gerecht zu werden, da sie eben nur das zeitliche Voran berücksichtigt.

2) Whitney AtharvaVedaSaṃhitā 566 bezeichnet allerdings die Strophe als 'obscure and probably corrupt'.

3) Doch offenbar haplologisch statt **avararatto*. Pischel Gramm. d. Prakritspr. hat die Erscheinung der Haplologie (s. S. 113f.) nicht behandelt.

èti paścā́t "die eine (Schwester) folgt der andern nach"; — RV. 10. 18. 5: *yáthā ná pū́rvam áparo* (nämlich *ṛtúḥ*) *jáhāti* "veluti non alterum alter deserit", d. i. "wie (unabänderlich) sich eine (Jahreszeit) an die andere anschließt".

27. Aus dem Iranischen; Awest. *paurva-*, apers. *paruva-*; npers. nur in *parēr* 'vorgestern', s. oben S. 113. Ich verweise insbesondere auf die Awestastellen N. 44: *paourum vā naēməm yārə aparəm vā* "das erste Halbjahr oder das zweite" und N. 37: *paurvāt vā naēmāt aparāt vā* "von der ersten Hälfte (gewisser Texte) an oder von der zweiten". Die Zendisten geben das Wort durchweg mit *pēš* wieder; s. oben S. 109.

28. Über die gelegentliche Ersetzung von *pū́rva-* im Veda durch *prathamá-* und von *paurva-* im Awesta durch *paouruya-*, *paoirya-* ist bereits oben S. 109 ff. gesprochen worden. Im Indischen nimmt späterhin der Gebrauch von *prathama-* auf Kosten von *pūrva-* überhand; neben und an Stelle von *pūrvārdhaḥ* 'die erste Hälfte' erscheint so *prathamārdhaḥ*; die beiden Anuvāka des 14., 15. und 16. Kāṇḍa in der Atharvavedasaṃhitā werden mit *prathamaḥ* und *dvitīyaḥ* bezeichnet — s. dagegen oben § 27 die Awestastelle N. 37 —; usw.

IV. Awest. *fratara-* 'prior'.

29. Als ein weiterer, viel seltener gebrauchter Ausdruck für 'prior' dürfte in arischer Zeit die Komparativbildung **pratara-* gedient haben. Ihr Alter scheint mir allerdings weniger durch das Zusammengehen der arischen Dialekte gewährleistet — denn auf indischem Gebiet ist das Wort nur durch die vedischen Adverbien *pratarám* und *pratarā́m* vertreten, in denen gar wohl verhältnismäßig recht junge Bildungen stecken könnten, s. oben S. 97 zu *pratamā́m*, als durch das Griechische, wo πρότερος den gewöhnlichen Ausdruck für 'prior' bildet[1]). Auf iranischem Boden setzt sich das Wort zunächst in jAwest. *fratara-* fort, das mehrfach ganz wie *paurva-* als Gegenstück von *apara-* erscheint; s. mein AirWb. 979 f. (und — zur Stelle Y. 10, 2 — 1786). Späterhin scheint das iran. **fratara-* seine Bedeutung im nämlichen Sinn verengert zu haben wie **parϑama-* 'primus'; s. oben § 7. Nach

1) Das Alter der germanischen Bildungen ahd. *fordaro*, aengl. *furđra*, die man zu griech. πρότερος in Ablautsverhältnis gestellt hat, geht meines Erachtens nicht über das Germanische hinaus. Das nosk. *pruter* 'prius' enthält **prō*, nicht **pro*.

Andreas Ephemeris f. semit. Epigr. 2, 213 haben wir ein mitteliranisches *fratarak* als persischen Beamtentitel: ('Festungs)kommandant, (Provinzial)gouverneur' anzuerkennen; er findet ihn einmal auf Münzen der während der Arsakidenzeit in der Persis herrschenden Fürsten, sodann auf einem aramäischen Papyrus aus Ägypten. Ich halte Andreas Lesung und Deutung der fraglichen Wörter für sehr ansprechend, doch nicht für durchaus sicher[1]). In den neuiranischen Dialekten ist das alte **fratara-*, soviel ich sehe, nicht nachzuweisen. [Fortsetzung folgt.]

Gießen, 1. Mai 1907. Chr. Bartholomae.

Die germanische Sprachbewegung.

"Alle Wissenschaft strebt, bei sorgfältigster Beobachtung des Einzelnen, nach Zusammenfassung und Vereinfachung", sagt H. Schuchardt in einer Klage über die wissenschaftliche 'Atomisierung' in der Philologie (Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1892 S. 311), "und der Erfolg pflegt nicht auszubleiben". Warum wollten oder sollten gerade wir uns mit hundert und aber hundert Gesetzchen begnügen? Als einen bescheidenen Versuch, in diesem Sinn über zahllose Einzelregeln zur Erkenntnis größerer Tendenzen in der Sprachentwickelung zu gelangen, bitte ich diesen Aufsatz anzusehen.

Ich gehe aus von der allgemein bekannten Tatsache, daß oft auf ganz getrennten Sprachgebieten dieselben Vorgänge sich wiederholen. Wie oft hat man zur Beurteilung eines Vorganges in der germ. Sprachgeschichte eine analoge Erscheinung etwa aus dem Lat. oder Kelt. anziehen können! Aber der Parallelismus geht über einzelne Erscheinungen weit hinaus. Man hat die Entwickelung vom Altgriech. zum Neugriech. (z. B. in bezug auf die Ersetzungen von Dativ und Komparativ, das Eintreten von Deminutiven für Grundworte) mit der des Romanischen verglichen (Thumb Die neugriech. Sprache, Anm. 76); darauf hat Thumb mit Recht erwidert, dieser Parallelismus erkläre sich leicht aus der allgemeinen Ähnlichkeit sprachlicher Umbildung,

1) S. jetzt noch Mseriantz Strasburgskij egipetsko-aramejskij papirus (Moskva 1906) 21f., 38f.

und man könne daher ebensogut die parallele Entwicklung des Ahd. zum Nhd., des Skr. zum Prakrit vergleichen (a. a. O. S. 14). In der Tat steht für eine ganze Reihe sprachlicher Umbildungsgruppen fest, daß sie typische 'Alterserscheinungen' sind. Vorzugsweise gilt das für Vorgänge, die auf dem Grenzgebiet zwischen Flexionslehre und Syntax liegen: Umschreibung statt der Flexion beim Verb wie beim Nomen ist allen durch langen Gebrauch abgeschliffenen Sprachen gemein. Doch auch lautliche Erscheinungen, wie die Verwitterung der Endsilben, fehlen kaum irgendwo. Starke Neigungen zu Assimilationen, Durchführung etymologischer Analogien, Mechanisierung der Betonung stellen sich fast überall ein.

Wenn aber auch dies allgemein anerkannt und wirklich zweifellos ist, fehlt es doch noch an einer festen Sammlung der Kriterien für sprachliche Alterserscheinungen. Wir sind daher noch gar nicht gewöhnt, chronologische und dialektische Vorgänge streng zu sondern. Weil die Philologie die Gesetze der einzelnen Sprachen zu isolieren pflegt, fragt sie kaum je, ob die betreffende Entwicklung nur die lokale Modifikation eines allgemeinen Vorgangs oder aber ein rein individueller Schritt ist. Diese Unterscheidung ist aber doch durchaus wichtig, wenn wir zu einer exakten Charakteristik der einzelnen Idiome gelangen wollen.

Dabei versteht es sich, daß zu einer solchen Charakteristik auch die allgemeineren und allgemeinsten Entwicklungen beitragen. Die zweite Lautverschiebung ist eine den hd. Dialekten gemeinsame Bewegung; aber Zeit und Intensität ihrer Durchführung bietet gerade zur Scheidung dieser Dialekte das beste Mittel. Nur Mangel an Material läßt die erste Lautverschiebung als einen wesentlich geschlossenen einheitlichen Akt erscheinen; aber von Verschiedenheiten der germ. Urdialekte gibt sie selbst so schon Kunde. — Und sogar die im Wesen der Sprache selbst begründeten und deshalb nirgends fehlenden Verwitterungen sind durch die Individualität der Idiome modifiziert: der Verfall der Endungen, die Umschreibung der Tempora und Kasus sind germ. anders geartet als romanisch, englisch wiederum anders als deutsch usw.

Ein gutes Beispiel für die Verschiedenheit von Alters- und Dialektunterschieden gibt z. B. die Geschichte des aus idg. *ē* entstandenen germ. *ā*. Dies neue *ā* wird sowohl auf nordischem wie auf westgermanischem Boden hervorgebracht; nicht aber

bei den Goten. Nun könnte dies eine rein chronologische Verschiedenheit sein: besäßen wir kein gotisches Denkmal, das jünger wäre als die letzten fränkischen Spuren des alten *ê*, so könnte man meinen, es läge eine gemeingerm. Bewegung vor, von der die Goten nur durch ihr frühes Absterben ausgeschlossen wären. Dann wäre also das fehlende *â* lediglich für den got. Dialekt eine Zeitmarkierung. Tatsächlich aber besitzen wir sehr viel spätere got. Sprachproben, und in diesen ist das *ê* nicht *â* geworden, sondern *i*: krimgot. *critan* ulfil. *grêtan* — altn. *gráta*. Hieraus also wird klar, daß die Behandlung von *ê* für got. nicht bloß ein chronologisches, sondern besonders ein dialektisches Merkmal ist. Das heißt: die Goten sprachen das idg. *ê* anders als die andern Stämmen. Ein helleres oder dunkleres *ê* — das ist die dialektische Urdifferenz. In jedem Fall aber hat der Laut die Tendenz, sich konsequent fortzuentwickeln, und dadurch wird denn auf jedem der beiden Dialektgebiete — dem des helleren und dem des dunkleren *ê* — die Durchführung des neuen Lautes zum zeitbestimmenden Kriterium. Aber doch immer nur zum dialektischen Zeitmaß — nicht zum rein chronologischen Kriterium wie etwa der Verfall der Endungen.

Wir müssen also die wichtigsten germ. Lautbewegungen durchgehen, um zu prüfen, wie weit sie typische Alterserscheinungen, wie weit von spezifisch idiomatischem Charakter, d. h. wie weit sie für die germ. Sprachbewegung als solche charakteristisch sind. In letzterem Fall haben wir wieder gemeingerm. Eigenheiten (die den germ. Urdialekt als solchen von seinen idg. Geschwistern unterscheiden) von Eigenheiten einzelner germ. Dialekte zu sondern. Wir beschränken uns daher zumeist auf die großen Hauptdialekte und nehmen auf die Mundarten der Gegenwart aus methodischen Gründen keine Rücksicht. Denn mindestens einstweilen muß es bedenklich erscheinen, die in zahllosen Nuancen vorliegenden kleinen Lautbewegungen der gesprochenen Mundarten den größeren Umgestaltungen auf breiterer Basis völlig gleichzustellen. Dem Ursprung nach sind sie ihnen gewiß gleichartig, und daher zur Erklärung des einzelnen Vorgangs an sich gewiß mit Recht herbeizuziehen; andrerseits muß doch aber irgend ein unterscheidendes Moment vorhanden sein, das diese dialektischen Schwankungen in lokale Grenzen bannt, die von jenen größeren Bewegungen überschritten werden. Es liegen hier eben individuelle, zentrifugale Neigungen

vor, die den großen, zentripetalen Richtungen unaufhörlich entgegenarbeiten.

I. Wir beginnen mit der Lautverschiebung selbst.

Nach der älteren Anschauung handelte es sich bei den beiden Lautverschiebungen, der germanischen und der hochdeutschen, um zwei von einander isolierte, aber in sich zusammenhängende Gruppen von Lautveränderungen. In beiden Punkten ist ein Umschwung der Meinungen eingetreten. Früh erkannte man, daß der zweite Punkt nicht haltbar sei; jene schöne, militärisch einfache Operation, wonach einfach jedesmal ein neues Lautkorps in die von dem vorigen geräumten Quartiere einrückte, mußte seit R. v. Raumer aufgegeben werden. Man nimmt jetzt wohl allgemein an, die einzelnen Akte innerhalb jeder Lautverschiebung seien voneinander völlig unabhängig. — Dagegen ist in bezug auf den ersten Punkt die nötige Reform der Meinungen noch nicht völlig durchgedrungen. Obschon Vorgänge wie die Durchführung des Vernerchen Gesetzes und später die gemeindeutsche Umsetzung von *þ* in *d* sichtlich auf der Verbindungslinie zwischen den beiden großen Verschiebungen liegen, spricht man vielfach noch von diesen wie von zwei einsamen Revolutionen. Wir glauben, daß man vielmehr die beiden 'Lautverschiebungen' nur als Höhepunkte gewißer kontinuierlicher Lautbewegungen ansehen darf — gerade ebenso, wie man längst die sog. 'Völkerwanderung' als einen einzelnen Akt in einer großen Kette unaufhörlicher Volksbewegungen erkannt hat. Von der Zeit, in welcher die idg. Ten. aspir. im Munde der Urgermanen ihren Hauchlaut verlor, bis zu der, in welcher die Tenuis im Anlaut neuhochdeutscher Worte eine neue Aspiration gewann, ist sie beständig Schwankungen ausgesetzt gewesen. Kontinuierlich, in unmerklichen Übergängen, in wechselnden Grenzen vollzieht sich zeitlich wie räumlich jede Sprachveränderung; wie besonders Braune dies für die gleichzeitigen Dialekte in bezug auf die Lautverschiebung dargetan hat, so gilt es auch für die auf gleichem Boden sich folgenden Epochen. Auf den urgerm. Wechsel von *kh th ph* mit χ *þ f*, von *k t p* mit denselben urgerm. Lauten, von *g d b* mit *k t p* folgt noch in urgerm. Zeit der an bestimmte Akzentverhältnisse gebundene Tausch von χ *þ f* (und *s*) mit γ *đ ƀ* (und *z*). Dann kommt die junggerm. Lautverschiebung: γ *đ ƀ* werden z. T. *g d b*; hier sind bereits starke dialektische Differenzen vorhanden. Es folgt

die westgerm. Lautverschiebung: *g d b* werden von einer großen Reihe von Konsonanten geminiert. Dann die gemeindeutsche: *þ* wird (durch *ð* hindurch) zu *d*. Nun wieder eine große Haupt- und Staatsaktion: die hochdeutsche Lautverschiebung mit sehr mannigfaltigen Schattierungen nach Dialekt, Zeit, Lautstellung. Noch in ahd. Zeit beginnt die auf den Auslaut beschränkte mhd. Lautverschiebung: Med. wird Ten., auch wird — ein keineswegs bloß orthographisches Gegenstück zur westgerm. Konsonantendehnung —, ebenfalls nur im Auslaut, Doppelkonsonanz vereinfacht. — Den Schluß macht endlich — bis auf weiteres — die nhd. Lautverschiebung: *p*, *k*, in der Regel auch *t* werden aspiriert; im Auslaut wird mhd. *k* gern Spirans. Doch ist dieser letzte Zug noch in dialekt. Grenzen eingeengt; seine Ausdehnung ist wahrscheinlich.

Daß diese sämtlichen Vorgänge eine Kette sich beständig ablösender Lautveränderungen wirklich darstellen, scheint zweifellos. Wir nennen freilich z. B. die mhd. 'Lautabstufung' im Auslaut gewöhnlich nicht 'Lautverschiebung'. Aber eine Terminologie ist noch kein Argument! Richtig ist, daß jene Lautabstufung in zwiefacher Hinsicht der hd. Lautverschiebung nachsteht: erstens bezüglich des Sprachgebiets, in dem sie stattfindet, zweitens bezüglich der Lautstellung. In beiderlei Hinsicht steht sie der got. Verhärtung der stimmhaften Spiranten im Auslaut gleich. Sie ist intensiv und extensiv in engere Grenzen gebannt. Aber sind darin nicht die verschiedenen Akte der hd. Lautverschiebung unter sich ebenfalls verschieden? Es ist also eine spezielle Nachprüfung nötig, um den Charakter dieser auf hd. Boden sich aneinanderhängenden Sprachänderungen zu beurteilen. Wir folgen dabei der chronologischen Ordnung.

Es ist noch nicht lange bekannt und wohl erst durch Brugmanns Grundriß zum Gemeingut geworden, daß die Keime der unter dem Namen der germ. Lautverschiebung zusammengefaßten Lautveränderungen in die idg. Urzeit zurückreichen. Mit der verschieden großen Ausdehnung, welche die betreffenden Neigungen schon vor der Sprachtrennung gewonnen haben, scheint gleichzeitig ein chronologischer Faden gegeben zu sein, dessen Angaben durch andere Erwägungen bestätigt werden.

1. Nur Skr. hält durchaus fest an den idg. Aspiraten. In den übrigen Sprachen werden daraus teils Spiranten, teils Verschlußlaute. — Germ. wird *gh* zu γ, *bh* zu *b*, *dh* zu *ð*: Media Aspirata wird tönender Reibelaut.

Daß also die idg. Aspirata verändert wird, ist ein urdialekt. Vorgang der idg. Zeit; wie sie verändert wird, das wird durch die Eigenart der einzelnen Urdialekte bestimmt — genau dieselbe Begrenzung der Übereinstimmung, wie wir sie z. B. beim ags. und altn. *u*-Umlaut finden werden. Aber schließlich ist auch iran. kelt. baltoslav. Med. aspir. zur Media geworden. — Mit späteren germ. Lautänderungen kann diese älteste nicht verglichen werden, weil die späteren keine Aspirata mehr vorfinden.

Aber dieser erste Akt, die Verschiebung der Aspiraten, geht urgerm. nicht bloß so weit, dass er schon vor der Dialekttrennung überall γ *ƀ đ*, χ *f þ* durchsetzt, sondern noch weiter in dem Sinne, daß er überall die Keime fernerer Entwickelungen austreut. Sie werden teils durch die Zeit ihres Eintritts, teils durch den Grund der Durchführung zu germ. Dialektkriterien. — Nur *f* bleibt gewöhnlich unberührt. Dagegen werden γ *ƀ đ* zu *g b d*; *þ* (durch *đ* hindurch) zu *d*; χ zu einfachem Hauchlaut.

a) Nach der Gliederung, die besonders durch J. Schmidts Wellentheorie für die ursprünglichen Nachbarschaften der Urdialekte wahrscheinlich wird, bildeten diese einen Ring folgender Art: Arier — Slaven — Germanen — Kelten — Italier — Griechen — Arier. Die eine Hälfte dieser Kette, von den westlichen Ariern bis zu den Kelten, hat gleichsam die Aufgabe, Med. aspir. zur einfachen Media umzuformen. Aber nur langsam und zögernd vollziehen die Germ. diesen Auftrag.

Sie beginnen ihn mit dem Anlaut. Und hier ist gleich ein Wort über Ursachen des Lautwandels zu sagen. Man pflegt kombinatorischen und spontanen Lautwandel zu scheiden. Diese sehr nützliche Unterscheidung ist aber, wie alle derartigen Antithesen nur als eine Unterscheidung des Grades aufzufassen. (Dies hat neuerdings Vossler, Sprache als Schöpfung und Entwicklung S. 37, trefflich ausgeführt). Keine Lautveränderung ist ausschließlich kombinatorisch. Denn es muß doch z. B. an der Art des deutschen *a* liegen, daß es von einem *i* der folgenden Silbe umgelautet wird, während in anderen Sprachen das *i* diese Wirkung nicht hat. Und keine Lautveränderung ist rein spontan. Wie oft sehen wir eine später ganz allgemeine Lautentwickelung anfänglich nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen eintreten, oder eine partielle Wiederholung einer allgemeinen 'spontanen' Lautentwicklung auf bestimmte Vor-

aussetzungen beschränkt bleiben! Es ist eben hier nicht anders als überall im Leben: damit ein gewisser Vorgang erfolge, müssen bestimmte äußere Einwirkungen auf bestimmte innere Anlagen treffen. Aber bald kann die Anlage so stark sein, daß ein kaum bemerkbarer Anstoß genügt, bald der äußere Einfluß so mächtig, daß er auch auf eine schwache Vorbereitung wirkt.

So ist es also hier. In einer großen Dialektgruppe der Urzeit steht die Media Aspirata der Media nahe. Die geringe Modifikation, die die Aussprache der (aus Med. asp. entstandenen) tönenden Spiranten im Anlaut erfährt, genügt, um den neuen Laut in die Bahnen des alten zurückzulenken. Ausnahmslos durchgeführt wird ein Lautgesetz ja doch nur auf dem Papier. Während die Mehrzahl der Urgerm. schon γ sprach, existierte gewiß noch die Aussprache *gh-g*, und das anl. γ konnte sich an diese anschließen.

Am längsten gewahrt bleiben die Reibelaute im Inl. nach Vokalen. Weshalb, ist in meinem Aufsatz über die germ. Anlautgesetze (HZ. 38, 29 f.) gezeigt: weil postvokalischer Inlaut tatsächlich vom Wortanlaut nur dem Grad nach verschieden ist. Nun liebt der Deutsche im Anlaut keine reinen Verschlußlaute. Im Wortanlaut konnte die neue Media mit leiser Aspiration gesprochen werden, eben gerade so wie jenes *gh-g* der idg. Dialektgruppe; ebenso stand ja auch urgerm. Ten. der nhd. leicht aspirierten Ten. näher als der reinen Ten. der idg. Ursprache und der Romanen. Dagegen im Silbenanlaut war die Aspiration erschwert; das verhinderte eine Zeitlang die Durchführung der Media.

An allen Stellen hält sich nur γ gemeinwestgerm. Aber die niederwestgerm. Dialekte (as., altfries., ags.), die dem Ostgerm. näher stehen als das Hd., bewahren es länger als dies. Zuerst scheint in der Gemination *g* durchgedrungen, und zwar ahd. ebenso wie got. in *triggws* (vgl. Braune Ahd. Gr. § 82, 4), wenn es hier als Verschlußlaut aufgefaßt werden darf.

Außer γ sind noch *ƀ* und *đ* anl. gewahrt bloß im Altn. Aber auch hier beginnt schon im 8. Jahrh. die Ersetzung durch *b d g*. Befördert scheint der Übergang durch die Nähe von Nasalen und Liquidae, die überhaupt in den ältesten germ. Lautentwicklungen eine große Rolle spielt.

Inl. nach *r* ist ebenfalls nur nord. lange Zeit Spirans erhalten worden und zwar nur eine: *đ*.

Inl. nach Vok. und ausl. sind, wenn man den Schreibungen trauen darf, ostgot. noch γ und *b* erhalten, in Spuren auch *đ*. Nur γ und *b* sind gewahrt (altn., as., ags.); ebenso langob.: Baudus, aber Marivadus. Got. ist die Verschiedenheit zwischen anl. Media und inl. Spir. bis in die letzten Denkmäler erhalten; nicht bloß west- und ostgot. Urkunden scheiden *b* und *b*, sondern sogar krimgot. steht noch *silvir* (wie altn. *silfr*) gegen *bruder* (wie altn. *bróđir*).

Die drei Spiranten haben also jede ihre Eigenart: γ bleibt am längsten anl., *đ* nach *r*; *b* bleibt im postvokal. Inl. wenigstens länger als *d*. Ganz ähnliche Differenzen treffen wir bei der hd. Lautverschiebung. — Die Ostgerm. halten den Reibelaut länger fest als die Westgerm. und wieder die Skandinavier länger als die Vandilier. Im Großen und Ganzen aber ist die alte Anschauung, daß idg. Aspir. zur germ. Media wird, doch berechtigt nur wird diese gemeingerm. Entwickelung mit dialektisch verschiedener Energie und Schnelligkeit vollzogen.

Je eher ein germ. Dialekt von Spir. zur Med. übergeht, desto größere Neigung hat er, von der Med. weiter zur Ten. zu gehen. —

2. Auch die Tenuis aspir. bleibt idg. nur ausnahmsweise erhalten. Sie wird gern zur Ten. gewandelt. Dies geschah griech. und ind. allgemein, wenn die nächste Silbe mit Asp. (oder *s* + Asp.) anfing. Es geschah ferner baltoslav. nach *s*, iran. allgemeiner nach *s*, *š* und Nasalen. Hier aber scheint dies auf dem Umweg über Spir. geschehen zu sein: nach *s* entsteht nämlich lat. germ. Spir., die weiterhin zu Ten. wird, während iran. gerade nach *s* nicht, sonst aber immer Spir. eintritt. — Es scheint also auch hier ein idg. Dialektvorgang vorzuliegen. Ten. aspir. wird Spir., zunächst nach *s*; auf dieser Stufe bleiben lat. und germ. vorerst stehen. Später verschieben beide, wie iran. und baltoslav. schon früher, die Spir. zur Ten.; iran. läßt dann einen Nachschub der übrigen Ten. asp. bis zur Spir. folgen. Dies tut seinerseits auch germ., aber so früh, daß die Schicksale der idg. Ten. aspir. nach *s* und an andern Stellen zusammenfallen. Die Entwicklung ist sehr ähnlich derjenigen, die auf germ. Boden von *þ* über *đ* zu *d* erfährt. Jedenfalls sind idg. Ten. und idg. Ten. aspir. germ. früh zusammengefallen. Im übrigen ist die Beurteilung dieser Vorgänge dadurch erschwert, daß der Umfang der Ten. aspir. im Idg. so unsicher ist.

3. Die Verschiebung der idg. Tenues *k t p* ist ebenfalls urgerm. nur die Weiterführung eines urdialekt. Anstoßes. "Im Urgerm. wurden *p* und *k* vor *t* und *s* zu *f* und *χ* analog wie im Iran., Umbr., Samn. und Kelt." (Brugmann I § 527), und erst später scheint diese Verschiebung der Tenues verallgemeinert (ebd. 528). Dabei wird dann auch drittens allgemein *t* zu *þ*. — Über die weiteren Schicksale von *f χ þ* ist nun noch zu handeln; sie sind dieselben, ob nun diese Spir. aus idg. Ten. oder idg. Ten. aspir. entstand.

a) *þ* wird *đ* und dies zu *d*. Diese Bewegung beginnt in der Stellung nach Vokalen: hierauf bleibt der Wandel von *þ* zu *đ* urnord. beschränkt. Ags. wird auch nach *l* die tonlose Spirans tönend, und dann schreitet sie auch zur Media fort. Im allgemeinen ist die gleiche Bewegung gemeindeutsch. Sie beginnt im Hd. des 9.—10. Jahrh., das Nd. folgt im 10.—11. Jahrh. Schon die zur ahd. Gruppe gehörigen langob. Denkmäler zeigen öfters *d* für *þ*.

Den Übergang von altem *đ* zu *d* haben alle nord-westgerm. Dialekte. Aber auch vandilische Mundarten zeigen oft *d*: ost- und westgot. sowie vandal. haben fast regelmäßig *d*, burg. zeigt neben häufigem *d* sogar schon die weitere Stufe *t*, welche krimgot. überwiegt.

Sämtliche germ. Dialekte haben also die Tendenz, nach Sonoren *þ* zu *d* zu wandeln. Wieder machen die Westgerm. den Schritt am schnellsten und allgemeinsten, wieder sind die Skandinavier noch konservativer als die Vandilier.

Eine Neigung, die Media zur Ten. weiterzuschieben, ist auch hier vorhanden, nicht nur bei den Hd. und den von ihnen beeinflußten Burg., sondern auch bei den Mösogoten.

b) *χ* wird fast überall zum einfachen Hauchlaut. Dies dürfte eine Alterserscheinung sein. Sie beginnt im Anlaut und bleibt großenteils auf ihn beschränkt. Im Anl. aber stellt die Abschwächung sich bei den germ. Dialekten auch so gut wie ausnahmslos ein und schreitet westgot. und bes. krimgot., ostgot., vand., burg. so gut wie nhd. oft bis zu völligem Schwund des *h* fort. Eine leise Aspiration ist überall den Germanen der liebste Anlaut; daher wird einerseits *χ* zu *h* abgeschwächt, andererseits springt ahd. und mhd. *h* gern vor Vokale (auch das Dehnungs-*h* des Nhd. ist wohl ursprünglich nicht rein orthographisch). Besonders ist dies im Alem. der Fall, wo *χ* stärker als sonst bewahrt wird.

c) *f* bleibt in der Regel. Es ist ein germ. Lieblingslaut namentlich für den Anlaut. Hier rekrutiert es sich germ. aus *þ*. Dies geschieht nord-westgerm. regelmäßig im Anl. vor *l*: *þliuhan* —*fliohan* (doch vgl. H. Z. 38, 44); der führende Dialekt des Ahd., der fränkische, liebt aber auch, wo kein *l* folgt, anl. *þ* zu *f* zu wandeln; dasselbe begegnet langob. Und die Erscheinung springt sogar ins Vandilische über, wenn wirklich burg. *hlifins* = *hletheus* ist (Wackernagel Kl. Schr. 3, 358). Es würde dann dies (wie die burg. Verwandlung von *ē* in *ā*) fränk. Einfluß zuzuschreiben sein. — Auch engl. berühren sich *p* und *f* (Pauls Grundriß S. 852 § 72). — Umgekehrt verliert *f* seine Stelle öfters im Inlaut, besonders vor *t*. Vor *t* tauschen nd. und mfr. germ. *ch* für *f* ein: *achter*; vor *t* (und *s*) wird *f* nord. zu *p*. Nord. wird es ferner nach Vok. und *l*, *r* (wenn kein *s*, *t*, *p* folgt) zu *b*. In *b* scheint es auch ae. überzugehen, wo nicht tonlose Kons. oder Pause folgen (ebd. S. 858 § 77). —

Überblicken wir die bisherigen Betrachtungen. Überall glaubten wir für die großen Verschiebungen erstens Vorbereitung in idg.-dialekt. Neigung, zweitens Anstoß in bestimmten Lautverbindungen zu finden. Die Verschiebung von Med. aspir. zur Spirans ist nur die erste Hälfte der Verschiebung zur Media. Diese beruht auf der Schwächung der Aspir. in einer großen idg. Gruppe, beginnt im Anl. und wird im Inl. nach Vok. zuletzt durchgeführt. — Die Verschiebung von Ten. aspir. zur Spir. ist nur die erste Hälfte der Verschiebung zur Ten. Diese beruht auf den Tendenzen einer großen (mit der vorigen nicht völlig identischen) idg. Gruppe und beginnt im Inl. nach *s*. — Die Verschiebung von idg. Ten. beginnt in einer großen Dialektgruppe (in neuer Zusammensetzung) vor *t* und *s*. Die weitere Wandlung von *þ* zu *đ* beginnt in der Stellung nach Sonoren, die von χ zum einfachen Hauchlaut im Anlaut. — Auf engere Grenzen bleiben die Änderungen von *f* beschränkt: anl. *p* wird gern *f*, inl., besonders vor *t*, wird *f* zu *ch* oder zu *b*.

Dreierlei Stellungen finden wir wichtig: die im Anl. (für idg. Med. asp., urgerm. χ und *þ*), die nach *s* (idg. Ten. asp.) und die vor *t* und *s* (idg. Ten., urgerm. *f*). Anlaut zweiten Ranges liegt auch bei der Stellung nach Sonoren (für urgerm. *þ*—*đ*) vor.

4. Nachdem aspirierte Media mit Tenuis urgerm. zusammengefallen ist, wird allgemein idg. Media zu urgerm. Tenuis: *g d b* zu *k t p*.

Diese Laute werden in der sog. zweiten Lautverschiebung weiter entwickelt und zwar zunächst fast allgemein hd. zur Affrikata *kh tz pf*. Diese Stufe wird aber wieder auch außerhalb des hochdeutschen Gebietes erreicht; nur die Konsequenz ihrer Durchführung auf diesem Gebiete gibt uns das Recht, sie 'hochdeutsche Lautverschiebung' zu nennen. Am häufigsten wird außerhd. *k* zur Affrikata, besonders krimgot. im Anl., aber auch westgot.: *Chintila*; im Auslaut steht öfters *ck* für *g*: krimgot. *rinck*, wo also *k* als Durchgangsstufe anzunehmen ist. Seltener erscheint *t* als Affrikata; so ist aber wohl krimgot. *goltz statz* zu deuten (von Sievers Grundr. I 416 als Bewahrung der alten Spirans aufgefaßt) ebenso burg. *Burgunziones Scanzia*. Danach scheint *t* besonders nach Liquida verschoben zu werden. — Dagegen ist Verschiebung von *f* zu *pf* bei den Vandiliern nicht nachzuweisen; nur Förstemann hat mit kühner Vermutung aus der Wandlung von *p* und *k* zu *f* und *h* bei den Magyaren Schlüsse auf gleiche Vorgänge bei den Gepiden gezogen (Gesch. d. d. Sprachstammes I 356 II 182), was denn *pf kh* voraussetzen ließe. Doch ist dabei die Seltenheit des *p* (besonders im urgerm. Anl.) zu bedenken. — Auf dieser Stufe bleibt die hd. Verschiebung nach Kons. und in der Gemination stehen. Nach Vok. geht sie weiter zur harten Doppelspirans *zz*, *ff*, *hh*.

Merkwürdig ist, daß gerade diejenige Verschiebung, die hd. die intensivste ist: die der harten Verschlußlaute nach Vokalen zu harten Doppelspiranten, außerhd. zu fehlen scheint, und daß umgekehrt gerade der Wandel, der hd. die geringste Ausdehnung hat: *k* zu *kh* (nur oberdeutsch) vandilisch am häufigsten ist. Nun ist noch daran zu erinnern, daß auch ags. im Ausl., allerdings nur unter bestimmten Bedingungen, *g* zu *h* wird, gleichsam eine Fortsetzung jener krimgot. Entwickelung von ulf. **hriggo* as. ags. *hring* zu *rinck*: die Affrikata wird zu (ausl. vereinfachter) Doppelspir.: *beáh*; die Zwischenstufe: *k* zu *kh* (*ch*, *ck* geschrieben) liegt in northumbr. *folches* u. dgl. vor (Sievers Ags. Gramm. 210, 3). Vielleicht haben wir hier ein merkwürdiges Beispiel, wie dieselbe, urgerm. sozusagen präformierte Neuerung dialektisch modifiziert wird. Die Tenues haben die Neigung, zur Affrikata überzugehen; diese Neigung scheint aber auf dem hd. Gebiet (mit Einschluß des langob.) durch die Stellung nach Vokal, außerhalb desselben durch die nach Liquida begünstigt zu werden. Zu einer Zeit, wo die Verschiebung nach Vok. hd. schon so

weit gediehen war, daß sie weiter zur Doppelspir. geführt werden konnte, war sie anderswo nach Vok. noch gar nicht eingetreten. Dagegen schließt der Guttural sich gerade dem Nasal am engsten an, wie schon die griechisch-ulfilanische Schreibung *gg* und seine sprachgeschichtliche Ursache im Griechischen erweisen; wo gerade Liq. auf die Verschiebung einwirkte, wurde daher *k* zumeist zu *ch*. Auch Dent. tritt zu Liq. und Nas. in enge Verbindung, wie das öftere Einwirken z. B. von *l* auf *d* zeigt; Labialis und Liq. aber fließen wie Wasser und Öl auseinander, und *f* bleibt deshalb vandilisch unverschoben.

5. Die zweite oder hd. Lautverschiebung, in deren Bereich wir hiermit schon eingetreten sind, wandelt ferner auch die aus idg. *gh bh dh* allmählich entwickelten Mediae: *g* zu *k*, *b* zu *p*, *d* zu *t*. Die Zeit und Gründlichkeit der Durchführung dient zur Abgrenzung der deutschen Dialekte, wobei wieder einerseits zwischen Anl., postvokal. und postkonsonant. Inl. Verschiedenheiten hervortreten. — Auch diese Erscheinung aber ist nicht auf deutsches Sprachgebiet beschränkt. Die Verschiebung von *d* zu *t* ist krimgot. fast durchgeführt und begegnet, wie erwähnt, auch burg.; *g* wird krimgot. im Anl. zu *k* (inl. zu *gh*, auch *ch* für *k*), ebenso zuweilen vandal. Dagegen treffen wir für *p* aus *b* krimgot. nur ein Beispiel: *plut*. — Im Ausl. allein treffen wir dieselbe Wandlung spät-ahd. mhd, vereinzelt auch ags. (Sievers a. a. O. 190 Anm.).

Wir sehen also: die hd. Lautverschiebung steht nirgends vereinzelt, und die urgerm. Lautverschiebung bleibt nirgends ohne weitverstreute Folgen. Ohne hier schon weitergehende Urteile zu wagen, verfolgen wir das gleiche Problem durch einige weitere Erscheinungen der Lautlehre.

II. Beim kons. Auslautgesetz wird urgerm. *m* der Endung zu *n*: got. *þana-* idg. **tom, istom*. Diese Änderung (die ja z. B. auch altgriech. begegnet) wiederholt sich innerhalb des germ. Sprachlebens periodisch: ahd. in Flexionssilben, mhd. auch in wortbildenden Suffixen: *buosem*, wo es dann nhd. durchgeführt wird. — Diese Erscheinung ist aber nicht auf das hd. beschränkt; auch nd. hat *dagun*, spätags. *dagon*; altfries. aber nur im Rüstringer Dial. und nur nach kurzem (ags. überwiegend nach unbetontem) Vokal.

Die Änderung von *m* zu *n* scheint durchaus auf den Auslaut beschränkt (denn bei Assimilationen an nicht homorgane Folgelaute geht *m* einfach mit den andern Nasalen zusammen). Nur vor *f* wird *m* ebenso hd. zu *n*: *finf*.

III. Urgerm. verklingt *n* vor χ: got. *brahta*. Ähnliches wiederholt sich oft, aber unter modifizierten Bedingungen, in den Dialekten: urn. schwindet *n* vor *r*, *s*, *l*; krimgot. dagegen nach *r*: *kor* = Ulf. *kaúrn*. Sehr weit ist die Neigung verbreitet, *n* im Inl. vor Spir. (bes. tonloses Spir.) zu unterdrücken: gemein-niederwestgerm. *fif*, krimgot. *jes* = Ulf. *jains*, herul. *Filimuth*. Deutsch unterdrückt das *n* auch gern vor Gutt. in Suffixen, wenn *n* vorangeht (wie Edward Schroeder so schön nachgewiesen hat): *Pfennig*. — Ferner wird ausl. *n* vielfach beseitigt, so altn., fries. und in dem dem Fries. am nächsten stehenden ags. Dial., dem northumbr., in ahd. Zeit besonders im ostfränk., in mhd. Zeit bes. im bair. Dialekt. Es ist klar, daß die Vorgänge — wie in anderen hier besprochenen Fällen — nicht identisch sind; aber alle zeugen sie für Eins: für eine Neigung der Germanen, das *n* zu unterdrücken, um es in gewohnter Schopenhauerianischer Willensmythologie auszudrücken; für eine Schwäche des germ. *n*, um es realistischer zu formulieren.

IV. Eine ähnliche Schwäche zeigt das germ. *w*. Ein unzweifelhaft vor der Dialekttrennung vorbereiteter Akt, den dann aber die Dialekte mit sehr ungleicher Schnelligkeit vollziehen, ist die Beseitigung des anl. *w* vor *r* und *l*; völlig ist sie ja noch heute nicht durchgeführt, denn in nd. Eigennamen besitzen wir noch heute die Anlaute *Wrede*, *Wrege*, und *wringen* ist sogar von dem nd. Gebiet aus in die norddeutsche Schriftsprache eingedrungen. Aber auch im Inl. neigen nord-westgerm. zur Verflüchtigung oder doch wenigstens zur Vokalisierung von *w*, während es got. überhaupt nur nach kurzem Vokal und ferner nur im Ausl., vor dem *s* des Nom. Sg. (das dann wohl gar nicht gesprochen wurde, wie das elisionsfähige *m* der lat. Akkusative) und nach *j* vokalisiert wird: *kniu* — altn. *song* zu *syngva* gegen got. *saggq*, ags. *sae* gegen got. *saiws*, altfries. *suster*, *kuma* gegen got. *swistar*, *qino*.

V. Ähnlich schwindet in den meisten Stellen (ahd. zuerst) *j* nach Kons., während es urnord. im Anl. unterdrückt wird. Die 'Grenzlaute' erfreuen sich bei den Germ. fast nirgends besonderer Liebe oder Schonung; trotzig auf eigenem Boden stehende oder typische Laute wie *r*, *s*, *t*, *f* — das sind germ. Sprachlieblinge.

VI. Besonders charakteristisch für das manchmal späte Aufgehen früher Keime scheint mir die Verstufung von ausl.

d und *g*. Schon urnord. werden ausl. *d* und *g* (faktisch nur in den Verbindungen *ld* und *rg* vorkommend) zu *t* und *k* (Noreen Gramm. § 186). Das Gleiche geschieht spätahd: *d* wird *t* (Braune Ahd. Gr. 167, 6), und schon bei Isidor wird wenigstens zuweilen ausl. *g* zu *c* (ebd. 148, 1); mhd. wird das dann allgemeine Regel: *tac*, *tages*, *nît*, *nîdes*. Vereinzelt begegnet die Erscheinung auch sonst.

VII. Vereinzelt treffen wir auch anderwärts über weite Entfernungen hin konsonantische Übereinstimmungen wie jenes krimgot. *sch* für *s* im Anl.: *schlipen*, *schwester* wie nhd.; oder das (schwerlich nur orthographische) Einschieben von *k* zwischen *s* und *l*: bes. im Anglofries. beliebt (vgl. Sievers Ags. Gr. 210, 1) erstreckt es sich auf ahd. Gebiet (Braune 169, 3). Möchte ich hier aber urgerm. Anlage kaum behaupten, so scheint sie dagegen bei größeren Bewegungen wahrscheinlich, wie wenn die anglofries. Palatalisierung der Gutturalen auch im jüngeren Westgot. und Burg. auftritt. Immerhin handelt es sich hier nicht um konsequent durchgeführte Neuerungen. —

Im Vokalismus zeigt sich ein gewisses Vorwalten gemeingerm. Tendenzen nicht minder deutlich als im Konsonantismus.

VIII. Die große erste Tat auf diesem Gebiet, die Wandlung von *ē* zu *ā* ist nordisch, burgundisch, westgerm.; die Goten aber, wie schon erwähnt, bleiben aus dialektischen, nicht bloß aus chronologischen Gründen, abseits und werfen dasselbe *ē* von *grētan*, das altn. zu dem *â* von *grâta* wurde, in die Höhe: *criten*. Oder vielmehr eben nicht dasselbe *ē*: es muß ja bei den Goten heller geklungen haben.

IX. Die zweite große germ. Tendenz auf vokal. Gebiet, an Bedeutung fast der kons. Lautverschiebung vergleichbar, ist der *i*-Umlaut. Er bricht im Westgot. (und Gepid.? Förstemann S. 184) an: *Egila* für *Agila* (Sievers bei Paul S. 416)., *Reginpert* folgt im Longobard. des 8. Jahrhs. und wird im Altn. durchgeführt, ist im fränk. Dial. der ahd. Zeit weitergediehen, aber altoberdeutsch noch zurückgehalten. Mhd. endlich wirkt er ganz besonders einflußreich auf die Gestaltung der Sprache. Es ist ein Vorgang von unverkennbarer Art: eine Art Vokalharmonie wird angestrebt. Deshalb gehört er den Sprachperioden und Dialekten, die die Isolierung des Wortes begünstigen im Gegensatz zu anderen, die auf die Einheit des Satzes, auf Sandhi im weitesten Sinne des Wortes hinarbeiten, wie z. B. ahd.

X. Aber auch den *u*-Umlaut zweier großer Hauptdialekte darf man nur unter diesem Gesichtspunkt betrachten. Wir haben ihn ja auch drittens im Burgund., denn was ist die Epenthese von *u* vor *u* anders: *Gundobaudus* zu *bada* (Wackernagel S. 366). Vereinzelt begegnet das (ebd.) auch fränk. und alem., und solche *Hariobaudes* und *Baudegiselus* hat schon Förstemann (Gesch. d. d. Sprachstamms S. 203) mit altn. *Bǫdvildr* verglichen.

Der ags. Umlaut ist älter: Spuren schon in den Epinaler Glossen (7.—8. Jh.; Sievers Ags. Gr. § 178), aber nirgends streng durchgeführt (ebd. § 86—87 und 103—7), obschon er so nahestehende Erscheinungen wie den *o*-Umlaut und die *w*-Einflüsse zur Verstärkung neben sich hatte; der altn. gehört dem Ende der urnord. Zeit d. h. dem 10. Jh. (Noreen Altn. Gr. § 72) oder gar erst der nord. Dialektperiode (Noreen bei Paul S. 455 u. 467) an, ist aber streng durchgeführt.

Gleich ist nur daß, aber nicht wie *u* in beiden Sprachen Umlaut bewirkt; die altn. Art stimmt besser zu der burg.-fränk.-alem. als die ags., die vielleicht durch die Brechung beeinflußt ist.

XI. Diese 'Brechung' oder, wie J. Schmidt (Vokalismus 2, 451 f) sich ausdrückt, die 'Schicksale von Vokalen vor Liquidalverbindungen' wird demnach zwischen altn. und ags., also einem ostgerm. und einem westgerm. Haupt schwerlich eine zufällige Übereinstimmung bilden. Auch hier stimmt ja nur der Vorgang selbst, nicht seine Art: aber altn. *hjarta* und ags. *heorte* stehen sich doch erheblich näher als Umlautprodukte wie *jofurr* und *eafora*. Auch ist in beiden Dialekten die Brechung älter als der Umlaut (sicher ags., wo sie in den Epinaler Glossen bereits durchgeführt ist), und in beiden ist sie folgerechtes Lautgesetz. Es ist nicht undenkbar, daß altn. einfach die ags. Brechung voraussetzt und sie nur weitergeführt hat, wie das für die Wandlung von *e* vor *h* ja klar zutage liegt: ags. bleibt es als Ergebnis, altn. wird es zu *é* fortgeführt (J. Schmidt a. a. O.).

XII. Man mag gerade diese Übereinstimmung für nur 'dialektisch' erklären, wie andere, die ags. und altn. teilen, z. B. die altn. und allgemein anglofries. Metathesis von *r*: *hors* für *hross* (vgl. Noreen § 227 Sievers § 179, Heyne Laut- u. Flexionslehre S. 129), die freilich vereinzelt doch auch ahd. und as. vorkommt (Heyne S. 23, 3 Braune S. 120, 4). Aber über alle Dialektgrenzen geht wieder die Neigung zur Monophthongierung

von *au*, die (wenn auch unter verschiedenen Bedingungen) nicht nur bei allen niederwestgerm. Dialekten auftritt, sondern auch got. und bei den Krimgoten wie bei den Gepiden über *o* zu *u* fortgeführt wird: *broe*, *janis* altn. *brauð*, *hoef*, *caput* ags. *heafeod*, gepid. Ustrigothus. —

Ich stelle noch einige kleinere Züge zusammen, die mindestens drei nicht unmittelbar zusammengehörigen Dialekten gemein sind:

XIII. *ā* wird *ō* niederwestgerm., burg., mhd., nhd.

XIV. *ē* wird *ī* krimgot., ostfries., in den ahd. Gesprächen.

XV. *aga* wird *ai* westgot., langob., anglofries., mhd.

XVI. *eg*, *ege*, *ige* wird *ei* kentisch, altfries., as., mhd.

XVII. Anaptyxis wird begünstigt urnord., krimgot., ahd.

XVIII. Diphthonge werden infolge Zirkumflektierens der Aussprache zerspalten (*lahib* für *laib*) burg., longob., ahd.

XIX. *ai* wird *ei* vandal., altn., ahd.; in den spätesten Resten wird dies *ei* dann zu *e* monophthongiert (*armēs* = *armais*) und

XX. diese Verdichtung liegt schon auf dem Wege des klassischeno Gotisch (wie die doppelte Bedeutung der Schreibung *ai* beweist) und sie kehrt, wenn auch unter verschiedenen Bedingungen und in verschiedenen Formen, altn. wie westgerm. beinahe überall wieder. —

Was nun beweist dies alles? Nur ein Kreuz und Quer der Entwickelungen, wie J. Schmidt es in den 'Verwandtschaftsverhältnissen' nachwies? Aber dagegen spricht die fast überall vorhandene Einheitlichkeit der Tendenz. Verschiedenartige dialektische Neuerungen, entgegengesetzte Tendenzen fehlen ja nicht: so wenn got. das *ē* zu immer hellerer Färbung treibt, die andern Dialekte es in *ā* ausklingen lassen; oder unter den ostgerm. Dialekten wenn *ō* got. zu *ū*, nord. aber zu *ā* wird; oder auf noch engerem Raum, wenn das wunderliche Gesprächbüchlein im Gegensatz zum altnfr. *ā* zu *ō* entwickelt. Oder liegen auch hier an sich historisch notwendige Erscheinungen vor, wie das Abschwächen der Endungen spätgot., burg., deutsch, wie gewisse syntaktische Erscheinungen? wie vielleicht auch die nhd. und fries. auftretende Dehnung der Tonsilben es sind? Dann wieder könnten diese Entwicklungen nicht einen so spezifischen Charakter haben wie etwa der *u*-Umlaut. Oder gar zufällige Übereinstimmung? Bei Erscheinungen von solchem Umfang wie dem *i*-Umlaut?

Nein; ich glaube, man muß von einer im wesentlichen einheitlichen germanischen Sprachbewegung sprechen, die nur eben bei den vielen Dialekten so wenig streng und einheitlich sich auswirken konnte wie auch nur die zweite Lautverschiebung im Ahd. Es herrscht von den ersten proethnischen Anstößen an eine große Rührigkeit bei dem urgerm. Dialekt. Die Ostgermanen — ich muß an dieser Hauptscheidung festhalten —, wie sie früher in die außergerm. Welt eingetreten sind, schließen auch die sprachliche Entwickelung früher ab. Immerhin nicht überall: zuweilen entwickelt sich das Got. fort, so daß Krimgot. gegen Ulfilas mit Altn. stimmt, wenn inl. *þ* zu *y* wird (*silvir* altn. *silfr* gegen Ulf. *silubr*) oder wenn es das *v* in *singhen* gegen Ulf. *saggq* aufgibt; und ebenso zeigt das Vandalische Ansätze zum westgerm. Auslautgesetz (Wrede Sprache der Vandalen S. 105). Im Ganzen aber bleiben sie stehen, und nun übernehmen die Westgermanen die Fortführung der urgerm. präformierten Entwickelungen. Ich gebrauchte schon das Gleichnis von den Völkerwanderungen. So sind etwa die vielfachen Bewegungen auf dem Gebiet besonders des deutschen Konsonantismus nicht isolierte dialektische Erscheinungen, sondern Fortsetzungen desselben Anstoßes, dem die urgerm. Lautverschiebung verdankt wird. (Dieser meiner alten Anschauung hat neuerdings Uhl in seinem bedenklichen Büchlein über unsere Muttersprache eine — von mir natürlich völlig unabhängige — Formulierung gegeben, die es mir leider verbietet, mich meines so viel ich weiß bis jetzt einzigen Bundesgenossen zu freuen). Ganz analog entwickeln sich ja auch bei den Germ. die Schrift, die Syntax, selbst die Interpunktion.

Diese Auffassung liegt ja auf der Hand bei denjenigen Neuerungen, die alle jüngeren Dialekte von dem Got. unterscheiden: nord-westgerm. *â* = got. *ê*, nord-westgerm. *um* = got. *am*; nord-westgerm. *r* = got. *z*, *s*; vielleicht auch nord-westgerm. *fl* = got. *þl*, wenn hier nicht umgekehrt got. (wie burg.?) *f* in *þ* gewandelt hat (vgl. ZfdA. 38, 44). Aber ist das Nachwirken der ersten Lautverschiebung weniger deutlich? gibt es doch kaum einen späteren Dialekt, der nicht in einzelnen Punkten Teilnahme an der 'deutschen' Lautverschiebung zeigt!

Eine Sprache ist mehr als bloß gemeinsame Erbschaft eines Wortschatzes und eines Formensystems: sie ist der Ausdruck eines gemeinsamen, fortwirkenden Geistes, wie neuer-

dings Vossler wiederholt so kräftig und glücklich betont hat. Sie ist auch nicht eine tote Masse, die durch die Stümperei des Unmündigen fortdauernd verunstaltet wird; dies hat gegen Auffassungen wie die von Thurneysen Finck mit fast zu eifrigem Scharfsinn ausgeführt. Es gibt auch nicht bloß 'Sprechende', sondern wirklich eine 'Sprache': einen Kosmos von innerlich zusammenhängenden Formen, der von jeder neuen sprachlichen Äußerung Anpassung fordert und erlangt. Und zu diesem 'Geist der Sprache' d. h. zu den von allem Anfang an vorhandenen, aber immer deutlicher entwickelten Tendenzen steht der einzelne Dialekt und die einzelne Epoche fast so wie der einzelne Mensch: die Macht des Vorhandenen, die Triebkraft des Entstehenden zwingt auch die Stärksten unter ihr Gebot!

Berlin. Richard M. Meyer.

Rime-words and Rime-ideas.

Rime-words in the widest sense are synonymous or semantically related words containing the same characteristic sound or combination of sounds. They may be divided into four classes as follows:

1. Words with the same consonants but belonging to different ablaut series, as: OHG. *slaf* 'schlaff', *slâfan* 'schlafen': *slîfan* 'gleiten, gleitend sinken etc.': *sliofan* 'schliefen, schlüpfen'; Lith. *baiginu* 'schrecke', *baigus*, *baiksztùs* 'scheu, schüchtern': *bauginu* 'schrecke', *baugùs* 'furchtsam, furchtbar'; *bauksztùs* 'scheu, furchtsam'; Gk. φλιδάω 'fließe über, strotze': φλυδάω 'fließe über, zerfließe'. These are perhaps the most important of all rime-words. They can be given by the thousand and must certainly have had a wide influence upon the development of the IE. languages. As I have discussed them at length in my book, "Indo-European $a^x : a^xi : a^xu$", I need not consider them further here.

2. Bases of the same ablautseries having the same final consonant or consonants but different initial consonants, as: *schleissen* : *spleissen* : *reissen*. Such examples are very common and will be discussed below.

3. Words or bases belonging to the same ablautseries that begin with the same consonants but have different final conso-

nants. These are often regarded as related words with different determinatives. Perhaps the most common of these are parallel forms with labials and gutturals. For examples see Zupitza, Germ. Gutt. 35 ff. But the principle is the same whatever the final consonant may be. In how far such words are related it is not always possible to say. But certainly they are at least related as rime-words to each other or to other words even though they may not be derivatives of a primitive base. That is, from a base *sleip-* might be formed other bases *sleik-* and *sleit-* from the analogy of synonymous words with *k* and *t*, even though no base *slei-* existed. As Zupitza has given examples of rime-words with labials and gutturals, I will add here other examples with labials and dentals. This means that there are rime-words with *p*, *t*, *k*; *b*, *d*, *g*; *bh*, *dh*, *gh*. These are so numerous that it can not be all a matter of chance.

Skt. *ubhnāti* 'hält zusammen', Gk. ὑφαίνω, OHG. *weban* 'weben' : Lith. *áudmi* 'webe', Goth. *gawidan* 'verbinden', *windan* 'winden'. — Skt. *vépatē* 'regt sich, zittert', ON. *veifa* 'in schwingender, zitternder Bewegung sein' : Goth. *wiþōn* 'schütteln'. — Gk. ῥέπω 'schwanke, neige mich', Alb. *vrap* 'schneller Gang, Lauf', Lith. *virpiu* 'zittere' : Skt. *vártatē* 'dreht sich, rollt, verläuft', Lat. *verto* etc. — Lith. *verbiù* 'wende um', *verbà* 'Weidenrute, Reis', *vir̃bas* 'Reis, Gerte' : Gk. ῥαδανίζω 'schwinge', ῥάδαμνος 'junger Zweig', ῥάδιξ 'Zweig, Rute', Goth. *waurts* 'Wurzel'. — Gk. ῥιπή 'Schwung, Andrang', ῥίπτω 'werfe', ῥῖπος 'geflochtene Matte' : OE. *wriþan* 'twist, bind', ON. *ríða* 'winden, drehen, knüpfen, flechten'. — Skt. *pibati* 'trinkt', Ir. *ibim*, Lat. *bibo* : Gk. πῖδαξ 'Quell', πīδύω 'lasse durchsintern', ON. *feitr* 'fett'. — NE. *bump* : *bunt*. — NE. *thump*: Lat. *tundo*. — Gk. τύπτω 'schlage' : OE. *poddettan* 'stoßen', Gk. τυτάνη 'Dreschflegel'. — Lith. *tempiù* 'spanne, dehne' : Lat. *tentus*, OE. *geþind* 'swelling', *þindan* 'swell; be angry'. — MHG. *verderben* 'zu nichte werden, zu Schaden kommen, umkommen', OHG. *darbēn* 'darben' : ChSl. *tratiti* 'verbrauchen', Lith. *trōtyti* 'an Leib und Leben schädigen'. — Lith. *trypiù* 'trete, stampfe' : Lat. *trītus*. — ON. *þyrpa* 'drängen' : *þrǽta* 'zanken'. — OE. *þrēapian* 'rebuke, reprove, afflict' : *þrēatian* 'press, urge; afflict, rebuke, threaten', Lat. *trūdo*. — NE. *thropple* 'throttle' : NE. *throttle*. — Gk. τρῡπάω 'bohre', τρῦπα 'Loch', ChSl. *trupŭ* 'venter, vulnus, truncus, membrum' : ChSl. *trutiti* 'laedere', Gk. ἁλί-τρῡτος 'sea-worn'. — ON. *tifa* 'schnell gehen' : MLG. *tīden*

'sich wohin begeben, zu etwas eilen; nach etwas hinstreben'. — Skt. *dāpayati* 'teilt', Gk. δάπτω 'zerreiße', Lat. *daps*: Gk. δατέομαι 'teile', Skt. *dātu* 'Teil'. — Gk. δεῖπνον 'Mahl' : δαίς, δαίτη 'Portion, Mahl'. — MHG. *zipf*, *zipfel*, NE. *tip* : MLG. *titte* 'Zitze', *tittel*, NE. *tittle* 'Pünktchen'. — ON. *toppr* 'Spitze, Zopf', OHG. *zopf*: OHG. *zota* 'Zotte', MHG. *zutzel* 'Sauglappen'. — MLG. *teppen* 'zupfen, pflücken' : NHG. Bav. *zetzen* 'vexieren, foppen'. — MLG. *tobben* 'zupfen, zerren', NHG. *zupfen* : ON. *tutla* 'zupfen, pflücken'. — MLG. *toven*, *tuven* 'aufhalten, anhalten, hindern; warten, zaudern' : NHG. *zaudern*, MHG. *zoten* 'langsam gehen, schlendern'. — Goth. *daufs* 'verstockt, taub', OHG. *toub* 'stumpfsinnig, taub', ON. *dofenn* 'träge, stumpf' : ON. *dode* 'träge, matt', *dodna* 'ermatten'. — Skt. *dhūpa-s* 'Räucherwerk' : Bal. *dūt*, NPers. *dūd* 'Rauch'. — Sw. *dimpa* 'schwer fallen', ON. *dumpa* 'stoßen, schlagen', NE. *dump* : Sw. dial. *dätta*, ON. *detta* 'dimpa', OE. *dynt* 'stroke, blow, bruise', NE. *dint*, *dent*. — Skt. *çóbhatē* 'ist schmuck', *çúmbhati* 'schmückt', *çubhrá-s* 'schmuck, schön, glänzend', Arm. *surb* 'rein, heilig' : Skt. *çúndhati*, *çōdhayati* 'reinigt', *çundhyú-ş* 'schmuck'. — Skt. *çōpha-s* 'Geschwulst, Geschwür' : *çótha-s* 'Anschwellung, Aufgedunsenheit'. — ON. *hlífa* 'schützen, schonen' : OE. *hlīdan* 'bedecken'. — OE. *hwisprian*, OHG. *hwispalōn* 'flüstern, wispeln' : OE. *hwistlian* 'whistle'. — Skt. *cōpati* 'bewegt sich' : Lat. *quatio*. — ChSl. *kypěti* 'sieden, wallen' : Skt. *kváthati* 'kocht, siedet'. — OE. *hwōpan* 'drohen' : Goth. *hwōtjan* 'drohen'. — Lith. *kerpù* 'schere', Lat. *carpo* : Lith. *kertù* 'haue', Skt. *kártati*, *kṛntáti* 'schneidet'. — ChSl. *krěpŭ* 'fest, stark, starr' : Gk. κρατύς 'fest, stark, hart'. — ON. *hrapa* 'stürzen' : *hrata* schwanken, taumeln', OE. *hratian* 'rush, hasten'. — Lat. *crepo* : Gk. κροτέω 'klatsche, schlage', κρόταλον 'klapper'; OE. *hrætele*, NE. *rattle*, MHG. *razzeln* 'rasseln'. — Gk. κραιπνός 'hurtig', Lith. *kreipiù* 'wende, kehre' : Lett. *kraitât* 'taumeln', OE. *hriþian* 'have fever', OHG. *rīdōn* 'zittern'. — Lith. *kraupiù* 'schrecke auf' : *krutù* 'rühre mich, rege mich'. — ON. *hriúfr* 'schorfig' : *hrúðr* 'Schorf'. — Lat. *crispo* 'swing, brandish, etc.' : ON. *hrista* 'schütteln. — Lith. *knybau* 'dränge', Lett. *knĕbt*, MLG. *nīpen* 'kneifen' : ON. *hníta* 'stoßen', Gk. κνίζω 'ritze, kratze'. — Lett. *knābt* 'picken, zupfen', Lith. *knabu* 'schäle ab', Gk. κνήφη 'Jucken', κνάπτω 'walke, kratze' : κνήθω 'schabe, kratze'. — Goth. *dis-hniupan* 'zerreißen', OSw. *niūpa* 'kneifen' : Gk. κνύζω 'kratze', Lett. *knudēt* 'jucken'. — ON. *hnúfa* 'abhacken' : *hnióða* 'hämmern'. — Lith. *knubu* bin gebückt' :

ON. *hnióta* 'straucheln'. — Lith. *klaupiùs* 'kniee nieder' : Lett. *kl'autës* 'sich anlehnen'. — ON. *knappr* 'Knopf' : *knottr* 'Ball'. — ON. *kneif* 'a kind of nippers', *knífr* 'knife', Lith. *gnýbiu* 'kneife' : OE. *cnīdan* 'beat', MHG. *knitschen* 'quetschen'. — ON. *kneyfa* 'drücken', MHG. *knouf* 'Knauf, Knopf', *knübel* 'Knöchel', *knüpfen, knüpfel* : OHG. *knodo, knoto*, ON. *knútr* 'Knoten', *knúta* 'Knochen', MHG. *knützen* 'zerquetschen', *knütel* 'Knüttel'. — MHG. *klaber* 'Klaue, Kralle' : *klate* 'Kralle'. — Lat. *globus, glēba*, ON. *kleppr* 'Klotz, Klumpen, Knebel', MHG. *klimpfen* 'drücken' : ON. *klót* 'Schwertknauf', MDu. *cloet* 'Ruderstange'. — OHG. *klapfōn*, MHG. *klappern, klaffen* : OE. *clatrian* 'clatter'. — OHG. *klīban* 'anhangen, kleben', *klība*, OE. *clīfe* 'Klette', MHG. *kleip* 'Leim, Lehm' : OE. *at-clīþan* 'adhere', *cliþe, clide, clāte* 'bur', *clīþa* 'poultice, plaster', Lith. *glitė* 'Klebrigkeit, Fischleim', Lett. *glidët* 'schleimig werden', NE. dial. *clite* 'clay, mire'. — ON. *klýpa* '(zusammen)kneifen', OHG. *klopfōn* 'klopfen, schlagen', MHG. *klüpfel* 'Knüppel' : MLG. *klūte* 'Klumpen, Ball', OHG. *klōz* 'klumpige Masse, Knäuel; Kugel, Knauf', MHG. *kloz, -tzes* 'klumpige Masse'. — OHG. *krampf* 'gekrümmt; Krampf', MHG. *krimpfen* 'krumm oder krampfhaft zusammenziehen', ON. *kreppa* 'zusammenbiegen, -drücken, krümmen, kneifen' : Pruss. *grandis* 'Ring', Lith. *grandis* 'Armband', *grandìnis* 'ringförmig, kreisförmig', OHG. *krang*. — OHG. *krumb* 'krumm, gekrümmt', *krapfo* 'Haken, Kralle', ON. *krafla* 'mit den Händen kratzen; ergreifen' : Skt. *grathnáti* 'knüpft, windet', *grantha-s* 'Knoten, Gefüge', Gk. γρόνθος 'geballte Faust, Schildkrampe'. — MHG. *krebe* 'Korb', OHG. *krippa* 'Krippe', OE. *cribb* 'crib' : OE. *cradol* 'cradle', OHG. *kratto* 'Korb'. — MHG. *kraspeln* : *krasteln* 'rascheln, knistern'. — Gk. γρυπός 'gekrümmt, gebogen' : OE. *crūdan* 'press crowd'. — ON. *gap* 'opening, chasm', *gapa* 'yawn, gape' : *gat* 'hole, opening, gap'. — LG. *gīpen* 'gaffen : gierig sein; nach Luft schnappen', OE. *gipian* 'yawn', *gīfre* 'greedy, ravenous; desirous' : OHG. *gīt* 'Gierigkeit, Geiz'. — ON. *gialpa* 'brausen, plätschern', OE. *gielpan* 'boast, exult', NE. *yelp* 'bellen', MHG. *gelfen* 'bellen, schreien, prahlen' : ON. *gelta* 'bellen', OHG. *gelzōn* 'aufschreien, delatrare', Gk. καχλάζω 'klatsche, plätschere'. — ON. *glepia* 'confound', *glap* 'flaw', *glǽpr* 'crime' : OE. *gylt* 'fault, crime, guilt', ON. *glata* 'lose'. — Lith. *glebu* 'glatt, schlüpfrig sein oder werden' : *glodùs* 'glatt anliegend', Lat. *glaber*, OHG. *glat*. — NE. *glib* 'smooth, slippery', MHG. *glipfen* 'gleiten', *glīfen* 'schräge, abschüssig sein' : OE. *glīdan*, OHG. *glītan* 'gleiten'. —

OFries. *glūpa* 'lauernd blicken' : NE. *gloat*, MHG. *glotzen*. — Goth. *graban* 'graben', ON. *gróp* 'Aushöhlung', OE. *grēpe* 'trench, ditch' : OE. *grindan* 'grind', Lith. *grė́ndu* 'reibe, scheure', *grandau* 'schabe', Dan. dial *grotte* 'mahlen'. — ON. *greypa* 'ineinander fugen, einzapfen, falzen', OSw. *grȫpa* 'aushöhlen', OE. *grȳpe* 'trench, ditch', MHG. (md.) *grope*, *groppe* 'weiter eiserner Kochtopf' : NE. dial. *grout* 'wühlen', ON. *grýta* 'Hafen, Grapen', Sw. *gryta* 'Kochtopf'. — Sw. *gröpa* 'schroten', MHG. *īs-grūpe* 'Hagelkorn', NHG. *Graupe*, *graupeln* : OE. *grūt* 'coarse meal', *grēot* 'sand, dust', ON. *grautr* 'Brei', OHG. *fergriozan* 'ausstreuen', MHG. *griezen* 'zermalmen; streuen'. — ChSl. *svepiti* 'agitare', Lith. *supù* 'wiege, schaukele' : Lith. *siauczù* 'tobe, wüte'. — Skt. *svapiti* 'schläft ein, schläft', OE. *swefan* 'cease, sleep, be dead' : OE. *sweþrian* 'cease, subside', *swodrian* 'be drowsy, sleep heavily'. — OHG. *sweibōn* 'schweben, schweifen' : Lith. *svaiczioti* 'irre reden'. — NHG. *schnappen* : *schnattern*. — ON. *mýri-snípa* 'moor-snipe', ME. *snipe* : OE. *snīte* 'snipe'. — MHG. *snūfen* 'schnaufen', *snūben* 'schnarchen', *snupfe* 'Schnupfen' : MHG. *snūden* 'schnaufen, schnarchen', *snūde* 'Nasenverstopfung'. — ON. *snoppa* 'Schnauze'; NE. *snout* 'Schnauze'. — Lith. *slābnas* 'schwach', ON. *slapa* 'los hangen', *slápr* 'schlaffer Mensch', *sleppa* 'entschlüpfen', MHG. *slampen* 'schlaff herabhangen' : OSw. *slinta* 'gleiten', MHG. *slenzic* 'träge, müde'. — Lith. *slepiù* 'verberge, verstecke' : *slatau* 'sich vor etwas ducken, drücken', Lat. *lateo*. — OHG. *slīfan* '(aus)gleiten; schleifen' : ON. *sleita* 'Schlaffheit, Trägheit', OE. *slītan* 'tear, rend', MHG. *slīzen* 'abstreifen, abschälen, zerreißen'. — Goth. *sliupan* 'schlüpfen, schleichen', OE. *slūpan* 'glide' : ON. *slúta* 'hang down, slouch', *slota* 'hang down, be limp; slacken, become calm'. — OE. *sliefan* 'slip on' (dress), *slīeve* 'sleeve', ODu. *slōve* 'velum, tegmen, folliculus', LG. *slūve* 'Hülse, Schlaube' : MHG. *sliude* 'Schwertscheide'. — NE. *sloven* 'ein schlotteriger, schlumpiger Mensch' : MHG. *slotern* 'schlottern' *slūder-affe* 'Müßiggänger', ON. *slyðra* 'Mattigkeit, Untätigkeit'. — NE. *slop* : *sleet*. — Gk. ῥύπος 'Schmutz', ῥύπος 'Molken' : Lith. *srutà* 'Jauche', Gk. ῥυτός. — Lith. *sriubà* 'Sauce; Suppe', *sriaubiù* 'schlürfe' : Lith. *srudžiu* 'mache blutig', Av. *raođ-* 'fließen'. — OE. *stæpe* 'step, pace', *stapol* 'pillar, prop, flight of steps', OS. *stapol* 'Säule' : Gk. στάδιος 'stehend, unbeweglich, steif'. — Skt. *sthāpayati* 'stellt', ChSl. *stopa* 'Tritt', *stepenĭ* 'Stufe', LRuss. *stop* 'Säule' : Lith. *statau* 'stelle', Lat. *status*, *statuo*, Goth. *staþs* 'Stätte, Stelle'. — Skt. *stabhnāti* 'stützt, hemmt', *stambha-s*,

Lett. *stabs* 'Pfeiler, Säule' : Gk. σταθμός 'Standort', Lat. *stabulum*, *stabilis*. — OHG. *stumpf* 'verstümmelt, unvollkommen' : OSw. *stunter* 'kurz', OE. *stunt* 'stupid', NE. *stunted*. — Gk. στύπος 'Stock, Stiel', OE. *stofn* 'stem, trunk; shoot, twig; foundation', *stybb*, ON. *stúfr* 'stump' : OE. *studu*, *stuþu* 'pillar, post, stud', OHG. *studen* 'feststellen', *stūda* 'Staude, Strauch', MHG. *stud* 'Stütze, Pfosten, Säule'. — MDu. *stupen* 'stäupen', MHG. *stüpfen* 'stechend stoßen' : Goth. *stautan* 'stoßen'. — Gk. στρόβος 'Herumdrehen', στρεβλός 'gedreht', στρόμβος 'Kreisel, Wirbelwind', Du. *strompelen* 'stolpern, straucheln' : MHG. *stürzen* 'stürzen, umwenden, umsinken, fallen', *sterzen* 'sich rasch bewegen, umherschweifen; steif emporragen', OE. *steartlian* 'stolpern, straucheln'. — ON. *starf* 'Arbeit, Mühe, Anstrengung', *stiarfe* 'Starrkrampf', Gk. στέρφνιον· σκληρόν, στερεόν : ChSl. *strada* 'Arbeit, Mühe', *stradati* 'leiden'. This probably has IE. *d*, so that it is not quite parallel. — Gk. στέριφος, στριφνός 'starr, hart, fest' : OHG. *strītan* 'streiten', *einstrīti* 'hartnäckig', ON. *stríðr* 'hartnäckig, streng, stark'. — MHG. *streifen* 'streifen, gleiten, ziehen; abhäuten' : ON. *strita* 'zerren, reißen', *stritask*, *streitask* 'sich anstrengen, sich sträuben'. — Gk. στρῦφνός 'herb, hart, fest', OHG. *strūbēn* 'starr stehen, sträuben', MHG. *strûbe* 'starrend, struppig' : OE. *strūtian* 'stand out stiffly, be rigid', MHG. *strotzen*, *striuzen* 'sträuben, spreizen', *strūz* 'Strauß, Strauch; Widerstand, Streit'. Germ. *t* in these words may come from IE. *dhn*. Otherwise the two sets of words are not quite parallel. — MHG. *strumpf* 'Stumpf, Stummel' : *strunze* 'Stumpf, Stummel'. — ON. *striúpe*, OSw. *strūpe* 'Kehle', Sw. *strypa* 'erdrosseln' : OLG. *strota*, MDu. *stroot* 'Kehle'. — Gk. σκέπη 'Schutz', σκεπάω 'bedecke' : σκότος 'Dunkelheit', Goth. *skadus* 'Schatten'. — MHG. *schopf* 'Wetterdach', MLG. *schoppe* 'Schuppen, Scheune' : Gk. σκῦτος 'Haut', Lat. *scūtum*. — Gk. σκαμβός 'krummbeinig' : Skt. *skándati* 'springt, spritzt'. — OHG. *skaban* 'schaben' : *skintan* 'schälen'. — OHG. *scība* 'Scheibe' : *scīt* 'Scheit'. — MHG. *schîben* 'rollen lassen, wälzen, drehen, schieben' : ON. *skeiða* 'traben', *skeið* 'Lauf'. — Lith. *skubùs* 'geschwinde, eilig' : *skudrus* 'flink'. — OHG. *scarbōn* 'in Stücke schneiden', *screvōn* 'incidere' : *scart* 'zerhauen, verwundet', *scrintan* 'bersten, Risse bekommen'. — Lett. *skarbīt* 'splittern', OE. *sceorpan*, *screpan* 'scrape' : Lett. *skardit* 'zerteilen', Lith. *skerdżiù* 'Risse bekommen, platzen', MHG. *scherze* 'abgeschnittenes Stück', *schranz* 'Bruch, Riss, Spalte'. — Lat. *scrībo* : Goth. *dis-skreitan* 'zerreißen'.

— Lat. *scrūpus* 'rough, sharp stone' : *scrūta* 'broken stuff', OE. *scrēad* 'shred, paring'. — ON. *skriúpr* 'fragile, brittle, weak' : Lith. *skraudus* 'brüchig, rauh'. — ON. *skialfa* 'beben, zittern', *skelfa* 'schütteln' : OHG. *scaltan* 'in Bewegung setzen, stoßen, fortstoßen'. — Lat. *scalpo*, *sculpo* : Lith. *skiltis* 'abgeschnittene Scheibe'.

Nost of the pairs in the above list are no doubt related in some way. Some of them are plainly rime-words. Others are derivatives of a common base formed independently. The rest are unrelated parallel forms that are accidentally synonymous. As in all such lists, no definite line can be drawn between the different classes. Moreover, such lists, though instructive, are always one-sided; for they leave out part of the evidence. The only fair comparison is to bring together all forms that may be supposed to be related in any way. In some cases this may lead us to regard as doubtful what by itself would seem certain.

4. A fourth class of rime-words consists of synonymous words in which the rime-element is the only part in common, i. e. the words may belong to different ablautseries but have a common element which conveys a certain idea. Examples are Lith. *blazgéti* 'klappern', *bruzgéti* 'rascheln', *dūzgéti* 'dumpf dröhnen', *rūzgéti* 'brausen', *tūzgéti* 'klopfen', *vizgéti* 'schlottern' (cf. Leskien, IF. 13, 175f.). For many other examples see Leskiens article. If we should select only the words of the same ablautseries, we could then classify them under 2. The different classes are given for convenience of discussion not because they differ essentially from each other.

In this paper I shall not attempt to distinguish between real rime-words, i. e. words in which one or more of a group were modeled after others, and accidental rime-words. For it is impossible to draw a line between them. We may, for example, feel sure that Lith. *baiginu*, *baigus*, *baiksztùs* were formed from the base *bhei-*, *bhoi-* in Lith. *bajùs*, *bailus*, *baimus*, etc. after the analogy of *bauginù*, *baugùs*, *baukszt ùs* from the IE. base *bheug-*; but we do not know whether *slit* and *split* were real rime-words, except as any determinative may be regarded as a rime-element.

Equally active with the rime-element in the formation of words is the rime-idea. The rime-element fixes the outward form; the rime-idea the inward meaning. The one gives to the word the body; the other the soul. And as words may be

cognate in form and yet unrelated in meaning; so they may be kindred in meaning though alien in form. In one case they rime to the ear; in the other to the mind. But in order to embody rime-ideas words must not only be alike in meaning but alike in the development of that meaning. Thus Gk. κόπτομαι 'bewail, lament' and Goth. *flōkan* 'beklagen' contain rime-ideas, for both mean primarily 'beat oneself'. But OE. *rēotan* 'weep, lament' does not contain a rime-idea to the above, for it goes back to the meaning 'roar, cry out'. OE. *rēotan* and Goth. *flōkan* are therefore as remote in their primary meaning as they are in form.

If, however, words fall together in meaning, they will have a tendency to be assimilated in form if they are already somewhat alike. This may result in the formation of real rime-words. If then we find such forms as OE. *dwīnan* 'dwindle' and *þwīnan* 'dwindle', our first step should be to discover whether they come from the same primary meaning. If they do not, then there is no more reason for connecting them than there is for combining either one with the synonymous OE. *ā-cwīnan* or OHG. *swīnan* or Gk. φθίνω. And even if they did go back to the same meaning, that would be no evidence that the words were related. The most we could say of them is that they are rime-words with rime-ideas. For example, we may give a number of forms parallel with OE. *þwīnan*, in all of which the primary meaning is 'melt dissolve'.

OE. *þāwian* 'thaw, melt' : *þwīnan* 'dwindle, schwinden'. — ChSl. *tajati* 'sich auflösen, schmelzen : vergehen', Ir. *tinaid* 'verschwindet'. Lat. *tābēre* shows the same development in meaning but is not a rime-word to the above. — Skt. *galati* 'träufelt herab. fällt herab' : *galita-s* 'verschwunden, gewichen', *glāyati* 'ist verdrossen, schwindet'. — Skt. *riṇāti* 'läßt fließen, löst ab' : *rīṇa-s* 'aufgelöst, verschwunden'.

In these words relationship is out of the question. And yet they are as closely related in meaning as they could possibly be. It is, however, not strange that a few examples of parallel forms can be found out of the many synonymous words. Many more rime-ideas might be found from other synonymous words. For many examples of rime-ideas under a variety of forms see IF. 18, 18—36.

And yet in combining words simply because they are

synonymous — a practice which seems to be gaining ground — little or no consideration is given to the fact that the words might be otherwise explained or that often they are not from the same primary meaning. To illustrate again with OE. *dwīnan* and *þwīnan*, a favorite example with those who are carried away with the idea that synonymy implies relation: The former meant primarily 'be scattered, fall away', while the latter meant 'melt, dissolve'. Where then is the similarity?

When, therefore, those who agree with Siebs hold that a movable *s-* makes it possible to connect any Germ. word of the type *gax-* with any other of the types *skax-*, *hax-*, *kax-*; they have a task much greater than they can perform. First they must show that these various forms come from the same primary meaning. Secondly they must prove that their movable *s-* actually produced the results they ascribe to it. This could be done only by historical evidence, and nothing short of historical evidence could establish such a theory. For even if it were proved that a certain phonetic change may take or might have taken place, it does not carry with it the proof that it actually did take place. So when such a grave charge is laid at the door of 'movable s-', we can well afford to give it the benefit of the doubt.

But how shall we disprove it? One witness swears that he believes 'movable *s-*' is responsible for certain phonetic aberrations. Another expresses his doubt that 'movable *s-*' had anything to do with them. The one is satisfied with rime; the other demands rime and reason.

Now though the theory of 'movable *s-*' can not be absolutely disproved, we can at least take from it the only prop on which it rests: the argument from synonymy. For in proportion as we show the unreliability of synonymy as a test of the relation of phonetically unlike words, we shall weaken this theory and every other theory that depends for its proof upon similarity in meaning. To do this we have only to put by the side of words like OE. *dwīnan* and *þwīnan* other synonymous rime-words that can not possibly be regarded as related. The more we can produce such forms, the more probable will it become that the words assumed to be akin are merely rime-words, real or accidental.

The examples given below, it seems to me, prove con-

clusively that such words as OE. *dwīnan* and *þwīnan* can not be regarded as related simply because they are synonymous. For these examples show that synonymy of like-sounding words is of so frequent occurrence that little weight can be attached to it. This similarity of sound and meaning is in some cases plainly the result of the formation of rime-words; in others it is purely accidental.

In the lists given below each group is headed by a word that serves as a type of that group. Such groups of rime-words could be given without limit.

OE. *dwīnan* 'dwindle'.

OE. *dwīnan* 'become smaller, dwindle; waste away', ON. *dvína* 'abnehmen, hinschwinden, aufhören', pre- Germ. base **dhu̯ī-na^x^* 'shake, scatter, fall off, dwindle' from *dhu̯ī-*, *dhū̯-io-*, *dhou-i̯o-* in ON. *deyia* 'sterben', *dýia* 'schütteln', Skt. *dhūyatē* 'wird geschüttelt', Lat. *suf-fio* 'fumigate', *suf-fīmen* 'fumigation'. These are from the base *dheu-* in Skt. *dhūnóti* 'schüttelt, bewegt hin und her, schüttelt aus, ab, entfernt, beseitigt', *dhváṁsati* 'zerstiebt, zerstreut', *dhvasti-ṣ* 'Verschwinden', etc. (cf. Color-Names and their Congeners 103f.). — OE. *þwīnan* 'dwindle, schwinden', *þwǣnan* 'moisten, soften', *þāwian*, ON. *þeyia* 'tauen, schmelzen', Skt. *tōya-m* 'Wasser', etc. (cf. AJP. 21, 180). — Ir. *tinaid* 'verschwindet', ChSl. *tajati* 'sich auflösen, schmelzen, vergehen', *tina* 'Schlamm', OE. *þīnan* 'become moist', etc., base *tā-i-*, *tī-* from *tā-* in Lat. *tābēs* 'Hinschwinden, Auszehrung', etc. (cf. AJP. 21, 180). — Skt. *kṣiyátē* 'schwindet hin, nimmt ein Ende', *kṣitá-s*, *kṣīṇá-s* 'hingeschwunden, zu Ende gegangen', *kṣiṇáti* 'vernichtet', Gk. φθίνω, φθίω 'schwinde hin', φθιτός 'geschwunden, vergänglich', etc. (cf. e. g. Brugmann, Grd. I², 791). To these Brugmann adds Ir. *tinaid.* — Gk. ψῖσις 'Vernichtung', ψίνομαι 'angesetzte Früchte abfallen lassen' are referred by Prellwitz, Et. Wb. 367, to φθίω. They should rather be connected with Gk. ψίω 'zermalme, zerkaue', ψαίω 'reibe, zermalme', ψιάζω 'tröpfele', ψῆν 'reibe, wische', Skt. *psā́ti* 'zehrt auf, zerkaut', etc. — OHG. *swīnan* '(hin)schwinden, abnehmen', MHG. *sweinen* 'verringern, schwächen, vernichten', MDu. *zwīmen* 'schwindelig werden, in Ohnmacht fallen, abnehmen', MHG. *ver-swīmen* 'verschwinden', *swīmen* 'sich hin und her bewegen, schwanken, schweben', base *su̯ei-*, *su̯ī-* 'swing, sway, swerve, fall away', probably from *seu-*

in Skt. *sávati*, *suváti* 'treibt an' (cf. Color-Names 32). For meaning cp. OE. *dwīnan* above. — OE. *ā-cwīnan* 'dwindle, become extinct', MLG. *quīnen* 'hinschwinden, allmählich abnehmen, kränkeln', *quīn* 'Abnahme, Hinschwinden', Skt. *jināti* 'altert', *jyāni-ṣ* 'Vergänglichkeit, Altersschwäche', etc. — NE. dial. *crine* 'zusammenschrumpfen, hinwelken, sich abhärmen', Norw. *krine* 'schnörkeln', Gk. Aeol. γρῖνος 'Haut', Lith. *grynau* 'verarme' (cf. IF. 18, 15f.). — Skt. *glâyati* 'ist verdrossen, fühlt sich erschöpft, schwindet', *galati* 'träufelt herab, fällt herab', *galita-s* 'verschwunden, gewichen', OHG. *quellan*, etc. — Skt. *lināti*, *láyatē* 'duckt sich, kauert, verschwindet, etc.', *pra-l.* 'sich verstecken, sich auflösen in, verschwinden, sterben', *pra-līna-s* 'geschwunden, verstorben', Goth. *aflinnan* 'fortgehen, weichen', etc. — Skt. *rīṇa-s* 'aufgelöst, verschwunden', *riṇāti* 'läßt fließen, entläßt, löst ab', *ríyatē* 'gerät ins Fließen, löst sich auf', Gk. ὀρίνω 'bewege', etc. — Skt. *çíyatē* 'fällt aus, fällt ab, zerfällt, schwindet, geht zu grunde', *çétē*, Gk. κεῖται 'liegt' (cf. Uhlenbeck, Ai. Wb. 312). — Skt. *hīná-s* 'verlassen, zurückgeblieben, mangelhaft', *hīyátē* 'wird verlassen, kommt zu Schaden, nimmt ab, verschwindet', *jáhāti* 'verläßt, etc.', OHG. *gēn* 'gehen', etc. — Skt. *mināti* 'mindert, schädigt', *mīyatē* 'mindert sich, vergeht, geht verloren', *ud-m.* 'verschwinden', Lat. *minuo* etc.

Leim.

OHG. *līm* 'Leim', *leimo* 'Lehm', Lat. *līmus* 'Schlamm, Schmutz', *lino* 'bestreiche, beschmiere' Gk. ἀλίνειν · ἀλείφειν. — OE., MHG. *slīm* 'Schleim', OHG. *slīmen* 'glatt machen, blank schleifen', Ir. *slemain* 'lubricus', Lith. *selejimas* 'Schleichen', *seléti* 'schleichen'. — OE. *clām* 'Lehm', *clǣmen*, ON. *kleima* 'anschmieren', *klína* 'schmieren', Gk. γλίνη 'Leim', ChSl. *glina* 'Lehm', *glĕnŭ* 'Schleim', Ir. *glenim* 'hafte', Lett. *glidēt* 'schleimig werden', NE. dial. *clite* 'clay', OHG. *klīban* 'festhalten', kleben' etc. — NE. *grime*, MDu. *grijmsel* 'Schmutz, Ruß', MLG. *grīmet* 'schwarzgestreift', Gk. χρῖμα 'Salbe', χρίω 'bestreiche'. — Icel. *krím* 'Schleim', Dan. *krim* 'Schnupfen'. — ON. *hrím* 'Ruß; Reif', *hrína* 'berühren', Skt. *çlēṣá-s* 'Haften, kleben', *çlēṣmá* 'klebriger Stoff, Schleim', *çrīṇāti* 'mischt, mengt, kocht', *çrāyati* 'kocht'. — Lat. *fimus*, *fimum* 'dung, dirt', *foeteo*, *suf-fio* (cf. Walde, Et. Wb. 224). The primary meaning was probably 'something scattered' as in OHG. *zetten* 'zerstreuen' : ON. *teðia* 'bemisten', *tað* 'Dünger'. So Skt. *dhūyátē* 'wird geschüttelt' : Lat. *fimus*.

Lith. *szleĩvas* 'krummbeinig'.

Lith. *szleĩvas* 'krummbeinig', *szliváti* 'mit krummen Beinen lahm gehen', *szlajùs* 'schief, schräg', Lat. *clīvus*, *-clīnāre* etc. — Lith. *klivas* 'krummbeinig', *klajùs* 'irreführend', *klajóti*, *kláidżioti* 'umherirren', *kliszas* 'schiefbeinig', *kleipiù* 'schief treten'. — Lith. *kreĩvas* 'gewunden, schief', *kreivóti*, *krivóti* 'schief treten', ChSl. *krivŭ* 'schief', Lith. *kreipiù* 'wende, kehre', *įkrypaĩ* 'schräg'. — Lat. *laevos*, Gk. λαιός, ChSl. *lěvŭ* 'link', primarily 'bent' as in Goth. *hleiduma* 'link' from *k̂lei-* 'clinare'. — Gk. σκαιός, Lat. *scaevos* 'link, linkisch', perhaps from a base *sqēi-* in MHG. *schief*, ON. *skeifr* 'schief'; MHG. *schiec* 'schief'; ON. *skeika* 'schwanken, wanken'; *skeið* 'Lauf'.

Schief.

ON. *skeifr*, MLG. *schēf*, MHG. *schief* 'schief', MLG. *schivelen* 'schwanken, auf die andere Seite treten, abfallen; unredlich handeln', Lett. *schk'ibs* 'schief', *schkëbt* 'kippen' (cf. Zupitza, Germ. Gutt. 154), MHG. *schīben* 'wälzen, drehen, wenden, schieben', etc. — MHG. *glīfen* 'schräge, abschüssig sein', *gleif* 'schief, schräge', *gleifen* 'schräge sein, hin und her irren', *glipfen* 'gleiten', MLG. *glipperich*, *glibberich* 'schlüpfrig'. — Lett. *slīpt* 'gleiten; schief werden', Lith. *slimpa* 'entschlüpft', prov. E. *slive* 'sneak, schleichen', MHG. *slimp*, *-bes* 'schief, schräge; verkehrt'.

Compare the same change of meaning in NE. *slope* 'Schräge, Abhang'; neigen, senken; schief sein', which represents either an OE. *slāp-* or *slop-*. In the first case compare Germ. *slīpan* 'slip'; in the second, *sleupan*, *slūpan* 'slip'. So also NE. *slant* is related to OSw., Sw. *slinta* 'gleiten, ausgleiten'; and ON. *slakke* 'slope', to OE. *slincan* 'slink'.

Gk. σκῖφός 'karg'.

Gk. σκίφη 'Geiz', σκῖφός 'karg', σκί(μ)πτω 'drücke ein, kauere hin', Lett. *schkëbt* 'kippen', *schk'ibs*, ON. *skeifr* 'schief', MHG. *schīben* 'wälzen, drehen, wenden, schieben' etc. Compare OE. *hnāg* 'bowed down, prostrate; contemptible; niggardly'. — Gk. κνιφός, κνιπός 'knickerig, knauserig', κνιπόω 'knickere', Lett. *knëbt* 'kneifen', Lith. *knibu* 'klaube, zupfe', *knybau* 'dränge', etc. — Gk. γνίφων 'Knicker, Geizhals', Lith. *gnýbiu* 'kneife', ON. *knífr* 'Messer'. — Gk. σκνῖπός 'knauserig', σκνίπτω 'kneife, knickere'. Even these may be only rime-words to κνιπός etc., and certainly not related to γνίφων.

Reißen.

OS. *hrītan* 'schreiben', MLG. *rīten* 'reißen, zerreißen', Gk. διακριδόν 'abgesondert', κρίνω 'scheide', ChSl. *kroiti* 'schneiden', Lett. *krijāt* 'schinden'. — Goth. *dis-skreitan* 'zerreißen', Swiss. *schrīssen, schreissen* 'heftig reißen', Bav. *schritzen* 'schlitzen', Lith. *skridiñys* 'Gerbeisen', *skrė́ju* 'sich im Kreise bewegen; mit dem Zirkel einen Bogen einreißen, einschneiden'. — OS. *wrītan* 'zerreißen, schreiben', Goth. *writs* 'Strich', Gk. ῥίνη 'Feile, Raspel' (cf. Brugmann, Grd. II, 1052), and perhaps Skt. *vlīnāti* 'drückt zusammen'. — ON. *slíta* 'zerreißen, spalten, abnutzen', MHG. *slīzen* 'spalten, zerreißen; abstreifen, abschälen; aufbrauchen, etc.' pre-Germ. base *slei-d-* 'schleifen, atterere, abstreifen, schleißen' with which compare *slei-b-* in OHG. *slīfan* 'gleiten; schleifen, schärfen', from *slei-*, *selei-* (cf. AJP. 24, 45 ff.). — MLG. *splīten* 'spleißen, auseinander reißen, in Stückchen spalten; sich spalten', MHG. *splīzen* 'spalten, trennen; sich spalten, bersten', base *splei-d-*, Skt. *sphālayati* 'läßt anprallen, schlägt auf, zerreißt' (cf. Zupitza, Germ. Gutt. 47). — MHG. *sprīzen* 'in Splittern auseinanderfliegen', ON. *sprita* 'ausbreiten', Lett. *sprēžu* 'spanne, schätze ab', base *sprei-d-*, Skt. *sphārayati* 'zieht auseinander, öffnet weit, spannt'. — OE. *þwītan* 'cut, shave off, abschneiden', *geþwit* 'chip', ON. *þueita* 'kleine Axt', *þueita* 'schleudern, werfen', base *tu̯ei-d-*, Lith. *tvóju* 'prügele', *tvýczyju* 'schlage, stäupe', etc. — Gk. κνίζω 'ritze, kratze, reize', κνίδη 'Nessel', ON. *hnita* 'stoßen', Gk. κνῶ, κναίω 'schabe, kratze'. — Lith. *skė́dżiu* 'scheide; verdünne', *skė́dyju* 'von einander gehen, bersten', *skëda*, Lett. *skaida* 'Span', *skaidīt* 'verdünnen', Gk. σκιδαρός 'dünn', σκίδναμαι 'auseinander gehen, sich verteilen', base *sqei-d-*, Lat. *dē-scisco* 'set oneself loose, separate from', ON. *skeina* 'scratch, wound', etc. — Skt. *chinátti* 'schneidet ab, spaltet', *chēda-s* 'Schnitt, Stück', Av. *sid-*, Gk. σχίζω 'spalten', σχίδη 'Scheit', Lat. *scindo* 'split', base *sk̑hei-d-*, Gk. σχάω 'schlitze auf', Av. *sya-* 'schneiden', Skt. *chyáti* 'schneidet ab'. The two bases *sqei-* and *sk̑hei-* fell together for the most part in the *centum-* group. Their very similarity makes it more probable that they are not related. — Lat. *findo* 'split', Skt. *bhinátti*, *bhédati* 'spaltet, reißt auf, zerbricht, etc.', Goth. *beitan* 'beißen', base *bhei-d-*, ChSl. *biti* 'schlagen', Lat. *per-fines* 'perfringas', etc. — Lett. *spáidīt* 'drücken, drängen', MLG. *spīten* 'verdrießen, ärgern', OHG. *spiz* 'Bratspieß', *spizzi* 'spitz', Skt. *sphyá-s* 'Holzspan'. — MLG. *smīten* 'schmeißen, werfen;

schlagen, stäupen'. Goth. *bismeitan* 'bestreichen, beschmieren', base *smei-d-*, Gk. σμῆν 'abwischen, schmieren'. — Goth. *maitan* 'hauen, schneiden', base *moi-d-*, *mei-d-* from *mei-* in ON. *meiða* 'verletzen, beschädigen', MHG. *meilen* 'verletzen, verwunden; beflecken, beschmutzen', OWelsh *mail* 'mutilum', Skt. *mināti* 'schädigt, mindert'. — ON. *strita* 'zerren, reißen', *stritask*, *streitask* 'sich anstrengen, sich sträuben', base *strei-d-*, OE. *strīmende* 'resisting; striving', Lith. *pa-si-straīnyju* 'streben, sich anstemmen'.

Kneifen.

ON. *hnippa* 'stoßen, stechen', MDu. *nīpen* 'kneifen', ON. *hnífr* 'Messer', Lett. *knēbt* 'kneifen', Lith. *knibu* 'klaube, zupfe', *knybau* 'dränge', Gk. κνιφός, κνιπός 'knickerig', κναίω 'schabe, kratze'. — MLG. *knīpen*, Du. *knijpen* 'kneifen', MLG. *knīp*, *knīf*, ON. *knífr* 'Messer', Lith. *gnýbiu* 'kneife', Gk. γνίφων 'Knicker'. Du. *snippen*, NE. *snip* 'schneiden, ein-, zuschneiden', MHG. *snipfen* 'schnappen', OSw. *snēpa* 'kastrieren', MLG. *snoien* 'einem Baume die Zweige abhauen, beschneiden'. — Lith. *grypiu* 'zwicke', MHG. *greibe* 'herb', Gk. χρίμπτω 'graze, scratch, wound', χρίω 'smear, anoint; scratch, wound'. — ON. *klípa* 'kneifen' is supposed to be for an older *klýpa*, but compare ON. *klippa*, ME. *clippen* 'clip', *clifrian* 'scratch', *clifer* 'claw', *ōþ-clīfan* 'anhaften'. — MLG. *glepe*, *glippe* 'Ritze, Spalt', Sw. dial. *glīpa* 'offen sein', *glip* 'Öffnung, Ritze, Spalt'. Here 'open' comes from 'slip, fall away': MHG. *glīfen* 'schräge, abschüssig sein', *glipfen* 'gleiten', etc. — MLG. *slippen* 'einschneiden, schlitzen, zerreißen', OE. *tō-slīfan* 'split', Lett. *slīpt* 'gleiten, schief werden'; OHG. *slīfan* 'gleiten; schleifen, schärfen', Lat. *dē-lībāre* 'abstreichen, abbrechen'. — OE. *rīpan* 'reap', *rifter* 'sickle', Sw. dial. *ripa* 'ritzen'; ON. *rífa* 'zerreißen', *rifa* 'Ritze, Spalte', Gk. ἐρείπω 'stürze um', Lat. *rīpa*. — Du. *strippen* 'Blätter abstreifen', MHG. *streifen* 'streifen, gleiten, ziehen; abhäuten'. — NE. *chip* 'Span', *chip*, ME. *chippe* 'cut into small pieces', OE. *cipp* 'log; ploughshare; weaver's beam', OHG. *kipfa* 'Runge, Stemmleiste am Wagen, Achsennagel', ON. *keipr* 'Rudernagel', *kippa* 'rücken, haschen, schnappen, berauben', MHG. *kippen* 'schlagen, stoßen', *kīben* 'scheltend zanken, keifen', Bal. *zinay* 'an sich reißen, hastig ergreifen, mit Gewalt wegnehmen', Skt. *jināti* 'raubt, beraubt, bedrückt' etc. (cf. Color-Names 53 f.). — ON. *skífa* 'in Schnitte schneiden', OHG. *scivaro* 'Steinsplitter', *sciba* 'Scheibe', Gk. σκοιπός 'Töpferscheibe', etc.

Hauen.

Lith. *piáuju* 'schneide, schlachte' Lat. *pavio* 'schlage, stampfe', — Gk. βύω, βῡνέω 'stopfe', OE. *pûnian* 'pound, schlagen'. — OHG. *bouuen*, *beuuen* 'drücken, reiben, conficere', Lat. *con-fūto* 'niederschlagen'. — Lith. *káuju* 'schlage, schmiede, kämpfe', ChSl. *kovą* 'schmiede', OHG. *houwan*, ON. *hǫggua* 'hauen'. — ChSl. *suja* 'stosse, schiebe', Lith. *száuju* 'schieße'. — ON. *hnǫggua* 'stoßen', OHG. *(h)niuwan* 'zerstoßen, zerschlagen, zerdrücken, zerreiben', Gk. κνύω 'schabe, kratze'. — Gk. ξύω 'kratze, glätte', ξυρός, Skt. *kṣurá-s* 'Schermesser', base *qsŭ-*, *qeseu-* from *qese-* in ChSl. *česati* 'kämmen, striegeln', Lith. *kasaũ* 'kratze', MHG. *haseln* 'glätten'. — Skt. *kṣṇáuti* 'schleift, wetzt, reibt', *kṣṇutá-s* 'gewetzt', Av. *-χšnuta-*, base *qsnŭ-* from *qesen-* in Lith. *kasinù* 'kratze', OHG. *hasan* 'politus', *hasnōn* 'polire', Gk. ξαίνω 'kratze, kämme' (cf. IE. a^x : $a^x i$: $a^x u$ 93). — Gk. ψαύω 'berühre, stosse aneinander' : Skt. *bábhasti* 'zermalmt'. — Skt. *bhárvati* 'kaut, verzehrt', ChSl. *brysati* 'abreiben', Ir. *brúim* 'zerschlage, zerschmettere', etc. — Skt. *cárvati* 'zermalmt, zerkaut', Gk. κροαίνω 'stampfe', κρούω 'stosse, schlage', ChSl. *krušiti* 'brechen'. — Goth. *ga-malwjan* 'zermalmen, zerstoßen', *bliggwan*, OHG. *bliuwan* 'schlagen' (cf. Mod. Lang. Notes 15, 326 f.). — Gk. τέρυς aufgerieben, schwach', τρύω 'reibe auf', ChSl. *tryti* 'reiben'. — ON. *knýia* 'drive, press hard, beat', OE. *cnūwian* 'pound' (in a mortar), MDu. *knouwen* 'nagen', MHG. *kniuren* 'prügeln, knuffen', LG. *knūsen* 'drücken', etc. — ON. *gnúa* 'rub, crush', *gnaust* 'clashing together', Gk. χναύω 'gnaw off, nibble', χναῦμα 'piece cut off', χναυρός 'dainty'. — OE. *clāwan* 'klauen, kratzen', Sw. *klå* 'kratzen, reiben; rupfen, ausbeuteln, beschuppen; schlagen, keilen, auskeilen', OE. *clāwu* 'Klaue', Skt. *gláu-ṣ* 'Ballen'. — OHG. *krouwōn* 'kratzen, krauen', *krawil*, *krouwil* 'dreizinkige Gabel; kralle, klaue', Lat. *con-gruo* 'come together'. — Gk. Aeol. χραύω 'ritze, verwunde', ἐγχραύω 'schlage hinein', Lat. *ingruo* 'break into, attack', Lith. *griūvù*, *griūnù* 'in Trümmer verfallen', ON. *grión* 'Grütze, Gries', Ir. *gro* 'Gries' from *gravo-*. — ON. *lýia* 'klopfen, schlagen', Skt. *lunáti* 'schneidet ab'. — Skt. *rav-*, *ru-* 'zerschlagen, zerschmettern', ChSl. *rŭvą* 'reisse aus', *ryją* 'grabe', etc. — MDu. *touwen* 'agitare, premere, pressare', OHG. *zawēn* 'von statten gehen', *zouwen* 'bereiten', OE. *tāwian* 'bereiten; mißhandeln; bedrücken'.

Stoßen.

OE. *potian* 'butt, gore; prod', Gk. βύζην 'gedrängt voll', βυνέω 'stopfe', OE. *pūnian* 'pound' (cf. IE. $a^x : a^xi : a^xu$ 51). — ON. *búta* 'hauen', *bauta* 'erschlagen', OE. *bēatan*, OHG. *bōȥan* 'schlagen, stoßen', *bouwen* 'drücken, reiben'. — Lith. *piáudinu* 'lasse beißen', *piáustau* 'schnitze', *piáuju* 'schneide; beiße'. — Skt. *tudáti* 'stößt, sticht, stachelt', Lat. *tundo* 'stoße', OE. *ā-þȳtan* 'expel', Lith. *tvóti* 'tüchtig prügeln'. — ON. *tutla* 'zupfen, pflücken', *tota* 'Schnabel, Rüssel', *túta* 'a projecting point', MDu. *touwen* 'agitare, premere, pressare'. — Goth. *stautan* 'stoßen, schlagen', MHG. *stutȥen* 'zurückscheuen', NSlov. *studiti* 'verabscheuen', ChSl. *styděti sę* 'sich schämen', *studŭ* 'kälte', Gk. στύω 'starre', OHG. *stouwen* 'anfahren, schelten, Einhalt bieten', Lith. *stumiù* 'stoße', etc. — Lat. *cūdo* 'beat, strike', Skt. *códati* 'treibt an', ON. *hváta* 'durchbohren', OHG. *houwan* 'hauen'. — ON. *skióta* 'schieben, stoßen, schleudern, schießen', Lith. *száudau* 'schieße mehrfach', *száuju* 'schieße'. — Gk. κνύζω 'kratze', κνῦζα 'krätze', Lett. *knudēt* 'jucken', Gk. κνύω 'kratze', ON. *hnióða* 'schlagen, hämmern, stoßen'. — MHG *knütȥen* 'zerquetschen', ON. *knútr* 'knoten', *knúta* 'knochen', OE. *cnēatian* 'dispute', *cnūwian* 'pound'. — Goth. *ga-krutōn* 'zermalmen'; OE. *crūdan* 'press, crowd', OHG. *krouwōn* 'kratzen, krauen', MHG. *grieȥen* 'zermalmen, zerkleinern; streuen, schütten', Lith. *griúdžiu* 'stampfe', *grúdas* 'Korn', *griūvù* in Trümmer zerfallen', Gk. χραύω 'ritze, verwunde'. — Skt. *kṣódate* 'zermalmt, zerstampft, erschüttert', *kṣōda-s* 'Zerstampftes, Mehl, Staub', Gk. ξύω 'kratze, glätte'. — Skt. *nudáti* 'stößt fort, vertreibt', *nōdayati* 'treibt an', *návatē* 'wendet sich, kehrt sich'. — Lat. *plaudo* 'beat, clap', Ir. *imluadi* 'exagitat', *imluad* 'agitatio', OE. *floterian* 'float, fly, flutter', *flēotan* 'float', *flōwan* 'flow'. — OE. *brēotan* 'break, destroy, kill', *gebrot* 'fragment', ON. *brióta* 'zerbrechen', *brytia* 'zerschneiden', Skt. *bhárvati* 'kaut, verzehrt'. — Lat. *trūdo* 'thrust, push, crowd, drive', ChSl. *truditi* 'beschweren, quälen', Goth. *us-þriutan* 'beschweren', OE. *þrēatian* 'urge on, press, afflict; rebuke, threaten', *þrēan* 'oppress, afflict; punish; threaten; rebuke', Gk. τρύω 'distress, afflict, vex', etc. (cf. Mod. Lang. Notes 16,26).

Brechen.

Gk. ἄγνυμι 'zerbreche', ἀγή 'Bruch'. — Gk. ῥήγνυμι 'zerbreche', ῥωγή 'Riß', MLG. *wrak* 'beschädigt'. — Skt. *bhanákti*

'bricht', Ir. *bongaim* 'breche', OSw. *banka*, *bunka* 'schlagen'. — Skt. *-bhráj-* 'hervorbrechend', Lat. *frango*, Goth. *brikan* 'brechen'. — MHG. *spachen* 'bersten machen, spalten', OHG. *spahha* 'Holzspan', MLG. *spaken* 'abgefallene Äste', Gk. σφάζω 'erschlage, schlachte'. — Skt. *sphūrjati* 'bricht hervor; prasselt', Lith. *sprugù* 'platze, prassele' Lat. *spargo*, etc. — OE. *spelc* 'Splitter', ON. *spialk* 'dünnes Holzstück', Lith. *spilgà* 'Stecknadel', Skt. *sphālayati* 'läßt anprallen; zerreißt'. — OFries. *hreka* 'reißen', ON. *hrekia* 'quälen', Skt. *karjati* 'quält'. — OHG. *chrac* 'Riß, Sprung, Scharte; Krach', *chrachōn*, OE. *cracian* 'crack, crash', Skt. *garjati* 'prasselt'. — MHG. *klac* 'Bersten, Brechen und damit verbundener Schall, Riß, Krach, Knack', *klecken* 'tönend schlagen; sich spalten, platzen', Gk. γλάζω 'lasse ertönen'. — NHG. *knack*, *knacken*, MHG. *knacken* 'krachen, knacken; einen Sprung, Riß bekommen', OS. *cnagan* 'zernagen'. — MHG. *schricken* 'springen, aufspringen, einen Sprung oder Riß bekommen', OHG. *screckōn* 'springen, hüpfen, etc.' — Gk. τρώγω 'nage, fresse', τρώγλη 'Loch', Goth. *þairkō* 'Loch, Öhr', Lat. *tergo* 'rub off, wipe off'. — ON. *sakadr* 'beschädigt, wund', *saka* 'schaden, anklagen', Gk. ψέγω 'verkleinere, tadele'; ψώχω 'zerreibe', ψῆγμα 'Bischen'.

Krachen, Krächzen.

Skt. *gárjati* 'brüllt, brummt, braust', OE. *cearcian* 'creak; gnash', *cracian*, OHG. *krahhōn* 'krachen', ON. *krákr* 'Rabe', *kráka* 'Krähe', OE. *crācettan* 'croak'; OHG. *kragil* 'garrulus', *kragilōn* 'schwatzen', Lat. *graculus* 'Dohle'. — Gk. κράζω 'schreie', κρώζω 'krächze'. Lith. *krègu*, *krogiù* 'grunze', ON. *hrókr*, OE. *hrōc*, OHG. *hruoh* 'Krähe', *rāhhisōn* 'sich laut räuspern', OE. *hrǣcan* 'clear the throat, spit'; Lith. *krankiù* 'krächze, röchele, schnarche', *krokiù* 'röchele, grunze', ChSl. *kreklati*, Lat. *crōcio* 'croak'; Gk. κρέκω 'strike, beat, play on a musical instrument', ON. *hringia* 'ring', *hringla* 'clink, clang, ring'. — Skt. *kharjati* 'knarrt', *khargálā* a night bird, *kharju-ṣ* 'Kratzen, Jucken', ON. *harka* 'zusammenscharren', *hark* 'Tumult, Lärm', Dan. *harke* 'sich räuspern'. — ON. *skark* 'Lärm, Gepolter', *skrǽkr* 'Schrei', *skrǽkia* 'schreien'; OHG. *screckōn* 'aufspringen, auffahren' or ChSl. *skrŭgati* 'knirschen'. — Lat. *clango*, *clangor*, Gk. κλαγγή 'Klang', κλάζω 'töne', Lith. *klagėti* 'gackern', ON. *hlakka* 'schreien, krächzen'; Gk. κλώςςω 'glucke', Goth. *hlahjan* 'lachen', ChSl. *klakolŭ* 'Glocke'. — ON. *klaka* 'twitter, chatter; wrangle', ME. *clacken* 'clack', OHG. *clecc-*

han, MHG. *klecken* 'tönend schlagen, treffen; einen Kleck, Fleck machen; sich spalten, platzen', NE. *click* 'ticken, klappern', Gk. γλάζω 'singe, lasse ertönen'. — MHG. *knacken* 'knacken, krachen', Sw. *knacka* 'klopfen, pochen'. — ON. *braka* 'krachen', OE. *gebrec* 'noise, clamor', *bearhtm* 'noise', *brecan* 'break, burst forth', Lith. *brežù* 'raschele', Lat. *fragor*, *frango*. — Skt. *sphúrjati* 'bricht hervor, dröhnt, prasselt', Gk. σφαραγέω 'strotze; prassele', Lith. *spragéti* 'platzen, prasseln', ON. *spraka* 'prasseln', OE. *sprecan* 'sprechen'. — MHG. *spachen* 'bersten machen, spalten', *spaht* 'Geschwätz, lauter Gesang', *spehten* 'schwatzen', OE. *specan* 'speak'. — Goth. *flōkan* 'beklagen', Lat. *plango*, Gk. πλήγνυμι beat; ChSl. *plakati* 'weinen', Lith. *plakù* 'schlage'. — ON. *snarka* 'flicker, sputter', MHG. *snarchen* 'schnarchen', *snarren* 'schnarren, schmettern, schwatzen'. — MHG. *snacken* 'schwatzen', ON. *snakinn* 'quick, swift', NE. *snatch* 'erhaschen, schnappen' — Gk. μογγός 'mit heiserer, dumpfer Stimme'. — Gk. φθόγγος 'Stimme', φθέγγομαι 'gebe einen Laut von mir'. — OSw. *banka* 'schlagen, klopfen'; ON. *banga* 'schlagen, lärmen', NE. *bang*, MLG. *bungen* 'die Trommel oder Pauke schlagen'. — NE. *smack* 'klatschen, knallen', OE. *smacian* 'antappen', Lith. *smogiu* 'schlage, peitsche'. — NE. *whack* 'give a heavy or resounding blow', *whang* 'beat, bang, thwack, whack'. — NE. *thwack* 'sharp blow with something flat or hard, whack, bang', ON. *þukla* 'befühlen', Skt. *tujáti* 'stößt'. — NE. dial. *twack* 'thwack', MHG. *zwacken* 'zupfen, zerren', OE. *twiccian* 'twitch, zwicken', OHG. *zocchōn*, *ziohan* zerren, ziehen', etc. — NE. *thack* 'thump, thwack', OE. *þaccian* 'pat, flap', ON. *þiaka* 'schlagen', Lat. *tango*.

Gellen.

OHG. *galan* 'singen', *gellan* 'laut tönen, schreien'. — OHG. *scellan* 'schallen, tönen', ON. *skella* 'klatschen, knallen', *skiala* 'schwatzen', Gk. σκάλλω 'behacke'. Cp. OHG. *scaltan* 'stoßen' : *sceltan* 'schelten'. — Sw. dial. *skwella* 'wiederhallen', ON. *skuala* 'schreien, lärmen', Dan. *skvale* 'plätschern, schlagen, sprudeln, hervorquellen', Lith. *skalánju* 'spüle, wasche', etc. (cf. Color-Names 121). — ON. *kalla* 'call', OHG. *kallōn* 'laut schwatzen', ChSl. *glasŭ* 'Ton, Stimme', Lat. *gallus* 'Hahn' — Gk. καλέω, Lat. *calo* 'rufe', OHG. *halōn*, *holōn* 'rufen, einladen', Lett. *kalût* 'schwatzen', base *qalā-*. — OHG. *hellan* 'ertönen, hallen', Gk. κέλομαι 'treibe an, rufe', κέλλω 'treibe an', κλόνος 'Schlachtgetümmel', Skt. *kala-*

na-m 'Schütteln, Hinundherbewegen', *kaláyati* 'treibt, hält'. These are perhaps related to the preceding. — ON. *hvellr* 'laut tönend', OE. *hwelan* 'resound'. — MHG. *knüllen* 'schlagen', *erknellen* 'erschallen', OE. *cnyllan* 'sound bell', NE. *knell.* — ON. *gnella* 'schreien', *gnolla* 'knirschen'. — MHG. *snal* 'rasche, schnellende Bewegung und der dadurch entstehende Laut', *snellen* '(fort)-schnellen; schnalzen', *snalzen* 'schnalzen', OHG. *snel* 'schnell etc.' — MHG. *grüllen* 'höhnen, spotten; grollen', *grel*, *gral* 'Schrei', *grellen* 'vor Zorn schreien', *grelle* 'das Krallende, Stechende; Dorn, Gabel, Spieß', *grel* 'rauh, grell, zornig'. — NE. *shrill* 'schrill', OE. *scralletan* 'sound loudly, shrill', Sw. *skrälla* 'gellen', *skråla* 'schreien'. — Lat. *ap-pellāre* 'ansprechen, anreden', *com-pellāre* 'ansprechen, anrufen, schelten' : *pellere* 'treiben'. Cp. Gk. κέλομαι 'treibe an, rufe'; Lat. *citāre* 'in Bewegung setzen, herbeirufen'. — Skt. *bala-s* 'Krähe', *balākā* 'eine Kranichart', *balbalākarōti* 'stammelt', Russ. *bolobóliti* 'schwatzen', Lat. *balatro* 'Possenreißer, Schwätzer', *balbus* 'stammelnd', etc. : Gk. βαλλίζω 'tanze', Skt. *balbaliti* 'wirbelt' (vom Rauche). — ON. *belia* 'bellow', *bylia* 'resound, roar', MHG. *blæjen*, ChSl. *blěją* 'blöken', Lith. *balsas* 'Stimme, Ton', OHG. *bellan* 'bellen', base *bhelē-* in Gk. φλέω 'strotze, fließe über, schwatze', φληνέω 'schwatze', etc.

Schreien.

ON. *hrína* 'schreien, quieken, wiehern', *hreina* 'schreien', Lett. *krina* 'Sau', ON. *hreimr* 'Geschrei', base *qrei-*, also in ON. *hrikta* 'knirschen', Gk. κρίζω 'knarre, kreische', etc. — OHG. *scrīan* 'schreien, rufen, jammern', *screi* 'Schrei, Geschrei', *screiōn* 'schreien', Lith. *skrēju* 'treibe herum'. — MHG. *krīen* 'schreien, bes. den Schlachtruf erheben', *krei* 'Geschrei', loanword from French *crier* as rime-word to *schreien*. Cp. also following. — OS. *krāia* 'Krähe', OHG. *chreia* 'Kranich', *krāen* 'krähen', ChSl. *grajati* 'krächzen', Lith. *gróju* 'krächze, schelte, schmähe'. — MHG. *glīen* 'schreien, bes. von Raubvögeln', ON. *glíma* 'ringen', *gleipa* 'schwatzen', Lat. *glīsco* 'swell up, burst out'. — ORuss. *gajati* 'krähen', Skt. *gāyati* 'singt', *gītá-s* 'gesungen', etc. — Goth. *qainōn* 'weinen', ON. *kueina*, OE. *cwānian* 'lament, trauern', *cwīþan* 'lament', ON. *kuīða* 'sich ängstigen', *kueita* 'überwältigen', Skt. *jināti* 'überwältigt, unterdrückt' (cf. Mod. Lang. Notes 16,26). — OHG. *weinōn*, ON. *veina* 'weinen, klagen, beklagen', OE. *wānian* 'complain, bewail', Lith. *vainóju* 'schmähe, schelte, schimpfe',

vainyju 'verspotte', *rejù* 'verfolge', etc. (cf. as above 23 f.). — ON. *huína* 'kreischen', schreien', OE. *hwīnan* 'make a shrill sound, whizz', Sw. *hvina* 'pfeifen, schwirren', OHG. *hweiōn* 'wiehern', *hwis-palōn*, ON. *huísla*, *huískra* 'flüstern, zischen' etc. — ON. *gneggia* from **gnaijōn* 'wiehern', base *ghni-* 'reiben, knirschen'. Cp. OE. *gnīdan* 'rub', ON. *gnísta* 'knirschen; heulen'. Similarly *ghnū-* : Gk. χναύω 'gnaw off', ON. *gnúa* 'rub, crush', *gnýia* 'be noisy', *gnyðia* 'growl, murmur', *gnýr* 'noise', OE. *gnyran* 'creak', *gnornian* 'mourn', etc. — Icel *hneggja* 'wiehern' from **hnaijōn*, Gk. κνῶ, κναίω 'schabe, kratze', OE. *hnǣgan* 'neigh'. Cp. Gk. κνύω 'schabe, kratze', κνόος 'Knarren des Rades', κνυζάω 'knurre, winsele'. — Dan. *tvine* 'jammern, weinen, flennen', Sw. *trina*, OE. *þwīnan* 'schwinden'. — MHG. *blæjen*, ChSl. *blěją* 'blöken', Gk. φλίω 'fließe über, strotze'. Cp. Gk. φλέω 'fließe über, schwatze', φλύω 'sprudele auf, schwatze', φλύος 'Geschwätz', Lith. *bliáuju* 'brülle, blöke'. — OHG. *hlōjan* 'brüllen', Lat. *clāmo*. — ChSl. *lają*, *lajati*, Lith. *lóju* 'bellen', Lat. *lātrare*, *lāmentum*. — Skt. *rāyati* 'bellt', Russ. *rajatĭ* 'klingen, schallen', *raj* 'Schall' Lith. *rēju* 'brülle, schreie', OHG. *rērēn* 'brüllen'. — Skt. *māyú-ṣ* 'Blöken, Brüllen', *máya-s* 'Ross', *mimāti* 'blökt, brüllt, schreit'.

Gk. κρίζω 'knarre, kreische'.

Gk. κρίζω 'knarre, kreische', κριγή 'Schwirren', κρίγη 'Eule', ON. *hrikta* 'knirschen', OE. *hrīcian* 'cut, cut to pieces', ChSl. *kroiti* 'schneiden', Gk. κρίκε 'kreische', ChSl. *krikŭ* 'Geschrei', *kričati* 'schreien' OE. *hrāgra*, OS. *hreiera* 'Reiher'. — OHG. *heigir* 'Reiher', *hehara*, OE. *higora*, Gk. κίσσα, Skt. *kiki-* 'Häher', *kēkā* 'Geschrei des Pfauen'. — NE. *creak* 'knarren, knirren, schwirren', *cricket*, MLG. *krikil* 'Heimchen', *kriken* 'streicheln'. These are perhaps recent rime-words to *crack*, OE. *cracian* etc. — ON. *skríkia* 'zwitschern', Sw. *skrika* 'schreien', *skrika* 'Häher', ME. *schrike* 'shreak', OE. *scrīc* 'shrike'. — Gk. τρίζω, τετρῖγα 'zirpen, schwirren, knirschen', τριγμός 'Zischen, Schwirren', *trīg-* 'rub', cp. Lat. *intertrīgo* 'chafing of the skin', *trī-vi*, *trī-tus* etc. — Gk. στρίγξ 'Nachtvogel mit kreischender Stimme', Lat. *strix* 'owl', *streig-* 'streichen'. — Lat. *frigo* 'squeak', *bhreiĝ-* 'rub, crush' : Lith. *brēžiu* 'kratze', ON. *brík* 'Brett', Lat. *frio*, *frī-co*. — Gk. σίζω 'zische', σῖξις 'zischen', perhaps from **kuig-*, cp. ON. *huika* 'wanken' or *huína* 'kreischen'. — Lith. *žvygiù* 'quiekend schreien, vom Schwein gebraucht', NHG. *quieken*, NE. *squeak* seem to represent a similar phonetic form,

and yet they may be entirely unrelated. The Germ. words are probably secondary ablaut-forms of *squawk*, *quack*. Cp. *squall*, *squeal*. — OE. *sīcan* 'sigh', *sīcettan* 'sigh, lament', MDu. *versīken* 'seufzen', primarily 'sickern, rieseln', OE. *sicerian* 'sickern', Norw. *sika* 'seihen', *sikle* 'geifern; (dial) rieseln', etc. Cp. OE. *sīgan* 'sickern; seihen', ME. *sīghen* 'seufzen'; MLG. *sīpen* 'sickern', Lat. *sibilo*, Norw. *sīpa* 'weinen, heulen'; Serv. *sipiti* 'fein regnen', OHG. *seivar* 'Schaum, Geifer, ON. *sífra* 'knurren'. — MHG. *kīchen* 'keuchen', NHG. *kichern*, Sw. *kikna* 'nach Luft schnappen, keuchen', ON. *kikna* 'give way suddenly'. Cp. ON. *kippa* 'rücken, haschen, schnappen', Sw. *kippa efter anden* 'nach Luft schnappen'. — Sw. dial. *hikja* 'keuchen', Sw. *hicka* 'schluchzen', ON. *hixta* nach Luft schnappen, schluchzen', etc.

Lett. *mauju* 'brülle'.

Lett. *mauju* 'brülle', Czech *mykati* 'muhen', Gk. μύ, μῦ 'Ausruf des Schmerzes'. — Lett. *nauju* 'schreie', Skt. *nāuti*, *návatē* 'tönt, jubelt, preist'. — Skt. *rāuti*, *ravati* 'brüllt, schreit, dröhnt', ChSl. *revą*, Gk. ὠ-ρύομαι 'brülle', Lat. *rūmor*, etc. — Gk. βοή 'Schrei', βοάω 'schreie', ON. *púa* 'blasen'. — Skt. *kāuti* 'schreit', ChSl. *kujati* 'murren', Gk. κωκύω 'schreie, wehklage'. — Skt. *jógū-* 'ertönen lassen', Gk. γόος 'Klage', γοάω 'wehklage', OE. *cīegan* 'rufen', ChSl. *govorŭ* 'Lärm'. — Skt. *hávatē*, *hváyati* 'ruft', ChSl. *zovą* 'rufe', etc. — Lith. *bliáuju* 'brülle, blöke', Gk. φλύαρος 'geschwätzig', φλύω 'walle über, sprudele auf, schwatze, MHG. *blōdern* 'rauschen'. — Lith. *pliaunyju* 'schwatze', Gk. πλύνω 'wasche'. — ON. *hliómr* 'Laut, Ton', *hlióma* 'ertönen', Goth. *hliuma* 'Gehör, Ohr', Gk. κλύω, Skt. *çr̥ṇóti* 'hört', etc. — Gk. κλαίω 'weine', κλαῦμα 'Weinen' : καλέω, Lat. *calāre*, OHG. *halōn* etc. — OE. *hrēam* 'shout, uproar', *hrīeman* 'shout: lament; exult', Lat. *corvus*, Skt. *kārava-s* 'Krähe'. — Lat. *gruo* 'crunk, Naturlaut der Kraniche', Gk. γρῦ 'Grunzlaut der Schweine', γρῡλίζω 'grunze' OHG. *krōn* 'garrulus', *krōnen* 'schwatzen, brummen, schelten', MHG. *krōn* Gezwitscher der Vögel', MDu. *crōnen* 'jammern, klagen', MHG. *krāwe* 'Krähe; Kranich; Staar', Lith. *gérvė*, Lat. *grūs* 'Kranich'. — OHG. *scrouwezen* 'garrire, gannire', ON. *skruma* 'shout, boast', *skraum* 'boasting' — Lith. *griáuju*, *griáunu* 'breche nieder, donnere', Gk. Aeol. χραύω 'ritze, verwunde'. — Gk. κνόος 'Knarren des Rades', κνυζάω 'knurre, winsele', κνύω 'schabe, kratze', ON. *hnoggua* 'stossen'. — ON. *gnýia* 'lärmen', *gnydr*, *gnýr* 'Lärm', OE *gnyran*

'knarren', *gnornian* 'trauern', Gk. χναυρός 'dainty', χναύω 'gnaw off, nibble', ON. *gnúa* 'rub, crush', — Skt. *tumula-s* 'geräuschvoll, lärmend', Lat. *tumultus, tumeo.* — Gk. θύω 'stürme einher, tobe, etc.', ChSl. *dunąti* 'blasen', ON. *dynia* 'lärmen', Skt. *dhúni-ṣ* 'rauschend, brausend, tosend', *dhvánati* 'tönt', *dhūnóti* 'schüttelt, bewegt hin und her', OHG. *tūmōn* 'sich herumdrehen, taumeln', MHG. *tumel* 'betäubender Schall, Lärm'. — Gk. θρέομαι 'lasse ertönen, schreie', θρόος 'lautes Rufen', θρῦλος 'Geräusch', OE. *drēam* 'Jubel, Lärm', — Skt. *stāuti, stávatē* 'lobt, preist, singt', *stóma-s* 'Lob, Preislied'. — Skt. *svánati* tönt, schallt', Lat. *sono*, etc., perhaps from Skt. *suváti, sávati* 'treibt an'. — Av. *mraoiti*, Skt. *bráviti* 'sagt, spricht', Welsh *cy-frau* 'Gesang, Ton'. — OHG. *stouwen*, MHG. *stöuwen, stouwen* 'anfahren, schelten, klagen; Einhalt tun, gebieten; hemmen, stauen', ChSl. *staviti* 'stellen, hemmen', Lith. *stóviu* 'stehe', Skt. *sthāvará-s* 'stehend'.

Lat. *rugio.*

Goth. *hrūkjan* 'krähen', ON. *hraukr* 'Seerabe', Gk. κραυγή 'Geschrei'; Lith. *kraukiù* 'krächze', *kriukiù* 'grunze', *krauklȳs* 'Krähe', ChSl. *krukŭ* 'Rabe'; Skt. *krṓçati* 'schreit'; OE. *hrēam* 'shout, uproar', Lat. *corvus* etc. — Gk. γρύζω, fut. -ξω 'grunze', OHG. *krōnen* 'schwatzen, brummen', *krōn* 'Gezwitscher der Vögel', Lat. *grūs* 'crane', *gruo* 'crunk'. — ON. *brauk* 'Lärm', *brauka* 'lärmen', Gk. φρύγω 'roast, parch'. Cp. Lat. *frigo* 'squeak' : *frīgo* 'parch'; OE. *brastlian* 'crackle', Lith. *braszkëti* 'prasseln', *bruzgëti* 'rascheln' : Skt. *bhṛjjáti* 'röstet'. — Gk. βύζω 'schreie wie der Uhu', βύκτης 'heulend', MHG. *phūchen* 'fauchen', ON. *púa* 'blasen', Gk. βοή 'Schrei'. — Lat. *mūgio* 'brülle', Gk. μύζω 'stöhne', μυγμός 'Seufzer', OHG. *muckazzen* 'mucksen', Lett. *maut* 'brüllen', etc. — Lat. *rugio* 'brülle', Gk. ἤρυγον 'brüllte', Lith. *rūgóti* 'murren'; ChSl. *rykati*, OHG. *rohōn* 'brüllen', Skt. *ruváti, rāúti* 'brüllt'. — Lat. *jugo, -ere* 'the natural note of the kite', Lith. *dżiugus* 'schnarrend'. — Litn. *sugiu* 'heule, winsele', *saugiu, saukiu* 'schalle, klinge'. — Lith. *staugiù* 'heule'. — Lith. *szaukiù*, Lett. *saucu* 'schreie, rufe'. — Lith. *kaukiù*, Lett. *kaucu* 'heule', Skt. *kṓka-s* 'Wolf'; *kūjati* 'knurrt, brummt' : *káuti* 'schreit'.

Lat. *rūdo.*

Lith. *udyju* 'schelte, keife' *ūdóju* 'ächze, girre', *vadinù* 'rufe; nenne', Skt. *úditi-ṣ* 'Rede', *vádati* 'redet', Gk. ὑδέω 'besinge, preise',

αὐδή 'Laut, Stimme'. — Skt. *róditi, rudáti* 'weint, heult, jammert', Lat. *rūdo* 'brülle, schreie', Lith. *raudóju*, OE. *rēotan* 'weinen, wehklagen', — OE. *grēotan*, OS. *griotan* 'weinen', Lith. *graudoju* 'wehklage', *graudùs* 'spröde'; rührend, herzbewegend', *graudżiù* 'tue wehmütig', base *ghreud-* 'crush; be, feel crushed', Lith. *grúdżiu* 'stampfe', suche das Gemüt durch Ermahnung zu rühren', MHG. *griezen* 'zermalmen, etc.' — ON. *hrióta* 'herabfallen; losbrechen, aufbrüllen; schnarchen', OE. *hrūtan* 'resound; snore', OHG. *rūzan* 'rasseln, schnarchen, schnauben, summen', Norw. dial. *rūta* 'stürmen, lärmen, sausen', Pruss. *krūt* 'fallen'. — Dan. *skryde* 'prahlen, brüllen', in ODan. 'poltern, brüllen, schreien, schnarchen', Sw. *skryta* 'prahlen', dial. 'schnarchen', MLG. *schrūten* 'schnaufen, schnarchen', Lith. *skraudus* 'rauh, brüchig' (cf. Color-Names 114). — Lith. *gaudùs* 'wehmütig', *gaudżiù* 'sause, jammere, heule, summe', Lett. *gaudūt* heulen, wehklagen', OE. *cȳta* 'Rohrdommel; Weihe', MHG. *kūtze* 'Kauz' (cf. PBB. 24, 529). — ME. *schouten*, NE. *shout* 'laut schreien, rufen', Lith. *skaudùs* 'gewaltig, heftig; schmerzhaft', *skùndżiu* 'klage, führe Beschwerde', Lett. *skundēt* 'ungehalten sein', Gk. σκύζομαι 'bin zornig' σκυδμαίνω 'zürne'. — Gk. κυδάζω 'schmähe, beschimpfe', OS. *farhwātan* 'verfluchen', Goth. *hwōtjan* 'drohen', ChSl. *kydati* 'jacere, βλασφημεῖν, Skt. *cōdati* 'treibt an', Lat. *cūdo* 'beat, strike' (cf. Mod. Lang. Notes 20, 43). — Gk. κνυζάω, -έω 'knurre, winsele', κνόος 'Knarren', κνύω 'kratze' — Sw. *snyta* 'schnauben, sneuzen', ON. *snýta* 'schneuzen'; OHG *snūden* 'schnauben, schnarchen', MHG. *snouwen* 'schnauben, schnaufen'. — OE. *þēotan þūtan* 'resound, howl', OHG. *diozan* 'laut tönen, tosen, rauschen; sich erheben, quellen, schwellen, zucken'. — Goth. *flauts* 'prahlerisch', *flautjan* 'prahlen', Lith. *plūdżiu* 'schwatze, plappere', *pliaũnyju* 'schwatze', Gk. πλύνω 'wasche', etc. (cf. Jour. Germ. Phil. I, 461).

Brausen.

ChSl. *puchati* 'blasen', *opuchnąti* 'aufschwellen', Dan. *fuse* 'hervorströmen', Norw. dial. *fjusa* 'gewaltsam hervorströmen, sausen', *fjøysa* 'aufbrausen, überwallen'. — MHG. *phūsen* 'schnauben', MLG. *pūsten*, ON. *púa* 'blasen'. — Sw. dial. *busa* 'stark blasen', ON. *bysia* 'gush', MHG. *būs* 'Aufgeblasenheit, schwellende Fülle', Russ. *buchnutī* 'schwellen, sich werfen', Pol. *buchnąc* 'hervorbrausen, herausplatzen' (cf. Wadstein, PBBr. 22, 240f.). — ON. *fnýsa* 'schnauben', OE. *fnēosan* 'niesen', Gk. πνέω 'blase'. — Early Du.

fluysen 'flow with violence', ON. *flaustr* 'hurry, fluster', Skt. *plávatē* 'schwimmt, schwebt, fliegt, springt', Lith. *plaũtis* 'Schnupfen'. — Early Du. *bluyster*, NE. *blister* 'Blase', *bluster* 'brausen, wüten, prahlen', Gk. φλύω 'walle über, sprudele auf, schwatze'. — MHG. *brūs* 'Brausen', *brūsen* 'brausen', Du. *bruis* 'Schaum, Gischt', OHG. *briuwan* 'brauen', Lith. *briáutis* 'sich mit roher Gewalt vordrängen', Lat. *ferveo*. — ON. *frysa*, Sw. *frusta* 'schnauben', *frusa* 'heftig hervorströmen', ChSl. *prysnąti* 'spritzen', Skt. *pruṣṇóti* 'spritzt, bespritzt', base *preu-* also in Skt. *próthati* 'schnaubt', ON. *frauð* 'Schaum'. — ON. *hnjósa*, OHG. *niosan* 'niesen', Gk. κνόος 'Knarren', κνύω 'schabe, kratze'. — Skt. *kṣâuti* 'niest', Gk. ξύω 'kratze', no connection with the above or following. — ME. *snēse* 'sneeze', Sw. *snusa* 'schnupfen', Dan. *snuse* 'schnobern, wittern, schnüffeln', base *sneu-* in MHG. *snūwen*, *snouwen* 'schnauben, schnaufen', MLG. *snauwen* 'schnappen', OHG. *snūden* 'schnauben, schnarchen', *snūzen* 'schneuzen', MHG. *snūfen* 'schnaufen', *snūben* 'schnarchen', *snupfen* 'schnaufen; schluchzen', etc. — ON. *gjósa* 'sprudeln', *gusa* 'sprühen, sprudeln', *gusta* 'blasen, pusten', Norw. *gjosa* 'heftig hervorströmen', Gk. χέω 'gieße aus', etc., base *ĝheu-*. — Skt. *ghóṣati* 'tönt, ruft aus', *ghóṣa-s* 'Lärm, Getön', Av. *gaoša-* 'Ohr'. — ON. *þysia*, *þyria* 'hervorstürzen', *þyss*, *þausn* 'Lärm', OE. *þys* 'storm', OHG. *dosōn* 'brausen, rauschen, tosen'. — Skt. *dhváṁsati* 'zerstiebt, zerstreut', Lith. *dùsas* 'Dunst', *dūsiù* 'atme schwer auf, seufze auf', *dusìmas* 'Keuchen', Skt. *dhūnóti* 'bewegt hin und her, facht an, etc.' — OHG. *sūsōn* 'sausen, summen, zischen, knarren, knirschen', ON. *sús* 'Rauschen des Wellenschlages', ChSl. *sysati* 'pfeifen, sausen'. — Skt. *çūsá-s* 'gellend, klingend, schnaubend, mutig', *çvásiti* 'atmet, schnauft, seufzt', Lat. *queror* klage', OE. *hwǣsan* 'wheeze', perhaps related to Skt. *çūná-s* 'geschwollen, aufgedunsen', *çváyati* 'schwillt an'. — ON. *rausa* 'schwatzen, plappern', Skt. *rṓṣa-s* 'Zorn, Wut', *rṓṣati* 'ist unwirsch, zürnt', *râuti* 'brüllt'.

IE. *l* : *r*.

A very large number of rime-words with *l* and *r* occur. These are so numerous that if we should take the words as they stand as representing the simplest form of the base, we should be forced to conclude either that IE. *l* and *r* were one in origin or else had become inextricably confused. But many of these parallel forms are plainly derivatives of the same base

with the suffixes *-laᵉ-* and *-raᵉ-*, as in Goth. *mēla* 'Scheffel' : ChSl. *měra* 'Maß'. Others are accidental, and the words have no relation to each other. Still others were brought about by changes of one sound to the other from various causes. But even after making these allowances there still remains a considerable number of synonymous bases with *l* and *r*. I call attention especially to the following with their derivatives : *el-* : *er-* 'drive, set in motion'; *lei-* : *rei-* 'glide, flow'; *lē-*, *lā-* : *rē-*, *rā-* 'roar'; *leu-* : *reu-* 'pluck, break off'; *aleq-* : *areq-* 'ward off, protect'; *u̯el-* : *u̯er-* 'roll, turn'; *mel-* : *mer-* 'grind, crush'; *pel-* 'swing, drive, etc.' : *per-* 'fly, wander, etc.'; *pel-* : *per-* 'pour; wash'; *bhleu-* : *bhreu-* 'boil, aufwallen'; *bheleg-* : *bhereg-* 'gleam, shine'; *del-* : *der-* 'tear'; *k̑el-* : *k̑er-* 'freeze'; *qel-* : *qer-* 'turn, twist'; *glaᵉx-* : *graᵉx-* 'resound, roar, etc.'; *qol-* : *qer-* 'beat, cut'; *sqel-* : *sqer-* 'cut' : *gel-* : *ger-* 'draw together'; *glaᵉx-* : *graᵉx-* 'crash, resound'; *gᵘel-* : *gᵘer-* 'swallow'; *ĝhel-* : *ĝher-* 'grow'; *sel-* 'glide, slide' : *ser-* 'flow'.

These and other apparently primary bases, together with many others that may be derivatives of them, furnish an interesting group of rime-words. They belong to the very earliest period and furnish the starting-point for many similar rime-words.

Gk. ἐλάω, ἔλαμι 'drive; chase, hunt; thrust, beat' : Gk. ἐρέσσω, OE. *rōwan* 'row'. — Gk. ἔλυται · ἔρχεται : OE. *earu* 'schnell', ON. *ǫrua* 'antreiben', Skt. *ṛṇóti* 'erhebt sich, bewegt sich', Gk. ὀρούω. — OHG. *elo* 'gelb' : Arm. *arev*, Skt. *ravi-ṣ* 'Sonne', *aruṇá-s* 'rötlich'. — Lat. *lūtum*, *lūteus* : *rutilus*. — Skt. *lunāti* 'schneidet ab', *láva-s* 'Schneiden, Abschneiden, Schur, Wolle, etc.', ON. *lýja* 'schlagen' : Skt. *rav-* 'zerschlagen', Lith. *ráuju* 'ziehe aus, raufe', ON. *rýja* 'den Schafen die Wolle ausreißen'. — Lith. *lúszti*, *laužyti* 'brechen', Russ. *luznutĭ* 'schlagen, stoßen' : Lat. *cor-rugus*, *rūga*, *runcāre*, etc. — Lith. *lùpti*, ChSl. *lupiti* 'schälen, abziehen', Goth. *laufs* 'Blatt' : ON. *riúfa* 'brechen, zerreißen', Lat. *rumpo*. — Gk. λέπω 'schäle ab', λέπος, λοπός 'Rinde, Schale' : Alb. *rjep* 'ziehe aus, ab, beraube', Gk. ἐρέπτομαι 'rupfe, fresse', Lat. *rapio*. — ChSl. *lajati* 'bellen, schimpfen', Lith. *lóju* 'belle', Lat. *lāmentum*, *lātrāre*, Goth. *laian* 'schmähen', Ir. *líim* 'klage an' : Skt. *rāyati* 'bellt', Russ. *rdjatĭ* 'klingen, schallen', Lith. *rėju* 'schreie heftig los', ON. *rómr* 'Stimme, Geschrei', OHG. *ruod* 'Gebrüll'. — Gk. λῆρος 'Tand, Geschwätz', ληρέω 'schwatze' : ChSl. *rarŭ* 'sonitus'.

— Gk. λάσκω, ληκέω 'töne, schreie, spreche', Lat. *loquor* : Lith. *rėkiù* 'schreie', ChSl. *reką* 'spreche'. — Skt. *lásati* 'strahlt, glänzt, ertönt, spielt', Lat. *lascīvus* 'ausgelassen, geil' : Skt. *rásati* 'brüllt, heult, ertönt', *rāsatē* 'heult, schreit', MHG. *rāsen* 'toben, rasen', OE. *ræscan* 'coruscate'. — Pol. *lasy* 'begierig, lüstern', ON. *elska* 'lieben', Skt. *láṣati*, Gk. λιλαίομαι 'begehren' : Gk. ἔρως 'Liebe, Verlangen', ἐραννός 'lieblich', ἐραστός 'geliebt'. — OE. *ealgian* 'schützen', Goth. *alhs* 'Tempel', Gk. ἀλαλκεῖν 'abwehren', ἀλκή 'Wehr, Kraft' : Gk. ἀρκέω 'wehre ab', Lat. *arx*, Lith. *rakinù* 'schließe', *rāktas* 'Schlüssel', OHG. *rigil* 'Riegel'. — OE. *lōcian* 'look', OS. *lōkon* 'schauen' : Lith. *regiù* 'sehe, schaue'. — Lith. *lė́ju* 'gieße', *lytùs* 'Regen', Welsh *lliant* 'Strom, Meer' : Skt. *riṇā́ti* 'läßt fließen etc.', *rīti-ṣ* 'Strom, Lauf', OE. *rīþ* 'stream', Lat. *rītus*, *rīvus*, Ir. *rian* 'Meer', Gk. ὀρίνω 'bewege'. — OE. *ge-līsian* 'slip, glide', MHG. *leise* 'Geleise' : OHG. *rīsan* 'steigen, fallen', Goth. *-reisan*. — Gk. λῖτός 'glatt, schlicht', ON. *līða* 'gleiten, schlüpfen, gehen, vergehen', Goth. *leiþan* : ON. *ríða* 'bestreichen, beschmieren'. — Suffixes *-lo-*, *-lā-*; *-li-*; *-lu-* : *-ro-*, *-rā-*; *-ri-*; *-ru-*. — Lith. *leilas* 'dünn, schlank' : Gk. λειρός 'mager, bleich'. — Skt. *līlā* 'Spiel, Scherz, Belustigung' : Gk. λῖρός 'frech'. — Skt. *lálati* 'spielt, scherzt, tändelt', Gk. λάλος 'geschwätzig', λαλέω 'schwatze' : Gk. λῆρος 'Geschwätz, Tand', ληρέω 'schwatze'. — OHG. *īlen* 'eilen', Gk. ἰάλλω 'schicke, werfe', Skt. *íyarti* 'erregt, erhebt', *írtē* 'setzt sich in Bewegung, erhebt sich, hebt an' (or the Skt. words with *r*) : Goth. *airus* 'Bote'; OE. *ār*, ON. *ár* 'Ruder'. — Skt. *válati* 'wendet sich, dreht sich', *valaya-s* 'Kreis, runde Einfassung, Armband' : Skt. *vára-s* 'Umkreis', *varatrā́* 'Riemen, Seil', Ir. *ferenn* 'Strumpfband'. — Skt. *valana-m* 'das Wallen, Wogen', Lith. *vilnìs*, OHG. *wella* 'Welle' : ON. *ver* 'Meer', Skt. *vār* 'Wasser'. — Goth. *wulan* 'sieden', ON. *vella* 'kochen' : Lith. *virti*, ChSl. *variti* 'kochen'. — Lat. *volvo*, Gk. εἰλύω 'wälze, umhülle', εἴλῡμα 'Obergewand', ἔλυτρον 'Hülle' : ἔρυσθαι 'schützen, hemmen', ῥῡτήρ 'Retter', Skt. *varūtā́* 'Beschirmer', *vṛṇóti* 'bedeckt, umschließt'. — Goth. *waldan* 'walten', OHG. *waltan* 'Gewalt haben, herrschen über, besitzen, etc.' : Lith. *verczù* 'wende, kehre, zwinge', Lat. *verto*. — ON. *velta*, OHG. *walzan* 'walzen, sich wälzen, sich wälzend oder rollend bewegen' : Goth. *wratōn* 'wandern', Gk. ῥαδανίζω 'schwinge'. — OHG. *walgōn* 'sich wälzen, sich rollen, sich bewegen, ambulare' : OE. *wringan* 'wring, press', MLG. *wringen* 'drehen, winden; drücken'. — OE. *wealcan* 'roll, fluctuate;

whirl, twist, wring', ON. *valka* 'rollen, hin und her bewegen' : Skt. *vṛṇákti* 'wendet, dreht, dreht ab', OE. *wrencan* 'twist, turn; be deceitful', Lat. *vergo* 'bend, turn'. — Skt. *vṛ́ka-s* 'Wolf', *vṛkí-ṣ*, ON. *ylgr* 'Wölfin' : ON. *vargr* 'Wolf'. — Lith. *výlius* 'List', OE. *wīl* 'wile, trick', ON. *vīl* 'Bedrängnis, Not, Elend', *veill* 'schwach, krank', Lat. *vīlis* 'low, mean, base' : Ir. *fiar* 'umgebogen, schief'. — Lith. *vēla* 'Eisendraht' : ON. *vírr*, OE. *wīr* 'wire'. — Goth. *malan* 'mahlen', Lat. *molo*, Skt. *mlā́yati* 'welkt, erschlafft, wird schwach' : Skt. *mṛṇā́ti* 'zermalmt, zerschlägt', Gk. μαραίνω 'reibe auf', μαραcμόc 'Verwelken'. — Goth. *ga-malwjan* 'zermalmen, zerstoßen', OE. *melu* 'meal, ME. *melwe* 'mellow, soft' : OE. *mearu*, OHG. *maro*, *muruwi* 'mürbe, zart', Welsh *merw* 'weich, faul'. — Gk. μαλακόc 'weich, sanft', βλάξ 'schlaff, träge, weichlich, töricht', Lat. *mulcēre*, *mulcāre* : Lith. *merkiù* 'weiche ein', Skt. *marcáyati* 'versehrt, beschädigt', Lat. *marceo*, *marcidus*. — Gk. ἀμέλγω, Lat. *mulgeo*, OHG. *melchan* 'melken', Skt. *mṛjáti* 'wischt, reibt ab' (or this perhaps rather with *r*) : Gk. ἀμέργω 'streife ab', ἀμοργόc 'auspressend', ὀμόργνῦμι 'wische ab', ON. *marka* 'bezeichnen, mark out, etc.' — Ir. *mláith*, *bláith* 'weich, sanft' : OHG. *brāto* 'weiches, eßbares Fleisch'. — ChSl. *mladŭ* 'zart', Gk. ἀμαλδύνω 'schwäche, zerstöre', Lat. *mollis*, Skt. *mṛdú-ṣ* 'weich, zart, mild' : Skt. *márdati* 'reibt, zerdrückt, reibt auf', Lat. *mordeo*. — OHG. *melda* 'Verrat, Angeberei', *meldōn* 'angeben, verraten' : Gk. μάρτυc 'Zeuge'. — Lett. *me'lst* 'verwirrt reden, phantasieren', Ir. *mellaim* 'betrüge', *mell* 'Sünde, Fehler' : Skt. *mṛ́ṣā* 'umsonst, vergebens; irrig, unrichtig', OE. *mearrian* 'go astray, err', *gemearr* 'hindrance; heresy, wrong-doing'. — Gk. μέλλαξ 'Jüngling' : μεῖραξ 'Knabe, Mädchen'. — Gk. βλῑμάζω 'befühle' from **mlī-* 'preß, rub' : μάρη 'Hand', μάρις 'Hohlmaß', *mer-* 'press : hold'. — Goth. *mēla* 'Zeitpunkt, Zeit', *mēla* 'Scheffel' : ChSl. *měra* 'Maß', Gk. μέροc 'share', μόρα 'division', Lat. *mora* 'space of time; delaying, delay' (cf. Color-Names 67). — Gk. πάλλω 'schwinge, schüttele', Lat. *pello*, ON. *falma* 'tappen, sich schwankend bewegen, zittern' : ChSl. *pariti* 'fliegen, schweben', *pirati* 'fliegen', Goth. *faran* 'fahren, wandern'. — Lith. *pilù* 'gieße, schütte', MHG. *vlœjen* 'spülen, waschen; sich im Wasser hin und her bewegen' : Lith. *periù* 'bade', Pol. *prać* 'waschen'. — ChSl. *plakati* 'spülen' : Gk. πρώξ 'Tropfen'. — Lith. *plasnůju* 'klatsche', *plesdenù* 'flattere', Sw. *flåsa* 'schnaufen, schnauben' : OE. *frǣst* 'breath, blast', OSw. *fræsa* 'sprühen', ON. *forsa* 'strömen, brausen'. — Early Du. *fluysen*

'flow with violence', ON. *flaustr* 'hurry, fluster' : Sw. *frusa* 'heftig hervorströmen', ChSl. *prysnąti* 'spritzen'. — Lith. *plaũtis* 'Schnupfen' : Skt. *próthati* 'schnaubt', ON. *frauð* 'Schaum'. — Gk. φλέω 'strotze, fließe über, schwatze', φλύω 'walle über, sprudele auf, schwatze', MHG. *blōdern* 'rauschen' : Lat. *ferveo* 'siede, walle', OHG. *briuwan* 'brauen, sieden', MHG. *brōdeln*. — NE. *bluster* 'brausen, wüten, prahlen' : MHG. *brūs* 'Braus, Brausen'. — OE. *bælcan* 'vociferate' : *beorcan* 'bark'. — Gk. φλέγω 'brenne, leuchte', Lat. *fulgeo*, *flagro*, OHG. *blank* : Goth. *bairhts* 'hell, glänzend', Lith. *berszti* 'weiß werden'. — Gk. ψάλλω 'schnelle, raufe', ψαλάσσω 'zupfe, berühre' : ψηρός 'zerreiblich, dürr', ψωρός 'krätzig'. — Gk. ψῑλός 'kahl, nackt, bloß' : ψαίρω 'streiche, reibe'. — ChSl. *tlŭką*, *tlěšti* 'klopfen', Russ. *tolóčь* 'stoßen' : Lith. *trenkiù* 'stoße dröhnend', OHG. *dringan*. — Skt. *dálati* 'berstet, springt auf', *dala-m* 'Stück, Teil, etc.', Lith. *dalis* 'Teil, Erbteil', *dalyjù* 'teile', OHG. *zālēn* 'wegreißen, rauben' : Goth. *ga-tairan* 'zerreißen, zerstören', Gk. δέρω 'schinde', Skt. *dṛṇáti* 'springt auf, berstet, zerreißt'. — Gk. δεν-δίλλω 'turn the eyes about, glance at, make a sign to', OE. *tilian* 'strife after, intend, attempt, obtain', OHG. *zilēn* 'sich beeilen, eifrig streben nach' : Norw. *tīra* 'stieren, genau zusehen', Pruss. *deirīt* 'sehen', Lith. *dyrė́ti* 'gucken, lauern, heranschleichen'. — Gk. θολόω 'trübe, verwirre' : θοῦρος 'anstürmend'. — OHG. *-twelan* 'torpere, sopiri; cessari' : ON. *dúra* 'schlummern'. — Lith. *szálti* 'frieren', *száltas* 'kalt', *száltis* 'Frost', *szalnà* 'Reif' : *szarmà* 'Reif', Arm. *sapn* 'Eis', *sapnum* 'gefriere'. — ON. *hale* 'Schwanz, spitzes Ende, Schaft', Skt. *çalyá-s* 'Pfeilspitze, Dorn, Stachel', *çalá-s* 'Stab, Stachel' : *çaru-ṣ* 'Geschoß, Speer, Pfeil', Goth. *hairus* 'Schwert'. — Lith. *at-si-kõlti* 'sich anlehnen', Gk. κελλόν· στρεβλόν, πλάγιον, κυλλός 'krumm' : κορωνός 'gekrümmt', κυρτός 'krumm', Lat. *curvus*. — Gk. κλώθω 'spinne', Skt. *kláthati* 'dreht sich, ballt sich' : *kṛṇátti* 'spinnt', *cṛtáti* 'knüpft, heftet', ChSl. *krętają* 'flecto', *krątŭ* 'tortus', Lat. *crātēs*. — Lith. *klajùs* 'irreführend', *klìvas* 'krummbeinig' : *kreĩvas* 'gewunden, schief', ChSl. *krivŭ* 'schief'. — Lith. *kleipiù*, *klaipaũ* 'Schuhwerk schief treten', *klypstù* 'beim Treten die Füße seitlich krumm biegen' : *kreipiù*, *kraipaũ* 'wende, kehre', *krypstù* 'sich unwillkürlich wenden, drehen'. — Lat. *clingo* 'cingo, cludo', ON. *hlekker* 'Kette', OE. *hlence* 'armor, Panzer', *hlinc* 'ridge, slope'; ChSl. *klęknąti* 'niederknieen', *poklęcati* 'sich biegen, hinken' : ChSl. *sŭ-krŭčiti sę* 'sich zusammenziehen', Boh. *po-krčiti* 'runzeln'; ON. *hrokenn* 'gekräuselt,

runzelig'; OE. *hring* 'ring, circle, circuit', ChSl. *kragŭ* 'Ring, Kreis'. — Lat. *clepo*, Gk. κλέπτω 'stehle' : Lett. *krāpju* 'stehle'. — Gk. καλέω, Lat. *calāre*, *clāmāre*, OHG. *hlamōn*, rauschen, brausen' : Lat. *cornix*, Gk. κορώνη 'Krähe', κόραξ 'Rabe'. — ChSl. *klopotŭ* 'strepitus' : Lat. *crepo*. — Lat. *clango*, Gk. κλώζω, κλώccω 'glucke', ON. *hlakka* 'schreien; jauchzen', Goth. *hlahjan* 'lachen', ChSl. *klakolŭ* 'Glocke' : Gk. κράζω 'schreie', κρώζω 'krächze', OE. *hrōc* 'rook', Lith. *krègu*, *krogiù*, *krokiù* 'grunze', ChSl. *krakati* 'krächzen', Lat. *crōcio*. — Lett. *klēdzu* 'schreie', ChSl. *klikŭ* 'Schrei', Lith. *klykiù* 'kreische' : Gk. κρίζω 'knarre, kreische', κριγή 'Schwirren', κρίγη 'Eule', ChSl. *krikŭ* 'Schrei'. — Gk. κλαίω 'weine', κλαῦμα 'Weinen' : OE. *hrēam* 'shout, uproar', *hrīeman* 'shout; lament; exult'. — Lith. *kalù* 'schlage, schmiede', ChSl. *klati* 'stechen', Skt. *kalā* 'kleiner Teil' : Skt. *kṛṇāti* 'verletzt', Gk. κείρω 'schneide, schere', κέρμα 'Schnitzel', Lith. *kertù* 'haue scharf'. — Russ. *kolóda* 'Klotz, Block', OHG. *holz*, Gk. κλάδοc 'Zweig' : ChSl. *krada* 'Holzstoß'. These are not properly rime-words but accidental synonyms. — Skt. *kalpáyati* 'ordnet an, verteilt, teilt zu' : Lith. *kerpù* 'schneide', Lat. *carpo*. — ON. *hualf* 'Wölbung', *huelfa* 'wölben', OE. *hwealf* 'vaulted, hollow, concave; vault, arch', Gk. κόλποc 'Busen' : OE. *hwearfian* 'turn, revolve, roll, wander', ON. *huirfell* 'Wirbel, Zopf, Ring, Kreis', Goth. *hwairban* 'wandeln', Gk. καρπόc 'Handwurzel'. — Lat. *glomus* 'ball', *glomero* 'crowd together, form into a ball', OE. *clamm* 'grasp; bond, chain', *clemman* 'contract', OHG. *beklemman* zusammendrücken, einengen' : ON. *kremia* 'drücken, zerdrücken', Sw. *krama* 'drücken, pressen', OE. *crimman* 'cram, insert', *crammian* 'cram, stuff', OHG. *krimman* 'die Klauen zum Fange krümmen, mit gekrümmten Klauen oder Fingern packen, etc.' — Lith. *glèbiu* 'umarme, *glóbiu* 'umarme, umhülle', Lat. *globus*, *globo*, MHG. *klimpfen* 'fest zusammenziehen, drücken, einengen', *klampfer* 'Klammer', NE. *clamp* : OHG. *krimpfan* 'krumm oder krampfhaft zusammenziehen', *krampf* 'gekrümmt; Krampf', ON. *krappr* 'eingezwängt, schmal', *kreppa* 'zusammenbiegen, -drücken; krümmen, kneifen', NE. *crimp*, *cramp*. — OE. *clingan* 'sich zusammenziehen, shrink; wither', *beclingan* 'einschließen, binden', ON. *klengiask* 'sich anklammern'; OHG. *klenken* 'knüpfen, binden, schlingen', OE. *beclencan*, NE. *clench* 'die Faust ballen; umfassen, packen; befestigen' : MHG. *krinc*, *-ges* 'Kreis, Ring, Bezirk', *krange* 'Not, Bedrängnis', ON. *kringr* 'rund; biegsam, geschmeidig', OE. *cringan* 'fall, perish', NE. *cringe*, ChSl. *sŭ-grŭčiti* 'sich zusammenziehen',

Serv. *grč* 'Krampf'; Lith. *gręžiù* 'drehe, winde', MLG. *krink* 'Ring, Kreis', *krunke* 'Falte, Runzel, Krause', MHG. *kranc* 'schmal, schlank, gering, schwach', OE. *crincan* 'fall, perish'. — ON. *kleima*, OE. *clǣman* 'anschmieren', *clām* 'Lehm' : Icel. *krim*, Sw. dial. *krim(e)* 'Schleim'. — Skt. *glāuṣ* 'Ballen', OHG. *kliuwa* 'Knäuel', *klāwa* 'Klaue', *klāwen* 'prurire, scalpere' : Lat. *con-gruo* 'come together', OHG. *krawil*, *krouwil* 'Kralle, Klaue', *krouwōn* 'kratzen, krauen'. — MLG. *klūte* 'Klumpen, Ball', OHG. *klōz* 'klumpige Masse, Knäuel; Kugel, Knauf'; OE. *clūd* 'rock, mass of rock', NE. *clod* 'Kloß, Scholle', Gk. γλουτός 'Hinterbacken' : OE. *crūdan* 'drücken, drängen', *gecrod* 'Gedränge'. — MHG. *klobe* 'Bündel, Büschel, etwas klemmendes, Kloben', *klouber* 'Klaue, Kralle, Fessel'; OE. *clyppan* 'embrace', ON. *klýpa* 'kneipen, kneifen, zusammenkneifen, einschließen' : Gk. γρῦπός 'gekrümmt, gebogen', γρῡπόω 'krümme'; OE. *cryppan* 'bend, crook', *criepan* 'contract, clench', ON. *kropna* 'einschrumpfen, vor Kälte erstarren', *kriúpa* 'knieen; kriechen'. — OE. *clyccan* 'bring together, clench', ME. *clucchen*, NE. *clutch* 'ergreifen, festhalten; zuschließen, zumachen', Sw. *klyka* 'Klammer' : ON. *kroka* 'sich krümmen', ME. *crouchen*, NE. *crouch*, MHG. *kriechen* 'sich einziehen, schmiegen; kriechen, schleichen'. — ON. *klaka* 'twitter, chatter; wrangle, dispute', ME. *clacken* 'clack', MHG. *klecken* 'tönend schlagen; sich spalten, platzen', Gk. γλάζω 'singe, lasse ertönen' : OHG. *chrachōn* 'krachen', *chrac* 'Riß, Sprung; Geräusch, Krach', OE. *cracian* 'crack, crash', *cearcian* 'gnash (teeth); creak', Skt. *garjati* 'prasselt'. — NE. *clash* 'klirren, rasseln, mit Geräusch zusammenschlagen', Goth. *klismō* 'Klingel' : MLG. *kraschen* 'kratzen', NE. *crash* 'krachen, knarren, zerschmettern', Dan. *krase* 'zerschmettern', MHG. *kraspeln*, *krasteln* 'rascheln, knistern', OHG. *kerran* 'knarren'. — ON. *kalla* 'call', OHG. *kallōn* 'laut schwatzen', ChSl. *glasŭ* 'Ton, Stimme', Lat. *gallus* : OHG. *kerran*, OE. *ceorran* 'knarren', Dan. *krase* 'zerschmettern', etc. — OE. *cnyllan* 'sound bell', NE. *knell*, MHG. *knüllen* 'schlagen', *erknellen* 'erschallen', NHG. *knall* : MHG. *knarren*, *knirren*, NHG. *knurren*. — MHG. *klewen* 'klagen, winseln', NHG. *klöhnen*, OE. *clūmian* 'mumble' : MDu. *crōnen* 'jammern, klagen', OHG. *krōnen* 'schwatzen, brummen, schelten', *krōn* 'garrulus', Lat. *gruo* 'make the noise of a crane'. — OHG. *kela*, OE. *ceole* 'Kehle', Ir. *gelim* 'verzehre, fresse', *gil* 'Blutegel', Lat. *gula*, base *gel-*; Gk. δέλεαρ 'Köder', βλωμός 'Bissen Brot', καβλέει· καταπίνει (Hes.), βλέτυες· αἱ βδέλλαι (Hes.), base *g*ᵘ*el-*, to either of

which may belong Skt. *gala-s* 'Kehle, Hals', ChSl. *glŭtŭ* 'Schlund' : Skt. *gará-s* 'verschlingend', Gk. βορόc 'gefräßig', Lat. *vorāre*, Lith. *geriù* 'trinke'. — Gk. δελφύc 'Gebärmutter', δολφόc· ἡ μήτρα, δέλφαξ 'Ferkel', ἀδελφόc 'Bruder' are perhaps from the base *g^u^el-* in the sense of 'chasm, Schlund', and similarly Goth. *kalbô* 'Kalb', *kilþei* 'Mutterleib' etc. may be derived from the base *gel-* above : Gk. βρέφοc 'Leibesfrucht, Kind', ChSl. *žrěbę* 'Füllen', Skt. *gárbha-s* 'Mutterleib, Leibesfrucht' may be referred to *g^u^er-* above. — Lith. *žélti* 'grünen', ChSl. *zelenŭ* 'grün' : OHG. *gruoen* 'grünen', *gruoni* 'grün', Lett. *fa'rût* 'Äste treiben; Strahlen werfen'. — OHG. *gluoen* 'glühen', *gluot* 'Glut' : ChSl. *zirěti* 'glänzen', Lith. *žėrėti* 'strahlen', *žarijas* 'glühend, feurig glänzend', Lett. *fa'rût* 'Äste treiben; Strahlen werfen'. — Gk. χηλή 'Spalt, Kerbe, etc.' : χηραμόc 'Höhle, Kluft', χαράδρα 'Riß, Spalt, Kluft', χῶροc 'Raum, Zwischenraum'. — ON. *geil*, *gil* 'Kluft', MLG. *gîl* 'Schlund, Kehle' : Gk. χῑράc 'Riß, Schrunde', χῑραλέοc 'mit aufgesprungenen Händen und Füßen'. — MLG. *gîl* 'Begehren, Gier, Verlangen, Bettelei', *gîlen* 'begehren, betteln', MHG. *gîlen* 'betteln' : MHG. *gir*, *gîre* 'begehrend, verlangend', *gîr* 'Geier', MLG. *gîrhals* 'Geizhals'. — ON. *gnella* 'schreien', *gnolla* 'knirschen' : MLG. *gnarren* 'knurren'. — OHG. *gellan* 'laut tönen, schreien' : MHG. *garren* 'pfeifen', *gurren* 'gurren, girren', OE. *gierran* 'creak; chatter'. — ON. *glama*, *glamra*, OSw. *glama* 'lärmen', *glam* 'Lärm', OHG. *galm* 'Schall, Lärm' : Gk. χρόμοc 'Knirschen, Wiehern', χρεμίζω 'wiehere', ChSl. *gromŭ* 'Donner', Lith. *gruménti* 'leise und dumpf donnern', MLG. *grummen* 'ein dumpfes Getöse machen'. — ON. *gelta* 'bellen', OHG. *gelzōn* 'aufschreien, delatrare', Gk. καχλάζω 'klatsche, plätschere' : MHG. *grāzen* 'schreien, aufschreien', ON. *gráta* 'laut jammern'. Goth. *grētan* 'weinen', Lith. *grodžia* 'poltert', Skt. *hrādatē* 'tönt'. — ChSl. *gladiti* 'glätten', Lat. *glaber*, OHG. *glat* : Lith. *gréndu* 'reibe, scheure', *grándau* 'schabe'. — ChSl. *gladŭ* 'Hunger', *gladostĭ* 'Gier', *žlŭděti* 'begehren' : Goth. *grēdus* 'Hunger', *grēdags* 'hungrig', OHG. *grātag* 'gierig'. — Lith. *selù* 'schleiche', ChSl. *sŭlati* 'schicken', Gk. ἅλλομαι, Lat. *salio* : Skt. *sisarti*, *sárati* 'eilt, fließt', Gk. ὁρμάω 'treibe an, stürme los'. — Lith. *salà* 'Insel', Lat. *in-sula* (cf. AJP. 24, 51) : ChSl. *o-strovŭ* 'Insel', Lith. *sravà* 'Fließen'. — ON. *slafask* 'nachlassen, abnehmen', Lith. *silpnas* 'schwach, kraftlos', *silpti* 'schwach werden' : Skt. *sárpati* 'schleicht, gleitet, kriecht', Gk. ἕρπω, Lat. *serpo*. — ON. *slefa* 'geifern', NE. *slaver* 'drivel', *slabber*, NHG. *schlabbern* : Gk. ῥοφέω, Lith. *srėbiù*

'schlürfe', *surbiù* 'sauge', Lat. *sorbeo.* — ON. *slupra* 'schlürfen', MHG. *slüpfen* 'schlüpfen; schlürfen', NE. *slop* 'begießen, beschütten, besudeln; hastig, gierig trinken' : Lith. *sriaubiù* 'schlürfe', *sriubà* 'Sauce; Suppe'; Gk. ῥύπος 'Schmutz, Unreinlichkeit', ῥέω etc. — MHG. *slote* 'Schlamm', Scotch *slud* 'Schmutz', *sludder* 'unreinlich essen' : Lith. *srutà* 'Jauche', Skt. *srutá-s* 'fließend, geflossen'. — Goth. *bisauljan* 'beflecken', Norw. dial. *saula* 'Schmutz', OHG. *sol* 'Kotlache', *solôn* 'besudelt werden', Lith. *sulà* 'Birkensaft' : ON. *saurr* 'feuchte Erde, Schmutz', *súr-eygr* 'triefäugig'. — MHG. *swalm* 'Bienenschwarm' : *swarm* 'Schwarm'. — Gk. σμήχω · σμάω, σμῆλη 'Salbe' : OHG. *smero* 'Fett, Schmeer', Goth. *smairþr* 'Fett', *smarna* 'Mist, Kot'. — MHG. *smielen* 'lächeln', *smollen* 'schmollen, lächeln' : *smieren* 'lächeln'. — Du. *smeulen*, ME. *smoldere* 'smolder' : OE. *smorian* 'choke, sufficate'. LG. *smoren* 'dämpfen, ersticken; schmoren, rösten'. — OHG. *snel* 'schnell, behende, tapfer', MHG. *snal* 'rasche, schnellende Bewegung und der dadurch entstehende Laut', *snellen* 'schnellen, fortschnellen; schnalzen', *snalzen* 'schnalzen' : OE. *snieran* 'hasten', ON. *snara* 'in schnelle Bewegung setzen, werfen, drehen', *snarr* 'hurtig', MHG. *snarren* 'schnarren, schmettern, schwatzen', *snarz* 'Zwitschern der Schwalbe; Spottwort, Schelte, Spott', NE. *snort* 'schnauben, schnaufen', ON. *snarka* 'flicker, sputter', MHG. *snarchen* 'schnarchen'. — Skt. *phálati* 'prallt zurück, springt entzwei, berstet'. *sphālayati* 'läßt anprallen, schlägt auf; zerreißt' : *sphuráti* 'stößt weg, schnellt, zuckt'. — Lith. *spāliai* 'Schäben', Gk. σπαλίς 'Schere' : OHG. *sper* 'Speer', *sparro* 'Stange, Balken'. — OE. *spelc* 'splint', ON. *spialk* 'dünnes Holzstück', Lith. *spilgà* 'Stecknadel' : OE. *spræc*, *spranca* 'shoot, twig', Lith. *sprógti* 'platzen, einen Sprung bekommen; ausschlagen; knospen'. — Lett. *spulgût* 'glänzen, funkeln', *spulgans*, *spilgans* 'schillernd, rötlich' : OE. *spearca* 'spark', *spearcian* 'emit sparks', *spiercan* 'sputter; sparkle', MLG. *sparke* 'Funke', *sparken* 'funkeln', *spranken* 'funkeln, glänzen', Lat. *spargo.* — NE. *splint splinter* : MHG. *spranz* 'Aufsprießen; Spalt', ON. *spretta* 'springen, aufspringen', *spretta* wk. v. 'lösen, los machen, trennen'. — Lat. *splendeo* : MHG. *sprinz* 'Flimmern, Farbenschmelz', *sprinze* 'flimmerndes, glühendes Stück; Lanzensplitter' *sprenzen* 'sprengen, spritzen, sprenkeln, bunt schmücken'. — NE. *splatter* : MHG. *sprenzen* 'sprengen, spritzen, sprenkeln, etc.' — MLG. *splîten* 'spleißen, in Stückchen spalten; sich spalten', MHG. *splîzen* 'bersten, sich spalten; spalten, trennen' : *sprîzen* 'in Stücken oder Splittern

auseinander fliegen', *sprīze* 'Span, Splitter'. — Lett. *spīle* 'Holznagel, Holzgabel', MLG. *spīle* 'dünner Stab', NE. *spile*, Gk. σπίλος 'Klippe' : MLG. *spir* 'kleine Spitze', OE. *spīr* 'tapering shoot', ON. *spíra* 'Spitze; Rohr'. — Goth. *stilan* 'stehlen' : Gk. στερέω 'beraube'. — Skt. *sthálati* 'steht', *sthála-m* 'Anhöhe, Stelle', Gk. στήλη 'Säule', OHG. *stellen* 'aufstellen, feststellen' : Skt. *sthirá-s* 'fest, straff, hart', Gk. στερεός 'hart, fest', στηρίζω 'richte auf, stütze fest', OHG. *starēn* 'starren', *storrēn* 'hervorstehen, ragen'. — Lat. *stilus* : Lith. *stýrau* 'stehe steif und lümmelhaft da'. — Gk. στίλη 'Tropfen' : Lat. *stīria* 'frozen drop'. — Gk. στῦλος 'Säule' : σταυρός 'Pfahl', Lat. *rē-staurāre*, Skt. *sthāvará-s* 'stehend, fest'. — OLat. *stlīs* 'Streit, Zank' : OHG. *strīt* 'Streit'. — Gk. σκῦλον 'Haut', σκυλόω 'verhülle', ON. *skiól* 'Schirmdach', OFries. *skūl* 'Versteck' : ON. *skurm* 'Schale, Rinde', Lith. *skūrà* 'Rinde, Leder', OHG. *scūr* 'Schutz, Wetterdach', *sciura* 'Scheuer', Lat. *obscūrus*. — ON. *skilia* 'spalten, scheiden', Lith. *skeliù* 'spalte', *skalà* 'Holzspan', Gk. σκάλλω 'scharre, hacke' : Lith. *skiriù* 'trenne, scheide', OHG. *sceran* 'schneiden, scheren', *scerran* 'kratzen, scharren'. — OE. *scealu, sceolu* 'Schar' : OHG. *scara* 'Heeresabteilung, Schar'. — Lith. *skéldéju, skéldžiu* 'platze, berste, spalte' : *skérdéju, skérdžiu* 'platze, bekomme viele feine Risse', Lett. *skardīt* 'zerteilen', MHG. *scherze* 'abgeschnittenes Stück', *schranz* 'Bruch, Riß, Spalte', *schrenzen* 'spalten, zerreißen'. — Lith. *skìltis* 'Scheibe, Spalte' (von der Kartoffel etc.), Goth. *skildus* 'Schild' : OE. *sceard*, OHG. *scart* 'zerhauen, schartig, verwundet', *scrintan* 'bersten, Risse bekommen'. — Lith. *sklempiù* 'behaue, beschneide, polire', Lat. *sculpo, scalpo* : OHG. *scurbōn* 'in Stücke schneiden', *screvōn* 'einschneiden'. — Lith. *sklypùju* 'zerstücke', *sklýpas* 'Lappen, Stückchen', OE. *tō-slīfan* 'split', NE. *sliver* 'splinter', ON. *sleif* 'Rührlöffel' : Lett. *skrīpāt* 'einritzen, kratzen', Lat. *scrīpulum*. — ON. *slíta*, OE. *slītan*, OHG. *slīzan* 'schleißen, zerreißen' are supposed to come from pre-Germ. **sqleido-*, but this is very doubtful, but cp. Lith. *skleidziù* 'breite aus' : Goth. *dis-skreitan* 'zerreißen'. — Lith. *sklendziù, sklandaũ* 'fliege, schwebe' : MHG. *scherzen* 'hüpfen', *scharz* 'Sprung'. — ON. *skialfa* 'beben, zittern', *skelfa* 'schütteln', OE. *scielfan* 'shake' : Gk. σκορπίζω 'zerstreue, jage auseinander', ON. *skrefa* 'go or spring with long strides', *skréfask* 'zurückweichen'. — Gk. σκελεφρός, σκληφρός 'schmächtig' (ἀποσκλῆναι 'verdorren') : Lith. *skrebiu* 'werde trocken', ON. *skorpr* 'eingeschrumpft, dürr', MHG. *schrimpfen* 'sich zusammenziehen, runzeln'.

'Movable *m*-.'

If long lists of rime-words are not sufficient to prove that synonymy is of itself no proof whatever of the relation of words and that comparisons made on that basis are utterly worthless, we will approach the matter from another angle. If 'movable *s*-' is established by synonymy, then we will bring 'movable *m*-' to its rights in the premises. This also we may regard as a prefix. When prefixed to words with initial vowel, it causes no change. An initial *u̯* regularly drops after *m*-. So also *i̯* in most languages. Prefixed *m*- before *l* or *r* suffers the wellknown phonetic change. Following are the examples.

Goth. *itan* 'essen', Gk. ἐδανόν 'Speise' : Goth. *mats* 'Speise'. — Gk. ὄζος 'Zweig, Ast', Goth. *asts* 'Ast' : OHG. *mast* 'Stange, Mastbaum', Lat. *mālus* 'Mast' from **mazdos*. — Gk. ἀλέω 'mahle' : Lat. *molo*. — Skt. *árdati*, *ṛdáti* 'fließt, zerfließt', Gk. ἄρδα 'Schmutz' : Lat. *merda* 'Unrat, Kot'. — Gk. ἀργός 'hell', Goth. *un-airkns* 'unrein' : Lith. *mìrgu* 'flimmere'. — OHG. *ero* 'Erde', ON. *iǫrue* 'Sand' : Skt. *marú-ṣ* 'Sandöde'. — Lat. *armus*, *artus* : Gk. μάρη 'Hand'. — Gk. ἄρνυμαι 'erwerbe' : Lat. *mereo*. — Gk. οἶδος 'Geschwulst', οἰδέω 'schwelle' : Skt. *médas* 'Fett', *médyati* 'wird fett'. — Lat. *eo*, *īre* : *meo*, *meāre* 'gehen, wandeln', Pol. *mijać* 'praeterire'. — Lat. *imitor* 'ahme nach' : Gk. μιμέομαι 'ahme nach'. — Skt. *éjati* 'bewegt sich' : Lat. *migro* 'wandere'. — Lith. *eilẽ* 'Reihe', Gk. ἴλη 'Schar' : Lat. *mīles*. — Skt. *inóti*, *ínvati* 'drängt, treibt', base *ei̯(n)u̯o*- : Skt. *mívati* 'schiebt, drängt, bewegt', Lat. *moveo* from **m(i̯)ov*-. — Lat. *ūnus* : Gk. μόνος 'allein' from **m(i̯)on*-. — Gk. ἰλύς 'Schmutz' : MHG. *meilen* 'beschmutzen, beflecken', *meile* 'befleckt, schlecht', *māl* 'Fleck' from **m(i̯)ēl*-. — OS. *īdal* 'leer, nichtig', OHG. *ītal*, MHG. *ītel* 'leer, ledig, eitel, vergeblich, etc.' : OS. *gimēd*, OHG. *gimeit* 'eitel, töricht', Gk. μάταιος 'eitel, nichtig' from **m(i̯)at*-, base **ei̯at*-. — Lat. *jaceo* 'liege' : Skt. *mymikṣati* 'sitzt fest, befindet sich'. — Lat. *jacio* 'werfen' : *mico* 'sich hin- und herbewegen'. — Av. *yat*- 'streben', Gk. ζητέω 'suche' : ματέω 'suche' from **m(j)at*-. — OE. *wecg*, OHG. *wecki* 'Keil' : Lat. *m-ucro* 'Spitze, Schwert, Pflugschar', Gk. μόκρωνα · τὸν ὀξύν (Hes.) from *m(u̯)ok*- with regular loss of *u̯* after *m*. — Goth. *wizōn* 'schwelgen', Lat. *vescor* : OE. *mōs* 'food'. — Lith. *vaidaũ* 'streite' : Goth. *maitan* 'hauen, schneiden'. — OE. *wānian* 'complain, bewail' : *mǣnan*, **mānian* 'complain, moan'. — Lat.

vītāre : OHG. *mīdan* 'meiden'. — Skt. *váyati* 'webt, flicht', *vītá-s* 'gewunden', OE. *wīþig* 'band, bond', *wiþþe* 'withy, bond', *ār-wiþþe* 'oar-withe' : *mīdl*, *mīþl* 'oar-thong; horsès bit', *mīdlian* 'bridle, restrain'. — OHG. *winnan* 'in heftiger Aufregung sein, toben, streiten' : Gk. μαίνομαι 'rase', μένος 'Kraft, Mut, Zorn, Streben'. — OHG. *wuot* 'Wut, Raserei' : Goth. *mōþs* 'Zorn, Mut'. — Skt. *vánati* 'wünscht, liebt', *vánas* 'Lust' : OHG. *minna* 'Minne'. — OHG. *wonēn* 'wohnen' : Lat. *manēre*. — Goth. *wakan* 'wachen', *aukan* 'wachsen, mehren' : Goth. *mikils*, Gk. μέγας 'groß'. — OE. *wǣt* 'wet', *wæter*, Goth. *watō*, Gk. ὕδωρ, Skt. *udan-* 'Wasser', *unátti*, *undati* 'quillt, benetzt' : Gk. μ-ύδος 'Nässe, Fäulnis', μυδάω 'feucht sein, faulen', μῡδαίνω 'bewässere', Lett. *mudēt* 'weich, schimmelig werden', Gk. μαδάω 'zerfließe' from **m-u̯ǝd-*, Lat. *madeo*. Notice that this explanation beautifully (?) combines what were formerly regarded as three distinct bases! — ON. *vokr* 'feucht', Gk. ὑγρός 'naß, feucht, geschmeidig' : Norw. *mauk* 'Flüssigkeit', ON. *miúkr* 'sanft, weich', NE. *muck* 'Kot, Unflat', ON. *maka*, ChSl. *mazati* 'schmieren'. — Skt. *vār* 'Wasser', ON. *ver* 'Meer' : Goth. *marei*, Lat. *mare* 'Meer'. — Lat. *vāgio* : *mūgio*. — Skt. *vákti* 'redet, spricht', Lat. *voco* : Gk. μῡκάομαι, Czech. *mukati* 'brüllen', Gk. μηκάομαι 'blöke, meckere', Skt. *makayati* 'quackt'. — Skt. *vamrá-s* 'Ameise' from **varmá-s*, base **au̯or-mo-*, Gk. βόρμαξ : Av. *maoiriš*, ON. *maurr* from **m-aur-*, ChSl. *mravij*, Ir. *moirb* from **m-u̯orw-*, Gk. μ-ύρμηξ. — Skt. *várpas* 'Gestalt', base **u̯orp(h)* : Gk. μορφή 'Gestalt' from **m-u̯orphā*. — Skt. *vásā* 'Fett, Schmalz', Av. *vaŋhā-* 'spinal marrow' : Skt. *más*, Lith. *mėsa* 'Fleisch'. — Skt. *váñcati* 'wankt, wackelt' : *mankú-ṣ* 'schwankend, schwächlich'. — OHG. *wascan* 'waschen' : Lith. *mazgóti* 'waschen, spülen', Lat. *mergo*, etc. — Skt. *vāla-s* 'Schweif, Schweifhaar' : *mālā* 'Kranz'. — OHG. *werran* 'verwirren; hemmen, stören, schaden, verdrießen' : *merren* 'behindern, stören', OS. *merrian* 'ärgern; stören, hindern'. — Goth. *weihan* 'kämpfen', Lat. *vinco* : *di-mico* 'kämpfe'. — Lith. *aunù* 'ziehe Fußbekleidung an' : *máuju* 'streife an, auf', Skt. *mavati* 'bindet'. — Skt. *arká-s* 'Strahl, Feuer, Lied', *árcati* 'strahlt, lobsingt' : Lith. *mérkiu* 'blinzele', Goth. *brahw* 'Blinken', MHG. *brehen* 'leuchten'. — OHG. *regan* 'Regen' : Lith. *mergót* 'sanft regnen', Gk. βρέχω 'benetze, regne'. — Skt. *rāuti* 'brüllt, schreit' : *brávīti*, Av. *mraoiti* 'spricht', Welsh *cy-frau* 'Gesang'. — Skt. *rōṣa-s* 'Zorn, Wut', *rṓṣati*, *ruṣáti* 'ist unwirsch, zürnt' : MHG. *brūsen* 'brausen'. — Lith. *rė́kti* 'schneiden', Skt. *rikháti* 'ritzt' :

Lat. *fricāre* 'abreiben'. — ON. *linr* 'weich, nachgiebig' : *blíðr* 'mild, sanft'. — Lith. *lėju* 'gieße', *lytùs* 'Regen' : Skt. *mrityati* 'zerfällt, löst sich auf'. — ChSl. *lajati* 'bellen, schimpfen', Ir. *líim* 'klage an' : MHG. *blæjen* 'blöken'. — Skt. *lásati* 'strahlt, glänzt; ertönt' : MHG. *blas* 'Fackel', OE. *blæse* 'torch, fire', ME., NE. *blare* 'roar'. — ON. *lýia* 'klopfen, schlagen' : Goth. *bliggwan* 'bläuen, schlagen'.

Now if I were in earnest in claiming a movable *m*-, how could the theory be disproved? It rests on as good evidence as 'movable *s*-', except where the latter can be historically established. If synonymy is admitted in one case, it must be in the other. But what Siebs has done with *s*-, and I with *m*-, and others with *u̯*-, might be done with any sound. For any theory, however preposterous, a fine array of examples can be found. Synonymous words are easily caught and are ready to prove anything.

Is there a 'movable *s*-'?

That *s*- dropped from certain words is a wellknown fact. We can hardly doubt that Skt. *páçyati* is the same as Av. *spasyeiti*; and Gk. φιλο-μμειδής shows that ς- has fallen from μειδάω. In other words *s*- was no doubt prefixed from analogy with synonymous words with initial *s*-. Thus NE. *splash* seems to have been formed from *plash* because of *splatter*.

But aside from words that can be shown historically to have lost or added an *s*-, or in which the correspondences are so close as to leave no room for doubt, there is not sufficient evidence to connect forms with and without *s*-. For example OHG. *weibōn* : *sweibōn* 'schweben' are better explained as rime-words than as the same word under different forms. For there certainly were bases *u̯ei*- and *su̯ei*- from which the parallel forms could have come. Compare the following. — Skt. *váyati* 'webt, flicht', *vītá-s* 'gewunden', ChSl. *viti* 'drehen, flechten, winden', Lat. *vitis*, *vīmen*, etc. : MHG. *swīmen* 'sich hin und herbewegen, schwanken, schweben', *sweimen* 'schweben, schweifen, fahren', etc. — Skt. *vāyati* 'wird erschöpft, wird müde', *vayú-ṣ* 'matt, müde', primarily 'sway, falter' : MHG. *swīmeln* 'schwindeln', OE. *ā-swāmian* 'aufhören', ON. *suīna* 'nachlassen', OHG. *swīnan* 'schwinden, welken, bewußtlos werden'. — Skt. *vyáthatē* 'schwankt, taumelt, geht fehl', Goth. *wipōn* 'schütteln' : Lith. *sváiczioti* 'irre

reden, faseln', *svaitytis* 'fechten'. — Skt. *vijátē* 'ist in heftiger Bewegung, fährt los, eilt davon', OHG. *wihhan* 'weichen', *weih* 'weich' : OHG. *swīhhan* 'nachlässig werden; im Stiche lassen, verlassen', *swīhhōn* 'schweifen', MLG. *swīken* 'weichen, entweichen', MHG. *sweichen* 'ermatten, nachlassen', Russ. *svigat* 'sich herumtreiben', etc. — Gk. εἴκω 'weiche', Lett. *vikt* 'sich biegen', Skt. *víci-ṣ* 'Trug, Verführung', OE. *wǣgan* 'afflict; deceive'; ON. *suíkia*, *sýkua* 'täuschen, betrügen', OHG. *bi-swīhhan* 'betrügen', etc. These words with initial *s*- belong to those just above. — MHG. *wickel*, *wickeln* : MHG. *ver-swickeln* 'zusammenfalten', *swicken* 'hüpfen, tanzen; winden, binden, heften', NE. *switch*. These belong to the Germ. base *swīk*- 'swing, sway, swerve, etc.' Compare OHG. *sweifan* 'schwingen, winden', ON. *sueipa* 'wickeln, einwickeln, einhüllen, etc.' MHG. *wickeln*, on the other hand, seems to go back to a pre-Germ. *u̯egh*- (cf. Lidén, Stud. z. ai. u. vergl. Sprachgesch. 27). — Lith. *veikùs* 'schnell', *vēka* 'Kraft', ON. *veigr* 'Stärke' : Lith. *sveīkas* 'gesund'. — OHG. *wiaga* 'Wiege', MHG. *weigen* 'schwanken', NHG. Swiss *weiggen*, *waicken* 'wackelnd bewegen' : OSw. *swīgha* 'sich neigen', ON. *sueigia* 'biegen, beugen', Lith. *svaiginéti* 'umherschwanken'. — Ir. *fiar* 'umgebogen, schief' : OE. *swīra*, ON. *suíre* 'Nacken'.

Similarly parallel forms *u̯ex*- : *su̯ex*- occur : — Skt. *vấtavē*, *ōtum* 'weben', *ótu-ṣ* 'Einschlag eines Gewebes'; Goth. *windan* 'winden' : OE. *sweþel* 'bandage', *swaþian* 'swathe', Lith. *sauczių̀* 'umgebe, umhülle'. — Goth. *wōds* 'wütend' : Lith. *siauczių̀* 'tobe, wüte'. — Goth. *watō* 'Wasser', OE. *wǣt* 'wet' : MHG. *swāz* 'Ausguß, Schmutz', Skt. *sū́da-s* 'Schlamm, Schmutz'. — Skt. *vadh*- 'schlagen, töten' : *svádhiti-ṣ* 'Hackmesser, Axt, Beil', ON. *sueðia* 'large knife', *sueðia* 'cut to pieces', MLG. *swade* 'Sense'. — OE. *wafian* 'wave, brandish', ON. *váfa* 'vibrate', *vafra* 'waver, flutter', Skt. *vápati* 'wirft, streut' : NSl. *svepati* 'wanken', ChSl. *svepiti* 'agitare', Lith. *supù* 'schaukele'. — Lith. *vìngis* 'Bogen, Krümmung', OHG. *winkan* 'sich seitwärts bewegen, schwanken, nicken, winken', *wankōn* 'wanken' : MHG. *swanken* 'schwanken', *swenken* 'schwingen, schwenken, etc.' — Lat. *vacillo*, Skt. *váñcati* 'wankt, wackelt', *vacyátē* 'schwingt sich, fliegt' : *sváñc(as)* 'sich leicht wendend, gewandt', OHG. *swingan* 'schwingen', ChSl. *sukati* 'drehen, spinnen'. — OHG. *wallan* 'wallen, aufwallen, wogen' : *swellan* 'schwellen'. — OHG. *welc* 'feucht, milde, lau, welk', *welkēn* 'welken' : *swelchēn* 'welk werden oder sein', MHG. *swelc* 'welk, dürr'. — NE. *wilt*

'(ver)welken, hinwelken' : OHG. *swelzan* 'sich auflösen, hinschmachten', Goth. *swiltan* 'hinsterben'. — OS. *wānam* 'glänzend'. Gk. ἦν-οψ 'funkelnd' : Av. *χvan-* 'glänzen, klirren', Goth. *sunna* 'Sonne'. — OHG. *winnan* 'wüten, toben, heulen, etc.' : Skt. *svánati* 'tönt, schallt', Lat. *sono*. — MHG. *wehen* 'blinken, strahlen', *wæhe*, OHG. *wāhi* 'glänzend, schön, schmuck' : OS. *swigli*, OE. *swegle* 'bright, beaming', *swegl* 'sky, sun'. — Skt. *vār* 'Wasser', Gk. οὖρον, Lat. *ūrina*, Ir. *feraim* 'gieße', ON. *ver* 'Meer', *úr* 'Feuchtigkeit, feiner Regen' : ON. *súr-eygr* 'tiefäugig', *saurr* 'feuchte Erde, Schmutz'. — Gk. εἴρω 'sage', Lat. *ver-bum* etc.: Skt. *svárati* 'tönt', ON. *suara* 'antworten', Goth. *swaran* 'schwören'. — Lat. *ver-mis*, Goth. *waurms* 'Wurm', Lith. *veriù* 'mache auf und zu', *virvě* 'Strick', etc., base *u̯er-* 'turn, twist' : Lith. *svirus* 'schwebend, schwankend, baumelnd', *sveriù* 'wäge', etc. — Goth. *wratōn* 'wandern', Gk. ῥοδανίζω 'spinne', ῥαδανίζω 'schwinge' : Lith. *sverdu* 'schwanke'. — Lith. *verpiù* 'spinne', *virpiu* 'zittere', Alb. *vrap* 'schneller Gang, Lauf', Gk. ῥοπή 'Wendepunkt, Ausschlag', ῥέπω 'schwanke, neige mich' : OHG. *swerban* 'schnell hin und her fahren, schwirbeln, wirbeln, abwischen', OFries. *swerva* 'wandern, herumschweifen', Goth. *biswairban* 'bewischen'. These are rime-words, not identical bases with and without *s-*. Other rime-words occur here : Goth. *hwairban* 'wandeln', OHG. *hwerban*, *hwerfan* 'sich wenden', *wirbil* 'Wirbel', Gk. καρπάλιμος 'schnell', base *qu̯erp-* : Skt. *tr̥prá-s* 'unruhig, hastig', Lat. *trepidus*, *trepit* 'vertit', Gk. τρέπω 'drehe, wende' : Skt. *drāpayati* 'macht laufen', Gk. δράπων 'Ausreißer'.

In this way examples of synonymous words with and without *s-* might be multiplied almost at pleasure. But they can not be used as evidence of a 'movable *s-*'. At most they can be regarded only as rime-words, and even that is often doubtful. For parallel forms might arise entirely by accident, and in most cases it is impossible to decide whether the parallel forms are real or accidental rime-words.

We may therefore draw the following conclusions: 1. We may safely assume the loss or addition of initial *s-* only when the assumption is supported by historical evidence. 2. Even in those languages in which initial *s-* is, in certain positions, lost phonetically we can not always take it for granted that it has been lost. For example, we can not safely compare Lat. *līmus* 'slime, mud' with OE. *slīm* 'slime', since it may equally

well go with OE. *līm* 'lime, sticky substance'. 3. Such words as OE. *līm* : *slīm* are to be regarded in most cases as rime-words rather than as identical words with and without *s*-. 4. Real rime-words can not always be distinguished from accidental parellel forms. 5. It is quite probable that a number of words added or lost initial *s*- from analogy, but there are very few words of which this can be safely asserted. 6. There is no evidence for a 'movable *s*-' aside from the cases enumerated above, and no evidence whatever for an *s*-prefix.

University of Chicago. Francis A. Wood.

Die Anomalien in der Flexion von griech. γυνή, armen. *kin* und altnord. *kona*.

1.

Der gemeinidg. Name für das Weib, der *ā*-Stamm ai. *gnā́*-, arm. *kin*, griech. γυνή, air. *ben*, preuß. *genna* aksl. *žena* und der *n*-Stamm got. *qinō* anord. *kona*, hat in vier Sprachzweigen eine unregelmäßige Deklination, und zwar steht die Anomalie in jedem von diesen Sprachgebieten vereinzelt da, kein anderes Nomen desselben Sprachgebiets teilt sie. Es handelt sich um folgende Tatsachen.

1. Griech. γυνή γυναικός -αικί -αῖκα γύναι, -αῖκες -αικῶν -αιξί -αῖκας. Dazu, mit anderer Lautung der Wurzelsilbe, böot. βανά, Akk. Plur. (bei Hesych) βανῆκας (mit η aus αι).

2. Armenisch *kin*, Instr. Sing. (in der Bibel) *knav*, vermutlich aus **kina-v* = **gᵘenā-bhi*[1]) (lautgesetzlich wäre auch **gᵘnā-bhi* möglich), Gen. Plur. *kana-ç* (dazu *kanaçi* 'weiblich, weibisch') und *kanan-ç*, Instr. Plur. *kanam-bḱ* (der gleichartige Instr. Sing. nur in der Ableitung *kanamb-i* 'Ehemann'), Nom. Plur. *kanai-ḱ*, Akk. Plur. *kanai-s*, Gen. Dat. Lok. Sing. *knoj*[2]).

3. Altnordisch *kona* hat im Gen. Plur. nicht nur *kuenna* =

1) Das Sternchen vor den Formen gebrauche ich nach dem Vorschlag von E. Hermann KZ. 41, 62f. in dem Sinne, daß keine 'Rekonstruktion', sondern nur eine 'Formel' gemeint ist.

2) Über dieses *knoj*, das die Fragen, welche uns unten beschäftigen werden, nicht berührt, mag gleich hier folgendes bemerkt sein. Es ist vermutlich aus **kinoj* entstanden und zeigt dasselbe Bildungselement wie

**kuenan-ōn*, sondern auch — ost- und westnordisch — *kuinna* = **kuenn-ōn*, eine durch das *i* der ersten Wortsilbe als urgermanisch sich erweisende Form (Noreen Altisl. u. altnorw. Gramm. S. 86, Pauls Grundr. 1², 615, Bethge in Dieters Laut- u. Formenl. 626).

4. Irisch *ben*, Gen. Plur. *ban n-* (dazu, als vorderes Glied in Komposita, *ban-*), Sing. Gen. *mnā*, Dat. *mnāi*, Akk. *mnāi n-*. Dies repräsentiert eine Ablautverschiedenheit **gᵘen-* : **gᵘn̥n-* **gᵘn-*, und innerhalb der Deklination der ā-Stämme wechseln sonst bei keinem andern Wort, weder im Keltischen, noch, meines Wissens, in einer andern idg. Sprache, Voll- und Schwundstufe der Wurzelsilbe[1]). Wozu, damit kein Mißverständnis entstehe, zu bemerken ist: zwar erscheint auch im Altnordischen ein solcher Wechsel der Ablautstufe in unserm Worte, nämlich Gen. Plur. *kuenna*, *kuinna* neben Nom. Sing. *kona* (*kuna*) usw., aber hier handelt es sich nicht um einen (germ.) ō-Stamm, sondern, wie auch in allen

---

tetvoj Lok. zu *teli*, Gen. *tetvoy*, 'Ort', *tvanj-ean* Gen. Dat. zu *tiv* 'Tag', *getj* Gen. Dat. zu *geut* 'Dorf', *i mēnj* Abl. zu *meḱ* 'wir', *i jēnj* Abl. zu *duḱ* 'ihr'. S. Hübschmann Armen. Stud. 1, 88, Torp Beitr. zur Lehre von den geschlechtl. Pron., Christiania 1888, S. 32, Verf. Grundr. 2², 815, Pedersen KZ. 38, 223f. 226. Über die Herkunft dieses *j* ist noch nichts Glaubwürdiges ermittelt. Pedersen vermutet Entstehung aus **-gᵘhi* und vergleicht ai. *kúrhi* und griech. πόθι; ich halte aber diese Zurückführung von ai. *-hi* und griech. -θι auf **-gᵘhi* für unrichtig (Kurze vergl. Gramm. § 580. 583. 848). Eher ließe sich wohl an **-dhi* denken, das Formans von ai. *á-dhi* griech. πό-θι οὐρανό-θι osk. pu-f (s. a. a. O.). Dann müßte *-j* aus antesonantischem **-dhi* d. h. aus **-dhi̯* entstanden sein und sich von da aus verallgemeinert haben. **-dhi̯* hätte sich vor allem vor dem zum Ablativformans gewordenen Wort *ē* eingestellt: z. B. Abl. *i tetvoj-ē* auf Grund des Lok. *i tetvoj* (über diese Entwicklung der Ablativform auf *-ē* s. Pedersen a. a. O.). Ist das richtig, so hat in *knoj* Übertragung des Ausgangs *-oj* von den *o*-Stämmen her stattgefunden, womit die zu ā-Stämmen gehörigen griech. ἐσχαρόθεν, ῥιζόθεν, Ἑστιαιόθεν u. dgl. (Kühner-Blass Ausf. Gramm. 2, 309) zu vergleichen wären. Aber man muß auch darauf gefaßt sein, daß *-j*, ähnlich wie das *-ç* des Gen. Plur., ursprünglich ein stammformantisches Element gewesen ist (vgl. *-oj* in *oroj*, *aloj*, Lidén Armen. Stud. 23ff.). — Über die weitere Verbreitung des Ausgangs *-oj* von *knoj* aus auf Verwandtschaftswörter im neueren Armenisch handelt Meillet Mém. 11, 18f.

1) Auch der Akzent behält bei den ā-Stämmen in den Sprachen, wo am ehesten altüberkommener Akzentwechsel erwartet werden könnte, im Indischen, im Griechischen und im Germanischen, durch alle Kasus hindurch regelmäßig dieselbe Stelle (Hirt Der idg. Akzent 251ff.). Die baltisch-slavischen Akzentverhältnisse kommen hier nicht in Betracht.

andern germanischen Dialekten, um einen *ōn*-Stamm (vgl. got. *qinō*, ahd. *quena*, ags. *cwene*). Der Wechsel *ben* : *mnā* läßt vermuten, daß bei unserm Wort im Keltischen ursprünglich verschiedenartige Stämme mit verschiedener Wurzelstufe zu einem Paradigma vereinigt waren, etwa nach Art von ai. *pánthās* : *pathás pathíbhiṣ*, und daß später die eine von diesen Stammbildungen, die *ā*-Flexion, durch alle Kasus durchgeführt worden ist.

Es ist nun von vornherein wahrscheinlich, daß unser Wort schon in der Zeit der idg. Urgemeinschaft in seiner Flexionsweise nicht in dem Sinne etwas Einfaches war, wie sich uns z. B. die Wörter ai. *áśvā* lat. *equa* lit. *aszvà* oder ai. *bhujā* griech. φυγή lat. *fuga* in den verschiedenen Sprachen jedesmal als ein einheitliches System von Kasusbildungen darstellen. Und sollte vielleicht auch der *ā*-Stamm schon in voreinzelsprachlicher Zeit keinem der damals vorhandenen Kasus und Numeri fremd gewesen sein, so müßte es doch wohl auch schon damals, sei es auf dem ganzen uridg. Gebiet, sei es in einem Teile desselben, in diesem oder jenem Kasus oder in dieser oder jener Kasusgruppe gleichwertige oder fast gleichwertige Formen mit anderer Stammbildung gegeben haben, die zu einer Abundanz der Deklination unseres Wortes führen konnten. Jedenfalls fordern die angeführten Anomalien in vier Sprachzweigen dazu auf, zuzusehen, ob nicht zwischen ihnen allen oder wenigstens zwischen einem Teil von ihnen ein vorhistorischer Zusammenhang gewesen ist, so daß nicht jede Anomalie erst in der betreffenden Einzelsprache neu aufgekommen wäre.

Ehe wir uns aber dieser Aufgabe zuwenden, sind noch einige Vorfragen zu erörtern.

2.

Bezüglich der Wurzelstufe stellen sich die Formen arm. *kin*, ir. *ben* zu aksl. *žena* (russ. *žená* serb. *žèna*), preuß. *genna*, ferner die Formen att. γυνή dor. γυνά, böot. βανά, ir. *mná* zu ai. *gnā́*- gthav. *gᵊnā*- jgav. *γᵊnā*- *γnā*-. Daß γυνή Schwundstufe enthält, scheint mir sicher, wenn auch eine einleuchtende Erklärung für diese auffallende Lautung und die vermutlich mit ihr gleichartige Lautung κύκλος (zu ai. *cakrá*- usw.) bis jetzt nicht gefunden ist (vgl. Mansion Les gutturales grecques 49 ff., Hatzidakis Ἀκαδημ. ἀναγνώσμ. 1, 266 f. 2, 212, Ribezzo Il problema capitale delle gutturali indoeur., Napoli 1903, S. 46. 78, Hirt

IF. Anz. 18, 7, E. Hermann KZ. 41, 51 f.). **gvnā-* ist im Griechischen vertreten durch μνάομαι 'ich freie' nach Osthoffs überzeugender Etymologie KZ. 26, 326 (vgl. Verf. Griech. Gramm.[3] 286); zu dem Einwand, den Hirt Ablaut S. 12 gegen diese Erklärung von μνάομαι erhebt, ist auf Mansion a. a. O. zu verweisen.

Man mag nun γυνή mit seinem Anlaut γυ-, wenn man seine etymologische Zugehörigkeit zu βανά ir. *ben* usw. anerkennt, deuten wie man will, nach allem, was wir über die idg. Gutturalreihen bis jetzt wissen, besteht kein Recht, unser allgemeinidg. Wort mit den auf **ĝen-* weisenden ai. *jána-ti* av. *zan-* arm. *cin* griech. γίγνομαι lat. *gigno* usw. etymologisch zusammenzubringen, wie man oft getan hat und wie soeben wieder Fay Am. Journ. of Phil. 26, 380 tut. Unser Nomen steht in den idg. Sprachen ziemlich isoliert da: es ist zwar selbst Grundlage für verschiedene Ableitungen geworden, hat aber neben sich kein wurzelgleiches primäres Verbum, sondern nur noch ein wurzelgleiches und gleichbedeutendes Nomen, ai. *jáni-ṣ jánī* av. *jani-*, dehnstufig av. *jąni-* got. *qēns* (vgl. unten § 7ᵇ S. 185).

3.

Im Griechischen ist der *ā*-Stamm im Paradigma einst vielleicht in allen Dialekten auf den Nom. Sing. beschränkt gewesen.

Daß die nur in jüngerer Zeit auftretenden Formen γυνῆς γυνῇ usw. erst damals, im Anschluß an den Nom. Sing., geschaffen worden sind, liegt auf der Hand. S. Kühner-Blass Ausf. Gramm. 1, 458, Krumbacher KZ. 27, 529 ff., Mayser Gramm. der griech. Pap. S. 271 § 63, 1 Anm.

Den seit Homer belegten Vok. γύναι haben Ahrens und andere zu γυνή in der Art in nähere Beziehung gesetzt, daß sie ihn dem ai. Vokativ der *ā*-Stämme auf *-ē*, z. B. *sénē* von *sénā* 'Heer', gleichstellten. Mit Recht aber bemerkt J. Schmidt KZ. 27, 381, die nächstliegende Erklärung von γύναι, die aus *γυναικ, müsse erst widerlegt werden, ehe man an jene Deutung aus dem Indischen denken dürfe. Neuerdings vermutet freilich wieder Pedersen KZ. 38, 408, γύναι enthalte den Ausgang von ai. *sénē*, um so eine Möglichkeit der Erklärung des αι von γυναῖκα γυναικί usw. zu gewinnen: diese Kasus sollen nämlich mit ihrem αι Analogiebildungen nach γύναι sein. Wir werden aber unten sehen, daß γυναικ- auch ohne die Gleichstellung von γύναι mit *sénē* zu verstehen ist.

Eher kommt γυναι-μανής 'für Weiber schwärmend, weibstoll', das nur bei Homer belegt ist (Γ 39. N 769 Δύσπαρι . . . γυναιμανές), als alter Bestandteil des ā-Paradigmas in Betracht. Es stehen sich zwei Ansichten über diese Zusammensetzung gegenüber: Nach der einen wäre von *γυναικ-μανης auszugehen: gleichwie bei αἰπόλος = *αἰγ-πολος, sagt man, sei der Schwund des Verschlußlauts, wie er zunächst nur im wirklichen Wortauslaut lautgesetzlich war, auf die Kompositionsfuge übertragen worden (vgl. IF. 17, 7). Wobei zu beachten ist, daß in diesem Falle nicht, wie sonst zuweilen bei unregelmäßigen Wortschöpfungen des epischen Dialekts, Versnot eine Rolle gespielt haben könnte; denn auch das regelmäßig gebildete γυναικομανής — das nebst γυναικομανέω und γυναικομανία in nachhomerischer Zeit vorkommt — fügte sich dem Hexameter. Andere dagegen sehen im Vorderglied von γυναι-μανής einen Lok. Sing. zu γυνή (s. Τσερέπης Τὰ σύνθετα τῆς ἑλλ. γλώσσης 111 f. 155), stellen das Kompositum also in dieselbe Reihe mit Πυλαι-μένης, πυλαι-μάχος, Θηβαι-γενής, Πυλοι-γενής, ὁδοι-πόρος u. dgl., die sicher einen Lok. Sing. enthalten.

Nun ist klar: existierte das epische, also wohl ionische γυναιμανής bereits damals, als es im Ionischen noch Lokative auf -αι als lebendige Kasus gab und als in dem Kompositionstypus Θηβαι-γενής das Vorderglied noch als Lokativ angeschaut wurde, so hindert nichts, anzunehmen, daß das Vorderglied γυναι- der Lok. zu γυνή war. γυναι-μανής war dann etwa als ἐπὶ γυναικὶ μαινόμενος gedacht; auch noch im späteren Altertum wurde der Sinn dieses Kompositums mit Hilfe von ἐπὶ verdeutlicht: Hesychius paraphrasiert ἐπὶ γυναιξὶ μαινόμενος, ἐπὶ γυναιξὶ μεμηνώς. Hiernach stammte γυναιμανής aus einer Zeit, wo γυναικ- noch nicht alle andern Kasus des ā-Themas neben Nom. γυνή verdrängt hatte. In der Tat ist diese letztere Deutung die nächstliegende und einfachste. Und doch ist kein Verlaß auf sie. Denn man kann ja auch, von *γυναικ-μανής ausgehend, sagen: nachdem dieses zu γυναιμανής geworden war, hat der Umstand, daß durch die lautliche Veränderung eine Form von dem Aussehen der Komposita wie Θηβαιγενής, πυλαιμάχος entsprungen war, die Form γυναιμανής noch eine Zeitlang, im epischen Dialekt, vor weiterer Veränderung, vor Verwandlung in γυναικομανής, geschützt.

Nur eine schwache Stütze hat das Vorderglied von γυναιμανής als alte Kasusform zu γυνή an dem Adjektivum γύναιος. Dieses ist, wie γυναιμανής, ein episches Wort: es erscheint bei

Homer in γύναια δῶρα = γυναικὶ δῶρα 'Geschenke an ein Weib' λ 521. ο 247. Dazu gehört noch das attische Substantivum γύναιον 'Weib', öfters mit verächtlichem Beisinn, etwa 'Weibsbild, Weibsstück' (Zacher De nominibus Graecis in αιοc 140 f.). γύναιοc stellt sich zu den zahlreichen Adjektiva auf -αιοc, wie βίαιοc (βία), δίκαιοc (δίκη), πύλαιοc (πύλη), μάταιοc (μάτη, Adv. μάτην) und cπουδαῖοc (cπουδή), ἀρχαῖοc (ἀρχή))[1], und Grundr. 2[1], 121. 1[2], 228 f., Griech. Gramm.[3] 181 habe ich, wie schon andere vor mir, vermutet, daß diesen Adjektiva alte Kasusformen auf *-āi* (-αι) zugrunde gelegen haben. Diese Vermutung wird richtig sein. Aber daraus ist nicht mit Sicherheit die ehemalige reale Existenz eines Kasus *γυνᾱι (*γυναι) zu folgern. Denn es hätte ja das Vorhandensein des Nom. Sing. γυνή genügt, um zu ihm nach dem Verhältnis z. B. von βίαιοc zu βία ein γύναιοc bilden zu können[2]).

So ist denn im Griechischen in der Tat nur eine einzige

1) Die Betonung -αῖοc war ursprünglicher als die Proparoxytonierung. Der Ton rückte, vielleicht nur im attischen Dialekt, auf die drittletzte Silbe, wenn diese kurz war. S. Vendryes Traité d'accentuation grecque S. 167. 263, Mém. 13, 221 f. Die Akzentuierung dieser Adjektivklasse ist freilich für viele Fälle nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln. Ich möchte aber bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß der Tonsitz wohl nicht bloß durch die Quantitätsverhältnisse und den Rhythmus im Einzelwort bedingt gewesen ist. Denn erstlich scheinen auch bei kurzer Antepänultima die Formen von mehr als drei Silben die alte Tonstelle lautgesetzlich beibehalten zu haben: so ἀγελαῖοc, ἀγοραῖοc, ἐμπολαῖοc, ἐπιπολαῖοc, ἡcυχαῖοc, κεφαλαῖοc, κορυφαῖοc, πορφυραῖοc, cταδιαῖοc; προτεραῖοc, δευτεραῖοc, ὀγδοαῖοc. Zweitens ebenso dreisilbige Formen mit kurzer Antepänultima dann, wenn sie mit Doppelkonsonanz anlauteten: so δρομαῖοc, κλοπαῖοc, κρυφαῖοc, cτροφαῖοc, τροπαῖοc, τροχαῖοc, cχολαῖοc (hiernach braucht der Akzent von τριταῖοc, im Gegensatz zu dem von γύναιοc, βίαιοc usw., nicht aus Anlehnung an die Betonung von δευτεραῖοc, τεταρταῖοc usw. erklärt zu werden). Vgl. zu diesen Betonungsverhältnissen unserer Adjektiva auf -αιοc: ὅμοιοc aus ὁμοῖοc neben ἑτεροῖοc, παντοῖοc, ἀλλοῖοc; γέλοιοc neben αἰδοῖοc; ἕτοιμοc aus ἑτοῖμοc; ἔρημοc aus ἐρῆμοc; Akk. Sing. κέλητα, λέβητα, ἔχητα, πένητα neben ἑρπῆτα, γυμνῆτα, ἀργῆτα, χερνῆτα, ἐcθῆτα, ψῑλῆτα (Vendryes a. a. O.). — Substantivische Neutra der Adjektiva auf -αιοc wurden unabhängig von diesen Gesetzen proparoxytoniert: κεφάλαιον, ἀνόπαιον, περίναιον (vgl. Meister KZ. 32, 141), τρόπαιον, κάλλαιον, ἐφήβαιον (cπήλαιον dürfte anderer Art sein).

2) Man lehrt meistens, daß zwischen βίαιοc, cπουδαῖοc und βίᾱ, cπουδή dasselbe Verhältnis bestehe wie z. B. zwischen δούλειοc und δοῦλοc, χρύcειοc und χρῡcόc u. dgl., und nimmt für diese beiden Adjektivklassen den gleichen Entwicklungsweg an. In cπουδαῖοc und in δούλειοc soll das Adjektivformans -ιοc, das in τίμιοc (τῑμή), ἐcχάριοc (ἐcχάρᾱ) und in ἵππιοc (ἵπποc), ἄγριοc (ἀγρόc) den vokalischen Stammauslaut absorbiert

Kasusform, der Nom. Sing. γυνή βανά, mit Sicherheit dem *ā*-Thema unseres Wortes zuzuweisen. Freilich will Prellwitz Et. Wtb.[2] 101 nicht einmal γυνή als Form des *ā*-Stamms unbedingt

habe, so angetreten sein, daß dieser erhalten blieb. So neuerdings wieder Schulze Lat. Eigenn. 435. Dieser rechnet so: die Doppelheit δούλειοϲ : δούλιοϲ stehe der Doppelheit φιλέω = *φιλε-ι̯ω : ἀγγέλλω = *ἀγγελ-ι̯ω gleich; da nun das *i*-Element im Verbum konsonantische, im Nomen dagegen sonantische Funktion habe, sei das nominale -ειο- als -ειι̯ο-, und entsprechend sei -αιο- als -αιι̯ο- zu betrachten. Ich muß die Zulässigkeit dieses Analogieschlusses bezweifeln. Zunächst sind das nominale *i*-Formans und das verbale *i*-Formans keineswegs gleichartige Bildungselemente und haben, wenn überhaupt einen, nur einen entfernteren etymologischen Zusammenhang. Sodann sind zwar *φιλε-ι̯ω (φιλέω) und *τῑμᾱ-ι̯ω (τῑμάω) und ebenso δούλιοϲ und τίμιοϲ sicher allgemeinidg. und uridg. Bildungstypen, für die nach Schulze den Verba φιλέω und τῑμάω entsprechenden adjektivischen Formen mit *-ijo-* aber ist ein gleichhohes Alter nicht nachzuweisen. Sind diese Adjektiva aber erst in späterer Zeit aufgekommen, dann kann der Hinweis auf φιλέω und τῑμάω wenig nützen; denn mit Rücksicht auf diese Verbalformationen sind die Adjektiva gewiß nicht geschaffen worden. Den Typus δούλειοϲ sieht Schulze freilich auch in den lat. Namenbildungen auf *-EIVS*, wie *Veneteius*, *Flacceius*, *Nōneius*; doch bleibt diese Namenendung jedenfalls mehrdeutig. Zuversichtlicher läßt sich der Typus ϲπουδαῖοϲ nur mit den oskischen Formen wie kerssnaiias '*cenariae' (zu kersnā- 'cena') zusammenbringen, und vielleicht stehen mit den osk. Eigennamen auf -aiiú- noch die altkeltischen wie *Annaius*, *Bedaius*, *Vadnaius* (Zeuß-Ebel Gr. C. 29f.) in historischem Zusammenhang. Drittens ist mir überhaupt zweifelhaft, ob das ε von δούλειοϲ wirklich der Stammauslaut von δουλε-, der alten Ablautvariante von δουλο-, ist. Die Adjektiva auf -ειοϲ bilden ein schwieriges und noch näher zu erforschendes Kapitel der griechischen Adjektivbildung, und man braucht sie um so weniger mit denen auf -αιοϲ zusammenzuspannen, als die Betonungsverhältnisse beiderseits nicht die gleichen sind (vgl. Vendryes Mém. 13, 222).

Lassen wir also die Formen auf -ειοϲ hier beiseite (zuletzt hat über sie Jensen KZ. 39, 587 Fußn. 1 gesprochen), so ist mir jetzt, im Gegensatz zu Grundr. 2[2], 1, 194 und zu Collitz BB. 29, 109f. 114 (vgl. hierzu Gubler Die Patron. im Alt-Ind., Gött. 1903, S. 78ff.), immer noch die Deutung der Formen auf -αιοϲ am wahrscheinlichsten, daß sie durch Antritt von *-ijo-* an einen Kasus der *ā*-Deklination entstanden sind, wofür der Lok. (Lok.-Dat.) auf *-āi* und der Instr. auf *-ā* in Frage kommen. An und für sich wäre allerdings möglich, daß ein -αιοϲ = *-αϲιοϲ (κνεφαῖοϲ zu κνέφαϲ, vgl. ὄρειοϲ zu τὸ ὄροϲ, Ἀργεῖοϲ zu τὸ Ἄργοϲ) auf *ā*-Stämme übergegangen war. Aber die Zahl solcher Adjektiva auf -αιοϲ, neben denen *ā*-Stämme liegen, wie ϲπουδαῖοϲ, βίαιοϲ, ist so groß (s. Zacher a. a. O. 134ff.), daß man nicht ohne Not davon abgehen darf, den Ausgang dieser Adjektiva an den *ā*-Stämmen selbst entsprungen sein zu lassen. Die Bedeutung sehr vieler von diesen Adjektiva verträgt sich vorzüglich mit

gelten lassen. Er sagt: "Der Nom. γυνή könnte für *γυνᾰικ und im Ablaut zu γυναικ- stehen". So ohne Kommentar hingestellt, ist diese Vermutung unverständlich, mir wenigstens, und ich fühle mich nicht berufen, bei ihr hier zu verweilen. Und auch nach den Spekulationen von Collitz über die Herkunft der *ā*-Deklination der idg. Sprachen BB. 29, 81 ff. bleibt γυνή für mich ein simpler Nom. Sing. eines *ā*-Stammes auf uridg. -*ā*.

4.

Eine weitere Vorfrage, die wiederum das Griechische betrifft, ist die: wie kommt diese Sprache zu der Betonung γυναικός

---

dem Lokativ als Bildungsgrundlage, z. B. ἀγελαῖος (βοῦς ἀγελαίη bei Homer das Herdentier im Gegensatz zum Zugtier) s. v. a. 'ἐν ἀγέλῃ ὤν, in einer Herde befindlich', οὐραῖος 'am Schwanz befindlich', πῡγαῖος 'am Steiß befindlich', πυλαῖος (πύλαιος) 'am Tor befindlich' (Zacher S. 155), ἐπιπολαῖος 'an der Oberfläche befindlich', πεμπταῖος 'am fünften Tage, (ἐν) πέμπτῃ (ἡμέρᾳ)'. Auf ἐν εὐνῇ scheint ἐνεύναιον 'Bettinlage, Bettzeug' (π 35) ebenso zu beruhen, wie z. B. böot. ἐπιπατρόφιον 'Vatersname' von ἐπὶ πατρόφι ausgegangen ist. εἰκαῖος schließt sich an εἰκῇ 'auf gut Glück', σπουδαῖος an σπουδῇ 'mit Eifer, im Ernst', ἡσυχαῖος an ἡσυχῇ 'ruhig' (Zacher S. 186) an. In ein paar Fällen darf aber auch an Entstehung auf Grund einer instrumentalischen Form auf -ā gedacht werden: λαθραῖος zu λάθρᾱ hom. λάθρῃ Adv. 'heimlich', κρυφαῖος zu dor. κρυφᾷ att. κρυφῇ Adv. 'heimlich'. Wenn dann später im Gebrauch solcher Adjektiva die lokativische oder instrumentalische Bedeutung verwischt worden ist, so ist das dieselbe Erscheinung, wie sie bei den ebenfalls von Kasusformen ausgegangenen Adjektiva **diu̯i̯o-s* = ai. *divyá-s* griech. δῖος (vom Lok. *diví*, ΔιϜί 'im Himmel), griech. ἠέριος (vom Lok. *ἠερι ἦρι 'in der Frühe'), ἴφιος (vom Instr. ἶ-φι 'mit Kraft') u. a. zu beobachten ist.

Zugunsten dieser Auffassung dürfen ἡσυχαίτερος neben ἡσυχαῖος, σχολαίτερος neben σχολαῖος, ἰσαίτερος neben ἰσαῖος, lesb. Inschr. δικαίτατα (n. 119, C, 18 Hoffm.) neben δίκαιος (Kühner-Blass Ausf. Gramm. 1. 560 f., G. Meyer Griech. Gramm.[3] 493) geltend gemacht werden, insofern sie sicher auf dem Kasus auf -αι (-*āi*) fußen, so wie μυχοίτατος auf dem Lok. μυχοῖ u. dgl. Und sollte nicht ein gleichartiges *γυναί-τερος, zu γύναιος, Muster für das seltsame, zunächst dem arkad. ἀῤῥέντερον (τὠῤῥέντερον) verwandte ἐρσεναίτερος 'männlich' auf der elischen Inschrift Jahresh. des österr. arch. Inst. in Wien 1, 197 ff. (μάτε ἐρσεναιτέραν μάτε θηλυτέραν, vgl. dazu Danielsson Eranos 3, 135) gewesen sein? Als Kontrastbildung erinnert ἐρσεναίτερος an πεπαίτερος, den Komparativ zu πέπων 'mild, sanft', da dieser doch wohl nach einem zu κραταιός gehörigen, ebenfalls zufällig unbelegten *κραταίτερος (vgl. γεραίτερος zu γεραιός, παλαίτερος zu παλαιός) geschaffen worden ist, vgl. πεπαιτέρα γὰρ μοῖρα τῆς τυραννίδος Aesch. Ag. 1365 und die μοῖρα κραταιή bei Homer. Gerade bei den Komparationsbildungen kommt Neu- oder Umbildung nach dem Wort für den gegensätzlichen Begriff öfters vor, s. Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1897 S. 194 ff.

γυναικί γυναῖκα? Warum heißt es nicht γυναῖκος -αῖκι -αῖκα usw. wie βραδυτῆτος -ῆτι -ῆτα, ἀνδρῶνος -ῶνι -ῶνα, δελφῖνος -ῖνι -ῖνα, δοτῆρος -ῆρι -ῆρα u. dgl.? Mit seinem Tonwechsel erinnert unser Paradigma einerseits an den Tonwechsel in den sinnverwandten Wörtern ἀνήρ, μήτηρ, θυγάτηρ: ἀνέρα ἄνδρα : ἀνδρός, μητέρα : μητρός, θυγατέρα : θυγατρός und anderseits an den in einsilbigen Stämmen, wie γλαῦκα : γλαυκός.

Man hat angenommen, die Betonung von γυνή sei erst hinterher mit der von ἀνήρ usw. harmonisch gemacht worden (so z. B. Kühner-Blass a. a. O. 1, 458), und das läßt sich, so lange die Entstehung der Stammform γυναικ- im Unklaren ist, nicht widerlegen. Aber so lange muß auch mindestens als gleichwertig erscheinen die Annahme, für γυναικ- βαναικ- sei einmal *βναικ-, jünger *μναικ- (vgl. μνάομαι), gesprochen, damals sei *βναῖκα : *βναικός betont worden, und als darauf der Anlaut der *βναικ-Kasus an den des Nom. Sing. γυνά βανά angeglichen wurde, sei durch diese Neuerung die alte Betonung nicht berührt worden. Diese letztere Auffassung paßt sogar besser wegen der Betonung γυναιξί, wie γλαυξί, θηρσί usw., im Gegensatz zu ἀνδράσι, μητράσι usw., man müßte denn behaupten, die letzteren Formen seien für *ἀνδρασί usw. nach dem Wheelerschen Gesetz aufgekommen, und der Anschluß der Betonung der γυναικ-Kasus an die Betonung von ἀνήρ usw. sei vor dem Eintritt der Wirksamkeit dieses Akzentgesetzes erfolgt. Daran, daß die Betonungsanomalie von γυναικός usw. von älterer Einsilbigkeit des Stammes herrühre, denkt auch Vendryes Traité S. 222. Allein ich verstehe nicht, weshalb er das Wort gerade im Nom. Sing. einsilbig gewesen sein läßt, um von diesem Kasus aus der unregelmäßigen Akzentuation der andern Kasus beizukommen.

5.

Fragt man nun, welche von den unregelmäßigen, d. h. nicht der *ā*-Deklination angehörigen Kasusbildungen in den verschiedenen idg. Sprachen als im Stammformans übereinstimmend betrachtet werden können, so bieten sich dar einerseits die griechischen γυναικ-Kasus und arm. *kanai-ḱ kanai-s*, die man schon öfters in historischen Zusammenhang gebracht hat (so auch ich im Grundr. 2², 1, 576 Fußn. 1), anderseits die armen. *kanan*-Kasus und got. *qinōn-*.

Hierauf haben wir jetzt näher einzugehen.

6.

Was zunächst γυναικ- und *kanai-* betrifft, so ist unter denjenigen bisherigen Deutungsversuchen, die jede von beiden Stammformen für sich gesondert betrachtet, keiner, der mich überzeugte, und unter allen Erklärungsversuchen überhaupt ist keiner, der dem Umstand Rechnung trägt und ihn begreiflich macht, daß die beiden Stammformen kein vollständiges Paradigma bilden und mit andern Stammformen in der Weise gruppiert sind, wie es in der historischen Zeit des Griechischen und des Armenischen der Fall ist. Unmittelbar einleuchtend ist an den bisherigen Besprechungen von γυναικ- nur das, daß sein κ-Element irgendwie im Zusammenhang steht mit dem κ-Element in Wörtern wie βέμβιξ -ῑκος, dor. κλᾴξ Gen. κλᾳκός (SGDI. n. 3325, 110) aus *κλαϝῑκ-, lat. *genetrīx*, *cornīx* oder umbr. *curnaco*[1]).

S. wegen γυναικ- u. a. Curtius KZ. 4, 216, Grundz.[5] 175. 639. 679, Danielsson Grammatiska anmärkningar 1, 32 f, Wheeler Der griech. Nominalacc. 18, Kretschmer Einleit. 233 f., Prellwitz Et. Wtb.[2] 101 und über *kanai-* Pedersen KZ. 39, 398. 419. 466.

Die Verteilung der beiden Stammformen γυναικ- und *kanai-* versteht man leicht unter der Voraussetzung, daß sie ursprünglich einem neutralen Nom. Akk. Sing. angehört haben. Es handelt sich dann um ein altes Abstraktum ('weibliches Wesen') oder Kollektivum ('Weibervolk, Harem')[2]), und aus dem Übergang zur Bedeutung des einzelnen Weibes (vgl. etwa unser *weibsen* = mhd. *wībes nam(e)*, oder *frauenzimmer* 'Gesamtheit von weiblichen Personen' und jetzt 'einzelne weibliche Person') wird die Verbindung mit dem Stamm *g^{u}*enā-*, der schon von früher her das Individuum bezeichnete, erklärlich.

Im Griechischen wurde dieses *γυναικ mit Rücksicht auf das natürliche Geschlecht zum Femininum, vgl. die häufigen ähnlichen Übergänge, wie nhd. dial. *eine deutsche fräulein*, mhd. *ein offeniu süeziu wîp*, kleinruss. *l'ubl'u d'ivča molodyju* 'ich liebe das junge Mädchen'. Dazu kamen alsdann, neben γυναικός -αικί

1) Der Meinung O. Frankfurters (Über die Epenthese von *j* (ι) ϝ (υ) im Griech., Gött. 1879, S. 21), γυναικός sei ein adjektivischer Nom. Sing. Mask. *γυνα-ικός gewesen mit dem Formans von φυσικός usw., hat sich mit Recht niemand angeschlossen.

2) War der Sinn ein kollektivischer, so dürfen verglichen werden die ebenfalls Gutturalformantia aufweisenden Formen wie aisl. *fedgar*, got. *brōþrahans*, arm. *mardik* (Gen. *mardkan*) als Plural zu *mard* 'Mensch' (Verf. Grundr. 2[2], 1, 604, Pedersen KZ. 38, 218. 39, 466).

-αικῶν -αιξί, die geschlechtigen Kasusformen γυναῖκα -αῖκες -αῖκας, während der Nom.-Akk. *γυναι[κ] zwar mit Vokativbedeutung, als γύναι, fortlebte[1]), in der Nominativfunktion aber dem γυνή Platz machte. Nur im Gebrauch als Schlußglied von exozentrischen Komposita, wo man auch maskulinischer Formen benötigte, kam es für den Nom. Sing. zu einer Neubildung: ἀ-γύναιξ (Sophokl. Athamas fr. 5 D.).

Für diese Art der Überführung eines Neutrums in geschlechtige Deklination vergleiche man μήστωρ 'Ersinnung, Beratung, Rat', das zur Bedeutung 'Ersinner usw.' kam und infolge davon die Kasusformen -ωρα -ωρες erwarb (IF. 19, 212 f., Grundr. 2², 1, 331 f. 580), lat. *Venus* = ai. Neutr. *vánas*, als Nom. und Vok. unverändert geblieben, als Akk. aber durch *Venerem* ersetzt. Zwei gleichartige Fälle aus dem Germanischen ergeben sich aus dem, was Weyhe PBrBeitr. 31, 71 ff. über die ursprüngliche Flexion von *magd* und *held* ermittelt hat: der ags. Nom. Sing. *mæʒ* war urgerm. **maʒaþ*, und der ags. Nom. Akk. Sing. *hæle* urgerm. **haliþ*; diese müssen ursprünglich Neutra gewesen sein; dazu wieder auch geschlechtige Kasus, z. B. got. *magaþs*[2]).

Im Armenischen wurde der Nom. Akk. N. **gʷn̥naiq* (oder **gʷn̥nāiq*) zu **kanai*. Für den Abfall des Gutturals im Auslaut weiß ich zwar keinen andern Beleg (derjenige, den Scheftelowitz BB. 29, 59 vorbringt, ist höchst unsicher), aber der mehrfach sicher belegte Schwund von *-t* (Grundr. 1², 900, Meillet Esquisse 33) läßt die Annahme, daß auch uridg. *-q* abgefallen sei, als ziemlich unbedenklich erscheinen. **kanai* war kollektivisch, sei es, daß dies überhaupt die uridg. Bedeutung dieser Neutralbildung war, sei es, daß sie sich erst innerhalb des Armenischen entwickelt hat. Da nun in dieser Sprache der Ersatz des Plurals durch singularische Kollektiva gut bezeugt ist (Pedersen KZ. 39, 466), so kann es nicht auffallen, daß für den Nom. Akk. Sing.

---

1) Es mag gleich hier darauf hingewiesen sein, daß nach den Lautgesetzen γυναικ- auf *γυνᾱικ- zurückführbar ist, und daß nichts im Wege stehen würde, fürs Uridg. ein **gʷ(n̥)nāiq(o)-* vorauszusetzen. Dann wäre für den Nom.-Akk. *γυνᾱι als die lautgesetzliche Form zu postulieren (vgl. φέρη aus *φερηιτ, κῆρ aus *κηρδ u. dgl.), und *γυναι (γύναι) hätte sein αι nach γυναικός usw. bekommen: vgl. das ion. Neutrum κάρη für lautgesetzliches κάρᾱ = *καρᾱσᾰ (erhalten in ion. att. καρᾱδοκέω) nach κάρηνα = *καρᾱσνᾰ (IF. 18, 429).

2) Neutr. waren einst auch **mēnōt* got. *mēna* (vgl. *sauil* N.) und **nepōt* ahd. *nevo* ('Schwesterkind'). Näheres hierüber anderswo.

**kanai* die pluralischen Formen Nom. *kanai-k̔*, Akk. *kanai-s* eingetreten sind[1]).

kanai- stimmt, wie man bisher allgemein angenommen hat, in der Ablautstufe der ersten Silbe zu βα̊νά. Anders jetzt Pedersen KZ. 39, 419. Ihm ist das *a* der Anfangssilbe von *kanaik̔ kanais* gleichwie auch das *a* der Anfangssilbe von *kananç kanambk̔ kanambi kanani* durch Fernassimilation aus *e* hervorgegangen, so daß diese Formen im Ablaut mit *kin* zusammengehörten. Zur Begründung sagt er: "Eine idg. Vokalalternation ist bei den Kollektivbildungen **kanay* und **kanan* und in der Flexion eines idg. *ā*-Stammes (*kanaç* neben *kin*) ganz unwahrscheinlich". Aber wenn man im Irischen nebeneinander *mnā mnāi* usw., *ban n-* und *ben*, im Germanischen aisl. *kona kuna* und got. *qinō* und neben aisl. *kona* (run. Gen. Sing. *kunu(ʀ)*) die Genitivi Plur. *kuenna* und *kuinna* hat, ist nicht einzusehen, warum solcher Wechsel im Armenischen ganz unwahrscheinlich sein soll. Und wie beurteilt Pedersen *knav*? War das ursprüngliches **kenav*, warum wurde dann nicht auch hier *e* zu *a*? Hatte es aber die Stufe uridg. **gᵘnā-* (ai. *gnā́-* usw.), so ist Vokalalternation im armen. Paradigma gar nicht abzuleugnen. Ich bleibe demnach dabei, daß *kan-* in *kanaik̔* und *kanais* uridg. **gᵘn̥n-* war.

7.

Gibt man hiernach als wahrscheinlich zu, daß die Stammform γυναικ- aus vorgriechischer Zeit ererbt war, so ergibt sich die weitere Frage, wie sich **gᵘ(n̥)nāiq-* entwicklungsgeschichtlich zu **gᵘ(n̥)nā-* verhält. Diese Frage wird kaum noch zu beant-

1) Obwohl mir diese Auffassung unserer arm. Formen unter der Voraussetzung, daß sie wie γυναικ- ein *q*-Formans gehabt haben, die einfachste zu sein scheint, möchte ich hier doch noch auf eine andere Möglichkeit hinzuweisen nicht unterlassen. Uridg. *-q-* hinter Vokalen erscheint im Armenischen teils als *k*, wie in *ancuk anjuk* 'enge' (= aksl. *ązъkъ*), teils als *k̔*, wie in *olok̔*, Plur. *olok̔unk̔*, 'Schienbein, Bein' (zu lat. *lacertus*); wie das Verhältnis zwischen *k* und *k̔* ursprünglich lautgesetzlich geregelt war, ist noch unklar, s. Lidén Armen. Stud. 12 (wo auch die ältere Literatur über die Frage), Scheftelowitz BB. 29, 13f. Es wäre nun denkbar, daß unser Wort ursprünglich nicht nur *q*-Kasus, sondern auch *qo*-Kasus gehabt hat, wie gerade bei den Gutturalformantien vielfach konsonantische und *o*-Deklination nebeneinander erscheinen: z. B. griech. νέᾱξ: aksl. *novakъ*, griech. μεῖραξ: ai. *maryaká-s*, lat. *senex*: ai. *sanaká-s*, fürs Neutrum vgl. ai. *dṛ́ṣ́ak*, *śṛ́ṅga-m*, griech. ὄστρακον (Meringer Beitr. zur Gesch. d. idg. Deklin. 8. 16f., Verf. Grundr. 2², 1, 309. 508. 510. 581). So könnte der

worten sein. Wenn man sagt, γυναικ- enthalte eine Suffixkombination *-ā-ik-* oder *-ā-ik-*, oder wenn man neben **gᵘn̥nā-* eine 'Basis' **gᵘn̥nāi-* voraussetzt, so sind das kaum mehr als Umschreibungen des Tatbestands, keine wirklichen genetischen Deutungen.

Hier muß denn noch das altphryg. βονοκ erwähnt werden, welches Abkürzung eines Akk. Sing. βονοκαν mit der Bedeutung 'Weib, Gattin' sein soll, und das man als ein Lehnwort aus dem Griechischen betrachtet und zunächst mit böot. βανά βανηκός zusammenbringt (vgl. Ramsay BB. 14, 310, Kretschmer Einleit. 233f., Solmsen KZ. 34, 40ff., Hirt Indogerm. 2, 595). Die Beurteilung des Vokalismus der Form oder richtiger der Schreibung ist so unsicher, daß mit dieser Überlieferung für die Erklärung des -αικ- von γυναικ- kaum etwas anzufangen ist, und jedenfalls ist βονοκ nicht geeignet zu zeigen, daß im Griechischen neben βαναικ- ein *βανᾱκ- gestanden hat.

Von Wichtigkeit wäre es, wenn sich irgendwo in zuverlässiger Überlieferung ein anderes Nomen fände, das sich in formantischer Beziehung dem γυναικ- an die Seite stellte. Ein solches Analogon scheint mir Danielsson Grammatiska anmärkn. 1, 32f. in dem Femininum Γραῖκες: παρ' Ἀλκμᾶνι αἱ τῶν Ἑλλήνων μητέρες καὶ παρὰ Σοφοκλεῖ ἐν Ποιμέσιν (Steph. Byz. s. v., Hdn. 1, 397, 9) gefunden zu haben. Das Wort ist vermutlich von dem Mask. Γραῖκες, dem Namen der äolischen Bewohner von Parion, nicht zu trennen, und dieser Name wiederum nicht von den Γραικοί in Epirus, der oropischen Landschaft Γραική und dem böotischen Stadtnamen Γραῖα (vgl. v. Wilamowitz Oropos und die Graer, Hermes 21, 91ff., Kretschmer KZ. 31, 382, Einleit. 171, Kossinna Festschrift für Weinhold S. 26ff., Fick BB. 24, 292). Nach Wurzel oder Formans diese Bildungen für ungriechisch zu halten, liegt kein triftiger Grund vor, und man bringt sie seit alter Zeit ansprechend mit γραῖα, γραῦς, γέρων zusammen.

Das Wortstück γραι- von Γραῖκες Γραικοί ist demnach wahrscheinlich dieselbe morphologische Einheit wie γεραι- in γεραίτερος -τατος, γεραιός (γηραιός, s. Osthoff IF. 19, 240), Γεραιστός,

---

Nom. Plur. *kanaiꝁ* ursprünglich Nom. Akk. Sing. Neutr. gewesen sein mit *-ꝁ* als *qo*-Formans: da andere Kasus daneben fehlten und die Form als Kollektivum pluralische Bedeutung hatte, so erschien sie als ein Nom. Plur., und nach den Doppelheiten wie *hogis* : *hogiꝁ*, *anjins* : *anjinꝁ* usw. wurde *kanais* zu *kanaiꝁ* hinzugebildet.

vielleicht auch dieselbe wie γραι- in γραῖα. 1. γεραίτερος und γεραιός wie παλαίτερος und παλαιός (böot. παληός), zu πάλαι παλαίφατος παλαι-γενής u. a.[1]). Vgl. ferner κραταιός, auf dessen unbelegten Komparativ *κραταίτερος das begrifflich entgegengesetzte πεπαίτερος hindeutet (S. 178), mit κραται-γύαλοι, κραταί-πεδον, κραταί-λεως (daneben ion. Adv. κάρτᾰ); ἀραιός att. ἀραιός mit Ἀραι-θυρέη B 571 ('Schmalpforten'), Name einer argivischen Stadt, von zweifelhafter Etymologie (s. Sommer Griech. Lautst. 114). 2. In Γεραιστός (γ 177), dem Namen eines Kaps und Hafenorts von Euböa mit einem Hain und Tempel des Poseidon (Pape-Benseler Griech. Eigenn. 245, Gruppe Griech. Myth. und Religionsg. 1151) sieht Fick BB. 21, 275 eine besondere Superlativbildung neben γεραίτατος, indem er die Bezeichnung des Poseidon als πρεσβύτατος υ 142 vergleicht. Vielmehr ist Γεραιστός nach παλαιστής δυσ-πάλαιστος neben παλαίω u. dgl. (J. Schmidt KZ. 27, 294, Solmsen KZ. 29, 99) zu beurteilen und schließt sich seinem Sinne nach an γέρας (vgl. Osthoff IF. 19, 217 ff.) an. Was endlich 3. γραῖα, ion. γραίη, bei Theokrit γραία (Homer hat nur den Gen. γραίης, α 438) betrifft, so kann es verschieden beurteilt werden. Schulze Quaest. ep. 448 setzt *γραιϝα mit ursprünglichem Diphthong αι an wegen des bei Homer neben dem einsilbigen γρηῦς γρηῦ (wozu γρηΐ = att. γραΐ aus *γρᾰϝ-ί) erscheinenden γρηῦς (auch γρῆϋς akzentuiert); dieses soll aus *γραι̯υ-ς hervorgegangen und ein unmoviertes Femininum *γραι̯-ύ-ς sein. Auf γρηῦς γρῆϋς ist aber, wie ich IF. 9, 372 gezeigt habe, kein Verlaß: wie es schon bei Hdn. 2, 645, 30 als διῃρημένον κατὰ τοὺς Ἴωνας betrachtet ist, dürfte es in der Tat durch die sogen. Zerdehnung (aus γρηῦς) für ursprüngliches γρηΐς in den Homertext gekommen sein (so jetzt auch Walde Lat. et. Wtb. 275)[2]).

Wenngleich sich hiernach mit γρηῦς der Ansatz *γραιϝα mit ursprünglichem αι nicht erhärten läßt, so könnte dieser Diphthong in γραῖα freilich trotzdem ursprünglich und deshalb das γραι- von γραῖα unmittelbar mit dem γραι- von Γραῖ-κες identisch sein; Danielsson erinnert an μαῖα neben μᾶ, μήτηρ.

1) Nach γεραιός oder παλαιός oder nach beiden zugleich ist δηναιός, zu δήν, gebildet.

2) Hirt rechnet neuerdings (IF. 21, 166) freilich wieder mit γρηῦς als einer feststehenden Größe der griechischen Sprachgeschichte, ohne meiner Besprechung der Form Erwähnung zu tun. Er will mit γρηῦς seine Meinung, daß ρᾱ die einzig gesetzmäßige Vertretung von uridg. r̥̄ (ərə) gewesen sei, stützen.

Anderseits steht aber auch nichts im Wege, γραῖα in der Weise an γραῦς anzuschließen, daß man es aus *γρᾱϝ-ι̯α oder *γρᾰϝ-ι̯α entstanden sein läßt. Zu solchem γραῖα aus *γραϝι̯α vgl. el. φυγαδείω aus *φυγαδηϝι̯ω und das entsprechende μαστείει auf einem Bleiblättchen aus Dodona (Solmsen Rhein. Mus. 59, 166); über diesen Lautwandel Verf. Griech. Gramm.[3] 307. 573.

Welcher Art die morphologische Einheit γεραι- γραι- neben γέρᾰ (Plur.), γέρα-ς, γερα-ρό-ς usw. ist, d. h. auf Grund wovon sie zu ihrem *i*-Element gekommen ist, bleibt ebenso undeutlich wie die Entstehung von γυναι- βαναι- und arm. *kanai-* neben ai. *gnā́-* usw. Man kann auch hier nur wiederum auf andere Wörter hinweisen, die unter ähnlichen Verhältnissen einen vermutlich gleichartigen *i*-Diphthong enthalten. So z. B. Ταλαιμένης ταλαί-πωρος ταλαί-φρων neben τελᾰ-; γλαινοί· τὰ λαμπρύσματα (Hesych), ahd. *kleini* neben γελᾰ-[1]); aisl. *hreinn* ags. *hrán* 'Renntier' zu κριός 'Widder' und zu κέρας (Wiedemann BB. 28, 33f.); got. *hraiwa-* ahd. (*h*)*rēo* 'Leiche', ags. aisl. *hrím* 'Reif, Ruß' neben aksl. *črěvъ* 'Leib' = **kervъ* (Walde Lat. et. Wtb. 145); av. *simōiϑrā-* 'ein Teil vom Geschirr des mit Pferden bespannten Wagens' zu ai. *śamyā-* 'Stock; Zapfen, Holznagel, Keil', arm. *sami-k̔* 'zwei Hölzer, die durch die beiden Löcher des Joches gesteckt und unten durch einen Strick zusammengehalten werden' und zu griech. κάμαξ 'Stange, Stock, Pfahl' (Lagercrantz KZ. 34, 396 ff.). Da bei solchen auf einen *i*-Diphthong auslautenden zweisilbigen Basen öfters auch *-i-*, als schwächste Ablautstufe, auftritt, so können übrigens auch die *i*-Stämme ai. *jáni-ṣ* av. *ja'ni-š* = **gᵘeni-s* und ai. *-jāni-ṣ* (vgl. Grundr. 2[2], 1, 169 Fußn. 1, Meillet Mém. 14, 191 f.) av. *jąni-š* got. *qēns* as. *quān* = **gᵘēni-s*[2]) in der Weise hierher gehören, daß ihr Stammauslaut *-i-* ursprünglich eine Schwundstufe neben dem Diphthong von γυναι-κ- und *kanai-* war[3]).

---

1) Beiläufig sei bemerkt, daß dieser Formkategorie schwerlich κίναιδος anzuschließen ist mit Fick BB. 28, 101, Prellwitz Et. Wtb.[2] 223. Es hat vielmehr wohl Anlehnung an αἰδώς, αἰδοῖον stattgefunden.

2) **gᵘēni-s* war vermutlich Erweiterung eines Wurzelnomens **gᵘēn-* nach dem Vorbild von **gᵘeni-s*. Vgl. Analoges Grundr. 2[2], 1, 168.

3) Keinesfalls dürfte man dieses Ablautverhältnis nach J. Schmidt KZ. 27, 372 und O. Richter IF. 9, 212 vergleichen mit ved. *pathē-ṣṭhā́-* 'am Wege stehend' neben *pathi-kṛ́t- pathí-bhiṣ* usw., woneben auch noch eine Stammgestalt **panthāy-* mit Langdiphthong durch *pánthās pánthām* (av. *pantå pantąm*) vertreten sein soll. Denn *pathē-ṣṭhā́-* ist, wie schon

8.

Die andere Übereinstimmung zweier Sprachzweige in der Bildung von Kasus auf anderer Grundlage als der der *ā*-Deklination ist der *n*-Stamm im Armenischen und im Germanischen: das Armenische hat in einigen Kasus *kanan-*, das überdies in dem Kollektivum *kanani* (Gen. *kananvoy*) 'Frauen' auftritt, und im Germanischen ist unser Wort durchweg *n*-Stamm, got. *qinō* usw. Das hohe Alter dieser *n*-Deklination im Germanischen wird besonders durch den aus dem Urgermanischen stammenden ost- und westnord. Gen. Plur. *kuinna* (S. 172) verbürgt, dessen Grundform **ku̯enn-ōn* in derselben Weise schwache Stammgestalt zeigt wie aisl. *mann-a yxn-a* got. *mann-ē aúhsn-ē abn-ē*.

Betrachten wir nun diese *n*-Formen noch etwas näher.

9.

Arm. *kanan-* vergleicht Meillet Mém. 11, 18, Esquisse 59 mit *aran-* 'Mann' im Instr. Sing. *aram-b* Plur. *aram-bk̄* Gen. Plur. *aran-ç* neben Nom. Sing. *air* Plur. Nom. *ar-k̄* Akk. *ar-s*. Dagegen sieht Pedersen KZ. 39, 350. 419. 473f. in *aran-* ein Analogon zu den kollektivischen *ji-an-* 'Pferde', *iš-an-* 'Esel, asini', *haur-an-* 'Herde'[1]).

Beide Gelehrte werden insoweit Recht haben, als es sich im Grunde um dasselbe *n*-Formans handelt. Doch glaube ich nicht, daß *kanan-* an sich Kollektivum gewesen ist wie *jian-* usw. Pedersen vermutet für die Bedeutung, die das *n*-Formans in *jian-* aufweist, unmittelbaren Zusammenhang mit den griechischen Örtlichkeitsbenennungen auf -ών -ῶνος, wie ἱππών 'Pferdestall', δαφνών 'Lorbeerhain', und sagt: "γυναικών 'Wohnzimmer für Frauen' ist mit arm. *kanan-* (im Gen. Plur. *kanan-ç*) 'Frauen' parallel". Formale Verhältnisse brauchen uns an dieser Vergleichung mit ἱππών usw. nicht zu hindern. Denn wenn auch in einem Teil der Substantiva auf -ών dieses Formans nicht an den Stamm des zugrunde liegenden Nomens selbst, sondern an eine Weiterbildung desselben angetreten erscheint, z. B. χαλκεών, pamph. ἀ(ν)δρυών, kypr. θυραϝών, (vgl. Grundr. 2², 1, 301 Fußn. 1

Böhtlingk-Roth erkannt haben, dem *rathē-ṣṭhā́-* nachgeschaffen, und *pánthās pánthām* gehören mit dem Stamm *pánthān-* (*pánthānam pánthānas*, av. *pantānəm pantānō*) zusammen, sind also nicht mit *rā́s, rā́m* neben *rā́y-as*, sondern mit *kṣā́s, kṣā́m* neben *kṣā́m-as* zu vergleichen.

1) Zu *hauran-* vgl. Lidén Armen. Stud. 26f.

und außer der hier zitierten Literatur jetzt noch Ehrlich KZ. 40, 355), so ist doch wahrscheinlich, daß nicht alle ών-Bildungen von dieser Art waren, sondern ein Teil von ihnen das Formans von Haus aus unmittelbar hinter dem Grundnomen hatte. Denn diese Bildungsklasse ist dieselbe wie z. B. αἰών (αἰέν) neben αἰὲς αἰεί lat. *aevom*, χειμών neben χεῖμα, θημών neben -θημα (ἀνάθημα), wo nicht daran zu denken ist, daß in -ών ein vorausgegangener Vokal durch Kontraktion aufgegangen ist: ferner ist in derselben Richtung beweisend die Klasse der keltischen Ortsnamen auf *-ōn-*, wie akelt. *Aballō* ('Apfelpflanzung, -stadt') zu ir. *abhal* 'Apfel', *Cularō* ('Gurkenpflanzung, -stadt') zu ir. Demin. *cularān* 'Gurke', womit griechische Ortsnamen wie Ἀντρών -ῶνος, Σικυών -ῶνος zu vergleichen sind (Vendryes Mém. 13, 387 ff.). Auch darf die Bedeutung nicht hindern. Denn daß die Substantiva auf -ών zunächst nur kollektivisch oder, wie man vielleicht besser sagt, ampliativ gewesen sind, d. h. eine gewisse Fülle oder Menge des Nominalbegriffs bezeichnet haben, ergibt sich aus solchen Nomina wie πυλών 'Torbau, großes Eingangstor' zu πύλη 'Tor', τυφών 'Wirbelwind' zu τῦφος 'Qualm', αἰών 'Lebenszeitraum, Zeitraum' zu lat. *aevom*, θημών 'Haufe' zu -θῆμα, χειμών 'stürmisches Wetter, Winter' zu χεῖμα (Pott BB. 8, 37 ff., Verf. Grundr. 2², 1, 239. 301). Es läge hiernach also an und für sich der Vergleichung von *kanan-* mit γυναικών nichts im Wege. Aber es erscheint doch viel natürlicher, *kanan-* von *aran-* im Formans nicht zu trennen, wie man auch got. *qinō* aisl. *kona* im Formans von **manan-* (got. *mannan-*) nicht wird trennen wollen, für das den Mann bezeichnende Wort aber kommt für die alten Zeiten, mit denen wir es hier zu tun haben, ein dem Begriff des γυναικών entsprechender Begriff schwerlich in Betracht.

Ich muß hier mit ein paar Worten auf die germanische 'schwache' Deklination der Substantiva eingehen. Die femininen Stämme des Germanischen mit *-ōn-* als Sekundärformans, welche Sachen, Tiere und Menschen bezeichnen, gelten gewöhnlich schlechthin als Neubildungen dieses Sprachzweigs; sie sollen alle einst *ā*-Stämme gewesen sein, denen auf germanischem Boden im Anschluß an maskulinische *n*-Stämme ihr Stammauslaut *-n-* zugeführt wurde. So gilt allgemein auch *qinō* Gen. *qinōns* usw. für eine gemeingermanische Umbildung des durch aksl. *žena* usw. vertretenen *ā*-Stammes. Durch die Erörterungen von Meillet Mém. 13, 250 f. und mir IF. 18, 424 ff. Grundr. 2² 1, 293 f. 305 f. 318 ist

aber jetzt, denk' ich, festgestellt, daß, wie ein Teil von den mask. und den neutr. *n*-Stämmen mit *e*:*o*-Vokalismus des Stammformans und wie ein Teil von den fem. *īn*-Stämmen aus vorgermanischer Zeit überkommen war, auch ein Teil der germ. *ōn*-Stämme als *n*-Stämme aus dieser Zeit ererbt war. Freilich hat man meines Wissens noch kein eine Person bezeichnendes Wort mit *-ōn-* als vorgermanischen *ōn*-Stamm (oder, was nach den Lautgesetzen ja auch möglich wäre, als vorgermanischen *ān*-Stamm) angesprochen. Man wird jedoch darauf, auch unter diesen *ōn*-Feminina das eine oder andere schon vorgermanische Wort mit *n*-Flexion zu suchen, durch die Konsequenz geführt, mit der gerade die Benennungen von Frauen *n*-Deklination haben. Es gibt nicht nur die Doppelheiten wie got. *garaznō* aisl. *granna* 'Nachbarin' : got. *garazna* aisl. *granne* 'Nachbar' unter den Personenbenennungen, sondern *ōn*-Stämme erscheinen als Frauenbezeichnung auch da, wo ein etymologisch zugehöriges Maskulinum nicht ein *n*-Stamm ist, wie got. *niþjō* 'Base' : Mask. *niþjis*, *swaíhrō* 'Schwiegermutter' : Mask. ahd. *swehur* (got. Mask. *swaíhra* ist erst dem Fem. *swaíhrō* nachgebildet worden), ahd. *friedila* 'Geliebte' : Mask. *friudil*, *basa* 'Vaterschwester' : ndd. *baas*, und ferner da, wo ein wurzelgleiches Maskulinum überhaupt fehlt, wie got. *widuwō* 'Witwe', ahd. *muoma* 'Muhme', *snura* 'Schwiegertochter'. Diesen letzteren schließt sich unser got. *qinō* an. Von welchem von diesen *ōn*-Stämmen, die eine Frau bezeichnen, wäre aber a priori wahrscheinlicher, daß er die Führung gehabt und für die andern Wörter das Muster abgegeben hat, als von diesem *qinō*?

Die uridg. *-ōn*-Stämme hatten von Haus aus ebenso gut 'schwache' Kasus mit *-n-* *-n̥-*, wie die *-ōn*-Stämme, z. B. av. *mar*ᵉ*θn-* zu *mar*ᵉ*tān-*, s. Grundr. 2², 1, 293 f. So ist eine uralte Stammabstufung auch die Doppelheit **sunōn-* : **sunn-*, worauf das Femininum got. *sunnō* ahd. *sunna* 'Sonne' beruht (IF. 18, 423 ff., Grundr. 2², 1, 303). Ein anderer Fall ist ahd. *hefihanna hevianna* 'Hebamme' nach der einleuchtenden Verknüpfung des Ausgangs *-anna* mit dem schw. F. ahd. *ana* 'Großmutter' (neben Mask. *ano*) bei Bezzenberger und Fick BB. 6, 235, v. Helten PBrBeitr. 30, 250: *-anna* stellt ebenso die Vereinigung von **anōn-* und **ann-* zu **annōn-* dar, wie *sunna* die von **sunōn-* und **sunn-* zu *sunnōn-*. Von derselben Art ist denn auch jener anord. Gen. Plur. *kuinna*. Er muß schon in urgermanischer Zeit bestanden haben und konnte sich im Nordischen um so leichter behaupten, als hier

die geläufige Bildung des Gen. Plur. der *ōn*-Feminina in bezug auf die Lautung des Stammformans nicht mit den andern Kasus desselben Paradigmas ging, sondern mit dem Gen. Plur. der mask. und neutr. *n*-Stämme: *kuenna* aus **kuenănōn*, im Gegensatz zu got. *qinōnō* ahd. *quenōno*. Überdies hatte *kuinna* seit urgerm. Zeit eine Stütze an dem gleichartigen Gen. Plur. des begrifflichen Oppositums *manna*.

kanan- und *qinōn-* stelle ich hiernach, ebenso wie ihre begrifflichen Opposita *aran-* und *mannan-* (für **manan-* nach *mann-*)[1]), zu der uridg. Klasse der ein menschliches Individuum benennenden Substantiva mit sekundärem *n*-Formans.

Meist hat sich bei diesen die Ableitung in der Art vollzogen, daß das Individuum auf Grund eines ihm anhaftenden Merkmals benannt ist. So z. B. hat *homo* (*hemōnem hominem*), got. *guma*, lit. *żmů̃* 'Mensch' (zu lat. *humus* griech. χθών usw.) 'wer das Merkmal des Irdischen an sich hat, irdische Person', griech. γάστρων 'Bauchmensch, Schlemmer', οὐρανίων (zu τὸ οὐράνιον) 'Himmlischer', lat. *sīlo -ōnis* 'Plattnasiger', ahd. *hīwo* 'Gatte' *hīwa* 'Gattin' (zu got. *heiwa-* 'Heim, Haus'), aisl. *rúne* 'Freund' *rúna* 'Freundin' (zu got. *rūna* F. 'Geheimnis'), lit. *palaidů̃* (zu *pa-laida* 'Ausschweifung') 'Ausschweifender'; dazu zahlreiche Eigennamen, wie griech. Στράβων, Φίλων, lat. *Nāso*, *Capito*, ahd. *Wolfo*, *Harto*. Das Grundnomen kann aber auch selbst schon Bezeichnung einer Person sein, wobei denn für die *n*-Erweiterung semantisch der Charakter, das Wesen dieser Person die Grundlage der Benennung bildete. Von solchen Fällen aus wurde alsdann das *n*-Formans mit der Zeit zu einer fast bedeutungslosen Erweiterung von Namen für menschliche Wesen. So mag z. B. av. *marᵊtan-* 'Sterblicher' mit Rücksicht auf das substantivische Neutrum *marᵊta-* 'Sterbliches, Sterblichkeit' entstanden sein, erschien dann aber weiterhin nur noch als rein formale Erweiterung von *marᵊta-* 'Sterblicher'. Hierher gehören also unsere arm. *aran-*, *kanan-* und got. *mannan-*, *qinōn-*.

Zu *aran-* und *mannan-* sind zu vergleichen die von dem uridg. Wort für den Mann ai. *nár-* griech. ἀνήρ usw. ausgegangenen Formen griech. Ἄνδρων -ωνος und altital. *Nero -ōnis* (*Neronis*,

1) Auf dem älteren **manan-* beruhen noch *mana-sēþs* und *mana-maúrþrja*. Die Komposita wahrten hier ebenso das Altertümlichere wie z. B. bei Homer ναυσί-κλυτος, Ναυσί-θοος, Ναυσι-κάα gegenüber νηυσί, der Neubildung mit η nach νηός usw.

quo significatur lingua Sabina fortis ac strenuus, Suet. Tib. 1). Mit diesen ist *aran-* auch im Wurzelteil identisch, falls *air* (Plur. *ar-k̄*) wirklich mit ai. *nár-* usw. zu verbinden ist (vgl. Hübschmann Arm. Gramm. 1, 417f., Meillet Mém. 11, 18f., Esquisse 32. 58, Scheftelowitz BB. 29, 25, Pedersen KZ. 39, 389).

Solche *n*-Substantiva, wenn sie auch ganz überwiegend, namentlich im Griechischen und im Lateinischen, als Maskulina auftreten, waren ursprünglich generis communis. Die zunehmende Einschränkung auf das Maskulinum geschah unter dem Einfluß einer andern Klasse von *n*-Stämmen, der movierenden Nomina wie ai. *tákṣan- takṣṇí-* griech. τέκτων τέκταινα (Grundr. 2², 1, 214), und teilweise wurde später der *ōn*-Stamm durch Überführung in die *ā*-Deklination auch äußerlich als Femininum charakterisiert: -ων-η im Griechischen, *-ōn-a* im Lateinischen (Pott BB. 8, 59f., Osthoff Zur Gesch. des schwach. deutsch. Adj. 100. 152), denen sich lit. *żmon-à* 'Frau' neben *żmũ* (und neben Plur. *żmónės*) an die Seite stellt; zu dieser Art der Femininisierung durch Überführung in die *ā*-Deklination vgl. lat. *aurōr-a* neben hom. ἠώς, ahd. Plur. *tohterā* für *tohter* u. dgl. Auf dem ursprünglichen Gebrauch auch als Femin. beruhen noch folgende Formen. Ai. *yṓṣan-* (Nom. Plur. *yṓṣaṇ-as*) 'junges, zum Liebesgenuß geeignetes Weib, Gattin' (Oppositum zu *vṛ́ṣan-*), wozu Ehrlich KZ. 41, 285 sehr ansprechend aus dem Lateinischen den Namen der Göttin der Ehe *Jūno -ōnis* und den Monatsnamen *Jūnius* zieht. Die ursprüngliche Flexion von *Jūno* war **jusō*, Akk. **jusōn-em*, Gen. **jusn-es*, woraus **jūn-es*; das *jūn-* von **jūn-es* wurde in die starken Kasus übertragen und nach *Jūnōnem* dann der Gen. *Jūnōnis* usw. neu gebildet (vgl. S. 188 über got. *sunnō*). *Jūnius* = **jusn-io-s* aber war noch direkt von **jusn-* aus geschaffen, wie *patr-iu-s* zu *pater*, griech. ποίμνιον zu ποιμήν, ai. *vṛ́ṣṇya-s* zu *vṛ́ṣan-*. Ferner gehörte der Nom. Sing. ai. *kanyā̀* av. *kaine* F. 'Mädchen' zu der schwachen Stammform *kanīn-*, war also ein Nom. Sing. wie οὐρανίων (Grundr. 2², 1, 314f.). Im Griech. erscheint τρήρων 'Fürchtling' (zu τρηρός) als Beiwort des Fem. πέλεια. Und so ist es erlaubt, auch in *kanan-* (**gʷn̥nn̥-*) und *qinōn-* einen voreinzelsprachlichen fem. *n*-Stamm zu sehen. Man mag dabei immerhin behaupten, daß die die männliche Person bezeichnenden *n*-Stämme arm. *aran-* griech. Ἄνδρων lat. *Nero*, got. *mannan-*, ai. *vṛ́ṣan-* u. dgl. früher auf dem Plan gewesen sind als unsere das Weib bezeichnenden *n*-Stämme. Aber man darf nicht zuleicht

glauben, daß man mit der Bildung der letzteren etwas erzeugt habe, was gegen eine ältere Genusregel verstieß. Diese *n*-Klasse umschloß von Haus aus die beiden Geschlechter ebenso, wie die Klasse der Verwandtschaftswörter auf *-r* (πατήρ, δαήρ und μήτηρ, θυγάτηρ).

Wie es gekommen ist, daß im Germanischen die geschlechtigen Nomina mit *-ăn-* (vorgerm. *-ŏn-*) alle dem maskulinischen und die geschlechtigen Nomina mit *-ōn-* alle dem femininischen Genus verfielen, ist Grundr. 2[1], 332. 334. 2[2], 1, 305ff. 317f. gezeigt. Und habe ich Recht mit der Vermutung, daß *qinōn-* zu den vorgerm. *n*-Stämmen mit *-ŏn-* in den starken Kasus gehört, so ist diese germanische Scheidung der *-ŏn-* und der *-ōn*-Stämme nach den Geschlechtern jetzt noch ein Teil leichter verständlich.

10.

Ob von dem *n*-Stamm *kanan- qinōn-* sich auch noch in andern Sprachzweigen Reste erhalten haben?

Griech. γύννις -ιδος 'weibisch' (bei Hesych mit δειλός, ἄνανδρος, γυναικώδης, μαλακός erklärt), für das Aeschylus bei Aristoph. Thesm. 136 der älteste Zeuge ist, ist mit seinem νν den Formen verglichen worden, die eine auf Affektaussprache beruhende Konsonantengemination aufweisen, wie z. B. τίτθη (neben τιθήνη), Φίλλιος (Kühner-Blass Ausf. Gramm. 1, 2, 281, Solmsen Rhein. Mus. 56, 503, Verf. Grundr. 2[2], 1, 44f.). Dieser Deutung tritt jetzt, denk' ich, als mindestens gleichwertig die an die Seite, daß γύννις den zu *γυνων gehörigen schwachen Stamm γυνν- hatte und sich zu *γυνων wie γάστρις (-ιδος) 'dickbäuchig, gefräßig' zu γαστήρ, ὄρνις zu got. *ara* (*aran-*) verhielt[1]).

Aus dem Slavischen kommt der Gen. Sing. *ženy* in Frage. Der bekannte Gedanke von Scherer, daß die Form des Gen. Sing. *ženy*, *zmiję* der Nom. Akk. Plur. sei, dem man die Funktion des Gen. Sing. zuerteilt habe infolge der Gleichheit des ursprünglichen Ausgangs dieses Kasus *-*ās* mit den Ausgang jener Pluralkasus, ist, obwohl längst von Leskien widerlegt (Die Dekl. im Slav.-Lit. u. Germ. 42f.), neuerdings wieder gutgeheißen worden von Ljapunov, ist aber auch schon wieder durch Jagić Arch. f. slav.

1) Ist unsere Auffassung von ahd. *herianna* 'Hebamme' S. 188 richtig, so fragt es sich, ob nicht auch griech. ἀννίς 'Großmutter' die schwache Form eines *n*-Stammes, nämlich die Stammform **ann-* neben **anŏn-* (ahd. Mask. *ano*, Fem. *ana*), enthält.

Phil. 28, 124 gebührend zurückgewiesen worden. Wie diese Deutung von *ženy*, *zmiję* verfehlt ist, so halte ich auch für unrichtig, was neuerdings Vondrák BB. 29, 218f. über diesen Genitiv sagt; auf das Einzelne, was dieser Gelehrte vorbringt, einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Haltbar ist nur eine solche Auffassung dieses Genitivs, welche Einmischung der Genitivform von *n*-Stämmen annimmt, wobei es gleichgiltig ist, wie man sich zu den russ. westslav. Genitiven auf *-ě* stellt. Zuerst hat es Friedr. Müller Revue linguistique 4, 264 ausgesprochen, daß der Gen. *vъdovy* mit dem got. Gen. *widuwōns* zusammengehöre. Dann hat Mikkola BB. 22, 249f. mit Rücksicht auf lit. *vandũ -eñs* ai. *udán-* usw. den Gen. *vody* für einen Überrest der *n*-Stammbildung dieses Wortes erklärt. S. ferner Zubatý Üb. gewisse Genitivend. des Lett., Slav. u. Ai. (aus den Sitzungsber. d. böhm. Ges. d. Wiss. 1897) S. 22, Arch. f. slav. Phil. 15, 514. Von *-y*, *-ę* kommt man zunächst auf **-ons* zurück, das nach den Lautgesetzen ebenso gut ursprüngliches **-ons* als auch ursprüngliches **-ōns* gewesen sein kann (zur Vokalverkürzung vgl. Gen. Sing. Part. *imąšta* = **īmontjā*, zu 1. Plur. *ima-mъ* 'wir haben'). Dies wäre ein Genitiv mit Formans *-s* (nicht *-es* oder *-os*), wie ai. *áhan*, av. *ayąn*, ir. *imbe* (J. Schmidt Plur. 100, Bartholomae IF. 1, 178, Verf. Grundr. 2¹, 579). Freilich kann nicht *vody*, wie Mikkola will, die älteste dieser Genitivformen im Paradigma der *ā*-Feminina gewesen sein — denn dieses Wort ist ursprünglich ein Neutrum gewesen —, vielmehr muß ein alter femininischer *n*-Stamm die Musterform gewesen sein. Da kommt man denn, wenn im Germanischen *qinōn-* unter den Wörtern für weibliche Personen bei der Ausbreitung der *n*-Deklination die Führung gehabt hat, leicht auf *ženy* als älteste Musterform. Diesem Wort hätten sich also zunächst *vъdova*, *sestra* usw. angeschlossen[1]), wie im Germanischen *widuwōn-* usw. nach unserer Vermutung nach *qinōn-* geschaffen worden sind.

1) Zu der Übertragung einer Kasusendung eines Wortes auf bedeutungsverwandte Wörter vergleiche man die schon oben S. 172 Fußn. berührte Übertragung des Ausgangs *-oj* des Gen. Sing. *knoj* 'der Frau' auf die Verwandtschaftswörter im neueren Armenisch: *Řroj*, *taloj*, *skesroj*, *neroj*, *tiroj*, womit Meillet Mém. 11, 19 die ai. Neubildungen des Gen. Sing. *pítyur*, *sákhyur*, *jányur* vergleicht, und womit sich auch noch hom. υἱάσι (kret. υἱάσι) nach πατράσι, hom. κράτεσφι nach στήθεσφι und manches andere in Parallele setzen läßt.

Das Eindringen der Form auf *-y*, *-ę* in den Gen. Sing. der *ā*-Deklination und der völlige Untergang des alten Ausgangs **-ās* (vgl. lit. *rañkos* got. *gibōs* usw.) ist, wie schon andere gesehen haben, dadurch veranlaßt worden, daß nach dem urslavischem Auslautgesetz, wonach *-s* schwand, der Gen. Sg. mit dem Nom. Sing. zusammenfiel.

Leipzig. K. Brugmann.

Etymologisches.

1. apreuß. *pele* 'Weihe', lit. *pelekà* 'Fischschwanz'.

Berneker Preuß. Sprache 312 vergleicht zu apreuß. *pele* 'Weihe': griech. πολιός 'grau', πελιός 'schwarzblau', πελιδνός 'dunkelfarbig'. Ich stelle (unter Bernekers brieflicher Zustimmung) apreuß. *pele* zur idg. Wurzel (*s*)*p*(*h*)*el* 'spalten'. Der Vogel hat seinen Namen von seinem gespaltenen, gegabelten Schwanz; vgl. nhd. *gabelweih*, schweiz. *gäbelivogel*, mecklenb. *twälstartwih* (*twäl* 'Gabel'), nhd. *scherschwanz* 'falco milvus'. Der Schwanz der meisten Weihen ist gegabelt und einem Fischschwanz in der Form sehr ähnlich. Daher gehört zu apreuß. *pele* 'Weihe' auch lit. *pelekà* 'Fischschwanz' und wahrscheinlich auch das von Berneker a. a. O. mit diesem verglichene apreuß. *pelekis* 'Giebel'.

Genau dieselbe Vorstellung liegt dem germ. Namen des Vogels zugrunde: nhd. *weihe*, mhd. *wîe*, ahd. *wîo* hat nichts mit *wî* 'jagen' (*weide*, *weidmann*) oder ahd. *wĕho* in *wanno-wĕho* (Kluge Et. Wb.) zu tun, sondern ist zweifellos eine Bildung von der idg. Wurzel *vi* 'zwei'. Zu derselben Wurzel gehört auch nhd. *geweih*, mhd. *gewige*, eigentlich also 'gegabeltes (Gehörn)', vgl. nhd. *gabler* 'vierjähriger Hirsch'. Vgl. Falk og Torp Et. ordb. over det norske og det danske sprog 2, 510a s. v. *lomvie*.

2. apreuß. *picle* 'Ziemer'.

Das Wort ist unerklärt. Ich halte es für entlehnt aus dem nd. *pēsel*, *pæsel* (mit *ē*, *æ* aus *ī*) 'Ziemer, Membrum des Stieres, Ochsen', *bullenpæsel* 'Ochsenziemer'.

Berneker schreibt mir dazu: "Sehr wohl möglich; *c* müßte dann als *z* (deutsch) gelesen werden".

3. apreuß. *schlāit* 'sondern; ohne'.

Apreuß. *schlāit*, *schklait*, *sclait* 'sondern; ohne', *schlāitiskan* 'insonderheit', *schlāits* 'sondern', *schklāits*, *schlāits* 'schlecht' stellt Berneker a. a. O. 318 zu lit. *sklaidaũ sklaidýti* 'zerstreuen', *sklaidùs* 'zerstreut'. Ich stelle diese Worte (unter Bernekers Zustimmung) weiter zu germ. **slait *slīt* in nhd. *schleißen*, *schlitzen* usw. aus **sqlāid*, **sqlid*, wozu vielleicht auch lat. *laedo*. Bedeutungsentwicklung: spalten zu sondern, trennen zu zerstreuen.

4. apreuß. *walis* 'Orschyt'.

Apreuß. *walis* 'Orschyt' des Elbinger Vokabulars (Berneker 237b Nr. 252) ist unerklärt. Das Wort steht in einer Gruppe von Worten, die sämtlich Teile des Pfluges, der Egge oder des Wagens bezeichnen: Stercz (d. i. Pflugsterz), Reutel, Pflugbom, Rincke, Orschyt, Selen (d. i. Siele), Deysel (d. i. Deichsel), Egde (Egge) usw. Das deutsche Wort *orschyt* ist daher zweifellos nhd. *ortscheit*, im 15. Jahrh. *ortschyt* 'Zugstange, woran die Pferde, Ochsen angesträngt werden'. Apreuß. *walis*, als ursprünglich 'Stange, Stock' stellt sich demnach ganz ungezwungen zu got. *walus* 'Stock, Stab', anord. *vǫlr*, afrs. *walu* (in *walu-bera* 'Stabträger' d. i. 'Pilger'), mnd. *wal*, nd. (woraus) nhd. *wall* 'achtzig Stück geräucherte oder zum Räuchern bestimmte Fische (die zum Räuchern auf Stangen, Stäbe gesteckt werden)'. Das preuß. Wort kann aus dem Germ. stammen, aber auch ebensowohl balt. oder slav. sein, vgl. lit. *ap-walùs* 'rund' zu lit. *vélti* 'walken', aksl. *valiti* 'wälzen', ai. *valati* 'wendet sich, dreht sich'. Vgl. Uhlenbeck Got. et. Wb.[2] 166b, Falk og Torp Et. ordb. over det norske og det danske sprog s. v. *ol* 2, 28b. 512b.

5. apreuß. *wisnaytos* 'Kirschen'.

IF. 17, 317 f. habe ich nhd. *weichsel(kirsche)*, mhd. *wîhsel*, ahd. *wîhsela*, mnd. *wessel-*, *wisselbere* usw. mit griech. ἰξός, ἰξία, lat. *viscus viscum* 'Mistel' verbunden (S. jetzt auch Walde Lat. et. Wb. s. v. *viscum*). Zu dieser Sippe stelle ich auch apreuß. *wisnaytos* 'Kirschen', das nach Berneker Preuß. Spr. 332 zu lit. *výsznia*, abg. *višnja* gehört. Berneker schreibt mir dazu: "Das lit. *vỹsznė* mit Schleifton (!) deutet auf Entlehnung aus dem Slav. Am preuß. Wort ist das nicht zu entscheiden. Das slav. Wort könnte sehr wohl urverwandt sein. Das preuß. Wort ist wegen *vỹsznė* natürlich auch verdächtig".

6. abg. *koza*: mnd. *schēge* 'Ziege'?

Die meines Wissens zuerst von Zupitza Germ. Gutt. 27 gebrachte Zusammenstellung von abg. *koza* 'Ziege', *kozĭlŭ* 'bock' mit mnd. *schēge* 'Ziege' scheint allgemein angenommen zu sein, und sie wäre auch unanfechtbar, wenn in mnd. *schēge* das *sch-* aus germ. *sk* entstanden wäre. Leider ist das aber nicht der Fall; das *sch-* von mnd. *schēge* geht vielmehr zurück auf ein — germ. *t-*. *Schege* ist nämlich eine (wegen des *ē* aus *i* in offener Silbe: frühe) Entlehnung aus mhd. *zige*, ahd. *ziga* = nhd. Ziege.

Das nd. hat bekanntlich die Affrikata *ts*, hd. *z* im Anlaut überhaupt nicht. In Lehnworten aus dem Hochdeutschen wird das *z* im Mittelniederdeutschen ausgedrückt am häufigsten durch *s* (und so wird es auch meistens gesprochen worden sein), aber auch durch *sz*, *tz*, sowie durch *cz*, *sc* (worin das c = *ts*, hd. *z* aufzufassen ist, wie im spätlat. *c* vor palatalen Vokalen), und endlich auch durch *sch*, das aber nicht als *š* zu lesen war, sondern als *sc* (worin *c* = hd. *z*) + *h*. So wurde denn mhd. *zige* 'Ziege' mit niederdeutschem Übergang des *i* zu *ē* in offener Silbe im Mittelniederdeutschen geschrieben *sēge*, *czege*, *tzege* und auch *schege*. So wird auch das aus dem mhd. nhd. *zieren* übernommene Verbum nebst Sippe im Mittelniederdeutschen bald mit *s*, *z*, *tz* bald mit *sch* geschrieben. Vgl. Lübben Mnd. Gr. S. 48.

7. Griech. μόνον: nd. *man* 'nur'?

Fick Vergl. Wb. 1[4], 519: "μοῦνος, μονος (aus μονϝος) vgl. nd. *man* 'nur' ganz wie μόνον gebraucht; lit. *minù* 'durchaus, ja'". Ebenso Prellwitz Griech. et. Wb.[2], 298, wo jedoch das litauische Wort mit einem Fragezeichen versehen ist.

Die Gleichung griech. μόνον : nhd. (aus) nd. *man* sieht ja auf den ersten Blick sehr bestechend aus, ist aber dennoch grundfalsch. Sie geht von der Voraussetzung aus, daß nd. *man* ein altes *m* im Anlaut habe. Das ist aber nicht der Fall: das *m* ist sehr spät und zwar lautgesetzlich entstanden aus *nw*. Mnd. *man*, *men* hat sich nämlich entwickelt aus *ne wan*, *ne wen*, woraus zunächst infolge Betonung des zweiten Teils *nwan*, *nwen* wurde und dann durch Angleichung des dentalen Nasals und der labialen Spirans zum labialen Nasal: *man*, *men*. Formell dasselbe Wort wie nordd. *man* ist nhd. md. *nûn*, mhd. *niun* 'nur'. Wie *man* aus *nwan* aus *n(e)wán* aus *ne wan*, so ist infolge der Betonung des ersten Teils md. *nûn*, mhd. *niun* aus *níuan* aus *ni wan* entstanden.

Im Grunde haben wir es hier also mit einer Ablautserscheinung, mit einer zweisilbigen Basis *newan*, *niwan* zu tun: mhd. *niun* zeigt die Vollstufe I, nd. *man* die Vollstufe II.

Genau dieselbe Erscheinung haben wir bei nl. *maar*: glbd. nhd. *nur*, md. *nûr*, mhd. *niur(e)*. Dieses stellt die Vollstufe I dar von mhd. *ni wære* zu *niwere* zu *niụere* zu *niure* zu *niur*, md. *nûr*; jenes die Vollstufe II von *ne wâre* zu *n(e)wâre* zu *nwâre* zu *mare* zu nnl. *maar*.

Auf demselben Assimilationsprozeß [*nw* zu *m(m)*] beruht auch das anlautende *m* einer ganzen Reihe von niederdeutschen Worten, deren ursprünglicher Anlaut *w* war, das sich mit dem auslautenden *n* des Artikels zu *m* wandelte, worauf dann durch falsche Trennung das Wort, auch wenn kein *n* vorherging, ein *m* im Anlaut erhielt. Auf demselben Vorgang beruht auch der nhd. mundartliche Nominativ *mĭr*, *mĕr* 'wir'. Dies *mir*, *mer* hat sich lautgesetzlich in der Inversion entwickelt: *hân wir* 'haben wir' zu *hâmmer*, *hammer*[1]), und dann selbständig gemacht, sodaß es heute auch vor dem Verbum gebraucht wird: *mir habm*, *mir han* 'wir haben'.

Nl. *maar* ist schon von Franck Nl. et. Wb. 603 und Vercoullie Beknopt Nl. et. Wb.², 179 richtig erklärt; an beiden Stellen ist auch auf nhd. *nur* aus mhd. *ne wære* hingewiesen. Nd. *man*, mnd. *man*, *men* ist von Falk og Torp Et. ordb.¹, 509 f. richtig gedeutet. Aber dies hat die neuerliche Aufstellung der Gleichung griech. μόνον: nd. *man* nicht verhindern können. Daher war diese Auseinandersetzung wohl nicht überflüssig, zumal, soweit ich sehe, aus deutschen grammatischen und lexikalischen Werken nirgends eine Auskunft hierüber zu holen ist.

Kiel. Heinrich Schröder.

1) Vgl. Scheffels bekanntes Lied "Am Grenzwall", dessen Refrain lautet:

Ha' . . *hamm'* . . *hammer* dich emol, emol, emol
An dei'm verrissene Camisol,
Du schlechter Kerl!

Griechisch ἴννος und ὄνος.

Über das Vorkommen von ἴννος, das seit Aristoteles belegt ist, orientiert gut R. Meister KZ. 32, 143 f. Man bezeichnete mit dem Wort gewisse Maultier- oder Mauleselfüllen, auch war es scherzhafte Benennung kleiner Kinder sowie ein Name für die Pupille im Auge. In der Überlieferung ist es öfters mit dem bedeutungsverwandten, aber etymologisch zu trennenden γῖνος zusammengeworfen. Dieses Nomen ist einmal inschriftlich bezeugt aus Ialysos auf Rhodus, SGDI. n. 4110, 23: μὴ ἐςίτω ἵππος ὄνος ἡμίονος γῖνος μηδὲ ἄλλο λόφουρον μηθέν. Daher erklärt man jetzt γῖνος für die 'richtige' Schreibung gegenüber den sonst in der handschriftlichen Überlieferung begegnenden γίννος und γιννος. Aber γῖνος war im späteren Altertum offenbar ein wenig gebrauchtes Wort, und es muß dahingestellt bleiben, ob es nicht auch in der Sprache selbst in seiner Lautung durch ἴννος beeinflußt worden ist[1]). Die Herkunft von γῖνος ist dunkel. Vgl. zu dem Wort außer Meister noch Thesaurus l. Gr. 8, 100, Lobeck Elem. 1, 92, Dittenberger Syll.[2] n. 560 Anm. 8.

ἴννος kam von den Griechen zu den Römern, die es für den Abkömmling von Pferdehengst und Eselin gebrauchten. Die Form *hinnus* hat sich, wie man mit Recht annimmt, unter dem Einfluß des Verbums *hinnio* festgesetzt. Daß *hinnus* echt lateinisches Wort sei, aus **hetnos* oder **hetsnos*, zu *hetta* 'res minimi pretii' gehörig, wie Niedermann *Ĕ* und *ĭ* im Lat., Darmst. 1897, S. 54 f., im Gegensatz zu der üblichen Annahme von Entlehnung aus dem Griechischen, vermutet, ist aus mehr als einem Grunde ganz unglaublich.

Woher nun ἴννος? Nach Schrader Sprachvergl.[2] 385 soll es von der "Wurzel *vis* 'netzen, flüssig machen'" kommen; mit dieser Wurzel ist die Sippe von ἰός, lat. *vīrus*, ai. *viṣá-m* ('Flüssigkeit, Gift') gemeint. R. Meister dagegen a. a. O. knüpft an ἰνάω ἰνέω 'ich entsende, leere aus' usw. und ai. *iṣṇā-ti* 'er setzt in rasche Bewegung, schnellt, spritzt aus' usw. an (vgl. hierzu Sommer Griech. Lautst. 34 f.). Beides leuchtet semasiologisch wenig ein. Und beides ist auch in formaler Hinsicht nicht unbe-

1) Vgl. etwa im Ags. *asal* (Durham Book) 'Esel' als Mischung von *assa* mit *esol* (Kluge Pauls Grundr. 1[2], 929).

denklich. Denn wegen des νν könnte ein aus urgriechischer Zeit stammendes ἴννος = *ἰσνος nur lesbisch-äolische oder nordthessalische Form sein, und es ist sonst kein Anhalt dafür vorhanden, daß das Wort aus einem von diesen Dialekten ins Attische herübergekommen ist [1]).

Nach einer anderen Richtung hin weist uns die Tatsache, daß nach den Zeugnissen des Altertums die Maultierzucht im pontischen Kleinasien, insbesondere bei den paphlagonischen Enetern und den Mysern, zu Hause war, und daß Thogarma, d. i. Armenien oder Kappadocien, die besten Maultiere lieferte. S. Hehn-Schrader Kulturpfl. u. Haust.[7] 132 ff. 581, Schrader Reallex. 533 f.[2]), Pedersen KZ. 39, 448. Aus diesen Gegenden wird denn unser Wort den Griechen zugekommen sein. Das Armenische hat *ēš*, Gen. *išoy*, 'Esel', mit der kollektivischen Nebenform *išan* im Plural *išan-k̔* 'Esel, asini', Gen. *išan-c̦* [3]), wozu *išanam* 'patire polluzione', *išuk* 'Eselsfüllen', *iša-kēs* und *kis-ēš* 'Halbesel, mulus' (zu *kēs*, Gen. *kisoy*, 'Mitte, Hälfte; halb'). Weiter erscheint das Wort im Türkischen, als *äšäk* ('Esel'), woher wiederum das russ. *išák* 'Maulesel' stammt (Schrader Reallex. 206, Pedersen ZDMG. 57, 561, KZ. 39, 447). Man darf hiernach unbedenklich annehmen, daß ein aus Kleinasien herübergewandertes **išno-* oder eine diesem ähnliche Lautung (vielleicht **išn̥no-*, da das *-an-* von arm. *išan-* älteres *-n̥-* war) in Griechenland in *ἰσνο-ς umgesetzt worden ist, woraus in derselben Periode lautgesetzlich das historische ἴννος ward, in der das νν aus σν in den Formen wie ἔννῦμι, ζώννῦμι, πύννος, Πελοπόννησος entstand (Griech. Gramm.[3] 125 f.).

Ist das richtig, so schließt sich unmittelbar die Frage an, wie sich ἴννος zu den Wörtern ὄνος und lat. *asinus* verhält. Denn bekanntlich gelten auch diese für Entlehnung aus dem Orient. Für das lateinische Wort, welches weiter zu den Kelten, den Germanen, von diesen zu den Slaven und den Balten gewandert

1) In der mir soeben, nach Niederschrift dieser Zeilen, zugekommenen 3. Aufl. seines Buches hat Schrader das über ἴννος in der 2. Aufl. Gesagte gestrichen. Er hat also die Herleitung des Wortes aus einem *Ϝισνος jetzt wohl aufgegeben.

2) Hierzu jetzt auch Schrader Sprachvergl.[3] 2, 159 ff.

3) Zur Erweiterung *išan* sind zu vergleichen *ǰian* 'Pferde' (zu *ǰi*, Gen. *ǰioy*), *hauran* 'Herde', s. Pedersen KZ. 39, 350. 419. 473 f., Lidén Armen. Stud. 26.

ist (z. B. ir. *assan*, got. *asilus*, aksl. *osьlъ*, lit. *ãsilas*)[1]), ist diese Herkunft jetzt allgemein zugestanden. Das griech. ὄνος aber, das von Homer an[2]) in ganz Griechenland der geläufige Name des Esels war, und das zu *asinus* lautlich schlecht stimmt, möchte nach A. Weber KZ. 10, 400 und nach Fick Idg. Wtb.[4] 1, 15. 368 auch noch Prellwitz (Et. Wtb.[2] 332) für echt einheimisch halten, für urverwandt nämlich mit ἀνία lat. *onus* (aus **enos*) ai. *ánas*- und abgekürzt aus einem Kompositum mit dem Sinn 'lasttragend', eine Erklärung, der das von γόμος 'Last' abgeleitete neugriech. γομάρι 'Esel' (woher das alb. *gomár* 'Esel') und das aus vulgärlat. *sagma sauma* 'Packsattel' (σάγμα) gebildete mlat. *sagmarius* = italien. *somaro* 'Esel' günstig sind. Aber dagegen spricht und ist auch wiederholt schon von anderen eingewendet worden, daß der Esel in Griechenland in der ältesten Zeit nicht als eigentliches Haustier, sondern nur als Zuchttier, zur Erzeugung von Maultieren und Mauleseln, benutzt worden ist; erst bei Tyrtäus (fr. 6) erscheint das Tier als Haustier in unserem Sinne: ὥσπερ ὄνοι μεγάλοις ἄχθεσι τειρόμενοι κτλ. Vgl. Schrader KZ. 30, 478 f., Hehn-Schrader a. a. O. 135 f.[3]). Auch ergibt sich für die Verbindung von ὄνος mit ἀνία eine lautliche Schwierigkeit, und zwar dieselbe, an der die Schradersche und die Meistersche Deutung von ἵννος (S. 198) leiden: für ἀνία heißt es im Äolischen nach einem äolischen Lautgesetz ὀνία, und so müßte die Lautung ὄνος im äolischen Dialektgebiet entstanden und sich von da aus über

1) Got. *asilus* ahd. andd. *esil* ags. *esol* stammt aus dem Lateinischen, aisl. *asne* aus dem Romanischen (afranz. *asne*), ags. *assa* engl. *ass* aber aus dem Keltischen (ir. *assan*).

2) Das Simplex bei Homer nur Λ 558, aber häufig kommt bei ihm ἡμίονος vor.

3) Schrader Sprachvergl.[3] 2, 160: "Der Esel wird nur an einer einzigen Stelle der homerischen Gedichte, nämlich Il. XI, 558 genannt, wo der Telamonier Ajax mit ihm verglichen wird. Wir tun gut, uns hierbei zu erinnern, daß der wilde Esel im Orient für ein Bild der Kraft und des Mutes gilt, so daß der Kalif Mervan den Namen 'Esel Dschesiras', d. i. Mesopotamiens, führte. In keinem Fall kann also der Esel zu den Haustieren der homerischen Epoche gehört haben. Unter diesen Umständen ist es nun gewiß auffallend, daß das früher auftretende Maultier nach dem späteren Esel benannt ist: ἡμίονος : ὄνος 'Halbesel' : 'Esel'. Ich kann mir dies nicht anders erklären als durch die Annahme, daß die Hellenen, als sie sich selbst der Zucht von Maultieren zuwandten, einzelne Esel oder Eselinnen lediglich zum Beschälen oder Beschältwerden aus der Fremde einführten, die viel zu kostbar waren, um der Feld- und Hausarbeit zu dienen."

die anderen Mundarten verbreitet haben; andere Anzeichen aber dafür, daß sich der Name des Tieres von dort aus auf das übrige Griechenland verpflanzt habe, sind nicht vorhanden. Freilich heißt es nun, im Orient gebe es keine Benennung des Esels, auf die die Form ὄνος zurückführbar sei. Von hebr. *'āṯōn* 'Eselin' muß in der Tat abgesehen werden, s. de Lagarde Arm. Stud. 56 f., Aug. Müller BB. 1, 294 f., Muss-Arnolt Semitic Words in Greek and Latin 96 f. Aber nicht von den Dialekten des pontischen Kleinasiens, falls lat. *asinus*, wie höchst wahrscheinlich ist, von dorther stammt und mit arm. *išan-* zusammengehört (Pedersen KZ. 39, 449). Nur darf man eben nicht ὄνος aus *ὄσνος herleiten wollen, wie G. Meyer IF. 1, 319 f. trotz Solmsen KZ. 29, 89 f. tut. Denn aus einem urgriech. *ὄσνος mit ursprünglich einfachem *-s-* wäre lesb. *ὄννος, ion.-att. *οὖνος usw. geworden, aus einem erst in jüngerer vorhistorischer Zeit aufgekommenen *ὄσνος aber ion.-att. usw. *ὄννος mit verbleibendem -νν-, wie ἴννος (S. 198). Und wie man durch eine 'volksetymologische' Umbildung von einer von diesen beiden lautgesetzlich zu erwartenden Gestaltungen aus sollte zu ὄνος übergegangen sein, ist nicht abzusehen.

Man hat also vielmehr, denk' ich, von einem vorhistorischen *ὄσονος, jünger *ὄhονος, auszugehen. Stellen wir zunächst fest, daß *asinus* einstens **asenos* gelautet haben muß und nicht älteres **asnos* gewesen sein kann, worauf es von G. Meyer a. a. O. (unter Berufung auf *mina* = μνᾶ und *techna* = τέχνη) und von Stolz IF. 13, 96 ff. zurückgeführt wird. Zwar der Ausgang *-ellus* von *asellus* entscheidet in dieser Beziehung nichts, da diese Form ebensogut aus **asnelos*, jünger **asn̥los* hergeleitet werden kann (vgl. *scabellum* aus **sabnelom*, zu *scamnum* aus **scabnom*, älter **scapnom*) als aus **asen[e]los* (vgl *fēmella* aus **fēmen[e]lā*, zu *fēmina* aus **fēmenā*). Aber entscheidend gegen **asnos* spricht, daß als Fortsetzung von diesem, auch wenn es Lehnwort war, nichts anderes als **ānos* erwartet werden dürfte, vgl. die Formen wie *cānus* : osk. pälign. *casnar*, *aēnus* : umbr. *ahesnēs*, wo der Lautgruppe *-sn-* von ältester Zeit her ein Vokal vorausging, und die Formen wie *cēna* alat. *cesna* aus **certsnā* : osk. kerssnaís, *lūna* pränest. *lōsna* aus **loucsnā* : av. *raoxšna-*. Vgl. Niedermann IF. 15, 113 f., Verf. Grdr. 2², 1, 366 Fußn. 2. Das ältere **asenos*, auf das man hiernach zunächst zurückkommt, läßt sich nun nach den Lautgesetzen für noch ältere Zeit auch als **asonos* oder **asanos* ansetzen. Das für ὄνος soeben vorausgesetzte *ὄhονος aber kann nach den Untersuchungen von

J. Schmidt über Fernassimilation von Vokalen im Griechischen KZ. 32, 321 ff. gleicherweise die Vorstufen *ὀhενος, *ἐhονος, *ὀhανος, *ἀhονος gehabt haben. Wandel von *ἀhονος zu *ὀhονος vergliche sich z. B. dem von *καχωνα zu κοχώνη; *καχ- aus uridg. **ĝhṇgh-*, vgl. ai. *jaghána-s jáṃghā* usw. (J. Schmidt a. a. O. 373 f.). Wennschon man nun auf diese Weise ohne Zwang in *ὀhονος und **asonos* im Vokalismus genau übereinstimmende vorhistorische Vorstufen für die historischen Formen gewänne, so kommt hierauf doch nicht viel an. Durch das stimmlose *s* von *asinus* bleiben nämlich die griechische und die lateinische Form doch jedenfalls getrennt, und wenn die beiden Wörter auch letzten Endes aus derselben Quelle stammten, so ist den Römern das ihrige doch nicht durch Vermittlung der Griechen zugekommen, sondern durch Vermittlung eines der nördlich von diesen wohnenden Stämme. Dann braucht aber genaue Übereinstimmung im Vokalismus zwischen dem griechischen und dem lateinischen Wort nicht erwartet zu werden. Es kommt mir also nur auf die Feststellung an, daß *asinus* und das für ὄνος vorausgesetzte *ὀhονος in der Vokalisation nicht so auseinanderliegen, daß ihre Zusammengehörigkeit von vornherein als unwahrscheinlich erscheinen müßte.

Wie nun z. B. *εὔhω zu εὔω, *ἰhαρός zu ἰαρός, *ἑhεπόμαν zu *ἑεπόμαν εἱπόμην geworden ist (über diese Vorausnahme von *-h-* hat eingehender zuletzt Sommer Griech. Lautst. 1 ff. gehandelt, wo auch die ältere Literatur über diese Lauterscheinung zu ersehen ist), mußte *ὀhονος zunächst zu *ὀονος werden. Von hier aus mag man dann auf zwiefache Weise zum historischen ὄνος gelangt sein. Erstens und vornehmlich so, daß man den Artikel ὁ aus *ὀονος heraushörte oder vielmehr ihn hineinhörte. Ähnlich gab τήγανον, als τ' ἤγανον verstanden, den Anlaß zur Schöpfung von ἤγανον, bei Anakreon fr. 26 B.[4] (Solmsen Unters. zur griech. Laut- und Versl. 46), im Neugriechischen z. B. οἰκοδέςποινα, als ἡ κοδέςποινα verstanden, den Anlaß zur Schöpfung von κοδέςποινα. Aus anderen Sprachgebieten, wo gleichartige Subtraktion eines vermeintlichen 'Artikels' vorkommt, zum Teil häufiger vorkommt, seien erwähnt: italien. *avello* = *lavello* (*labellum*) aus *l'avello*, schwäb. *ešt* = *nest* aus *ə nešt* 'ein Nest', das man als *ən ešt* auffaßte, engl. *apron* = *napron* aus *a napron*, das man als *an apron* auffaßte, *atomy* = *anatomy* aus *an'atomy*, *cademy* = *academy* aus *a'cademy*. Siehe über diesen Vorgang außer dem, was bei Solmsen a. a. O. und bei mir Grdr. 1[2], 882, Kurze vergl. Gramm. 261

zitiert ist, noch Jespersen IF. Anz. 5, 126, Bloomfield Am. Journ. of Phil. 17, 428 f. (wo noch ein Aufsatz von Scott über den Gegenstand angeführt wird, der mir zur Zeit nicht zugänglich ist), W. Horn PBrB. 22, 217, V. Henry Revue crit. 1898 S. 44. Dieser Übergang von *ὄονος zu ὁ ὄνος geschah um so leichter, als das Wort als Fremdwort ohne weitere Verwandtschaft im Griechischen dastand, ihm also der Schutz für seine ursprüngliche Lautung fehlte, wie ihn so oft wurzel- und stammverwandte Formen bieten. Wandel zu ὄνος war aber zweitens auch deshalb möglich und naheliegend, weil nach dem Übergang von *ho ohonos ('der Esel') zu *ho hoonos (im Plur. von *ho[i̯] ohonoi zu *ho[i̯] hoonoi) diese Verbindung dissimilatorischer (haplologischer) Kürzung ausgesetzt war. Vermutlich hat beides zusammen gewirkt.

Nunmehr käme es noch darauf an, die gemeinsame Urheimat von ὄνος und *asinus* ausfindig zu machen. Daß ein Zusammenhang mit arm. *išan-* besteht, ist sehr glaubhaft, und vermutlich ist es nicht zufällig, daß die Griechen wie die Armenier das Bastardtier als Halbesel benannten: ἡμίονος und *išakēs, kisēš*. Ob aber arm. *eš, išan-* idg. Erbwort war und mit lat. *equos* identisch (Pedersen KZ. 38, 197. 205), bleibt recht fraglich.

Zum Schluß noch die Frage: rührt das merkwürdige und vielbesprochene ι in ἵππος, *ἴππος (in Komposita wie Ἀρίστ-ιππος, Γλαύκ-ιππος), ἴκκος (Et. M. 474, 12) von einer Vermischung mit jenem Wanderwort her, das bei den Griechen in der Lautung ἴννος erscheint? Die Lautung ἴκκος ist kaum echt griechisch, und vielleicht hat zunächst diese Form, dann von ihr das wenigstens im ππ echt griechische ἵππος das *i* durch diese Mischung bezogen. Vgl. hierzu Kretschmer Einleit. 247 ff.

Leipzig. K. Brugmann.

Statistische Untersuchungen über den Gebrauch der Tempora und Modi bei einzelnen griechischen Schriftstellern.

Motto: Statistics are a bugbear to many. (Gildersleeve, probl.)

I. bei Homer.

Seitdem Curtius in seinen 'Erläuterungen' (p. 177) den Ausspruch getan hat, daß die Unterscheidung der verschiedenen Zeitarten im Griechischen in lexikalischer Hinsicht noch so gut

wie unausgebeutet sei, sind von verschiedenen Seiten Versuche und Anstrengungen gemacht worden, diese Lücke auszufüllen. Curtius selbst ist mit gutem Beispiele vorangegangen. Seine bezüglichen Aufstellungen sind von Späteren reproduziert und erweitert worden. Trotzdem wiederholt sich die Klage mehrmals mit und ohne Beziehung auf Curtius. In seinen "Demosthenischen Studien" (Rhein. Mus. 44) äußert sich Blass, daß die Lehre vom Gebrauch der Tempora im Griechischen bis zur Stunde (1889) noch unklar und in ihren Grundlagen nicht erkannt sei, und doch hatte Delbrück in den "Syntakt. Forschungen" auf den vorhandenen Grundlagen weitergebaut. Weiteren "Demosthenischen Studien" von Blass (Rhein. Mus. 1892) verdanken wir weitere Klärung der Begriffe, z. T. auch Bestätigung einzelner Aufstellungen Delbrücks. — Karl Mutzbauer beginnt sein bekanntes, verdienstvolles Werk "über die Grundlagen der griechischen Tempuslehre und den homerischen Tempusgebrauch" (Straßb. 1893) mit der eben erwähnten Äußerung von Blass und läßt dann den auch durch Pfuhl zitierten Satz von Curtius folgen, daß man bei Betrachtung der griech. Tempora bewußt oder unbewußt von der latein. Sprache ausgegangen sei, deren Bedingungen völlig andere sind. Durch Mutzbauers eingehende Arbeit sind unsere Kenntnisse bezüglich des Tempusgebrauchs dauernd bereichert worden, und dankbar nehmen wir die reiche Belehrung an, die in seinen Erörterungen über die deutsche Wiedergabe zahlreicher Tempusstämme zu finden ist. Immerhin müssen wir sagen, daß das Festhalten an einer bestimmten Tempusstammbedeutung bei einer Sprache, die einst auch in Entwicklung begriffen war, uns öfters als zu starr erscheint. — Ihre Bedeutung für die Lehre von der verschiedenen Aktion der Tempora hat entschieden auch die Dissertation von Eleanor Purdie über die "perfektive Aktionsart bis Polybius" (IF. 9), mit ihrer Erörterung einer Anzahl homerischer Verbalstämme, und nicht minder die Besprechung derselben von Hans Meltzer im 12. Bande der gleichen Zeitschrift, wo mit großer Schärfe die verschiedenen Aktionen der Tempusstämme auseinandergehalten werden. Die in G. Herbig's Abhandlung über "Aktionsart und Zeitstufe" niedergelegten Anschauungen scheinen mir in einem gewissen Gegensatze zu denen von Mutzbauer u. Meltzer zu stehen, insofern als zwischen morphologischen und funktionellen Tempora unterschieden wird, woraus hervorgeht, daß nicht

in allen Fällen für bestimmte Formen auch bestimmte Bedeutungen gefolgert und gefordert werden dürfen. Wenn übrigens auf okkasionelle und usuelle Diskrepanzen zwischen morphologischem und physiologischem Tempus hingewiesen wird, was ja eine Durchbrechung der Aktionen involviert, so stimmt das Vorhandensein usueller Diskrepanzen schon mit der bloßen Tatsache der Existenz punktueller Präsensstämme überein. Okkasionelle Diskrepanzen sind zwar von einzelnen Forschern oft gefunden worden, werden aber fast ebensooft von andern in Abrede gestellt. Trotzdem H. Meltzer sich mit besonderem Geschick zu den letztern gesellt, so mildert er doch in seiner neueren Abhandlung (IF. 17) die IF. 12 vertretene Anschauung in etwas, ohne indessen ein wirkliches Durchbrechen der Aktionen zuzugeben, wozu andere, namentlich französische Forscher, hinneigen. Wenn in diesem Zusammenhange der von Brugmann, Streitberg und Delbrück ausgebauten heutigen Form der Aktionenlehre weiter nicht gedacht wird, so geschieht es nur deshalb, weil sie heute den selbstverständlichen Ausgangspunkt für alle dahingehörigen Untersuchungen bildet. Das bezeugt in schönster Form auch H. Meltzer trotz allen Einwendungen, die er gegen einzelne Delbrücksche Lehren erhebt. Bei der Würdigung dieser scharfsinnigen Einwendungen dürfte sich aber die Frage aufdrängen, ob nicht am Ende die Diskussion der einschlägigen Dinge bei einem Punkte angelangt sei, wo das subjektive Moment allein ausschlaggebend ist, und wo deshalb keine Übereinstimmung mehr hergestellt werden kann. Wenn aber eine Frage auf einem solchen Punkte angelangt ist, so dürfte es sich empfehlen, etwas Objektivem sich zuzuwenden in der Hoffnung, daß der objektive Tatbestand eine Klärung schaffen könne, eine Hoffnung, bei der allerdings nicht vergessen wird, daß bei der Deutung objektiver Tatsachen der Subjektivismus abermals nicht völlig ausgeschaltet werden kann.

Zu diesem rein gegenständlichen Material gehören die Untersuchungen über den Gebrauch der erzählenden Tempora bei einzelnen Schriftstellern, von denen wir jetzt eine ziemliche Reihe haben, hauptsächlich hervorgerufen, wie es scheint, durch Fr. Hultsch's gewaltige Arbeit über Polybius. Solche Untersuchungen sollen es uns ermöglichen, über jenen Gebrauch etwas mehr als bloße Eindrücke zu haben, womit man sich bisher meistens begnügte. Indessen dürfte, wie mir scheint,

Classen's Bemerkung in seinen "Beobachtungen über den homer. Sprachgebrauch" etwas mehr Berücksichtigung auch in der vorliegenden Frage verdienen, daß nämlich bestimmte Zahlenangaben höheren Wert haben als bloß allgemeine. Nun fehlt es aber noch fast vollständig an einer wirklichen Statistik der Verbalformen von ganzen Literaturprodukten. Ansätze dazu sind zwar vorhanden, einmal von Koch (Jahrbuch 146) über die Verbalformen der vier ersten Bücher von Xen. Anab., dann von Miller ein Anfang zu einer vergleichenden Statistik des Imperf. u. Aor. (Am. Journ. 16). Dabei wird es von Koch zum ersten Male wieder ausgesprochen, also förmlich neu entdeckt, daß im Griech. kein Unterschied im Tempusgebrauch zwischen Haupt- u. Nebenhandlung zu finden sei. Diese Erkenntnis zusammen mit der andern, daß die griechischen Tempora nicht zur relativen Zeitbestimmung verwendet werden, ermöglicht es nun gewissermaßen, durch bloße Zählung der Imperfekte und Aoriste eine besondere Art des subjektiven Empfindens eines Schriftstellers während seiner Darstellung eines Ereignisses kennen zu lernen. Doch soll davon später die Rede sein. Für jetzt genügt es, in Erinnerung zu rufen, was aus der Kochschen und aus der Millerschen Statistik hervorgeht: Wir erfahren daraus, daß das Imperfekt einen weit ausgedehnteren Gebrauch hat, als die Mehrzahl der Gräzisten früher annahm und z. T. heute noch annimmt. So scheint es, daß Schenkl von dieser Statistik keine Kenntnis hatte, als er (in Bursian's Jahresbericht Bd. 38) sich dahin äußerte: "In der Koine ist das Imperfekt allgemeines Präteritum geworden und hat teilweise den Aorist verdrängt." Ähnliche Äußerungen finden sich noch bei einigen andern Beurteilern der späteren Gräzität. Dagegen findet Wecklein (Burs. Jahresber. 1878) im Gebrauch der Tempora von den ältesten Stufen bis in die jüngste Periode des Sprachlebens eine überraschende Gleichmäßigkeit. Auch Godwin ist derselben Ansicht, was das S p r a c h g e f ü h l der Griechen verschiedener Zeiten anbelangt, doch denkt er sich, daß die Griechen nicht immer für nötig erachteten, ihrer feinen Unterscheidungsgabe zu folgen. Hatzidakis versichert uns, daß in der Koine keine Verwirrung zwischen Imperf. u. Aorist eingetreten sei, und noch das Neugriechische halte die beiden Aktionen scharf auseinander. (Vergl. darüber auch Thumb im Handbuch der neugriech. Volkssprache.) Dagegen nimmt Dieterich (Byz. Anz. I) eine vorübergehende,

örtlich beschränkte Abschwächung des Unterscheidungsvermögens in der nachklassischen Zeit an. Ebenso urteilt Thumb (die griech. Spr. im Zeitalter des Hellenismus). Entdeckt man nun aber, daß die beiden Timotheusbriefe gar kein Imperfekt aufweisen, sondern lauter Aoriste, daß ferner in der Mehrzahl der Paulinischen Briefe die Imperfekte auch sehr schwach vertreten sind, daß dasselbe z. B. auch vom Buche Henoch gilt, so fragt man sich unwillkürlich, ob nicht diesen Erscheinungen vielleicht doch noch zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden sei. Jedenfalls könnte, wer etwa in Xenoph. Anab. seine Aufmerksamkeit den Imperfekten und Aoristen zuwendet und gleich nachher die erzählenden Tempora im Buche Henoch verfolgt, leicht eine Veränderung des Sprachgefühls in diesem Punkte für möglich halten. Wenn uns H. Meltzer im Anschluß an Norden und Stiebeling sagt, daß bei Homer "der konstatierende Aorist von selbst zurücktreten mußte, weil Homer als Epiker das malende Imperfekt vorzog, wo später prosaische Logik den nüchternen Aorist bevorzugte", so ist dieser treffliche Kritiker der oben erwähnten Abhandlung von E. Purdie doch wohl der Meinung, daß eine Statistik der homerischen erzählenden Tempora ein Vorwiegen der Aoriste ergeben müßte. Dieses Ergebnis würde aber die psychologische Deutung zulassen, daß der Dichter das meiste, das er erzählt, in seiner Entwicklung vor sich gehend schaut. Ist diese Deutung zutreffend, so wird es nun auch gestattet sein, das Vorherrschen der Aoriste im Henochbuche z. B. so zu erklären, daß der Verfasser die dort erwähnten Erlebnisse nicht als sich entwickelnde, sondern als abgeschlossene Handlungen hinstellt, obgleich er sich als Seher einführt. Wenn wir nun so bei einem Schriftsteller ein Vorherrschen der Aoriste, bei einem andern einen Überschuß an Imperfekten finden, so würde sich damit vielleicht nicht eine Verschiedenheit des Sprachgefühls, sondern möglicherweise nur ein Unterschied in den psychologischen Beziehungen der Erzähler zu ihrem Stoffe verraten. Das ist aber nicht dasselbe. Wer in Imperfekten darstellt, der steht seinem Stoffe anders gegenüber als wer sich der Aoriste bedient. Es kommt mir aber vor, es sei nicht ganz zutreffend, wenn Mutzbauer sagt, daß die Rücksicht auf Anschaulichkeit und Deutlichkeit eine immer ausgedehntere Verwendung des Aorists herbeigeführt habe. Ist es denn nicht gerade das Imperfekt, das im Dienste der Anschaulichkeit steht?

Wenn somit die Bevorzugung des einen oder andern Tempus psychologische Gründe hat, dann ist, wie oben schon angedeutet, eine Statistik der Imperfekte und Aoriste bei verschiedenen Werken desselben Autors ein Instrument, mittelst dessen wir die psychologische Stellung eines Autors zu seinem Gegenstande zahlenmäßig bestimmen können. — Wenn nun aber konstatiert werden kann, daß der Aorist im Laufe der Jahrhunderte immer weitergehende Verwendung fand, sollte das nur der Ausdruck für die Tatsache sein, daß das erzählende und darstellende Subjekt mehr und mehr in eine andere Stellung zu seinem Gegenstande trat, und würde da nicht vielleicht die Deutung die richtigere sein, daß der Aorist in das ureigene Gebiet des Imperfekts eingedrungen ist? Es wäre auch denkbar, daß beides zusammengewirkt habe, daß Übergriffe des Aorists in das Gebiet des Imperfekts geschehen sind, und daß eine andre Stellung des Erzählers zu seinem Stoffe nebenherging. Eines war möglicherweise die Folge des andern, und es wird richtig sein, wenn man die psychologische Stellung des Erzählers zu seinem Stoffe als den primären Grund für Veränderungen des numerischen Verhältnisses zwischen den beiden erzählenden Tempora ansieht. Aus der häufigen Verwendung der Aoriste in summarischen Berichten z. B., wie sie schon lange üblich war, konnte fürs Erste eine Gewöhnung an dieses Tempus erfolgt sein und von hier aus das Eindringen des Aorists in das Gebiet des Imperfekts seinen Anfang genommen haben.

Wenn nun die Frequenz der erzählenden Formen untersucht wird, so empfiehlt es sich, um eine bessere Deutung der Zählungsresultate zu ermöglichen, nicht in der Millerschen Weise bloß die Indikative zu berücksichtigen, sondern in der Kochschen Manier alle Tempora und Modi. Wenn es sich nämlich nachweisen läßt, daß einzelne Erzähler, die den Indik. Aor. vor dem Imperfekt bevorzugen, dann auch in weiterer Ausdehnung als andere die Nebenmodi des Aorist verwenden, dann ist der Beweis erbracht, daß bewußt oder unbewußt der gleiche psychologische Vorgang anstatt zum Präsens zur Wahl eines Konjunktivs, Optativs, Imperativs, Infinitivs, Partizips Aoristi treibt, der unter anderen Umständen die Bevorzugung eines Indikativ Aoristi vor einem Imperfekt zur Folge hatte. Entspricht aber die Verwendung der Nebenmodi des Aorists relativ derjenigen der Indikative Aoristi nicht, so dürfte daraus folgen, daß die Stellung der Griechen

dem Indikativ gegenüber bisweilen verschieden gewesen sei von der, die sie zu den andern Modi einnahmen. Ich sage 'bisweilen'; denn das bleibt doch wohl bestehen, daß in abhängiger Rede der Aorist beibehalten bleibt, wo irgend ein Modus Stellvertreter für den historischen Indik. Aoristi der unabhängigen Rede wird.

Es ist nun wohl möglich, daß eine so mechanische Auffassung von den psychologischen Vorgängen, die den Griechen beim Reden und Schreiben zur Wahl eines Aoristes oder eines Präsens führen sollten, Mißbilligung finden dürfte. Wer namentlich die oben erwähnten "Demosthenischen Studien" von Blass in Erinnerung hat, wo die besondere Berechtigung bald dieser, bald jener bestimmten Ausdrucksweise nachgewiesen wird, oder wer Meltzer IF. 17, 222 beherzigt, der dürfte leicht zur Ansicht gelangen oder seine vorherige Ansicht bestätigt finden, daß jeder bessere Schriftsteller, gerade wie Demosthenes, bewußt bald zu der, bald zu jener Form greift. Er wird daraus den Schluß ziehen, daß keine Gesetzmäßigkeit herrschen könne, wo bewußte freie Wahl vorliege. — Wenn wir uns aber vergegenwärtigen, wie auch bei freier Wahl unter den zur Verfügung stehenden Formen doch wieder der Sprachgebrauch seine Gesetze gibt, und wie andrerseits auch unser subjektivstes Fühlen seine eigene Gesetzmäßigkeit hat, also bei gleichen Situationen gleichmäßig reagiert, so können wir die Möglichkeit eines allgemeinen und eines persönlichen Determinismus der Ausdrucksweise doch nicht in Abrede stellen. Diesem doppelten Determinismus nachzugehen, dazu kann eine Formenstatistik uns helfen; sie kann uns sagen, ob ein solcher vorhanden sei und in welchem Grade. In den lateinischen Sprachdenkmälern würde ein persönlicher Determinismus in der Anwendung der Verbalformen weit weniger zu erwarten sein, weil der allgemeine allzu despotisch wirksam ist. Die griechische Sprache ist schon lange als die individuellere bekannt; seitdem wir aber in ihr die Wirksamkeit des Aktionsbegriffes kennen gelernt haben, sind wir berechtigt, noch mehr Subjektivität in den griechischen Sprachdenkmälern zu erwarten als früher. Mehr Gesetzlosigkeit bei den einzelnen griechischen Schriftstellern zu finden, dürfen wir aber deswegen nicht erwarten, sondern nur verschiedene Mischung der allgemeinen und der persönlichen Gesetzmäßigkeit. Diese Mischungsverschiedenheit wird vielleicht auch gestatten, im Verein mit

andern Kriterien charakteristische Merkmale für einzelne Autoren festzustellen.

Es ist hier der Ort, der bisher geübten Methode der Sprachstatistik zu gedenken, die von Campbell, Dittenberger, Schanz, Ritter u. a. angewandt und empfohlen wurde und die außer bei den Platoforschern namentlich bei den Kennern des neutestamentlichen Sprachidioms Verwendung findet. Manches, was von Ritter zur Rechtfertigung dieser Methode vorgebracht wurde, gilt auch für die hier angewandte Statistik. In der Hauptsache aber hat sie sich selbst zu rechtfertigen. Es sollen nicht kleine sprachliche Differenzen zwischen den verschiedenen Werken eines Schriftstellers gesucht werden, sondern größere Strukturunterschiede zahlenmäßig festgestellt werden, die sich im Laufe der sprachlichen Entwicklung eingestellt haben. So wird auch nicht etwa der Versuch gemacht, ältere von jüngeren Stücken in den homerischen Epen zu unterscheiden. Wie jeder bisherige Versuch, auf Grund bestimmter sprachlicher Kriterien eine Altersscheidung vorzunehmen, sich von einer petitio principii nicht freihalten konnte, so würde es auch bei Anwendung der hier gebrauchten Methode gehen. Wir sind meines Erachtens noch lange nicht weit genug, um im Homer mit sprachlichen Kriterien Quellenscheidungen sicher vornehmen zu können.

Die Statistik der homerischen Verbalformen, die auf den folgenden Seiten zu finden ist, ist an Hand der Teubnerschen Ausgabe Dindorf-Henze angelegt; für die Ilias wurde die Ausgabe von 1903 verwendet, für die Odyssee die von 1901. Für die sechs ersten Gesänge der Odyssee kam die Kägische Ausgabe zur Verwendung. Die Zählung ist éinmal vorgenommen worden und erhebt keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit. Durch die Umrechnung in Prozente verlieren mögliche Zählfehler an Wichtigkeit. Kleinere Ungenauigkeiten in der prozentischen Berechnung sind ebenfalls ohne Belang, da in der Diskussion der gewonnenen Prozentzahlen die absolute Höhe derselben keine Rolle spielt, sondern nur ihre relative, also kleine Zahlenunterschiede keine Berücksichtigung finden. Es erübrigt, noch ein Wort zu sagen über die Deutung gewisser Verbalformen, die zweierlei sein können, wie Konjunktive Aoristi sigmatischer Natur mit kurzem Themavokal, die mit Indikativen Futuri gleichlautend sind. Bei der Deutung derselben bin ich in den sechs ersten Büchern der Odyssee durchweg Kägi gefolgt und habe weiterhin in der

Tabelle Ia.

Statistik sämtlicher Verbalformen der Ilias nach Tempora und Modi geordnet.

A. absolute Zahlen.

	Aor. A. u. M.	Aor. P.	Impf.	Präs.	Futur A. M.	Futur P.	Perf. u. Plpf. A.	Perf. u. Plpf. P.	Fut. ex.	Summen der Modi	Vertretung der Modi in %[1])
Indik.	**5075**	259	3686	1990	759	2	**464**	385	32	12652	**57,5**
Partiz.	1590	192		**2352**	65	—	374	251	—	4824	**21,7**
Infin.	724	53		**901**	214	—	31	41	—	1964	**8,9**
Konj.	**710**	15		340	—	—	32	2	—	1099	**5**
Optat.	**418**	12		254	—	—	[illegible]	3	—	696	**3,1**
Imperat.	325	7		**484**	—	—	23	13	—	852	**3,9**
Summen der Tempora	8842	538	3686	6321	1038	2	933	695	32	22087 = 100% Gesamtsumme.	

B. In Prozente der Gesamtsumme umgerechnet.

	Aorist A. u. M. %	Aorist P. %	Impf. %	Präs. %	Fut. A. M. %	Fut. P. %	Perf. u. Plpf. A. %	Perf. u. Plpf. P. %	Fut. ex. %
Indik.	**23**	1,2	*16,6*	9	3,5	0	2,1	1,8	0,1
Partiz.	7,2	0,9		**10,6**	0,3		1,7	1,1	
Infin.	3,3	0,2		**4,1**	1		0,1	0,2	
Konj.	**3,2**	0,07		1,5			0,1	0,01	
Optat.	**1,9**	0,05		1,2			0,04	0,01	
Imperat.	1,5	0,04		**2,2**			0,1	0,06	
Temposummen	40	2,4	16,6	28,6	4,7		4,2	3,1	0,1 = 100%[2])

Bei allen Berechnungen ist als Gesamtsumme aller Verbalformen 22 100 angenommen worden.

1) Die fettgedruckten Zahlen der letzten Kolumne bilden die "modale Strukturformel" der Ilias; siehe den Text, S. 214.

2) Temporale Strukturformel der Ilias; siehe den Text, S. 213 unten.

Tabelle Ib.

Statistik sämtlicher Verbalformen der Odyssee nach Tempora und Modi geordnet.

A. Absolute Zahlen.

	Aor. A.M.	Aor. P.	Impf.	Präs.	Fut. A.M.	Fut. P.	Perf. u. Plpf. A.	Perf. u. Plpf. P.	Fut. ex.	Summen der Modi	Vertretung der Modi in %[1]
Indik.	**8790**	154	3051	1943	570	—	391	311	17 =	10227 =	**56,6**
Partiz.	1270	84		**1972**	70	—	199	245	— =	3840 =	**21,3**
Infin.	664	39		**727**	127	—	13	26	— =	1596 =	**8,8**
Konj.	**546**	10		293	—	—	27	4	— =	880 =	**4,9**
Optat.	**460**	13		276	—	—	4	5	— =	758 =	**4,2**
Impt.	310	6		**343**	—	—	21	8	— =	688 =	**3,8**
Summen der Tempora	[illegible]	306	3051	5554	767	—	655	599	17 =	17989 = Gesamt-Summe.	100%

B. In Prozente der Gesamtsumme umgerechnet.

	Aorist A.M.	Aorist P.	Impf.	Präs.	Fut. A.M.	Fut. P.	Perf. u. Plpf. A.	Perf. u. Plpf. P.	Fut. ex.
	%	%	%	%	%	%	%	%	%
Indik.	**21**	0,9	17	10,8	3,2	—	2,2	1,7	0,1
Partiz.	7	0,5		**11**	0,4	—	1,1	1,4	—
Infin.	3,7	0.2		**4**	0,7	—	0,07	0,14	—
Konj.	**3**	0,06		1,6	—	—	0,15	0,02	—
Optat.	**2,6**	0,07		1,4	—	—	0,02	0,03	—
Impt.	1,7	0,03		**2,9**	—	—	0,1	0,04	—
Temporasummen	39	1,6	17	31	4,2	—	3,6	3,3	0,1 = 100%[2]

Bei allen Berechnungen ist als Gesamtsumme aller Verbalformen 18000 angenommen worden.

Anm. Auf dieser und den beiden folgenden Tabellen sind die Moduszahlen, in denen die aoristische resp. die präsentische Form bevorzugt wird, in halbfettem Druck wiedergegeben; vgl. darüber den Text S. 223.

1) Die fettgedruckten Zahlen der letzten Kolumne bilden die "modale Strukturformel" der Odyssee.

2) Temporale Strukturformel der Odyssee.

Odyssee und Ilias den in seiner oben erwähnten Ausgabe niedergelegten Grundsätzen mich angeschlossen. Bei Verba liquida, deren Imperfekte und Aoriste in der 3. Sing. gleichlautend sind, blieb nichts anderes übrig, als jeden Fall genau zu überlegen. Es sind dadurch ungefähr gleich viele Formen als Imperfekte wie als Aoriste gerechnet worden. Die Konjunktive Aoristi und Präsentis einiger Verba liquida sind ebenfalls gleichlautend. Auch hier wurde jeweilen genau erwogen, doch habe ich mich anfangs häufiger für Konj. Präs. entschieden. Erst die späteren Erfahrungen haben mich belehrt, daß vielleicht häufiger eine solche Form hätte als Aorist sollen angesprochen werden. Sonst wurde jede Form nach ihrem Äußeren bestimmt, nicht nach ihrer Funktion, also z. B. εἶμι und seine Personen stets als Präsens, ebenso ἥκω. In anderen zweifelhaften Fällen wurde den Bestimmungen von Frohwein "Verbum homericum", Teubner 1881, gefolgt.

In der Ilias wurde der eigentliche Schiffskatalog weggelassen, in beiden Epen aber sämtliche 'interpolierte' Verse mitgerechnet. Das formelhafte ἄγε, πεπνυμένος wurde selbstverständlich nicht mitgezählt, wohl aber alle anderen Formen, auch wenn sie formelhaft gebraucht sind.

Damit die in Tabelle I a und I b dargestellten Verhältnisse erstens bei den beiden Epen unter sich, dann aber namentlich auch bei anderen Literaturerzeugnissen vergleichbar werden, dazu können die prozentischen Umrechnungen unter B dienen. Da aber die Umrechnung in Prozente der Gesamtsumme oft nicht sprechend genug ist, so ist ihr eine nach einem anderen Gesichtspunkte angelegte beigegeben (Tabelle I c). Es können nämlich die absoluten Zahlen der Tabellen I a und b so in relative Zahlen umgerechnet werden, daß die Summe jeder Moduslinie = 100 genommen und so festgestellt wird, mit wie viel Prozenten der Indikativ, Konjunktiv, Optativ etc. eines jeden Tempus an der Zahl 100 beteiligt ist. Auf diese Weise erhalten wir größere Zahlen als die Tabellen I B sie bieten. — Wir finden so beispielsweise, daß in der Ilias an der Summe aller Imperative der Aorist A. und M. mit 38 %, das Präsens mit 57 %, das Perf. Act. mit 2,7 %, das Perf. P. mit 1,5 % beteiligt ist.

Tabelle Ic.

Tab. I a u. b in prozentischer Umrechnung. (Jeder Modus = 100%.)

Ilias.

	Aor. A. M.	Aor. P.	Impf.	Präs.	Fut. A. M	Perf. Plpf. A.	Perf. Plpf. P.	Fut. ex.		Summen
Ind.	40	2	29	15,7	6	3,7	3	0,25	=	100
Part.	33	4	—	49	1,8	7,7	5,2	—	=	100
Inf.	37	2,1	—	46	11	1,6	2,1	—	=	100
Konj.	64	1,3	—	31	—	3	0,2	—	=	100
Opt.	60	1,7	—	36	—	1,3	0,4	—	=	100
Impt.	38	0,8	—	57	—	2,7	1,5	—	=	100

Odyssee.

	Aor. A. M.	Aor. P.	Impf.	Präs.	Fut. A. M.	Perf. Plpf. A.	Perf. Plpf. P.	Fut. ex.		Summen
Ind.	37	1,5	30	19	5,5	3,8	3	0,17	=	100
Part.	33	2,2	—	51	1,3	5,2	6,3	—	=	100
Inf.	41,5	2,4	—	45,5	8	0,8	1,6	—	=	100
Konj.	62	1,1	—	33	—	3	0,3	—	=	100
Opt.	60,5	1,7	—	36,5	—	0,5	0,6	—	=	100
Impt.	45	0,8	—	50	—	3	1,2	—	=	100

Die durch bloße Zählung und prozentische Umrechnung gefundenen und auf Tabelle I mitgeteilten Zahlen haben dort schon doppelte Verwendung erfahren, nämlich zur Feststellung der modalen und der temporalen Strukturformel der beiden Epen. Es soll zuerst von dieser die Rede sein:

Die temporale Strukturformel wird, wie aus der Tabelle ersichtlich, so gewonnen, daß die Beteiligung eines jeden Tempus mit all seinen Modi an der Gesamtsumme aller Verbalformen in Prozenten berechnet wird. Die temporale Strukturformel gibt also die quantitative Zusammensetzung irgend eines Literaturganzen aus den verschiedenen Tempora an. Temporale Strukturformeln gestatten interessante Vergleiche einzelner Literaturprodukte unter einander, sie spielen aber in der folgenden Untersuchung noch keine weitere Rolle; dagegen werden einzelne Zahlen aus denselben zu gewissen Erörterungen da und dort Anlaß geben.

Anders ist es mit den modalen Strukturformeln.

Unter 'modaler Strukturformel' verstehe ich die quantitative Zusammensetzung eines Literaturganzen aus den sechs Modi, und ich finde diese Zusammensetzung, indem ich bestimme, mit wie viel Verbalformen jeder Modus in jedem der beiden Epen vertreten ist. Zählt man nun alle Verbalformen zusammen, so läßt sich berechnen, wie viel Prozente ein jeder Modus zu der gefundenen Gesamtsumme liefert. Die auf solche Weise gefundenen Prozentzahlen zeigen nun den verbalen Aufbau des einzelnen Epos in modaler Beziehung an, bilden also die modale Strukturformel desselben. Die modale Strukturformel sagt also aus, welchen Beitrag jeder der sechs Modi zur Gesamtsumme aller Verbalformen leistet.

Die Verbalformen sind ein Schatz, den die Sprache dem Einzelnen zur Verfügung stellt. Dieser bedient sich derselben in freier, wie er glaubt, im Grunde aber in mehr oder weniger herkömmlicher Weise. Die herkömmliche Ausdrucksweise andrerseits wird durch den Einzelnen mehr oder weniger beeinflußt und beeinträchtigt und erleidet dadurch Wandlungen. So wird auch die Verwendungsart der von der Sprache zur Verfügung gestellten Modi verändert. Das wird sich in den modalen Strukturformeln von Literaturprodukten verschiedener Zeiten spiegeln. Aber die Ausdrucksweise wird auch in gleichzeitigen Produkten durch den Stoff einigermaßen beeinflußt. Somit kann man erwarten, daß die modalen Strukturformeln der einzelnen Gesänge der Ilias und Odyssee durch den verschiedenen Inhalt verändert werden können. Doch läßt sich a priori nicht sagen, in welcher Weise. Immerhin ist da, wo selbst bei verschiedenem Inhalte die Ausdrucksweise eine traditionelle ist, was bei Homer heute niemand mehr bezweifelt, große Variabilität in den Strukturformeln einzelner Teile nicht zu erwarten.

Soviel über die Strukturformeln.

Die Zählungsresultate werden drittens noch Verwendung finden zur Feststellung des numerischen Verhältnisses, in welchem die Nebenmodi zu den Indikativen stehen. Wenn der Indikativ allgemein als Hauptmodus bezeichnet wird, so gibt man damit der Überzeugung Ausdruck, daß dieser Modus beim Gedankenaustausch am meisten Wichtigkeit habe, und daß er demgemäß überall, wo ausführlicher gesprochen und geschrieben wird, durch die größte Individuenzahl vertreten sei (eine Ansicht, die allerdings nicht richtig ist, wie wir später sehen werden). Wenn

also das numerische Verhältnis der Nebenmodi zu den Indikativen bestimmt wird, so wird der Indikativ gleichsam als der am wenigsten veränderliche Maßstab betrachtet, an dem sich die Häufigkeit der übrigen Modi am besten messen läßt. Wir werden sehen, daß die Frequenz der Indikative nicht in allen Tempora gleichmäßig ist; gerade dadurch aber erhält die Reduktion auf die Anzahl der Indikative einen besonderen Untersuchungswert. Die rechnerische Beziehung der übrigen Modi auf die Indikative kann zur Kontrolle für die Tragweite der auf andere Weise gewonnenen Ergebnisse dienen. Die auf diese Weise gefundenen Zahlenreihen mögen die Bezeichnung 'Reduktionsformeln' erhalten. Sie kommen erst im zweiten Teile zur Anwendung.

Wir wenden unsre Aufmerksamkeit nun den berechneten modalen Strukturformeln zu. Es hat sich als modale Strukturformel der Ilias ergeben:

Ind.	Konj.	Opt.	Imp.	Inf.	Part.
57,5	5	3,1	3,9	8,9	21,7

und als solche der Odyssee:

56,8	4,8	4,2	3,8	8,8	21,3.

Dazu ist zunächst zu bemerken, daß der Prozentsatz der Infinitive, wie die nachstehende Zusammenstellung ergibt, ein sehr niedriger ist. Er wäre aber noch weiter heruntergegangen, wenn die imperativischen Infinitive ausgeschieden worden wären, die bekanntlich in der epischen Sprache sehr zahlreich sind. Im übrigen muß hervorgehoben werden, daß die Übereinstimmung in der modalen Struktur der beiden Epen frappiert, auch wenn man in solchen statistischen Untersuchungen Erfahrung hat. Der einzige Unterschied zwischen Ilias und Odyssee, der aus den modalen Strukturformeln hervorschaut, die stärkere Vertretung der Optative in der Odyssee, ist möglicherweise zum Teil darauf zurückzuführen, daß in den benützten Ausgaben textkritisch zwischen Konjunktiven und Optativen bei den beiden Epen nicht ganz gleichmäßig verfahren wurde. Ich sage 'zum Teil', weil auch die vereinigten Summen der Konjunktive und Optative in beiden Epen rund um 1% verschieden sind, wobei das Plus wieder auf Seite der Odyssee ist (vgl. überdies S. 225). Es entspricht vielmehr diesem Überwiegen der Optative in der Odyssee eine stärkere Vertretung der Indikative in der Ilias, und so weit meine Zählungen der

verschiedenen Optativkategorien reichen, ist die potentielle Ausdrucksweise in der Odyssee häufiger als in der Ilias.

Wie nun diese Übereinstimmung in der modalen Struktur der beiden Epen zu beurteilen ist, kann nur an Hand von Vergleichungen mit anderen Literaturerzeugnissen erkannt werden. Da nun aber derartige Untersuchungen über die allgemeine modale Struktur, die einen Vergleich erlauben, noch nicht vorlagen, so war es geboten, Berechnungen in ziemlicher Ausdehnung anzustellen. Dieselben sind natürlich sehr zeitraubend und stehen mir deswegen noch nicht in der Menge zur Verfügung, wie es wünschenswert wäre. Ich gebe im folgenden eine Übersicht über den größeren Teil der von mir angestellten und auf selbstgemachten Zählungen, also auf übereinstimmenden Grundsätzen beruhenden Berechnungen. Dieselben mögen zugleich zur Rechtfertigung der hier angewandten Methode dienen.

Zusammenstellung von modalen Strukturformeln einiger Literaturerzeugnisse.

	Indik.	Konj.	Opt.	Imperat.	Infin.	Partiz.	
Ilias	57,5	5	3,1	3,9	8,9	21,7	
Odyssee	56,8	4,8	4,2	3,8	8,8	21,3	
Herodot I	45	2,3	2	1	15	35	
Thucyd. I (ohne Reden)	46	2	1	0,3	15	34	
Xen. Anab., ganz	47,6	3,3	6	1	17	24	mit Reden
„ Hellenica, ganz	44	2	6	0,6	16	31,4	
„ Cyrop. lb. I, II, VII	43	4,6	6	2	20	23	
Polybius I	31	1,4	1,3	0,1	18	48	mehr Partizipien als Indikative.
Maccabäer II	35	1,3	0,6	1,4	17	44	
Diodor I	24	2	1,4	0,5	30	43	
Dionys I	38	1,3	1,9	0,4	18	41	
Josephus I, jüd. Gesch.	35	1	3	0,3	20	41	
Plutarch Themist.	33	1,2	1,2	0,5	20	43	
Ev. Matth.	54	7	—	9	7	22	
„ Marc.	57	7,6	—	6	8	22	
„ Luc.	55	5,3	0,2	7,4	8,7	29	
„ Joh.	71	8	—	4	4	12	
Acta apost.	50	2	0,2	3,6	12	32	
Arrian Anab. I	46	0,2	1,7	0	16	35	

Durch die Strukturformeln werden unsre homerischen Epen in unmittelbare Nähe der synoptischen Evangelien gerückt. Da diese letzteren auch unter sich stilistisch gerade so eng zusammengehören wie Ilias und Odyssee, so mag es gestattet sein, die Parallele zwischen diesen beiden Literaturreihen weiterzu-

führen und für Ilias und Odyssee gerade so wenig einen gemeinsamen Verfasser oder Bearbeiter zu folgern — wozu bei der frappanten Übereinstimmung der modalen Strukturformeln beider Epen eine neue Versuchung entsteht — als wir es bei den synoptischen Evangelien tun. Aber wie eine stereotype Ausdrucksweise eines Gemeinschaftskreises seinen stilistischen Niederschlag in den synoptischen Evangelien fand, so finden wir auch in den homerischen Epen eine Ausdrucksweise wieder, die längere Zeit in einem uns unbekannten Kreise üblich war, und es konnten sehr wohl zwei verschiedene Dichter die Vermittler dieser Ausdrucksweise sein, so sehr, daß sie den von ihnen benützten älteren Liedern konform auch ihr Eigentum prägten, was aus dem folgenden weiter hervorgehen dürfte.

Es erhebt sich nämlich die Frage, ob denn die für die beiden Epen gefundenen Strukturformeln sich auch im einzelnen, d. h. in größeren und kleineren Partien wiederfinden, oder ob die angegebene Struktur nur Mittelwerte aufweise, denen möglicherweise weit auseinanderliegende Grenzwerte gegenüberstehen. Die Antwort auf diese Frage kann aus folgenden Angaben herausgelesen werden:

In der Ilias ergeben sich mit Weglassung der Dezimalen folgende Zahlen in Prozenten:

Tabelle IIa.

	Indik.	Konj.	Optat.	Imperat.	Infin.	Partiz.
Ilias 1—6 :	57	5	4	5	9	21
Ilias 7—12:	56	6	3	4	9	21
Ilias 13—18:	57	4	3	3	9	23
Ilias 19—24:	57	5	3	4	9	21

Die vier Gruppen entsprechen somit der Gesamtstruktur noch fast vollständig. Ich füge hinzu, daß sich Unterschiede bei den meisten Zahlen in den Dezimalen bemerklich machen:

Ähnliche Verhältnisse zeigt die Odyssee:

Tabelle IIb.

	Indik.	Konj.	Optat.	Imperat.	Infin.	Partiz.
Od. 1—6 :	57	5	4	4	10	20
Od. 7—12:	57	4	4	3	9	23
Od. 13—18:	56	5	5	4	9	20
Od. 19—24:	57	5	3	5	8	22

Sowie nun aber die modalen Strukturverhältnisse der einzelnen Bücher ins Auge gefaßt werden, zeigt sich stellenweise

eine geringere Konstanz. Ich gebe im folgenden, um das Auge nicht allzusehr mit Zahlen zu ermüden, nur die Prozentzahlen für die einzelnen Bücher an.

Tabelle IIIa.

Ilias.

	Indik.	Konj.	Optat.	Imperat.	Infin.	Partiz.
A	56	6	2	8	9	19
(Vs. 1—490) B	55	6	4	5	10	20
Γ	56	5	4	5	8	20
Δ	56	5	5	3	8	22
E	59	3	3	3	8	23
Z	55	5	4	5	9	21
H	56	8	3	4	10	18
Θ	58	6	3	5	7	20
I	53	8	4	5	12	18
K	56	5	5	5	9	19
Λ	61	4	1	2,5	6	24
M	55	4	4	2	11	23
N	59	2	3	1	9	25
Ξ	58	6	4	3	9	20
O	55	5	2	4	10	23
Π	58	4	2	4	7	23
P	56	4	3,6	2	9	24
Σ	58	4	2	3	9	23
T	52	5	3	6	11	22
Y	57	5	3	1	10	22
Φ	58	4	2	3	10	22
X	54	7	3	4	8	24
Ψ	60	3	2	4	8	22
Ω	58	5	5	5	8	20

Die große Mehrzahl der einzelnen Gesänge bleibt somit den Mittelzahlen nahe. Daneben finden sich allerdings einige mit weit auseinanderliegenden Zahlen. Ich mache namentlich aufmerksam auf I und Λ. Berechnet man aber von beiden das arithmetische Mittel, so erhält man wieder die für die gesamte Ilias gefundenen Normalzahlen. Die größten Abweichungen von diesen weisen H bis N auf. — Die dargestellten Verhältnisse gemahnen lebhaft an meteorologische Beobachtungen, die auch für eine größere Anzahl von Jahren eine Norm erkennen lassen, eine Norm, von welcher kleinere Gruppen wenig, einzelne Jahre aber mehr abzuweichen pflegen. Es ergibt sich aber für stilistische Untersuchungen, wie sie hier angestellt sind, aus dem Verhältnisse einzelner Bücher zu größeren Gruppen die Forderung, daß

die zu beurteilenden Literaturprodukte eine gewisse Größe haben müssen, damit ihre Eigentümlichkeiten zu voller Entfaltung kommen können.

Tabelle IIIb.

Odyssee.

	Indik.	Konj.	Optat.	Imperat.	Infin.	Partiz.
α	52	6	4	5	10	22
β	54	7	5	5	10	19
γ	61	4	5	4	9	18
δ	59	3	4	3	9	22
ε+ζ	59	5	4	3	10	19
η	60	3	4	3	8	21
θ	57	5	4	5	8	21
ι	57	3	5	1	9	25
κ	56	3	3	3	10	24
λ	56	4	3	3	9	23
μ	56	6	4	3	8	22
ν	56	6	4	3	8	22
ξ	61	4	5	2	8,5	19
ο	54	6	5	3	9	20
π	55	6	4	4	11	20
ρ	56	4	5	4,5	8	21
σ	52	6	8	4	10	19
τ	56	6	3	4	6	23
υ	57	4	6	4	8	21
φ	56	6	3	5	10	20
χ	53	5	3	6	9,5	22
ψ	60	4	3	4	8	21
ω	59	4	2	5	6	23

Auch hier bleibt die Mehrzahl der Bücher den Mittelzahlen nahe. Die angegebenen Werte schwanken somit

in der Ilias:

Im Indik.	Im Konj.	Im Optat.	Im Imperat.	Im Infin.	Im Partiz.
von 52—61	2—8	1—5	1—8	6—12	18—25

in der Odyssee:

von 52—61	3—7	2—8	1—5	6—11	18—25

Es ergibt sich aus den Strukturzahlen der einzelnen Gesänge die wichtige Tatsache, daß die Verschiedenheit des Stoffes der beiden Epen sowie ihrer einzelnen Teile keine wesentliche Änderung der Strukturformeln bedingt. Die vorgefundene prozentische Zusammensetzung ist demnach offenbar nur der zahlen-

mäßige Ausdruck der parataktischen Redeweise. Wenn wir auf dem vom homerischen Epos weit entlegenen Gebiete der synoptischen Evangelien nahezu die gleichen Formeln wiederfinden, so deuten dieselben mithin die parataktische Verwandtschaft der beiden Erzählungsreihen an; die Ausdrucksweise ist bei beiden Gruppen sehr stark allgemein determiniert und zeigt nur selten eine individuelle Note.

In den bisherigen modalen Strukturformeln ist das gegenseitige Verhältnis der Modi zu einander ohne jede Rücksicht auf die Tempora gekennzeichnet. Es lassen sich nun aber auch modale Strukturformeln für die einzelnen Tempora feststellen. Diese Tempusstrukturformeln haben offenbar eine andere Bedeutung als die ersteren. Die modale Strukturformel eines einzelnen Tempus bringt zum Ausdruck, wie stark die Modi eines jeden Tempus an der Gesamtsumme seiner Formen beteiligt sind. Während die Strukturformeln der ersten Art, weil sie alle Tempora in sich schließen, ein zahlenmäßiger Ausdruck für eine Stilgattung, für eine stilistische Syntaxis modorum sind, zeigen Strukturformeln der einzelnen Tempora zum Teile an, in welchem Entwicklungszustande und Gebrauchsumfange der epische Dichter die einzelnen Tempora vorfand. Beide Formeln sagen nicht absolut Neues aus. Sie wollen nur längst bekannte Verhältnisse in wenige Zahlen zusammenfassen; sie ermöglichen aber auch einen Vergleich, die einen den Vergleich mit der Syntaxis modorum einer anderen Stilgattung oder derselben Stilgattung zu einer anderen Zeit, die anderen mit dem Gebrauchsumfange der Tempora zu einer anderen Zeit.

Nachdem also im vorhergehenden die modale Zusammensetzung mit Berücksichtigung des ganzen Verbums zur Darstellung gekommen ist, lasse ich nun die der einzelnen Tempora folgen. Es ist klar, daß, je normaler der Gebrauch der einzelnen Modi eines Tempus ist, seine Strukturformel um so mehr mit der oben aufgestellten Normalformel beider Epen übereinstimmen wird. Wir werden also überall da, wo die Prozentzahl eines Modus von der der Normalformel abweicht, auf eine Anomalie im Gebrauche des betreffenden Modus hingewiesen. Ist die für einen Modus gefundene Zahl kleiner als in der Normalformel, so ist das ein Anzeichen, daß der betreffende Modus gemieden wird; ist sie aber größer, so beweist das, daß er bevorzugt wird. Zeigt es sich nun, daß in beiden Epen die gleichen

Modi des einen Tempus gemieden und dafür wieder die eines anderen Tempus bevorzugt werden, so haben wir das Recht, von einem Gesetze zu sprechen, das die Sprache in einem gewissen Zustande ihrer Entwicklung beherrscht, wenn nicht metrische Gründe für diese Auswahl verantwortlich zu machen sind.

Um nicht das Auge mit Zahlen allzusehr zu ermüden, werden im folgenden wieder keine absoluten Zahlen, sondern lediglich die berechneten Prozente angegeben. Zum Vergleiche setze ich die oben herausgerechnete Normalformel wieder an die Spitze.

Tabelle IV.

Ilias.

Indik.	Konj.	Optat.	Imperat.	Infin.	Partiz.	in ihrer prozentischen Vertretung dargestellt.
57,5	5	3,1	3,9	8,9	21,7	alle Tempora
56,7	3,4	2,5	4,8	9	23	Imperfectiva
56,8	7,7	4,6	3,5	8,2	19	Aoriste
74	—	—	—	20	6	Futura
50	3,4	1	2,4	3,3	40	aktive Perfekte
55,4	0,3	0,4	1,8	5,9	36	mediale u. pass. Perf.

Odyssee.

Indik.	Konj.	Optat.	Imperat.	Infin.	Partiz.	in ihrer prozentischen Vertretung dargestellt.
56,8	4,8	4,2	3,8	8,8	21,3	alle Tempora
57,7	3,5	2,6	3,8	9	23	Imperfectiva
54	7,5	**6,4**	4,2	9,3	18,3	Aoriste
75	—	—	—	16	9	Futura
60	4	0,6	3,2	2	30	aktive Perfekte
51,8	0,6	0,8	1,3	4,3	41	mediale u. pass. Perf.

In der Tabelle IV scheiden sich vorerst zwei Gruppen ab: Es stehen die Imperfectiva und Aoriste auf einer Seite, auf der andern die Futura und die Perfekte. Die erste Gruppe steht in allen Teilen der Normalformel nahe, die zweite weicht in ihren verschiedenen Komponenten mehr oder weniger von ihr ab. Das Vereinigungsmerkmal der zweiten Gruppe ist also nur ein negatives, ein positives findet sich nicht. Bei den Futurformen sind die Indikative und Infinitive bevorzugt, während die Partizipien weit unter der Normalzahl stehen. Bei den Perfekten stehen gerade die Partizipien im Vordergrunde. Kein Partizip ist so

sehr bevorzugt, wie das perfektische. Auf Tabelle V werden wir allerdings sehen, daß der Aorist Passiv ein ähnliches Verhalten zeigt, wie das Perfekt, weshalb ich hier schon auf die dort angegebenen Zahlen verweise. Der Passivaorist ist bekanntlich eine relativ späte Bildung. Wie es kommt, daß derselbe in Übereinstimmung mit den Perfekten sich gerade einer besonderen Frequenz seiner Partizipien erfreut, weiß ich nicht zu sagen; ich denke aber, die gemeinsame Bedeutungsverwandtschaft dieser Participia mit Adjektiven werde das ihre dazu beigetragen haben.

Was sonst bei den Perfekten zum Vorschein kommt, ist bekannt: daß die übrigen Nebenmodi wenig gebräuchlich sind. Indessen frappieren doch einige Modi durch ihre unerwartet niedrigen Vertretungszahlen.

Von den verschiedenen Tatsachen, die aus Tabelle IV sonst herauszulesen sind, hebe ich noch zwei hervor. Die eine ist die, daß die verschiedenen Modi des Aorists und Präsens verschiedene Wege gehen: die Konjunktive und Optative überflügeln die Normalzahlen, die Partizipien bleiben hinter ihnen zurück. Es gilt dies für beide Epen. Anderseits erreichen Konjunktive und Optative Präsentis die Normalzahlen lange nicht, während das Partizip Präsentis darüber hinausgeht. Zwischen diesen beiden Erscheinungen muß eine innere Verbindung bestehen. Es scheint, daß komplementäre Modi innerhalb verschiedener Tempora vorhanden seien. Aber dieser Schein entspricht nicht unseren heutigen Anschauungen von der Verschiedenheit der Aktion verschiedener Tempora. Ebensowenig paßt der oben gesperrte Satz zur Lehre von der Gleichartigkeit der Aktion innerhalb desselben Tempus. Immerhin bleibt ein Unterschied zwischen der Sicherheit beider Sätze bestehen: Das verschiedene Verhalten der verschiedenen Modi geht aus Tabelle IV unmittelbar hervor; daß aber der Konj. Aor. mit dem Konj. Präs. einerseits, der Opt. Aor. mit Opt. Präs. andrerseits komplementär seien, ist eine Deutung der statistisch bloßgelegten Verhältnisse, neben der eine andre Deutung möglich sein kann. — Es läßt sich nämlich auch denken, daß die verschiedenen Modi verschiedene Affinität zu den verschiedenen Aktionen haben, daß sich also mit einem Konj. und Opt. leichter die Nebenvorstellung der abgeschlossenen oder ingressiven Handlung assoziert als z. B. mit einem Partizip. Es soll nun eine Trennung der verschiedenen Aoristbildungen vorgenommen werden, damit

die Frage beantwortet werden kann, ob alle einzelnen Aoristformationen an den geschilderten Verhältnissen teilnehmen. Zum Vergleiche sind wieder von Tabelle IV die Formeln der Imperfektiva (Präs. + Imperf.) reproduziert.

Tabelle V.

Modale Strukturformeln jeder einzelnen Aoristformation (Summe einer jeden gleich 100).

Ilias.

Indik.	Konj.	Optat.	Imperat.	Infin.	Partiz.	
56,8	7,7	4,6	3,5	8,2	19	alle Aoriste
48	2,8	2,2	1,3	10	35	Aorist Pass.
59	6,4	4.2	3,8	7,8	18	σ-Aoriste inkl. liquida
56	10	5,4	2,2	8	18	asigmat. Aor.
55	7,8	4,4	7	10	16	athemat. Aor.
56,7	3,4	2,5	4,8	9	23	Imperfectiva

Odyssee.

Indik.	Konj.	Optat.	Imperat.	Infin.	Partiz.	
54	7,5	6,4	4,2	9,3	18,3	alle Aoriste
50	3,2	4	1,9	12	28	Aorist Pass.
55	6,6	5,3	4,3	9,2	19	σ-Aoriste inkl. liquida
53	10	7,7	3,2	10	16	asigmat. Aor.
51	5,4	7,4	8	7,7	19	athemat. Aor.
57,7	3,5	2,6	3,8	9	23	Imperfectiva

Nach dieser Tabelle scheidet sofort der Aorist Passiv aus, weil seine Konjuktive und Optative die Normalzahlen der ersten Linie nicht erreichen, die Partizipien aber weit über sie hinausgehen. Es fehlt ihm also gerade das, was für die Aoriste als charakteristisch gefunden wurde. Dagegen vereinigen sich alle drei übrigen Aoriste gegenüber den Imperfektiven in der Bevorzugung der Konjunktive und Optative und in der Hintansetzung der Partizipien, während die Imperative und Infinitive sich nach dieser Rechnungsweise unentschieden verhalten. Auf diese beiden Modi trete ich an dieser Stelle nicht ein; wir werden im zweiten Teile (Tab. VI und XIV) Gelegenheit haben, ihr Verhalten näher zu beleuchten. Eine vorläufige Orientierung ist aber aus Tabelle I zu gewinnen, und zwar aus allen drei Abteilungen derselben, aber nur über den Aorist als Ganzes genommen. Die bezüglichen Zahlen sind dort durch fetteren Druck hervorgehoben. Vgl. die Anm. S. 211.

Über den Aorist Passiv darf zum oben Bemerkten nachträglich noch hinzugefügt werden, daß er sich in der Odyssee den drei andern Aoristformationen quantitativ besser angeglichen zeigt als in der Ilias.

Fassen wir das bisher Gefundene zusammen, so können wir folgendes hervorheben:

In beiden Epen stehen die Modi in einem gewissen Zahlenverhältnisse. Dieses Verhältnis ist in den einzelnen Gesängen etwas variabel. Vergleicht man aber größere Partien jedes einzelnen Epos unter einander, so ist die Übereinstimmung um so größer, je größer die verglichenen Partien sind. Die modale Struktur der ganzen Ilias entspricht der der ganzen Odyssee fast vollständig. Eine Verschiedenheit ist allein in der Anwendung des Optativs zu erkennen. Der Optativ findet sich in der Odyssee häufiger als in der Ilias. Am Aufbau der verschiedenen Tempora beteiligen sich die Modi quantitativ verschieden. Es wird in einem Tempus dieser Modus bevorzugt, in einem andern Tempus ein andrer. Da in dieser Beziehung zwischen den beiden Epen gute Übereinstimmung herrscht, so verrät diese Erscheinung einen bestimmten Entwicklungszustand der Sprache, dem zu einer andern Zeit ein andrer Zustand entgegenstehen dürfte. Als ein spezieller Fall dieser Erscheinung ist es zu betrachten, wenn die Konj. und Opt. Präsentis den entsprechenden Modi des Aorist gegenüber zurücktreten, die Partizipien sich aber umgekehrt verhalten. Es scheint ferner aus einzelnen der gefundenen Zahlenverhältnisse hervorzugehen, daß die einzelnen Modi die ihrer Form entsprechenden Aktionen nicht mit der gleichen Schärfe zum Ausdruck bringen.

II. Das Verhältnis der Nebenmodi zu den Indikativen.

Aus den Strukturformeln ist nicht direkt ersichtlich, in welchem numerischen Verhältnisse die Nebenmodi zu ihren Indikativen stehen. Um dies deutlich zu machen, müssen die Indikative als Einheit genommen und ihre Nebenmodi auf diese Einheit reduziert werden, was im folgenden geschehen soll.

Reduktionen:

Nimmt man die Indikative als Einheit, oder, was auf dasselbe herauskommt, setzt man für alle 12652 Indikative der Ilias die Zahl 1000, ebenso für die 10227 Indik. der Odyssee 1000, so reduzieren sich die:

1099 Konj.	der Ilias auf	87,	ebenso die	880 Konj.	der Odyssee auf	86
696 Opt.	„ „ „	55,	„ „	758 Opt.	„ „ „	74
852 Imprt.	„ „ „	67,	„ „	688 Imprt.	„ „ „	67
1964 Inf.	„ „ „	155,	„ „	1596 Inf.	„ „ „	156
4824 Part.	„ „ „	380,	„ „	3840 Part.	„ „ „	375

Durch diese Berechnungsweise kommt die gewiß interessante Tatsache an den Tag, daß die Konjunktive, Imperative, Infinitive unsrer beiden Epen sich jeweilen numerisch genau entsprechen. Fast genau gleich ist beide Male die relative Anzahl der Partizipien. Nur die Optativvertretung ist proportional verschieden. Mögen dies immerhin Zufälligkeiten sein, beachtenswert bleiben sie trotzdem.

Auf diese Weise treten somit die Übereinstimmungen der beiden Epen rücksichtlich ihres modalen Aufbaus in etwas veränderter Form, aber nicht minder prägnant zu Tage und ebenso ihr Unterschied (vgl. S. 215 unten). Reduziert man nun ganz in derselben Weise die für die einzelnen Tempora und Modi gefundenen absoluten Zahlen der Tabellen Ia und Ib, welche hier in andrer Gruppierung reproduziert als Tabelle VI auftreten, so empfiehlt sich auch hier die Reduktion auf 1 = 1000, weil wir dadurch überall ganze Zahlen erhalten. Sie hat nur den Nachteil, daß solche Tempora, die quantitativ nur gering vertreten sind, wie der Aorist Passiv, viel formenreicher zu sein scheinen, als sie es in Wirklichkeit sind.

Tabelle VI = Tabelle Ia u. b.

Ilias.

Indik. 12652	Konj. 1099	Optat. 696	Imperat. 852	Infin. 1964	Partiz. 4824	alle Formen
1990 Präs. } 3686 Impf. }	340	254	**484**	**901**	**2352**	Imperfectiva
5334	**710**	**418**	325	724	1590	Aoriste
793	—	—	—	214	65	Futura
464	32	9	23	31	374	Pf. u. Ppf. A.
385	2	3	13	41	251	Pf. u. Ppf. P.

Odyssee.

Indik. 10227	Konj. 880	Optat. 758	Imperat. 688	Infin. 1596	Partiz. 3840	alle Formen
1943 Präs. } 3051 Impf. }	293	276	**348**	**727**	**1972**	Imperfectiva
3944	**556**	**478**	316	703	1354	Aoriste
587	—	—	—	127	70	Futura
391	27	4	21	13	199	Pf. u. Ppf. A.
311	4	5	8	26	245	Pf. u. Ppf. P.

Aus diesen absoluten Zahlen ergibt sich folgende Reduktionstabelle:

Tabelle VII.

Ilias.

Indik.	Konj.	Optat.	Imperat.	Infin.	Partiz.	
1000	87	55	67	155	380	alle Formen
1000	60	44	85	158	**414**	Imperfectiva
1000	**136**	**80**	60	143	334	Aoriste
1000	—	—	—	270	82	Futura
1000	70	20	50	60	800	Pf. u. Ppf. A.
1000	5	8	34	106	650	Pf. u. Ppf. P.

Odyssee.

Indik.	Konj.	Optat.	Imperat.	Infin.	Partiz.	
1000	87	74	67	156	375	alle Formen
1000	60	46	66	154	**409**	Imperfectiva
1000	**140**	**120**	71	175	338	Aoriste
1000	—	—	—	210	120	Futura
1000	70	10	53	33	510	Pf. u. Ppf. A.
1000	12	16	25	83	780	Pf. u. Ppf. P.

Kombiniert man nun die Tabellen IV und VII mit einander, so findet man folgende Unterschiede im Modusgebrauch der beiden Epen:

Es sind häufiger

In der Ilias		In der Odyssee
	im Allgemeinen	
die Indikative und Partiz.		die Optative
	im Präsens	
Indik. Imp. Inf. Part.		Konj. und Opt.
	im Aorist	
Indik.		alle Nebenmodi
	im Futur	
Inf.		Part.
	im Perf. Akt.	
Opt. Inf. Part.		Indik. Imp.
	im Perf. Pass.	
Ind. Imp. Inf.		Konj. Opt. Part.

Daneben zeigt sich vielleicht in Tabelle VII, und zwar deutlicher als in den modalen Strukturformeln des ersten Teiles, eine Korrespondenz zwischen Infinitiv Aoristi und Infinitiv Per-

fekti. Denn daß zwischen der äußerst niedrigen Perfekt Infinitiv-Zahl 33 der Odyssee und der sehr hohen Aorist Infinitiv-Zahl 175 eine komplementäre Beziehung bestehen könnte, dürfte der Vergleich mit den entsprechenden Zahlen in der Ilias 60 und 143 nahelegen. Die genannten Infinitivzahlen könnten uns verraten, daß einzelne Infinitive Aoristi die Funktion von Infinitiven Perfekti erfüllen (vgl. dazu Gildersleeve, probl. S. 248/49) und daß dies weit häufiger in der Odyssee der Fall ist als in der Ilias.

In den Reduktionszahlen der Perf. Med. u. Pass. tritt durchweg eine große Diskrepanz zwischen den beiden Epen an den Tag, und diese verrät die größte Freiheit in der Verwendung des vorhandenen sprachlichen Materiales. Wo so viele Übereinstimmungen zu konstatieren waren, die im großen Ganzen und im kleinen Einzelnen zutage treten, da sind auch die Verschiedenheiten von Bedeutung.

In dubiis libertas: Da in den Nebenmodi der mediopassiven Perfekte die größte Zahlenverschiedenheit zwischen unseren beiden Epen besteht, so darf daraus wohl geschlossen werden, daß sich in der Anwendung der betreffenden Formen kein bestimmter Brauch fixiert hatte, daß also das Sprachgefühl des äolisch-jonischen Dichters der epischen Zeit sich auf diesem Gebiete freier bewegen konnte als auf jedem andern der Verbalflexion.

Imperfekt und Aorist. Weil in diesem Teile das numerische Verhältnis der Nebenmodi zu den Indikativen behandelt wird, so mag es gestattet sein, in diesem Zusammenhange die beiden erzählenden Tempora mit ihren Nebenmodi zu betrachten. Es kann dies mit Hilfe der Tabellen I und VI geschehen.

Aus Tab. I geht hervor, daß nicht, wie die Sage geht, die Imperfekte in den homerischen Epen häufiger sind als die Aoriste, sondern umgekehrt.

	In der Ilias	In der Odyssee	
beträgt die Summe aller			
Indikative Aoristi	5334 = 24 %	3944 = 22 %	aller Verbalformen
„ Imperfekti	3686 = 16,6 %	3051 = 17 %	„ „
Differenz:	1648 = 7,4 %	893 = 5 %	

Somit ist der Überschuß der Indikative Aoristi über die Imperfekte in der Ilias noch größer als in der Odyssee, und

derselbe ist weder in dem einen, noch in dem andern Epos etwa nur einigen 'späten' Stücken zu verdanken, sondern er findet sich fast ausnahmslos in allen Teilen. In der Ilias weist nur das Σ einen Überschuß der Imperfekte (192) über die Aoriste (174) auf, während einen allerdings das Υ mit bloß 68 Imperf. gegen 192 Aoriste in dieser Hinsicht schon ganz hellenistisch anmutet. Der Überschuß der Imperfekte über die Aoriste beginnt im Σ erst mit der eigentlichen ὁπλοποιΐα, also erst mit vs. 474. Im Λ und Μ halten sich Imperf. und Aor. ungefähr die Wage, und häufig zeigt sich auch im Anfange eines Gesanges eine Bevorzugung der Imperfekte.

In der Odyssee ist zufällig auch das σ mit einem Plus von Imperfekten ausgezeichnet, in der Kyklopie stehen die beiden erzählenden Tempora mit gleichen Zahlen da, während κ und μ nur geringe Überschüsse der Aoriste zeigen.

Um nun das gegenseitige Verhältnis von Imperfekt und Aorist bei Homer einigermaßen beurteilen zu können, ist es von Wert, dasselbe Verhältnis in einer Anzahl andrer Literaturerzeugnisse kennen zu lernen. Wir haben darüber schon von Miller Auskunft erhalten, wie in der Einleitung erwähnt wurde. Ich kann also seine Angaben mit meinen Zählungen kombinieren. Die meinigen sind freilich insofern unvollkommener wie die Millerschen, als sie nicht mit und ohne Berücksichtigung von ἦν, wie bei Miller, angestellt worden sind. Da ferner meine Zählungsergebnisse in Prozenten aller Verbalformen eines Stückes berechnet wurden, Miller aber nur Imperfekt und Aorist gegen einander abgewogen hat, so kann ich zwar wohl meine Zahlen in die seinigen umrechnen, leider aber das Umgekehrte nicht vornehmen, so lange mir nicht die Anzahl aller Verbalformen der von ihm berücksichtigten Stücke bekannt ist. Unsere Ergebnisse sind in der nebenstehenden Tabelle IX zusammengestellt:

Daraus geht hervor, daß von Homer an der Gebrauch des Aorists allmählig abnahm, und bei Xenophon seinen Tiefstand erreichte. Später drängte er sich wieder mehr und mehr in den Vordergrund und erreichte seinen höchsten Stand bei den neutestamentlichen Autoren. Auf diese gehe ich hier nicht näher ein, sondern behalte die Behandlung derselben einer besonderen Publikation vor. — Wenn wir somit von der Ilias zur Odyssee ein Zurücktreten des Aorists (Indikativ) wahrnehmen können, so

stimmt diese Erscheinung mit der unten in Zahlen dargestellten, im Wechsel der Zeiten wechselnden Frequenz des Aorists überein.

Tabelle IX.

Imperfekt und Aorist Indikativ.

	In Prozenten aller Verbalformen.			In Prozenten der Summen aller Imperfekte u. Aorista.		
	Impf.	Aorist		Impf.	Aorist	
Ilias	16	24		40	60	
Odyssee	17	22		44	56	
Herodot I	13	13		50	50	
„ VII	—	—		58	42	nach Miller
„ VIII	—	—		60	40	„ „
Thucyd. I, ohne Reden	17	19		47	53	
Reden	3	5		37	63	
„ VII	—	—		61	39	„ „
Aeschylos Perser	11	14	ohne Chöre	44	56	
Soph. Oed. rex	7	9	ohne Chöre	44	56	
Eurip. Iph. taur.	7	12	ohne Chöre	37	63	
Xenoph. anab.	19	12		61	39	
„ hellenica	17	16		51	49	
„ Cyrop (1., 2., 7.)	16	9		64	36	
„ „	—	—		68	32	„ „
„ memorab. ἔφη mitgerechnet	12	4		75	25	
Polybius I	12	13		48	52	
„ I—V	—	—		48	52	nach Miller
Maccabäer II	9	18		33	66	
Diodor I	5	7		42	58	
Dionys I	11	10		52	48	
Josephus I	11	13		46	54	
Plutarch Them.	10	11		48	52	
Ev. Matth.	3	21		13	87	
Ev. Marc.	11	19		27	63	
Ev. Luc.	8	23		26	74	
Acta apost.	10	25		29	71	
Ev. Joh.	7	22		21	79	
Apoc. Joh.	2	27		7	93	
Arrian I	15	17		47	53	so auch Miller.

Nebenmodi des Präsens und Aorist. Da nun die indikativen Aoriste, d. h. die perfektiven erzählenden Formen, bei Homer häufiger sind als die Imperfekte, so ließe sich aus

psychologischen Gründen erwarten, daß die perfektiven Nebenmodi ebenfalls häufiger sein müßten als die imperfektiven Nebenmodi, wenn diese nicht zugleich auch Nebenmodi des Präsens wären. Nun sind aber die Indikative Präsentis zusammen mit den Indikativen Imperfekti zahlreicher als die Indikative Aoristi. Somit würden auch, wenn die Nebenmodi in einem bestimmten Verhältnisse zu den Indikativen stehen, die imperfektiven Nebenmodi die perfektiven an Menge übertreffen müssen, und zwar sollte jeder einzelne Modus des Präsens jedem Modus des Aorist quantitativ überlegen sein. Was sagen nun die Tatsachen zu dieser aprioristischen Konstruktion?

Tabelle VIII.

Ilias.

Imperfekt Indik.	3686	= 16,6%	aller Verbalformen
+ Präsens „	+ 1990	= 9 %	„ „
Summe	5676	= 25,6%	aller Verbalformen
— Aorist Indik.	— 5334	= 24,1%	„ „
Differenz zugunsten der imperfektiven Indikative	342	= 1,5%	
Nebenmodi des Präsens	4331	= 19,6%	aller Verbalformen
— „ „ Aorist	— 4046	= 18,3%	„ „
Differenz zugunsten der imperfektiven Nebenmodi	288	= 1,3%	aller Verbalformen

Odyssee.

Imperfekt Indik.	3051	= 17,1%	aller Verbalformen
+ Präsens „	+ 1943	= 10,9%	„ „
Summe	4994	= 28 %	aller Verbalformen
— Aorist Indik.	— 3944	= 22 %	„ „
Differenz zugunsten der imperfektiven Indikative	1050	= 6 %	
Nebenmodi des Präsens	3611	= 20 %	aller Verbalformen
— „ „ Aorist	— 3402	= 18,8%	„ „
Differenz zugunsten der imperfektiven Nebenmodi	204	= 1,2%	aller Verbalformen

Tab. VIII sagt uns, daß die oben ausgesprochene Erwartung berechtigt war: die Nebenmodi des Präsens + Imperfekt sind

als Ganzes genommen in beiden Epen etwas zahlreicher als die des Aorist. Die samthaft stärkere Vertretung der präsentischen Nebenmodi verteilt sich aber durchaus nicht gleichmäßig auf die einzelnen, wie doch ebenfalls zu erwarten stand, sondern nur drei derselben nehmen daran teil. Ein Blick auf Tabelle VI (S. 226) zeigt dies mit aller Deutlichkeit, wenn die Zahlen in den übereinanderliegenden Reihen der "Imperfectiva" und der "Aoriste" verglichen werden. Imperativ, Infinitiv und Partizip allein weisen auf der Imperfektivlinie höhere Zahlen auf als auf der Aoristlinie; Konjunktiv und Optativ hingegen stehen auf der Aoristlinie mit viel stattlicheren Zahlen da als bei den Imperfektiven. Beides gilt für beide Epen; wir haben somit wirklich ein Gesetz des Sprachgebrauchs, oder wohl eher den Zahlenausdruck eines Sprachzustandes vor uns, der bisher nicht bekannt war.

Unser Endergebnis ist also: Wie im Indikativ der Aorist dem eigentlichen Imperfekte vorgezogen wird, so wird im Konjunktiv und Optativ ebenfalls der Aorist bevorzugt, während im Imperativ, Infinitiv und Partizip das Präsens im Vordergrund steht [1]).

In der Ilias sind diese Bevorzugungen größer als in der Odyssee, ausgenommen im Partizip und im Optativ.

Unsre eingangs aufgeworfene Frage, ob einer Vorliebe für Indikative Aoristi bei einem Schriftsteller auch eine solche für die aoristischen Nebenmodi entspreche, findet somit für Homer eine teilweise Bejahung.

Um das gefundene Verhältnis von Präsens und Aorist in den Nebenmodi objektiver beurteilen zu können, ist es nötig die Lage der Dinge bei anderen Autoren zu kennen. In unten folgender Tabelle X beschränke ich mich in meinen Mitteilungen darüber auf Konj. Inf. Part. und mache die Angaben in Prozenten aller Verbalformen.

Auch hier zeigt sich wie bei den Indikativen ein Vordringen der präsentischen (imperfektiven) Ausdrucksweise von Homer bis auf Xenophon, dann aber tritt ebenfalls eine Wendung ein, die bis zu einer starken Bevorzugung der Aoriste bei den neutestamentlichen erzählenden Autoren führt. Nur im Partizip bleibt sich das numerische Verhältnis von Präs. und Aor. im Ganzen

1) Es ist selbstverständlich, daß dieser Satz nicht für einzelne konkrete Fälle gilt, sondern nur für die Gesamtheit der homerischen Verbalformen.

gleich. — Stellt es sich somit auch im weiteren Entwicklungsgange der Sprache heraus, daß die einzelnen Modi des gleichen Tempus sich verschieden verhalten, so kann doch öfters die Neigung zu übereinstimmender Behandlung derselben beobachtet werden.

Tabelle X.

Prozente aller Verbalformen.

	Konjunktiv		Infinitiv		Partizip	
	Präs.	Aor.	Präs.	Aor.	Präs.	Aor.
Ilias	1,6	3	4	3	10	8
Odyssee	1,6	3	4	3	10	7,5
Herodot I	0,8	1,5	9	5	17	14
Aeschylos Perser (ohne Chorlieder)	1	1,7	6	6	10	10
Soph. Oed. rex (ohne Chorlieder)	1	1,7	6	5	12	8
Eurip. Iph. taur. (ohne Chorlieder)	1	3,7	5	6	11	11
Thucyd. I	1	1	9	5	17	14
Reden von I	3	2,7	15	8	20	8
Xenoph. Anab.	2	1	12	4,5	14	8
„ Hellenica	1	1	10	4,5	15	11
Cyrop. I, II, VII, mit Reden	2,3	2	14	4,5	14	6
Xenoph. Mem. I	3	1,4	21	4,4	21	5
Polyb. I	0,7	0,7	11	5	22	18
Maccabäer II	0,3	1	8	6,6	17	20
Diodor I	0,6	0,7	13	13	21	14
Dionys I	0,3	0,7	9	8	17	18
Joseph. I	0,3	0,6	11	8	17	17
Plutarch Them.	0,3	0,9	11	8	23	16
Ev. Matth.	0,8	5,8	1,7	5	10	10
„ Marc.	1,5	6,4	3	4,5	9	13
„ Luc.	0,8	4,4	3	5	11	9
„ Joh.	2,3	5,2	1,8	2,4	7	3,6
Acta ap.	0,1	1,8	5,4	6,2	14	14
Arrian I	—	—	8	6,5	14	16

Wie wir nun im ersten Teile auf Tabelle V eine Analyse des Aorists vorgenommen haben, um die prozentischen Beiträge der verschiedenen Aoristbildungen zu den einzelnen Modi zu untersuchen, so sollen auch jetzt die quantitativen Beziehungen der aoristischen Nebenmodi zu ihren verschiedenen Indikativen festgestellt werden, wobei wir wieder die Indikative gleich 1000 setzen. Dadurch gewinnen wir

Tabelle XI.

Ilias.

Indik.	Konj.	Optat.	Imperat.	Infin.	Partiz.	
1000	136	80	60	143	334	alle Aoriste
1000	58	46	27	200	740	Passivaoriste
1000	110	71	65	130	310	σ Aoriste
1000	**180**	**100**	40	143	320	themat. Aor.
1000	140	80	127	160	290	athemat. Aor.

Odyssee.

Indik.	Konj.	Optat.	Imperat.	Infin.	Partiz.	
1000	140	120	71	175	338	alle Aoriste
1000	65	80	40	250	540	Passivaoriste
1000	120	96	78	160	350	σ Aoriste
1000	**187**	**146**	60	190	300	themat. Aor.
1000	106	140	150	150	380	athemat. Aor.

Es stellt sich hier heraus, daß im Konj. und Opt. die höchsten Zahlen bei den thematischen Aoristen gefunden werden. Diese stellen also die höchsten Beiträge an die Repräsentation der beiden Modi. Andrerseits tragen die thematischen Formationen wenig bei zur Vertretung der Imperative, sondern bei diesen finden sich die athematischen Aoriste hervorragend vertreten im Vergleiche zu ihren Leistungen im Indikativ. Für Infinitiv und Partizip zeigen keine der verschiedenen aktiven und medialen Aoristbildungen besondere Vorliebe, im Partizip tut sich nur, wie schon oben erwähnt, der Aorist Passiv besonders hervor. Von den genannten Tatsachen erscheint nun aber als die wichtigste die erstgenannte, daß die themat. Aoriste am meisten und besten in den Konjunktiven und Optativen zu Hause sind. Sie vermag uns nämlich die Erklärung zu geben für das rätselhafte Überwiegen der Konj. und Opt. Aoristi über die gleichnamigen Modi des Präsens, von dem schon mehrfach die Rede war. Mögen zu all diesen Erscheinungen metrische Gründe mitgewirkt haben, so dürfen wir doch kaum solche als allein wirksam ansehen bei der großen Gewandtheit der epischen Dichter jener Zeit, metrisch a priori unbrauchbare Formen dennoch brauchbar zu machen.

Bevor wir uns aber an die Erörterung dieses Rätsels machen, sollen für solche Leser, denen die Reduktionstabellen nicht sympathisch sind, die gleichen Verhältnisse an folgender

Zusammenstellung gezeigt werden, der zum Vergleich und zur Illustration der hier waltenden Gesetzmäßigkeiten die Indikative noch beigefügt sind.

Tabelle XII.

		Ilias.		Odyssee.
Indikative	sigmatisch	2524 = 49,5%		1858 = 49,1%
„	asigmatisch	1901 = 37,7%		1461 = 38,5%
„	athematisch	650 = 12,8%		471 = 12,4%
Indikative	Summe	5075 = 100 %	Summe	3790 = 100 %
Konjunktive	sigmatisch	277 = 39 %		233 = 41 %
„	asigmatisch	341 = 48 %		273 = 50 %
„	athematisch	92 = 13 %		50 = 9 %
Konjunktive	Summe	710 = 100 %	Summe	556 = 100 %
Optative	sigmatisch	181 = 43 %		179 = 40 %
„	asigmatisch	185 = 44,5%		213 = 45 %
„	athematisch	52 = 12,5%		68 = 15 %
Optative	Summe	418 = 100 %	Summe	460 = 100 %
Imperative	sigmatisch	165 = 51 %		146 = 47 %
„	asigmatisch	77 = 24 %		90 = 29 %
„	athematisch	83 = 25 %		74 = 24 %
Imperative	Summe	325 = 100 %	Summe	310 = 100 %
Infinitive	sigmatisch	336 = 46 %		312 = 47 %
„	asigmatisch	273 = 38 %		281 = 42 %
„	athematisch	115 = 16 %		71 = 11 %
Infinitive	Summe	724 = 100 %		664 = 100 %
Participia	sigmatisch	790 = 49 %		649 = 51 %
„	asigmatisch	611 = 38,4%		442 = 35 %
„	athematisch	189 = 12 %		179 = 14 %
Participia	Summe	1590 = 100 %	Summe	1270 = 100 %
	Gesamtsumme	8842 Formen (ohne Passivaoriste).		7050 Formen (ohne Passivaoriste).

Aus Tabelle XIII geht hervor, daß die sigmatischen einerseits und die asigmatischen nebst den athematischen Aoristen anderseits sich im Indikative ziemlich die Wage halten. Man sollte nun erwarten, daß dies in den Nebenmodi ebenso wäre. Statt dessen zeigen dieselben größere und geringere Abweichungen. Diese Abweichungen entsprechen sich in den beiden Epen. Am nächsten kommen den Indikativen die Partizipien, während Konjunktive und Optative am meisten von den Indikativverhältnissen abweichen. Stellt man nun aus Tabelle XII nach Maßgabe der asigmatischen Bildungen eine Reihenfolge unter den aoristischen

Modi her, in der der Modus mit den meisten asigmatischen Bildungen zuerst rangiert, der mit den wenigsten aber zuletzt kommt, so erhält man folgende Anordnung:

Tabelle XIII.

Ilias.			Odyssee.		
Aorist Konj.	61%	asigmatische Bildungen.	Aorist Optat.	60%	asigmatische Bildungen.
Optat.	57%		Konj.	59%	
Infin.	54%		Infin.	53%	
Indikat.	51%		Imperat.	53%	
Partiz.	50%		Indikat.	51%	
Imperat.	49%		Partiz.	49%	

Wägt man aber ohne Berücksichtigung der übrigen Tempora blos die gleichnamigen Modi des Präsens und Aorist gegen einander ab, wie folgende Zusammenstellung zeigt, und sieht zugleich darauf, daß sie nach Maßgabe ihrer prozentischen Höhe geordnet werden, was in nachstehender Tabelle geschehen ist,

Tabelle XIV.

Ilias.

Präsens			Aorist			Summe	
Konjunktiv	340	Formen	Konjunktiv	710	Formen	= 1050	Formen
oder	32%			68%		= 100%	
Optativ	245	„	Optativ	410	„	= 664	„
oder	36%			64%		= 100%	
Infinitiv	901	„	Infinitiv	724	„	= 1625	„
oder	55%			45%		= 100%	
Partizip.	2352	„	Partizip.	1590	„	= 3940	„
oder	60%			40%		= 100%	
Imperativ	484	„	Imperativ	325	„	= 809	„
oder	60%			40%		= 100%	

Odyssee.

Präsens			Aorist			Summe	
Konjunktiv	293	Formen	Konjunktiv	546	Formen	= 839	Formen
oder	35%			65%		= 100%	
Optativ	276	„	Optativ	460	„	= 736	„
oder	38%			62%		= 100%	
Infinitiv	727	„	Infinitiv	664	„	= 1391	„
oder	53%			47%		= 100%	
Imperativ	343	„	Imperativ	310	„	= 653	„
oder	53%			47%		= 100%	
Partizip.	1972	„	Partizip.	1270	„	= 3242	„
oder	61%			39%		= 100%	

so stellt sich heraus, daß die Reihenfolge der Modi des Aorist auf den beiden nach ganz verschiedenen Grundsätzen hergestellten Tabellen XIII und XIV fast vollständig übereinstimmt.

Da die nach den beiden angegebenen leitenden Gesichtspunkten aufgestellten Rangordnungen sich so gut entsprechen, so sind wir berechtigt, aus dieser Übereinstimmung den Satz abzuleiten, daß in Tabelle XIV ein Modus des Aorists einen um so höheren Prozentsatz aufweist, je zahlreicher die asigmatischen Bildungen sind. Der Prozentsatz eines Aoristmodus ist also dem der asigmatischen Bildungen nahezu direkt proportional.

Sucht man nach einer Erklärung dieser auffallenden Tatsache, so liegt es am nächsten an die oft sehr geringe, oft völlig mangelnde Differenzierung zwischen den Nebenmodi des Präsens und der asigmatischen Aoriste zu denken. Man ist geneigt, sich zu sagen, daß eine Kontamination der beiden Moduszeiten sehr leicht möglich war, namentlich dann, wenn nicht ein Aktionsunterschied im Stamme selbst sich aufdrängte. Man könnte es also für möglich halten, daß zur Zeit der Entstehung der homerischen Epen manche asigmatische Aoristform als Präsens gefühlt wurde und demnach in unsern Epen als solches funktioniert. Am meisten müßte das bei einem Konjunktive Aoristi II, etwas weniger häufig bei einem Optative vorgekommen sein. Somit würde man es einer Verirrung des Sprachgefühls zuschreiben, daß Konjunktiv und Optativ Aoristi relativ häufiger sind als die andern Modi dieses Tempus. Freilich ist damit nicht erklärt, weshalb ein Konjunktiv und Optativ eines zweiten Aorists leichter als ein andrer Modus die Funktion eines Präsens übernehmen konnte.

Nachdem wir schon auf S. 232 gesehen haben, daß das Verhältnis der präsentischen Nebenmodi zu den aoristischen sich bei späteren Autoren verschoben hat, so daß zuerst ein Vordringen der imperfektiven Ausdrucksweise konstatiert werden kann, nachher aber wieder ein Vordringen der perfektiven zu beobachten ist, so wäre jetzt das Verhalten der starken Aoriste bei diesem Rückwärts- und Vorwärtsgehen zu prüfen. Es wäre zu untersuchen, ob diesen veränderten Verhältnissen auch ein entsprechendes Rück- und Vorschreiten der starken Aoriste oder der andern asigmatischen Bildungen entspricht. Ich verzichte darauf, mein auf diese Frage bezügliches Material hier zu veröffentlichen, sondern begnüge mich damit, ganz summarisch zu bemerken, daß von Homer an zwar im Konj. und Opt. eine Abnahme der starken Aoriste zu beobachten ist, dagegen eine Zu-

nahme im Inf. und Part., besonders im letzteren Modus. Von einer quantitativen Beziehung zwischen der Häufigkeit eines Aoristmodus und der Frequenz starker Aoriste in demselben, so, wie sie oben für Ilias und Odyssee festgestellt werden konnte, konnte ich jedoch nichts bemerken. Wenn aber die homerischen Epen mit diesem Verhalten alleinstehen, so ist die vorhin ausgesprochene Vermutung, daß das Sprachgefühl des Griechen jener Zeit für den Unterschied von Konj. und Opt. Präsentis und solchen zweiter Aoriste möglicherweise nicht durchweg fein genug sein mochte, näher anzusehen. Dabei möchte ich folgende Hypothese wagen, deren Berechtigung zu prüfen die Aufgabe der Indogermanisten wäre:

Der Aorist mochte wohl ursprünglich in erster Linie, wie ja jetzt allgemein angenommen wird, auch im Indikativ zeitlos oder zeitstufenlos sein, was, wie Herbig meint, am gnomischen Aorist noch sichtbar ist. Als der Indikativ später temporale Bedeutung annahm, infolge des hinzutretenden Augmentes, teilte sich diese Bedeutung auch seinen Stellvertretern (Part., Inf., Opt. obliq.) mit, während die übrigen Modi (der Konj., die anderen Optative, der Imperativ) zeitstufenlos blieben. Ebenso beschränkte sich der rein konstatierende Gebrauch des Aorists, der übrigens nach Delbrück, Mutzbauer, Melzer (nicht nach Purdie!) bei Homer noch selten ist, auf den Indikativ und seine obgenannten Stellvertreter.

Man sollte nun erwarten, daß die neue Verwendung der genannten Aoristmodi neben der alten ihre Verwendbarkeit quantitativ gehoben hätte. Das mochte anfangs so gewesen sein, wir finden es aber bei Homer nicht mehr so. Es scheint mir vielmehr, daß die alte zeitstufenlose Verwendbarkeit durch die neue Anwendung verringert worden sei, und daß nur diejenigen Modi, die an der veränderten Bedeutung des Indikativs entweder gar nicht teilnahmen, wie der Konjunktiv, oder nur teilweise, wie der Optativ, im bisherigen Umfange verwendbar blieben, nämlich für Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, perfektiv und imperfektiv. Sonach hätte also der Indikativ am meisten eingebüßt von dem ursprünglich zeitstufenlosen Gebrauch, indem davon nur die gnomische und die komparative Verwendung übrig blieb. Etwas besser wäre sie erhalten geblieben im Partizip, noch mehr im Infinitiv, weit besser im Optativ, am allermeisten aber im Konjunktiv. Das ist aber eben

die Reihenfolge der Modi, die wir auf Tabelle XIII finden. (Den Imperativ schließe ich von dieser Erörterung aus, da er besonderer Erwähnung bedarf). Da nun die Zeitstufenlosigkeit den Nebenmodi des Präsens und Aorist gemeinsam war, so war naturgemäß der Bedeutungsunterschied zwischen den morphologisch wenig differenzierten asigmatischen Aoristen und den Präsensformen am geringsten, so daß die ersteren als indifferente Bildungen da am meisten Verwendung finden mußten, wo die Zeitstufenlosigkeit am wenigsten gestört worden war, im Konjunktiv und Optativ. Der Aktionsunterschied, den wir jetzt zwischen den präsentischen und aoristischen Formenreihen fühlen oder nachzufühlen uns bemühen, ist ja nicht von Anbeginn bei allen Verben vorhanden gewesen.

Nun noch ein Wort über den Imperativ: Es ist von Delbrück (SF. IV S. 120) darauf hingewiesen worden, daß der Inf. Aor. erst aufgekommen sein dürfte, nachdem der Impt. Präs. sich schon eingebürgert hatte[1]). Für diese Ansicht spricht nun das Vorherrschen der Imperative Präs. in Ilias und Odyssee vor denen des Aorists, wie unsre Statistik sie lehrt, dafür spricht ferner ihr stärkeres Vorherrschen in der Ilias. Andrerseits verrät das Schwanken der Imperativverhältniszahlen in den einzelnen Gesängen (vgl. Tab. XIV) einen Zustand der Sprache, wo noch keine feste Praxis in der Verwendung aoristischer und präsentischer Imperative sich ausgebildet hatte. Richtiger würde es vielleicht sein, zu sagen, daß die einst feste Praxis durch das Eindringen der neugebildeten aoristischen Imperative ins Wanken geraten sei. Dieses Schwanken zwischen Imperat. Präs. und Aor. ist, wie die nachfolgende Tabelle XIV lehrt, in der Odyssee stärker als in der Ilias.

Wenn nun Delbrücks Vermutung richtig ist und die ausgesprochene Ansicht von der geringen Differenz zwischen Präsensformen und den asigmatischen Aoristformen ebenfalls, so sollten bei Verboten Imperative zweiter Aoriste neben präsentischen Imperativen bei Homer zu finden sein. Es sind mir aber nur zwei Beispiele bekannt, und beide Male handelt es sich um das gleiche Verb: μὴ ἔνθεο (ω 248 und Δ 410). Dieser Befund also spricht gegen die Richtigkeit obiger Darlegung. — Ebenso sollte, wenn meine Auffassung richtig ist, bei Homer ein Verbot außer mit Konj. Aor. auch mit μὴ und Konj. Präs. ausgesprochen

1) Siehe auch Vergl. Synt. d. idg. Spr. II S. 364.

werden können. Das ist nun wirklich der Fall, auch wenn wir von Κιχείω A. 26 und ἵκωμαι X 123, die beides sein können, absehen. Ich erwähne π 389 und ω 462. Häufig ist aber auch diese Erscheinung nicht. Wenn wir indessen in abhängigen μή-Sätzen den Konj. Präs. neben dem Konj. Aor. finden[1]), so dürfte das doch wohl darauf hinweisen, daß in älterer Zeit auch in unabhängigen Verboten der Konj. Präs. häufiger war. — Dafür, daß auch der Imperat. starker Aoriste in älterer Zeit neben dem Präsens gebraucht worden sei, darf kaum die Tatsache als Beweis angesehen werden, daß die Infinitive Aoristi mit Imperativbedeutung negiert vorkommen. Wir haben also hier eine Schwierigkeit, die zugestanden werden muß.

Um nun schließlich noch das gegenseitige Zahlenverhältnis der Nebenmodi des Präsens und Aor. in den einzelnen Gesängen zur Darstellung zu bringen, lasse ich die Tabellen XV a und b folgen. Die Zahlen erheben nicht Anspruch auf absolute Richtigkeit. Gelegentliche Nachprüfungen haben kleinere Differenzen ergeben; es wird aber dadurch an den Gesamtresultaten im wesentlichen nichts geändert. Ich bemerke noch, daß, wenn die Addition der gleichnamigen Modi des Präs. und Aor. nicht 100 gibt, die Differenz auf Perf. und Fut. oder auf beide zusammenfällt (Inf. u. Part.). Die Tabellen zeigen, verglichen mit Tab. XIV, daß auch für die einzelnen Gesänge das Vorwiegen der Konj. und Opt. Aor. gilt, sowie das Vorherrschen der Part. Präs. und das schwankende Verhalten der Infinitive in beiden Epen und das des Imperativs in der Odyssee.

Tabelle XV a.

Nebenmodi des Präsens und Aorist in ihrem gegenseitigen Zahlenverhältnis.

Ilias.

	Nebenmodi des Präsens in Prozenten					Nebenmodi des Aorist in Prozenten				
	Konj.	Opt.	Impt.	Infin.	Part.	Konj.	Opt.	Impt.	Infin.	Part.
A	33	37	50	50	56	60	63	47	33	32
B	46	42	76	65	59	54	58	24	31	32
Γ	29	30	58	51	**40**	69	65	42	49	**44**
Δ	32	37	56	54	50	60	60	34	37	35
E	41	23	54	52	49	59	73	38	29	33
Z	35	44	52	45	51	59	52	47	41	36

1) Delbr. Vgl. S. d. idg. Spr. II 363.

	Nebenmodi des Präsens in Prozenten					Nebenmodi des Aorist in Prozenten				
	Konj.	Opt.	Impt.	Infin.	Part.	Konj.	Opt.	Impt.	Infin.	Part.
Η	13	37	58	**28**	45	87	63	34	**64**	40
Θ	24	33	64	**39**	54	70	57	30	**40**	37
Ι	**52**	45	63	49	49	**45**	52	39	38	37
Κ	41	26	50	59	**42**	57	74	45	29	**43**
Λ	26	46	56	53	50	71	53	40	26	56
Μ	35	50	68	**36**	41	64	45	25	**40**	39
Ν	32	29	80	45	48	64	71	20	37	34
Ξ	40	36	62	46	47	58	64	38	38	39
Ο	38	40	62	41	47	61	60	29	38	39
Π	29	20	**46**	55	48	65	76	**53**	34	40
Ρ	24	31	50	52	45	74	70	50	32	42
Σ	36	36	**30**	**34**	52	64	58	**61**	**57**	33
Τ	22	38	**44**	**35**	44	76	62	**47**	**40**	39
Υ	29	43	72	51	**42**	66	67	5	34	**43**
Φ	19	35	72	43	49	79	65	25	42	31
Χ	23	27	56	**36**	49	73	73	36	**52**	37
Ψ	24	**57**	70	**38**	53	71	**39**	27	**43**	37
Ω	18	43	**43**	**38**	53	80.	57	**57**	**46**	32

Die von der Regel abweichenden Zahlen sind fett gedruckt.

Tabelle XV b.

Nebenmodi des Präsens und Aorist in ihrem gegenseitigen Zahlenverhältnis.

Odyssee.

	Nebenmodi des Präsens in Prozenten					Nebenmodi des Aorist in Prozenten				
	Konj.	Opt.	Impt.	Infin.	Part.	Konj.	Opt.	Impt.	Infin.	Part.
α	40	30	64	61	51	54	70	32	34	28
β	27	34	**38**	61	56	66	66	**50**	32	26
γ	26	43	49	48	54	70	47	47	48	36
δ	33	32	**45**	**34**	50	62	68	**52**	**56**	32
ε, ζ	35	34	**46**	**39**	47	62	61	**51**	**53**	33
η	29	32	56	**41**	60	53	68	44	**48**	30
θ	43	**50**	**29**	48	47	54	**47**	**70**	40	40
ι	42	44	**27**	**43**	**45**	50	54	**73**	**45**	**46**
κ	24	35	68	**43**	52	72	65	32	**41**	36
λ	35	49	**40**	**43**	52	61	51	**55**	**45**	29
μ	35	10	52	**38**	48	65	90	37	**52**	41
ν	37	37	65	**32**	53	58	63	35	**49**	29
ξ	17	30	64	**45**	49	77	62	26	**48**	39
ο	33	40	58	**43**	49	66	58	42	**48**	40
π	36	43	48	54	53	64	57	45	39	40
ρ	37	35	54	53	53	62	63	40	38	34
ς	34	47	58	54	**40**	63	51	35	37	**41**

	Nebenmodi des Präsens in Prozenten					Nebenmodi des Aorist in Prozenten				
	Konj.	Opt.	Impt.	Infin.	Part.	Konj.	Opt.	Impt.	Infin.	Part.
τ	36	30	56	53	58	60	66	40	42	28
υ	39	31	**32**	56	60	61	70	44	29	27
φ	32	23	60	**31**	50	65	79	39	69	41
χ	8	28	**45**	50	48	83	72	**40**	40	33
ψ	30	23	56	**39**	54	71	65	43	48	31
ω	35	28	**44**	40	52	50	72	**55**	40	37

Die von der Regel abweichenden Zahlen sind fett gedruckt.

Fassen wir nun auch die Ergebnisse des zweiten Teiles zusammen, so sind es folgende:

1. In beiden Epen überragen die Indikative Aoristi die Imperfekte an Zahl beträchtlich.

2. In der Ilias sind die Indikative Aoristi noch mehr bevorzugt als in der Odyssee.

3. Dieser Bevorzugung der Aoriste im Indik. entsprechen unter den Nebenmodi nur Konj. und Opt.

4. Im Imperativ, Infin., Part. ist die präsentische Ausdrucksweise häufiger (Tab. XIV u. XV).

5. In der Ilias ist sowohl der Überschuß der Konj. u. Opt. Aoristi über Konj. und Opt. Präsentis als auch der von Infin. u. Imperat. Präs. über Inf. u. Imp. Aoristi relativ größer als in der Odyssee (vgl. Tab. XIV).

6. Im Konj. u. Opt. Aor. wiegen die asigmatischen Bildungen stark vor (Tab. XI u. XII).

7. Der Aorist Passiv ist von der epischen Sprache den übrigen Aoristformationen funktionell noch nicht völlig assimiliert. In der Odyssee zeigt er sich ihnen etwas besser angeglichen als in der Ilias (Tab. V u. XI).

8. Sonst ist die Beteiligung der verschiedenen Aoristbildungen an den einzelnen Modis unter sich zwar verschieden, in beiden Epen aber von übereinstimmender Verschiedenheit (Tab. XII).

Aus den angestellten und zum Teil hier mitgeteilten statistischen Erhebungen, soweit sie über Homer hinausgehen, ergibt sich die für die Aktionslehre wichtige Tatsache, daß das Verhältnis zwischen Imperfekt und Aorist Indikativ im Laufe der Zeiten wechselt, und daß somit nicht zu allen Zeiten die gleichen Grundsätze bei der Wahl des einen oder andern Tempus herrschten (vgl. S. 229).

Für die Aktionslehre ist die weitere Tatsache von Wichtig-

keit, daß sich zwar allezeit mit dem einen Modus leichter die imperfektive Aktion verbindet, mit dem andern die perfektive, daß aber auch in dieser Beziehung verschiedene Zeiten durch verschiedenes Fühlen geleitet werden, wozu auch die nächste, Herodot behandelnde Publikation einen Beleg bringen wird.

Bern. L. Schlachter.

Laverna.

Die bis zur Stunde geltende Erklärung des lateinischen Götternamens *Laverna*, über deren Literatur Vaniček Et. Wb. 2. Aufl. 253 Aufschluß gibt (vgl. auch Osthoff IF. 5, 311), hat auch Walde in seinem mit Recht von allen Seiten beifällig aufgenommenen etymologischen Wörterbuch S. 351 angenommen, wo *Laverna* 'Göttin des Gewinns, Diebsgöttin', ebenso wie *lūcrum*, zu W. **lāu-* 'gewinnen, genießen' gestellt werden, eine Deutung, die auch von mir Hist. Gramm. 1, 161 angenommen worden war, ohne daß bis jetzt, soweit mir bekannt ist, über die auffällige Bildung des Wortes irgend eine Bemerkung vorgetragen worden wäre. Und doch, wenn man die offenbar in ihrer Bildung nächstverwandten Substantive *caverna lucerna*, um von anderen ähnlichen Bildungen zunächst abzusehen, ins Auge gefaßt hätte, wäre die Beantwortung der Frage der Bildung und Bedeutung dieses Göttinnennamens nicht zu umgehen gewesen. Aber auch abgesehen von dieser formalen Schwierigkeit, die später zur Erörterung kommen wird, ist von den Sprachforschern, welche die oben erwähnte Etymologie von *Laverna* gutgeheißen haben, übersehen worden, daß diese Erklärung auch zur Sachforschung nicht stimmt, da die Funktion dieser Göttin als 'Diebsgöttin' keineswegs die ursprüngliche gewesen zu sein scheint. Über diese ursprüngliche Wesenheit der Göttin gibt Wissowa bei Roscher Lexikon II, 1917 f. und Religion und Kultus der Römer S. 190 erwünschten Aufschluß. Ich führe die letztere Stelle wörtlich an: 'Eine verschollene Unterweltsgöttin ist wahrscheinlich auch Laverna, die am Aventin, nahe der nach ihr benannten Porta Lavernalis, einen Altar (Varro de l. l. V 163) und außerdem einen heiligen Hain besaß: wir kennen sie außer durch die Inschrift einer Tonschale (CIL. I, 47) nur aus zahlreichen Erwähnungen römischer Dichter, bei denen die Göttin des Dunkels zur

Schützerin der Spitzbuben geworden ist: aber noch in einem Zeugnisse aus der Zeit Hadrians wird Laverna als Vertreterin der Unterwelt den — durch Pallas repräsentierten — himmlischen Gottheiten gegenüber gestellt.' Dieses Zeugnis, auf das von Wissowa aufmerksam gemacht, auch Wünsch (Inscr. Graecae III 3, App. S. IV) verweist, stammt von dem Dichter Septimius Serenus und lautet:

Inferis manu sinistra
immolamus pocula:
laeva quae vides Lavernae,
Palladi sunt dextera.[1])

Es braucht wohl nicht ausdrücklich darauf hingewiesen zu werden, wie vortrefflich zu diesem, allerdings späten, literarischen Zeugnis die Tatsache stimmt, daß uns aus alter Zeit eine Tonschale mit der Aufschrift 'Lavernai pocolom' erhalten ist. Daß aber die 'Unterweltsgöttin' ursprünglicher und älter sein muß als die 'Göttin der Diebe', erhellt, von allem andern abgesehen, schon aus der aprioristischen Erwägung, daß die Umwandlung einer 'Göttin der Diebe' in eine 'Unterweltsgöttin' überhaupt als eine bare Unbegreiflichkeit erscheint, während die umgekehrte Entwicklung, worauf schon Wissowa bei Roscher a. a. O. hingewiesen hat, sich aus den Worten des Horatius Epist. I 16,60f. recht leicht begreifen läßt. Dort heißt es von einem nur dem äußeren Scheine nach rechtschaffenen Mann:

Labra movet metuens audiri: 'pulchra Laverna,
Da mihi fallere, da iusto sanctoque videri,
Noctem peccatis et fraudibus obice nubem'.

Sonach ist es nichts mit der 'Göttin des Gewinnes', sondern die Erklärung des Namens muß nach einer andern Richtung gesucht werden.[2]) Es klingt nicht unglaublich, unser *Laverna* mit den Worten *lateo latebra* in Verbindung zu bringen, die von der W. *lā*: *lə* abgeleitet sind. Speziell sei daran erinnert, daß *lateo* gewiß mit Recht als eine Ableitung des *to*- Partizips idg. **lətó*- angesehen und mit *fateor*, abgeleitet von **bhətó*-, lat. **fato*-, auf eine Linie gestellt wird. Wie hätten also in dem Namen der Göttin *Laverna* die schwache Wurzelgestalt zu suchen, idg. *lə*- = lat. *la*-.

---

1) Als eine der eigentlichen Unterweltsgottheiten bezeichnet *Laverna* auch Steuding bei Roscher Lexikon II 245, 58.

2) Auch die Deutung von *Lua* (Walde 349) wird nach Wissowa Religion 171 abgeändert werden müssen.

Es wird sich nun empfehlen, die bereits oben erwähnte Bildung *caverna* näher ins Auge zu fassen, die wir entschieden zur gleichen Wurzel stellen, wie das Adjektivum *cavos*[1]). *caverna* nun, aus **cóvarnā *cóver-nā*, woraus nach dem Inslebentreten der regulierenden Tätigkeit der Antepänultima mit Übergang des nunmehr vortonigen *co-* in *ca- cavérna* wurde, dürfte eine Weiterbildung eines ursprünglichen *r*-Stammes **covar*, vgl. griech. κύαρ arm. *sor* 'Höhle, Loch' (vgl. Brugmann Grundriß 2₁², 281), mit dem Suffix *-nā*, und 'hohler Raum, Höhle, Höhlung' mithin die Grundbedeutung des lateinischen Wortes gewesen sein. Was nun die Bildung des mit *caverna* reimenden *Laverna* anlangt, so vermag ich allerdings für dieses einen ursprünglichen *r*-Stamm sonst nicht nachzuweisen. Aber entsprechend dem Verhältnis *caverna*: *cavos*, die jedenfalls nach dem wohl schon in vorhistorischer Zeit erfolgten Verluste des einfachen **covar* in unmittelbare Beziehung miteinander gesetzt wurden, dürfen wir auch *Laverna*: **lavos* erschließen. Dieses letztere, Grdf. **ləu̯ós*, ist eine dem *to-* Partizip **lətós* parallele Bildung mit passiver Bedeutung 'verborgen'. Zu Bildung und Bedeutung genau entsprechende Fälle sind *curvus* neben griech. κυρτός, wenn auch beide Worte nur mehr in adjektivischer Geltung vorliegen, andere *u̯o-* Bildungen mit gleicher Bedeutung verzeichnet Brugmann Grundriß 2₁², 202 f., z. B. ai. *śivás* 'vertraut', griech. τανaός 'gestreckt', kymr. *gwyw* 'verwelkt' u. a. Somit dürfen wir für *Laverna* die Grundbedeutung 'verborgener Ort' erschließen, woraus sich durch metonymische Umdeutung "die an dem verborgenen Orte weilende oder hausende Gottheit" entwickelte. Ein Analogon hiezu bietet das anord. *hel* ags. *hell* ahd. *hella*, ursprünglich 'Ort der Verbergung', erst später personifiziert zur Göttin *Hel*. Diese Bedeutungsentwicklung nimmt, um nur diesen einen Gewährsmann zu nennen (vgl. auch Mogk Germanische Mythologie (Sammlung Göschen, 1906) S. 38: "Hel hat wie got. halja, nhd. hella zunächst rein lokale Bedeutung; erst spätere Dichtung läßt über das Reich eine Hel walten usw."), meines Erachtens Schrader Reallexikon 869 mit Recht an im Gegensatze zu jener

1) Nicht mit Hirt PBrB. 23, 310 aus **cau̯esina*: ahd. *hūs* herzuleiten, wie auch Walde S. 109 dafürzuhalten geneigt ist; wenn auch lautgesetzlich der Hirt'schen Etymologie nichts im Wege stünde, scheint mir doch die Bedeutung des Wortes entschieden auf Zusammenhang mit *cavos cavus* zu deuten.

Auffassung, die den umgekehrten Gang anzunehmen geneigt ist und von der persönlichen Bedeutung der Gottheit ausgeht, eine Auffassung, die allerdings von Jakob Grimm ausgegangen ist und in Osthoff IF. 8, 55 f. unter besonderer Berufung auf das lateinische *Orcus*, das im alten Latein nach dem Nachweise von J. S. Speijer "nur den Gott, dasselbe was *Dis pater*, nicht die Lokalität, in der er haust, also nicht das 'Totenreich, die Unterwelt', bezeichne", einen besonders warmen Vertreter gefunden hat. Doch ist nicht zu übersehen, daß R. Peter bei Roscher Lex. s. v. 'Orcus' ausdrücklich bemerkt: "Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Orcus als Bezeichnung für den Unterweltsraum tritt nur in wenigen Stellen der Schriftsteller hervor, vgl. Paul. S. 128 *manalem lapidem putabant esse ostium orci, per quod animae inferorum ad superos manarent*; Lucret. 1, 115 *an tenebras orci visat vastasque lacunas*; 6, 763 f. *ianua ne forte his orci regionibus esse credatur* .... Propert 3, 19, 27 *non tamen immerito Minos sedet arbiter orci*". Allerdings darf nicht verschwiegen werden,. daß auch Wissowa für die persönliche Auffassung von Orcus zu sein scheint, da er Religion und Kultus der Römer S. 192 sagt: "Denn die gespenstigen Erscheinungen der *larvae* und des Orcus, die nicht der Religion, sondern dem volkstümlichen Aberglauben angehören, haben stets etwas ganz Unbestimmtes behalten und nie feste charakteristische Züge angenommen". Von der Heranziehung des griech. Ἅιδης nehme ich Umgang, da hierbei meines Erachtens aller Wahrscheinlichkeit nach an den 'unsichtbaren' Gott, also an die Persönlichkeit, nicht an die Örtlichkeit, 'wo man nicht gesehen werden kann' zu denken ist, wenn auch Ψ 244 Ἅιδι κεύθωμαι sicher 'im Totenreiche' bedeutet (Baunack Studien 1, 294). Auf einen 'persönlichen' Gott würde auch die von Wackernagel (Literatur bei Prellwitz Et. Wb.[2] S. 13 f.) vorgeschlagene Etymologie weisen, derzufolge *ΑἰϜίδης die Grundform gewesen sein und das Wort mit dem im lateinischen *saevus* vorliegenden Stamm verbunden werden sollte. Man wird aber den Ausführungen Solmsens Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre 71 ff. beipflichten müssen, denen zufolge "es für das Epos bei der alten Auffassung von Ἀιδ- Ἀίδης als dem 'unsichtbaren' sein Bewenden haben" müsse. Auch Gruppe J. v. Müllers Handbuch V 399[5] erklärt sich für diese ältere Etymologie und die ursprünglich persönliche Auf-

fassung des Wortes,[1]) so daß der Schradersche Versuch (Reallexikon 869, Sprachvergl.[3] II 434) das Wort von der Örtlichkeit (*ἀϝίδα, woraus später "Αἰδης, wie νεανίας von *νεανία", zu deuten), dem vor allen semasiologische Bedenken im Wege stehen, entschieden unberücksichtigt bleiben darf. [Ciardi-Duprés Ausführungen über das Wort habe ich nicht einsehen können; vgl. IF. Anz. 20, 86. K.-N.].

Um nun aber wieder zu unserer *Laverna* zurückzukehren, so scheint die von mir vorgeschlagene Erklärung des Wortes nicht nur gar wohl möglich, sondern mit Rücksicht auf alle in Betracht kommenden Umstände geradezu geboten, wenn es überhaupt gestattet ist, auf Grund des vorliegenden, allerdings etwas dürftigen Materials, das doch fast zweifellos den ursprünglichen Charakter unserer Göttin als 'Unterweltsgöttin' hervortreten läßt, einen Erklärungsversuch zu unternehmen, der eine tadellose und sinngemäße Deutung ergibt und auch die entschieden auffallende Bildung des Wortes in befriedigender Weise erklärt.

In formaler Hinsicht bleibt nur fraglich, ob wir bei Erklärung unseres Wortes von einem *r*-Stamme auszugehen haben, wie dies bei *caverna* und *lucerna* (vgl. Johansson Beiträge zur griechischen Sprachkunde 14, Brugmann Grundriß 2_1^2, 281) sicher der Fall ist, oder ob ein durch Abstraktion gewonnener Suffixkomplex *-erna* anzunehmen ist, wie er doch wohl in *taberna* (aus **traberna* (vgl. Solmsen Kuhns Zeitschr. 38, 456 ff. und Walde s. v.), *cisterna* vorliegt, da das letztgenannte Wort, dessen entschieden örtliche Bedeutung den Anschluß an *caverna* und *taberna* außerordentlich wahrscheinlich macht, am ehesten als eine Neubildung zu *cista* zu betrachten ist (von Planta Gramm. d. osk.-umbr. Dial. II, 21). Während in den angeführten Fällen den Bildungen auf *-erna* eine lokale Bedeutung anhaftet, zeigt das wegen der Übereinstimmung mit ir. *lōcharn luacharn* F. kymr. *llugorn* 'Leuchte' als voritalisch anzusetzende *lucerna* eine andere Bedeutungsfärbung des zugrunde liegenden Substantivstammes[2]). Trotz der Verschiedenheit der Vokalquantität möchten

1) Vgl. auch noch 1182[2], wo auf Hoffmann Griech. Dial. 3, 319 verwiesen ist, und Roscher Lex. s. v. 'Pluton' (Nachtrag zu 1, 1778 f.). Walde Lat. Et. Wb. erwähnt s. v. 'saevus' die Wackernagelsche Deutung von "Αιδης gar nicht.

2) Zu *lucerna* von einem *r*-Stamme vgl. die Ableitungen von *s*-Stämmen *catēna sacēna verbēna* (Skutsch De nom. Lat. suff. *-no*-ope form. 8 f., Hist. Gramm. 1, 123, Brugmann Grundriß 2_1^2, 282).

die Sprechenden doch *lūx lūc-is* usw. in eine Reihe bringen mit *luc-erna*; so könnte sich nach *lūc-is* : *luc-erna* wohl auch *fust-is* : *fust-erna* erklären. [Hier dürfte auch *basterna* anzuschließen sein, das am ehesten von *bastum* abzuleiten ist. K.-N.] Unklar bleibt *lacerna*, das Walde nach Fick II[4], 238 an ir. *léne* 'Hemd' anschließt und das doch wohl auch denselben Suffixkomplex, wie die vorausgegangenen Wörter enthält (vgl. Hist. Gramm. 1, 480).

nassiterna (*nāsiterna*), das man mit *nāssus* (*nāsus*) zu verbinden haben wird (s. Walde S. 405), schließt sich wegen seines *-t-* nicht unmittelbar an die früher behandelten Bildungen an (vgl. das *-t-* von *lanterna fusterna*). [*pincerna* und *santerna* bleiben besser unberücksichtigt. K.-N.]

Von sachlicher Seite sei noch darauf hingewiesen, daß das Vorhandensein eines Ortes *Lavernae*, zwischen Corfinium und Sulmo[1]) sicher auch dafür spricht, daß der Charakter der Göttin ursprünglich der einer Unterweltsgöttin, nicht der einer "Beschützerin der Diebe" gewesen ist. W. Schulze Zur Geschichte lateinischer Eigennamen S. 480[9] erwähnt unseren 'pagus Lavernus' und erinnert daran, "daß der Hain der *Libitina* (Wissowa Religion 197) einfach *lucus Lubitina* CIL. VI, 9974 (oder *Libitina* 10022) genannt wird." Schulze führt das letzte Beispiel, in welchem 'Libitina' sozusagen als Apposition steht, wie wir Deutsche ganz gut sagen können, "Der Hain Lubitina", nur deshalb an, um zu zeigen, daß bei dem 'pagus Lavernus' das Fehlen eines ableitenden Suffixes, wie es regelrecht in dem von Cicero ad Att. 7, 8, 4 erwähnten *Lavernium* vorliegt, nicht aufzufallen brauche, für uns bietet der 'lucus Lubitina' auch eine sachliche Analogie zum 'pagus Lavernae', insofern als zwischen der 'Begräbnisgöttin' (Wissowa Religion und Kultus 197) und einer 'Unterweltsgöttin' eine gewisse sachliche Verwandtschaft besteht.

Von der Unterweltsgöttin 'Laverna' führt uns eine zwangslose Ideenverbindung zum "lucus Avernus", jenem kleinen Kratersee in Kampanien, welcher bekanntlich der Proserpina geheiligt war und als Eingang zur Unterwelt angesehen wurde (Roscher Lexikon I, 739). Bezüglich des Namens sagt R. Peter, der Verfasser des Artikels: "Der Name Avernus ist eine Umbildung des griechischen ἄορνος (Serv. Aen. 3, 442), womit man

1) Vgl. CIL. IX, S. 296: "Prezza ubi nunc est, ibi fuisse olim Lavernas pagum innotuit ex 3138. Plut. Sulla 6 'Λαβέρνη'."

Örtlichkeiten bezeichnete, an denen ein der Erde entsteigender giftiger Dunst den Aufenthalt tötlich machte, so daß über sie nicht einmal ein Vogel zu fliegen wagte." Im Thesaurus heißt es nur: "*ad etymon* ἄορνος *referunt inter Latinos* LVCR. 6, 740 (*infra l.* 70), VERG. Aen. 6, 242 (*l.* 73), SIL. 12, 123, NON. 14 Avernus lacus idcirco appellatus est, quia est odor eius avibus infestissimus (*laudat* LVCR. VERG.)". Dann wird noch auf die oben von Peter zitierte Stelle des Serenus verwiesen, und Corp. Gloss. V, 649, 7 und IV, 131, 12 angeführt, an deren erster diese ganze Weisheit in die Worte zusammengefaßt wird: "Avernus quod avis non ferat, a graeco, ornea enim avis dicitur". Auch Corp. Gloss. III, 237, 12 τὸ Εὔορνον Avernus wird noch angeführt. Bei Pauly-Wissowa II, 2286 heißt es: "Avernus lacus (meist Ἄορνος die Griechen, wegen der Ableitung von ἄ-ορνις; Ἀουερνίς Dio Cass. XLVIII, 50)". Nun läßt sich ja allerdings die Möglichkeit der Entstehung von *Avernus* aus griech. ἄορνος, was die lautliche Seite der Frage anlangt, nicht bestreiten, da in lat. *averta* "Felleisen, Mantelsack", das griech. ἀορτή 'Kleidersack' vorliegt, das nach Solmsen Studien zur lat. Lautgeschichte, S. 23 f., dem Lindsay The Latin Language, 197 zustimmt (vgl. auch Hist. Gramm., I, 616), in der Lautgestalt **avorta* in den lateinischen Sprachschatz aufgenommen und dann regelrecht zu *averta* weiter entwickelt worden ist, wie *vortō vorsus vortex* zu *vertō versus vertex*.

Zur Voraussetzung hat diese Erklärung allerdings, daß das Wort, welches außer in den Glossensammlungen nur in späten Quellen bezeugt ist (s. die Belege im 'Thesaurus' s. v.) schon vor der Zeit des Übergangs von *vo-* in *ve-* in den Sprachschatz der lateinischen Vulgärsprache aufgenommen worden ist.

So könnte, rein theoretisch betrachtet, auch ein griech. ἄορνος durch *avornos* zu *avernus* umgestaltet worden sein. Indes spricht doch alles dafür, daß *Avernus* ein einheimischer italischer Name ist, und als solchen betrachten ihn auch die meisten Sprachforscher, z. B. von Planta Gramm. II, 19, der neben einer Anzahl anderer italischer Ortsnamen (*Salernum, Tifernus, Tifernum, Aesernia, Privernum, Prifernum, Aternus, Lavernae, ager Falernus*) auch unser *lacus Avernus* aufführt [1]). Gewiß mit Recht:

1) Brugmann Grundriß II 1 ², 281 führt keinen der italischen Namen an, sondern nur "gall. *Tigernum* Name eines Kastells" und "*Arverni, Hibernia*". Gewiß wird in manchen oben angeführten Bildungen der

denn sicher ist griech. ἄορνος gelehrte Umformung des italischen Originalwortes *Avernus*. Ich sage ausdrücklich "gelehrte Umformung", während Lindsay a. a. O. von dem italischen Worte sagt, es sei "popularly connected with ἄορνος"; denn die ganze Sage von dem Eingang in die Unterwelt durch den lacus Avernus, bei der Odysseus und Äneas eine hervorragende Rolle spielen, ist sicher ein Erzeugnis der griechischen Dichter, nicht des volkstümlichen Denkens, geradeso wie das, was wir "bei römischen Dichtern von der Unterwelt und ihren Schrecken" lesen, "ebenso auf griechischen Vorbildern, wie die Darstellungen etruskischer Grabgemälde", beruht (Wissowa Religion usw., S. 192 mit Fußnote 1).

Nach der eben gegebenen Auseinandersetzung ist es kaum statthaft, eine Vermutung, die schon Bopp Vergl. Gramm.[2] III, 491 f. unter Berufung auf Weber ausgesprochen hat (darnach auch Vaniček Lat. W.[2] 31) in etwas veränderter Form wieder aufzunehmen. Wenn es nämlich a. a. O. heißt, es sei "in avernu-s ein Schwesterwort des sanskritischen, von ava stammenden ávaras inferus . . . zu erkennen", so müßte diese Auffassung dahin abgeändert werden, daß *Avernus* eine Bildung sei, wie *supernu-s* (neben dem Adverbium *supern-ē*), *īnfernus* (*īnfern-ē*) *internus*, d. h. eine Weiterbildung des Adverbiums **aver* mittels des Suffixes *-no-*. Einen ähnlichen Gedanken spricht Persson Studia etymologica 120 aus: "Sanscrita igitur adiectiva, quae sunt *abhyarṇa-* 'nahe' *apārṇa-* 'entfernt' in memoriam revocant lat. *super-nus*, *aver-nus*, germ. *fer-n* sim. Et ducta sunt fortasse ex *r*-formis **abhyar *apār*; **abhyar* : *abhi* = ἔνερ : ἐν e. q. s.". Wenn also nach dieser ohne Frage sehr hypothetischen Auffassung *Avernus* synonym mit *īnfernus* wäre, so ließe sich diese Bezeichnung des Sees wohl insofern rechtfertigen, als die volkstümliche, freilich später durch Agrippa als irrig erwiesene Ansicht von seiner unergründlichen Tiefe ihn als einen 'unterirdischen' erscheinen lassen konnte. Indessen ist diese ganze problematische Erörterung aus dem bereits oben erwähnten Grunde wohl überflüssig.

Da sich *Avernus*, wenigstens nach dem mir bekannten augenblicklichen Stande der italischen Namenkunde, auch nicht

Suffixkomplex *-ern-* zur "Bezeichnung der Zugehörigkeit" dienen, wie dies Hirt Die Indogermanen, S. 710 unter Berufung auf got. *widuwaírna* (eigentlich 'Witwensohn', vgl. Brugmann a. a. O., Kluge[5] s. v. 'Dirne', wo aber die Ableitungssilbe irriger Weise als 'Diminutiv' bezeichnet wird), ahd. *diorna* von *Arverni*, *Basterni* behauptet wird.

unter die von Schulze Zur Geschichte lateinischer Eigennamen S. 161 ff. behandelte Namenklasse mit dem stammerweiternden Wortbildungselement *-er-* einreihen läßt, so müssen wir vorläufig darauf verzichten, diesen Eigennamen deuten zu wollen. [Walde S. 54 s. v. 'aveo' denkt, wie ich erst später ersehen habe, an die Möglichkeit *Avernus* zum Flußnamen *Avens* (davon *Aventinus*) zu stellen. K.-N.]

Nachschrift. In dem Aufsatze von Vollgraff 'ΛΑΒΡΥΣ' im Rhein. Mus. 61, 149 ff. wird *Laverna* als etruskisch erklärt, wozu trotz *Saserna* (Schulze Zur Gesch. lat. Eigennamen 94) und den Personennamen auf *-erna*, wie *Perperna*, *Calesterna*, die Hübner in J. v. Müllers Handbuch 1^2 667 auch für etruskisch erklärt, nach den oben stehenden Ausführungen keine ausreichende Berechtigung vorliegt. Überhaupt enthält jener Aufsatz in etymologischer Hinsicht vieles recht Problematische.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Germanisches.

1. Germanisches *ā* in auslautenden Silben.

In diesem Aufsatz möchte ich die These verteidigen, daß germ. *ā* in auslautenden Silben nicht in allen Fällen in *ō* übergegangen ist. In den letzten Jahren ist über diese Frage viel geschrieben worden, und meine Ansicht ist derjenigen der Mehrzahl der Forscher gerade entgegengesetzt. Ich werde aber so wenig wie möglich die Meinung anderer bestreiten, auch werde ich nicht jedesmal auf die Übereinstimmung zwischen meinen Ausführungen und denen von andern (z. B. Jellinek AfdA. 20, 24, ZfdA. 39, 144 ff., der auch *ā* und *ō* von einander trennt) hinweisen: denn Van Helten hat wohl recht, wenn er (PBrB. 17, 272) der Bemerkung, daß die Sache a priori nicht zu entscheiden ist, die Worte hinzufügt: "Eine Entscheidung ließe sich hier nur für den Fall erzielen, daß es gelänge, die Genesis der westgerm. Vokale mit der einen oder mit der andren Hypothese in Einklang zu bringen".

In nichtletzten Silben sind *ā* und *ō* vollständig zusammengefallen, und zwar finden wir nicht bloß in denjenigen Silben, auf welche auch in der historischen Periode noch andere Silben folgen, sondern auch in Fällen wie Dat.-Instr. Pl. **ʒebāmiz* und

2. Pers. S. **salbāsi* (*-zi*), wo infolge des Schwundes des letzten Vokales das *ā/ō* in die Schlußsilbe geraten ist, regelmäßig den Vokal *ō*, der allerdings in einer späteren Periode wieder *a*-Timbre bekommen konnte, z. B. an. *kallar*, ags. *sealfas(t)*. Ich bespreche also bloß ursprünglich auslautende Silben, und daher kommen nur sehr wenige Lautgruppen in Betracht: *-ā*, *-ān* (aus *-ām*), *-ās*, *-āi* [1]).

Bevor ich auf die einzelnen Fälle eingehe, möchte ich darauf hinweisen, daß ich nicht in erster Linie eine Scheidung mache zwischen nach dem jüngern germanischen Akzentgesetz betonten und nichtbetonten Silben, sondern zwischen auslautenden und nichtauslautenden Silben. Wenn wir die germanischen Auslautgesetze besprechen, sind wir geneigt, vor allem an die Wirkung der expiratorischen Anfangbetonung zu denken; und das ist sehr begreiflich, denn durch diese Betonung ist die Quantität, oft auch die Qualität der nachhaupttonigen Vokale bedeutend modifiziert worden. Es gibt aber auch Auslautgesetze von einer andern Art, solche, die durchaus nicht von der Anfangbetonung abhängig sind. Hierher gehört z. B. der Schwund des *-m* (*-n*), der sowohl im germ. **þām* wie in **ȝebām* eingetreten ist. Im allgemeinen treten uns in einer Sprache mit freiem Akzente, wie der urslavischen, diese Lautgesetze viel deutlicher entgegen, hier wird niemand auch in solchen Fällen, wo wir es mit vokalischem Lautwandel zu tun haben, diesen für eine Folge der nachhaupttonigen Stellung halten. Ich erinnere z. B. an die verschiedene Behandlung von *oi*, *ai* im Auslaut, wo sie zu *ī* werden, und im Inlaut, wo *ě* daraus entsteht. Solche Gesetze existieren ebensogut in andern Sprachen, und auch dem Germanischen darf man sie von vornherein nicht absprechen. Über ihre Ursache fasse ich mich kurz: für einen Teil ist sie gewiß wohl in qualitativen Betonungsunterschieden zwischen auslautenden und andern Silben zu suchen: es versteht sich von selber, daß es im ältern Germanischen Lautverbindungen von einer gewissen Qualität und Betonung gab, die auf den Auslaut beschränkt waren; z. B. haben Langdiphthonge wie *ām*, *ōn* die im Inlaute

1) *-ānds* (got. *frijōnds* u. dgl.) braucht nicht besprochen zu werden, weil hier ein starker Systemzwang herrscht. Auch *-ād* behandle ich nicht: erstens ist es sehr schwierig, zu entscheiden, in welchen Fällen Ablativformen vorliegen, zweitens ist der *a*-Vokalismus dieser Endung sehr hypothetisch (vgl. Brugmann K. vgl. Gr. 382, Fußn.).

schon viel früher gekürzt worden sind, im Auslaute bis in die Periode der Auslautgesetze bestanden. Ob tautosyllabische Lautgruppen wie *ās*, *ōs* im Inlaut in derselben Gestalt wie im Auslaut bestanden haben, das wissen wir nicht; gewiß aber dürfen wir es für die letzte Periode der germanischen Spracheinheit bezweifeln. Wenn nun in einer Gruppe wie *-ōn*, *-ōs* der Schlußkonsonant schwand, so wurde dadurch wohl die Qualität des Akzentes wieder ein wenig modifiziert, obgleich die Natur solcher Veränderungen kaum zu bestimmen ist. Die neue Betonungsqualität stimmte aber wohl mit keiner der unter andern Verhältnissen vorkommenden Intonationen vollständig überein: daraus versteht es sich, daß solche Silben eine ganz eigentümliche lautliche Entwicklung haben konnten.

Der erste Ausgang, den ich bespreche, ist von jeher auslautendes *-ā*. Die Formkategorien, wo diese Endung vorliegt, findet man u. a. bei Van Helten PBrB. 28, 503 f. Hier werden sie zusammen mit den Formationen auf ursprüngliches *-ō* angeführt; und das darf man tun, weil in diesem Falle die beiden Endungen unleugbar in derselben Gestalt auftreten. Weil es uns aber bloß um die *ā*-Formen zu tun ist, stelle ich diese noch einmal zusammen: 1. N. S. F. **sā*, **ȝebā*; — 2. D. (Instr.) S. F. **ȝebā*[1]); — 3. N. A. Pl. N. **þā*, **barnā*; — 4. 2. Pers. S. Imp. der 2. schwachen Konjugation: **salbā*. Die letztgenannte Formation zeigt in keiner Sprache die regelmäßige Fortsetzung von germ. *-ā*, denn dieser Imperativ ist überall fortwährend dem Einflusse des Indikativs unterworfen gewesen; got. *salbō*, ahd. *salbo*, as. *salbo*, ags. *sealfa*, an. *kalla* haben denselben Vokal wie die 3. Pers. S. des Ind. got. *salbōþ*, ahd. *salbōt*, as. *salbod*, ags. *sealfað*, an. *kallar* und andere Personen desselben Modus. Die übrigen drei Bildungen aber zeigen, soweit sie in den Einzelsprachen vorkommen: got. *ō*, bei Kürzung *a*, nord- und westgerm. *ū* bzw. *u*. Ich gebe bloß für den N. S. F. einige Beispiele: got. *sō*, an. *sú*, got. *giba*, an. *giǫf* (mit *u*-Umlaut), ags. *ȝiefu*. Die westgermanischen Dialekte[2]) haben die einsilbige Pronominalform aufgegeben: daher hat ahd. *diu*, as. *thiu* ein kurzes *u*. Dieselben zwei Mundarten haben beim Substantiv die Nominativform durch die des Akk. ersetzt: ahd. *geba*, as. *geba*. Früher entschloß man sich nicht so leicht, in an. *sú* die lautgesetzliche Fortsetzung des orthotonierten *sā* zu sehen;

1) Über den Ursprung dieser Form sind die Forscher nicht einig.
2) Bloß im Mittelniederländischen finden wir *soe*; vgl. darüber S. 265 f.

aber stets allgemeiner wird in diesem Falle der Parallelismus zwischen betontem und unbetontem Auslaut anerkannt (vgl. z. B. Kluge P. Gr. 1², 463, Noreen das. 620). Diese Vertretung von idg. *-ā* (und *-ō*) findet man nirgends sonst als im ursprünglichen Auslaut. Wenn nun meine Ansicht, die ich in diesem Aufsatz zu begründen gedenke, richtig ist, daß in allen andern auslautenden Silben das *-ā* seine Klangfarbe bewahrt hat, wenigstens auf westgerm. Gebiete, so läßt sich dieser eigentümliche Übergang von *ā* in *ō* im unmittelbaren Auslaut mit einem ähnlichen Lautprozeß im Oskischen und Umbrischen vergleichen: "*ā*, except when final, remains unchanged". sagt Buck A grammar of Oscan and Umbrian, S. 30, § 33; im Auslaut aber wird *ā* zu einem *o*-Laut (vgl. Buck § 34), z. B. osk. **víú** 'via', *touto* 'civitas', umbr. **muta**, **mutu** 'multa', **atru**, *atro* 'atra'. Im Umbrischen scheint dieser Vorgang das Vorspiel zu einem *ā-ō*-Wandel auch in andern Stellungen gewesen zu sein; vgl. Buck § 35: "In Umbrian this rounding of the *ā* takes place also before final *-ts* (from *-to-s* or *-ti-s* by vowel-syncope)". Durch diese Vergleichung einer germanischen und einer oskisch-umbrischen Auslautregel bin ich zuerst auf den Gedanken gekommen, daß vielleicht der germanische *ā-ō*-Wandel ein aus mehreren Einzelakten bestehender, sich möglicherweise über Jahrhunderte erstreckender Prozeß sei, und daß der Anfang desselben bei dem von jeher auslautenden *-ā* gesucht werden müsse. Bei einer Untersuchung der überlieferten Formen ergab sich mir, daß die in dieser Weise formulierte Hypothese kaum beweisbar ist: soviel ich sehe, muß die Annahme, daß **ʒebā* früher zu **ʒebō* geworden sei, als **ʒebām(i)z* zu **ʒebōm(i)z* oder etwa **māđēr* zu **mōđēr*, eine bloße Vermutung bleiben: auch wenn beide Übergänge gleichzeitig gewesen sind, wäre die weitere Entwicklung von *ō* zu *ū* im Auslaut sehr gut möglich: wohl aber wird sich uns ergeben, daß in andern auslautenden Silben *ā* nicht bloß nicht so frühe als im unmittelbaren Auslaut, sondern — wenigstens im Westgermanischen — gar nicht zu *ō* geworden ist.

Es empfiehlt sich, bei den jetzt zu besprechenden Ausgängen jede von den drei Dialektgruppen, Ost-, Nord- und Westgermanisch, für sich zu betrachten: denn in jeder von ihnen hat der Auslaut seine eigene Geschichte gehabt. Eine von diesen drei Gruppen, das Ostgermanische, bleibt wohl besser unbesprochen: es genügt, wenn ich der Besprechung der einzelnen Lautver-

bindungen in den andern Dialekten einige allgemeine Bemerkungen über die gotische Sprache vorausschicke.

Wenn uns keine andere germanische Mundart als die gotische bekannt wäre, würden wir geneigt sein, die Entwicklung des altgermanischen Lautsystems für eine verhältnismäßig einfache Sache zu halten: z. B. würden wir, was die kurzen *ŏ*- und *ă*-Vokale betrifft, uns damit begnügen, daß wir sagten, diese Laute seien in *a* zusammengefallen; ebenso treten im Got. *ā* und *ō* regelmäßig als *ō* auf, wenn aber Kürzung eingetreten ist, als *ă*. Was *ă* und *ŏ* betrifft, so hat man längst eingesehen, daß die einfachen Verhältnisse des Gotischen nicht gemeingermanisch sind, bei den entsprechenden Längen werden wir zum selben Schlusse gelangen. Aus dem bereits Mitgeteilten ergibt sich schon, daß die eigentümliche Vertretung von unmittelbar auslautendem *ā* und *ō*, die dem Nord- und Westgermanischen gemeinsam ist, im Gotischen fehlt. Ob nun in diesem und in ähnlichen Fällen die Einförmigkeit des gotischen Vokalismus sich allmählich aus einem verwickelteren Zustand entwickelt hat, der für einen Teil bereits in die germ. Periode hinaufreicht, oder ob das Ostgermanische in einer kurzen Zeit, gewissen Tendenzen folgend, ganz unabhängig von den andern Dialekten seine eigenen Wege gegangen ist, das wissen wir nicht: es versteht sich daher, daß das Gotische im folgenden besser unbesprochen bleibt.

-ām. Im Westgermanischen liegt die Fortsetzung eines hochtonigen *-ām* im Akk. Sg. Fem. ags. *ðá*, afri. *thā* vor. Die anderen westgermanischen Mundarten haben den einsilbigen Pronominalstamm durch einen zweisilbigen ersetzt, und daher finden wir dort eine gekürzte Endung, deren Vokal aber ebenfalls *a*-Timbre hat: ahd. *dea*, *dia*, as. *thia*. Auf entsprechende Weise begegnen wir einem auslautenden *-a* in Akk. Sing. der *ā*-Substantive: ahd. *geba*, as. *geba*, afri. *jeve*, ags. *ȝiefe*; und auch die Adverbialendung ahd. as. *-a* (z. B. *wela*), afri. ags. *-e* (z. B. *longe*) kann, wie oft angenommen wird, dem lat. *-am* in *palam* u. dgl. entsprechen. Daß das unbetonte westgermanische *a* im anglofrisischen Sprachzweige zu *e* geworden ist, ist ja eine allgemein bekannte Tatsache.

Fürs Westgermanische kommen wir also sehr gut aus ohne die Annahme eines urwestgerm. *ō*. Sogar erklären sich die überlieferten Formen auf diese Weise viel einfacher. Wenn man von **þōm*, **ȝebōm* ausgeht, muß man entweder mit Streitberg Urg. Gr. 271 in ags. *ðá* eine ursprünglich schwachbetonte Form sehen,

zu welcher Hypothese außer Streitberg auch viele andere ihre Zuflucht genommen haben, — oder wenn man *ðá* für eine hochtonige Form hält, muß man an einen Übergang zuerst von *ā* in *ō* und dann wieder von *ō* in *ā* glauben. Eine solche Auffassung findet man bei Paul PBrB. 4, 341 f., der fürs Nordgermanische — wovon nachher die Rede sein wird — und fürs Westgermanische den Übergang *ā* > *ō* > *ā*, bei Kürzung *a* annimmt. Eine ähnliche Hypothese findet man bei Walde, Die germanischen Auslautgesetze 81. Dieser nimmt aber an, daß der *ō* > *ā*-Wandel im Sonderleben des Ags. eingetreten sei. Ich glaube, daß die Paulsche Fassung der Regel einer Modifizierung bedarf. Wenn im Westgermanischen die Endung *-ām* den *a*-Vokalismus bewahrt hat, und wenn sich nun nachweisen ließe, daß urspr. *ō* + Nasal in derselben Gestalt auftritt, so ist es viel einfacher, bloß einen Wandel von *ō*(*n*) in *ā*(*n*) anzunehmen, ohne diesem einen anderen von *ā*(*n*) in *ō*(*n*) vorausgehen zu lassen. In der Tat scheint mir auch bei urspr. *ō* + Nasal keine Spur der alten *o*-Farbe nachgewiesen zu sein, und deshalb glaube ich, wenigstens fürs Westgermanische, folgende Lautgesetze aufstellen zu dürfen: *ā* + Nasal bleibt *ā* oder wird zu *a* verkürzt, *ō* + Nasal wird *-ā*, bei Kürzung *a*. Eine einsilbige Form, die ursprünglich auf *ō* + Nasal auslautete und wobei wir also wgerm. *ā* anzusetzen hätten, ist mir nicht bekannt. Die mehrsilbigen stimmen, so viel ich sehe, zu der von mir aufgestellten Regel. Die hierhergehörigen Bildungskategorien findet man in dem Aufsatz von Van Helten, worauf ich bereits hingewiesen habe, PBrB. 28, 507 f.; von jeder Kategorie gebe ich ein Beispiel: 1. ahd. *nerita*, as. *nerida*, ags. *nerede*, — 2. aonfränk. as. *thana*, afries. *thene*, ags. *ðone*, — 3. afries. *hwete*, — 4. ahd. *ihha*, — 5. ahd. *zunga*, as. *tunga*, ags. *tunʒe*, — 6. ahd. *herza*, as. *herta*, ags. *éaʒe*, — 7. ahd. *willa* (?, vgl. PBrB. 28, 548). Auf die einzelnen Fälle gehe ich nicht ein. Nicht von allen ist es sicher, daß sie aus Bildungen auf *-ōn* entstanden sind: dieser Umstand ist aber für die Beurteilung der wgerm. Vertretung von *-ōn* von keinem Belang; denn es gibt keine ursprünglich auf *-ōn* auslautende Formation, wofür eine andere urgerm. Entwicklung nachzuweisen ist.

-ōz ist der Ausgang des Gen. Sing. und Nom. Akk. Plur. der *ā*-Feminina, vgl. got. *gibōs* in diesen drei Kasus; von einem Pronomen: *þizōs* (G. Sg.), *þōs* (N. A. Plur.) In welcher Gestalt tritt diese Endung im Westgermanischen auf? Genitive mit urspr.

hochbetontem *āz* gibt es nicht, weil die Genitive der Pronomina schon im Urgerm. zweisilbig waren, Genitive mit urspr. unbetontem *-āz* liegen in ahd. *geba*, as. *geba*, ags. *ȝiefe* vor. *-āz* scheint also ebenso behandelt zu sein wie *-ām*, abgesehen davon, daß wir im Ahd. noch einen langen (oder halblangen) Vokal ansetzen müssen. Aber diese Frage bespreche ich weiter unten.

Der Nom. Akk. Plur. bietet uns größere Schwierigkeiten dar, weil uns zweierlei Formen begegnen: 1. solche mit dem Vokal, der im Ahd. und As. als *a*, im Ags. als *e* auftritt, 2. solche mit ahd. as. *o*, ags. *a*. Die Formen sind folgenderweise verteilt: im Ahd. finden wir bei Substantiven *-ā*, dessen Länge durch Notker bezeugt wird, z. B. *gebā*; im Alem. aber auch *kebo*. Beim Pronomen ist *-o* die häufigste Endung: *deo*, *dio*, in mehreren Quellen aber findet man auch Formen mit *-a*: *dea*. Beim Adjektiv ist *-o* Regel. Die einzige einsilbige Form mit langem *ō* ist *zwō*, das anstatt des häufigeren *zwā* in einigen Quellen vorliegt. Das As. hat *geba*, daneben liegt in C. viermal die Form *thiodo* vor, die freilich von Van Helten PBrB. 20, 520 dem as. Dialekt abgesprochen wird; beim Pronomen und Adj. ist *-a* die regelmäßige Endung, obgleich ebenso wie im Ags. die maskulinen und femininen Endungen nicht mehr scharf voneinander getrennt werden. *-o* fehlt beim Adj., wohl aber kommt vom Zahlwort 'zwei' neben dem gewöhnlichen Fem. *twā* einmal in M. *twō* vor. Was das Ags. betrifft: nach Sievers PBrB. 17, 274 Fußnote ist im Mercischen *æ*, *e* die gebräuchliche Endung, im Kent. und auch wohl im Westsächs. *-a*. Ursprünglich einsilbige Formen liegen vor in *ðá* und *twá*. Neuerdings ist es Kern gelungen, PBrB. 31, 272 ff., aus dem angelsächsischen Formbestand, und zwar aus dem der älteren westsächs. Quellen, das ursprüngliche Verhältnis der *a*- und *e*-Formen zu bestimmen. Beim Adjektiv ist der alte Zustand viel stärker als beim Subst. verändert worden, weil bei ersterem der Einfluß des Mask. auf *-e* gewirkt hat. Bei einer Untersuchung der substantivischen Formen aber hat sich ergeben, daß die von Sievers a. a. O. geäußerte Vermutung, daß ahd. *-o*, ags. *-a* der ursprüngliche Nominativausgang, ahd. as. *-a*, ags. *-e* derjenige des Akk. sei, richtig ist. Über *ðá* und *twá* spricht Kern nicht. Obgleich ich nicht nachweisen kann, daß dem ahd. *zwō* im Ags. eine andere Form als *twá* entsprechen würde, glaube ich doch, daß wir in *ðá* und *twá* Formen mit einem dem ahd. *zwā* entsprechenden Vokalismus sehen dürfen; bei der Verall-

gemeinerung von *þá* kann der Einfluß des M. mit *á* aus *ai* mitgewirkt haben. Wenn die Vermutung, daß dem ahd. *zwō* ein ags. *twá* entsprechen würde, richtig ist, sind in *twá* die zwei Formen lautlich zusammengefallen. Keinesfalls aber müssen wir *þá* und *twá* ausschließlich für Äquivalente von ahd. *o*-Formen halten.

Mit Kerns Entdeckung ist die Geschichte der ahd. Formen vollständig im Einklang. Beim Subst. zeigt das Ahd. eine gewisse Neigung, die Nominativform durch den Akk. zu ersetzen: N. Akk. Sing. *geba*, *kuo* (vgl. Verf. IF. 19, 393 ff.), ebenso im Plur. *gebā*. Beim Adj. finden wir das Umgekehrte: der Nom. Plur. M. *blinte* hat auch die Funktion des Akk. übernommen, ebenso der femin. Nom. *blinto*.

Es kommt nun darauf an, den Ursprung der mitgeteilten Formen aufzuspüren.

Zweierlei halte ich für sicher: 1. daß die einsilbigen Formen mit -*ō*, ahd. *zwō*, as. *twō* auf eine Linie mit den mehrsilbigen auf -*o* gestellt werden müssen, während die einsilbigen *ā*-Formen den mehrsilbigen vom Typus *gebā* entsprechen; 2. daß die letztgenannte Endung auf -*ā̂z* zurückgeht.

Was 1. angeht: hierüber haben viele Forscher eine andere Meinung ausgesprochen, indem sie in -*á* die den pro- und enklitischen Formen zukommende Endung erblickten, während -*ō* der unter dem Hochtone bewahrte aus *â* entstandene *ō*-Vokal sein sollte. So z. B. Walde Auslautges. 35, vgl. auch Van Helten IF. 18, 89, der allerdings *twā*, *zwā* für Neubildungen nach einem Proklitikum **þa* hält, das neben orthotonem **þō* gestanden habe. Sogar will man in *zwō*, *twō* den Beweis finden, daß -*ō* die haupttonige Form der Endung -*ō̂z* < -*ā̂z* repräsentiere (vgl. Walde a. a. O. 33). Es versteht sich, daß man zu einer solchen a priori nicht sehr wahrscheinlichen Ansicht kommen muß, wenn man von -*ō̂z* ausgeht. Setzt man aber -*ā̂z* an, so kommt man viel einfacher aus, indem man in *gebā*, *zwā*, pron. **þā* parallele Formen erblickt, während *zwō* sich mit *blinto* vergleichen läßt, für welche Form es auch, wenn wir die Endungen von *zwō* und *gebā* für identisch halten, schwierig ist eine richtige Deutung zu finden. Waldes Hypothese a. a. O. 51, -*o* entspreche dem Akk.-Ausgang -*ō*^{n}*z* aus -*āns*, ist durch den bereits erwähnten Aufsatz von Kern widerlegt worden.

2. schließt sich unmittelbar an das zuletzt Bemerkte an: es ist nämlich auch behauptet worden, -*o* sei aus -*ō̂z* entstanden.

Kern a. a. O. nimmt an: ahd. as. *-o*, ags. *-a* aus *-ōz*, ahd. as. *a*, ags. *e* aus gestoßenem *-ōz*, und ebenso hatte sich vor ihm Van Helten PBrB. 28, 508 f. ausgesprochen. Woher aber *-ōz*? Van Helten a. a. O. vergleicht lit. *-às* in *mergàs*. Diese Endung ist aber wohl, wie Wiedemann Handbuch der litauischen Sprache 49 f. annimmt, innerhalb des Lit. aus *-ans* entstanden, während der idg. Akk. Plur. auf *-ās* aus *-āns* (ai. *áśvās*, got. *gibos*) vermutlich schleifende Betonung gehabt hat. Wenn dieses idg. *-āns* wirklich einmal bestanden hat, so war es wohl eine Neubildung nach anderen Akkusativen auf *-ns*, in erster Linie nach denen auf *-ons*. Eine solche Neubildung konnte natürlich auch später in den Einzelsprachen von neuem entstehen, und auf diese Weise ist wohl lit. **mergans* aus **mergāns* zu erklären. Was Van Heltens Deutung noch unwahrscheinlicher macht, ist der Umstand, daß er genötigt ist, für den mit *geba* formell übereinstimmenden Gen. Sing. ebenfalls Entstehung aus **gebōz* mit gestoßener Endung anzunehmen. Dieses *-ōz* soll (a. a. O. 513) "durch Einfluß von *-ō* und *-ōn* bezw. *-ōm* des Nom. und Akk. Sing. für *-ōz* eingetreten" sein. Insofern schließe ich mich Van Helten an, daß ich im Gen. Sing. und im Nom. Akk. Plur. auf ahd. *-ā* lautlich identische Formen erblicke; daß im Gen. Sing. die Länge des *-a* niemals in den Texten angegeben wird, ist bloß dem Umstande zuzuschreiben, daß Notker diese Form nicht gebraucht (vgl. Braune Ahd. Gr. § 207 A. 3; anders über die Länge des *-a* Van Helten a. a. O. 509 f.). Diese Übereinstimmung aber führt mich zu der meines Erachtens viel einfacheren Folgerung, daß in den beiden Fällen das ahd. *ā*, *a*, as. *a*, ags. *e* dem idg. *-ās*, urgerm. *-āz* entspricht, nicht nur im Gen. Sing., sondern auch im N. Akk. Plur. Nun könnte man fragen, ob denn nicht der Umstand, daß das Verhältnis von **gebo* zu *gebā* ein Nom.-Akk.-Verhältnis ist, sich dieser Annahme widersetzt. Nach meiner Ansicht ist das nicht der Fall. Im Idg. ging sowohl der Nom. wie der Akk. auf *-ās* aus, obgleich der Ursprung dieser Endung in den beiden Kasus vielleicht nicht derselbe ist: ai. *áśvās*, got. *gibos*, ai. *tās*, got. *þos*. Nun glaube ich, daß der Akk. und nicht der Nom. seine alte Form bewahrt hat und daß der Nom. auf *-o* auf Neubildung beruht. Jellinek weist HZ. 39, 148 Fußnote auf Grund davon, daß die Länge des *-ā* von *gebā* nur von Notker bezeichnet wird und daß bei demselben Notker Formen mit *-o* nicht vorkommen, auf die Möglichkeit hin, daß das *-o*

von *blinto*, *kebo* quantitativ mit dem *-a* von *gebâ* übereingestimmt haben kann. Wenn das wirklich so gewesen ist, läßt sich die Nominativendung auf *-o* ziemlich leicht erklären. Es bestanden im Urgerm. diese zwei Paradigmen:

N.	*đaȝôz*	*ȝebâz*
G.	*đaȝôn*	*ȝebôn*[1])
D.	*đaȝomiz*	*ȝebāmiz*
A.	*đaȝonz*	*ȝebâz*

Wenn nun in irgend einer Periode, entweder in der Zeit der germanischen Spracheinheit oder in der westgerm. Zeit, das Sprachbewußtsein die Kategorien Nominativ und Akkusativ so scharf voneinander getrennt hat, daß man das Bedürfnis einer formellen Differenzierung empfand, konnte diese sehr leicht dadurch herausgebildet werden, daß der Nom. Pl. Fem. die Endung des mskl. Nom. annahm, in der Gestalt (*ôz* oder *ô*, *ō*), die dieser Ausgang in jener Periode hatte.

Wenn wir nicht das Recht hätten, ein Notkersches *-ô* vorauszusetzen, — weshalb aber sollten wir das nicht haben? —, so hätten wir anzunehmen, daß zuerst das aus *-ôz* entstandene *-ô* genau denselben Lautwert und dieselbe Intonation erhalten hätte wie das infolge des früheren Schwindens des *-n* auch früher gekürzte *o* des Gen. Plur. Diese Hypothese ließe sich mit derjenigen vergleichen, die Van Helten für den Gen. Sing. auf *-ôz* statt *-ôz* aufgestellt hat. Vgl. oben.

Bei diesen Ausführungen nahm ich an, daß der Ausgang *-ôz* im Gegensatz zu dem oben besprochenen *-ôn* seine *o*-Farbe bewahrt hat und niemals mit *-âz* zusammengefallen ist. Ich glaube, daß diese Annahme nicht allzu kühn ist, 1. weil *-ôn* sich auf dieselbe Weise entwickelt hat (ahd. as. *dago*, ags. *daȝa*), 2. weil diese Hypothese uns bei der Erklärung der as. afries. und ags. Endungen des N. Pl. M. *-os*, bezw. *-ar*, *-as* helfen kann. Diese Endungen sind noch immer unerklärt, denn die von mehreren Forschern angenommene Hypothese, daß sie dem im Vedischen neben *-ās* vorkommenden *-āsas* entsprechen, ist so unwahrscheinlich, daß man meines Erachtens besser täte, wenn man überhaupt keine Deutung versuchte. Die Annahme, daß dieses *-ōses* etwa zweitausend Jahre vor Christi Geburt in der

1) Hierauf geht got. *gibō*, an. *saga*, ahd. **gebo*, as. *gebo*, ags. *ȝiefa* zurück. Vielleicht hat bereits in der idg. Periode der Gen. Plur. bei dieser Stammklasse die Endung *-ōm̃* gehabt. Vgl. Brugmann K. vgl. Gr. 395.

idg. Sprache neben *-ōs* bestanden habe. und daß die beiden Endungen in zwei weit voneinander entfernten Teilen des idg. Sprachgebiets erhalten geblieben seien, sodaß dann im Osten ein kleines Jahrtausend, im Westen beinahe drei Jahrtausende nach der Sprachtrennung das in anderen Gegenden geschwundene *-ôses* neben *-ōs* wieder zum Vorschein gekommen sei, ist wohl unbedingt abzulehnen. Der Umstand, daß sich in afries. *-ar* neben as. *-os*, ags. *-as* eine alte Betonungsdifferenz zeigen könnte, macht die Sache nicht wahrscheinlicher. Auch dürfen wir angesichts der unbedeutenden Rolle, die die *s*-Deklination, in erster Linie die geschlechtige, im Germ. spielt, wohl nicht eine parallele Neubildung des Ai. und Wgerm. annehmen. Auf diese Weise bliebe auch das Verhältnis von *-ar* zu *-os*, *-as* unaufgeklärt.

Wir kommen viel weiter, wenn wir von keinem andern Nominativausgang als idg. *-ōs* ausgehen. Ich kann mich freilich nicht dazu entschließen, mit Van Helten a. a. O. 515 an die Möglichkeit zu glauben, daß das bewahrt gebliebene *-s* auf ein "eig. den oxytonierten Formen zukommende[s]" *-ṓs* zurückzuführen sei: *-ṓs* wurde nach meiner Ansicht immer über *-ôz*, *-ṓ*, *-ō* zu anglo-fries.-sächs. *-o* (woraus dann weiter im Anglofries. *-a* entstehen mußte). Aber eben dieses *-o* konnte Anlaß zu einer Neubildung geben. Aus der idg. Flexion N. *-ōs*, G. *-ōm̃*, D. *-omis*, A. *-ons* entstand in dieser westlichsten Dialektgruppe des Germ. *-o*, *-o*, *-om*, *-a*[1]). Nun wurde die Gleichheit des N. und G. als eine Anomalie empfunden, und es entstand das Bedürfnis, diese Kasus zu differenzieren: das Mittel hierzu lieferte die Anhängung eines *-s* bezw. *-z*; so entstand *-os*, afries. *-ar*, ags. *-as*. Allerdings bin ich nicht imstande, den Ursprung des *-s* oder *-z* nachzuweisen; dadurch aber wird meine Hypothese nicht widerlegt. Es gibt ja auch andere Fälle, wo der Ursprung eines Ausgangs, den die Sprache zur Formdifferenzierung verwendet hat, garnicht bekannt ist, sogar gehören hierher solche Fälle, wo die Neubildung in der historischen Periode einer Sprache statt-

1) Daß Entstehung von *-a* aus *-ons* unmöglich sei, glaube ich auch nach Van Helten PBrB. 28, 536 ff. nicht. Wir haben es hier wohl mit einer bereits im Urwestgerm. angefangenen Entwicklung aus wg. *-onz* > *-anz* zu tun. Dies ward wohl zuerst zu *-an*, nachher zu *-a*. Wenn Walde Recht hat (a. a. O. 133 ff.), ein urgerm. stoßtoniges **gastiz* anzusetzen (diese Annahme kommt mir sehr wahrscheinlich vor, vgl. auch Hirt Arkiv för nordisk Filologi 18, 374), so besteht wohl ein gewisser Parallelismus zwischen *-iz* : *-i* : *-i* und *-anz* : *-an* : *-a*.

gefunden hat. In erster Linie denke ich hier an die für die Slavisten noch immer dunkle Gen.-Plur.-Endung *-ā* des Štokavischen und Slovenischen, die wohl aufgekommen ist, nachdem bei mehreren Nomina der Gen. Plur. mit dem Nom. Sing. formell zusammengefallen war. Ebenso ist wohl die in einigen slav. Dialekten auftretende Endung *-me*, *-mo* der 1. Ps. Plur. ein ähnliches Differenzierungsmittel; darauf deutet hin: 1. das Fehlen dieses Ausgangs im Abg., wo regelmäßig *-mъ* auftritt, dessen *-ъ* im Sonderleben aller slav. Sprachen schwinden mußte, 2. die Konjugation verschiedener slav. Dialekte, wo die 1. Pl. eben dort die verlängerte Endung hat, wo die 1. Sg. auf *-m* ausgeht, z. B. neubulg. 1. Konj. *bodь́* : *bodém*, 2. Konj. *d'alam* : *d'alame*, 3. Konj. *svetь* : *svetim*. Angesichts des Fehlens von *-me*, *-mo* im Abg. bezweifle ich, ob wir — wie manche Forscher annehmen — hierin die regelrechte Fortsetzung indogermanischer Endungen sehen dürfen. Ein drittes Beispiel liefert wohl das Ahd. Dies ist die einzige germ. Mundart, wo das *-m* der 1. Ps. Sg. sein Gebiet bedeutend ausgebreitet hat: auch findet man nur hier die eigentümliche Endung *-mēs* in der 1. Pl., die nirgends in derselben Gestalt wiedergefunden worden ist. Hier berühre ich diese Fälle, wo wir ein unaufgeklärtes Differenzierungsmittel antreffen, bloß im Vorübergehen. Vor kurzem habe ich die Sache ausführlicher besprochen Tijdschrift voor nederlandsche taal- en letterkunde 26, 86 ff.

-āī. Über diese Endung kann ich kurz sein. Bloß im Anglofries. haben die *ā*-Substantive diesen Ausgang bewahrt, und das ags. afries. *-e* stimmt vollkommen zu meinen obigen Ausführungen. Ob aber die Entwicklungsgeschichte von *-āī* genau mit derjenigen von *-ās* übereinstimmt, darf bezweifelt werden, weil das *-i* gewiß schon früh die Qualität des *-ā* wird beeinflußt haben. Und dasselbe gilt auch wohl für einen eventuellen Ausgang *-ōī.* Vgl. die Formen, für welche Van Helten PBrB. 28, 513 f. diesen Ursprung annimmt.

Über die nordgermanischen Verhältnisse handle ich kürzer. Denn was diesen Gegenstand angeht, so wage ich es nicht, über alle Einzelheiten ein positives Urteil auszusprechen. Das urnordische Material ist sehr interessant, aber nicht reich: wenn uns aus einer so alten Periode mehr Formen bekannt wären, könnten wir vielleicht mit größerer Sicherheit über die nordgermanischen als über die westgermanischen *ā*-*ō*-Laute sprechen.

Bekanntlich weichen die nordgermanischen Auslautgesetze sowohl von den ost- wie von den westgermanischen bedeutend ab, u. a. werden die auslautenden Konsonanten *s* und *z* in den drei Dialektgruppen verschieden behandelt. *s*, *z* sind im Nordgermanischen im Gegensatz zum Westgermanischen nicht geschwunden. Wenn wir also im Nordgerm. einen Übergang von *-âz* in *oR* (*ōR*) antreffen, so kann die von der wg. abweichende Behandlung des *â* daraus erklärt werden, daß dort das *-â* schon sehr frühe im Auslaut stand, während im Nordgerm. das *-R* den Auslaut bildete, sodaß *-â-* sich als ein inlautender Vokal entwickelte. Auffälliger ist die verschiedene Behandlung betonter und unbetonter Lautgruppen, z. B. in urn. *þāR* und *rūnōR*. Solche Unterschiede dürfen aber keinesfalls gegen meine Hypothesen über den westgerm. Auslaut angeführt werden: denn gerade wo es den Auslaut gilt, muß jede der drei Dialektgruppen für sich betrachtet werden. Einige Auslautgesetze sind wohl gemeingermanisch, aber nur ein paar von den allerältesten.

-âî liegt nur in an. *þeir*(*r*)*e* und den ihm in anderen nordischen Dialekten entsprechenden Formen vor. *-âm* und *-âz* haben in einsilbigen Wörtern, wo die Endungen also betont waren, das *-ā* bewahrt: Akk. Sing. an. *þá*, N. A. Pl. *þǽr*, *tuǽr*. Die Ansicht Noreens PGr. I² 621 und anderer, urn. *þaʀ*, on. *þār*, wn. *þǽr* sei eine ursprünglich schwachbetonte Form, die sekundäre Dehnung erlitten habe, leuchtet mir garnicht ein. Eine solche Auffassung dieser und anderer dergleichen Formen im Nord- und Westgermanischen ist wohl dadurch entstanden, daß man den Schwierigkeiten, die diese Formen der Erklärung boten, doch irgendwie aus dem Wege gehen mußte. Was in unbetonten Schlußsilben aus *-âm* geworden ist, wissen wir nicht. Urn. *minino* (Strand) beweist ja bloß, daß im 6. Jahrh. das alte *-ô* aus *-ôn* noch seine alte Lautfarbe hatte, aber über *-ân* lehrt es uns nichts.

-âz erhielt wohl *o*-Timbre: *runoR* (= *rūnōR*), obgleich es mit *-ô* aus *-ôn* in dieser Periode noch nicht zusammengefallen ist, denn in derselben Zeit wo *o* aus *ô* bereits *u* geworden war (*runaR*, Istaby), hat der Gen. Plur. noch *-o* (*runo*, Björketorp).

Auf die schwierigen Runenformen Akk. Plur. *runo* und *þaiaR* (nach der Bedeutung = aisl. *þǽr*) gehe ich an dieser Stelle nicht ein.

2. An. *tuau*, *þau*, aschw. *þø*.

Kock hat PBrB. 15, 250 einige Einwände gegen die Ansicht Noreens (PGr. 1[1] § 184, 13, § 195, 3) angeführt, daß an. *tuau*, *þau*, aschw. *þø* alte Dualformen seien. In der zweiten Auflage des Grundrisses hat Noreen seine Hypothese nicht aufgegeben, und noch immer halten viele Forscher sie für richtig. Ich möchte aber lieber ebenso wie Kock eine andere Erklärung suchen; denn auch mir gefällt die Annahme, daß ein mask. Dual die Funktion des neutr. Duals und Plurals angenommen habe, durchaus nicht; vgl. auch Van Helten IF. 18, 87 f. Fußnote 3. Kocks Meinung kommt mir aber wenig glaubhaft vor. *þáu* wäre nach ihm aus einem **þā* = got. *þo* entstanden, dem die Endung *-u* von *góðu* angehängt wäre, in *tuau* erblickt er eine Weiterbildung mittels desselben Ausgangs *-u* aus *tua* = got. *twa* (über aschw. *tuá* vgl. jetzt Van Helten a. a. O.) Diese Hypothesen sind deshalb unrichtig, weil in **þā* das ursprünglich auslautende *-ā* im Nordgermanischen über *-ō* zu *-ū* werden mußte; dem got. N. Plur. *þo* würde im Nordgermanischen **þú* entsprechen, ebenso wie neben got. *so* das an. *sú* steht. Auch der N. Plur. N. **twā* mußte zu **t(u)ú*, *tú* werden, und diese Form besteht in der Tat im Altschwedischen. Das got. *twa* ist ja wohl eine erst im Gotischen entstandene Form; es ist eine Analogiebildung nach *blinda* neben Mskl. *blindai*, Fem. *blindos*; vgl. auch *þrija*. Was *þau*, *þø* betrifft, so glaube ich, daß wir es hier mit einer ähnlichen Bildung zu tun haben wie in den von Franck HZ. 40, 1 ff. besprochenen ahd. und as. Formen *dea*, *dia*, *thea*, *thia* u. dgl., die dadurch entstanden sind, daß die Endungen einem durch das Sprachgefühl abstrahierten Stamme *þē-* angehängt wurden: kann nicht ebenso im Nordischen an den aus *þat* abstrahierten Stamm *þa-* die Endung *-u* getreten sein? Im Altnordischen ist freilich *þæt* die gewöhnliche Form des Neutrums. Aber in der Runenperiode war *þat* noch gebräuchlicher (vgl. Noreen PGr. 1[2] 620). Nach *þau* wurde *tuau* gebildet. Bei beiden Formen kann bei der Entstehung einer Neubildung der Umstand mitgewirkt haben, daß die Endung *-ú* als etwas anomales empfunden wurde. Dies gilt hauptsächlich für **þú*.

Nicht zu *ū* verschobenes *ō* aus *ā* liegt bekanntlich in an. *tottogo* aus **tō-tugu* vor, wo das *ā*/*ō* wie sonst in inlautenden Silben als *ō* auftritt.

3. Vokalisch auslautende Instrumentale von Pronominalstämmen.

Im Nord- und Westgermanischen ist das aus auslautendem idg. *-ā* oder *-ō* entstandene *-ō* in betonten Silben in *-ū* übergegangen (vgl. S. 252 f.) Zu den Bildungskategorien, wo wir diesem Lautwandel begegnen, gehört der anglofriesische Instrumental *hū*, dessen Endung von Janko IF. 20, 235 gewiß richtig gedeutet wird: J. führt das *-ū* von *hū* und das *-u* vor ahd. *tagu* — im Anschluß an Bethge — auf idg. *-ó* zurück; und obgleich die Hypothese, daß dieses *-ó* vor der Sprachtrennung aus noch älterem *-óm* entstanden sei (vgl. u. a. Hirt IF. 17, 49 f.), nicht widerlegt werden kann, führen uns sowohl die germ. wie die litauischen Formen (*vilkù* u. dgl., Streitberg IF. 1, 272 ff.) zu einem idg. *-ō* und nicht weiter. Das got. Pronomen gibt uns keine Belege für diese Endung *-ō*: anstatt **hwo* oder **ho* finden wir *hwe*, das wohl einen mit *ō* in regelrechtem Ablaut stehenden Ausgang *-ē* enthält, der auch für *hwamma*, *hwammēh* angesetzt werden darf. Wie mußte sich nun dieses *-ē* in haupttoniger Silbe im West- und Nordgermanischen entwickeln? Wenn in diesen Dialekten der Wandel von *-ē* in *-ā* älter wäre, als der vor *-ō* in *-ū*, hätten wir *-ā* zu erwarten; wenn aber die umgekehrte Chronologie angenommen werden muß, so dürfen wir einen dem Übergang von *-ō* in *-ū* entsprechenden Wandel von *-ē* in *-ī* postulieren, — nicht wie Janko a. a. O. 242 annimmt, in *e²*. Und die vorliegenden Formen stimmen vorzüglich zu diesem Postulat. Auf *-ē* führe ich zurück: an. aschw. *þí*, *hwí*, ags. *ðī-s*, *hwī*, as. *hwī*, mnl. *be-di*, *t-wi* (vgl. Van Helten, Tijdschrift voor ndl. taal- en letterkunde 5, 204 ff., Franck HZ. 40, 21, ein wenig anders Van Helten, Mndl. spraakkunst 451 f.). Ob das wn. *þuí*, das nach Noreen PGr. I² 621 auch dem on. *þwīu* zugrunde liegt, das *u* dem Einflusse von *huí* verdankt, ist nicht sicher; denn diese Form könnte auch durch eine Kontamination vor *þú* und *þí* entstanden sein. Ebenso können ahd. *diu*, *hwiu*, anfr. *thiu*, mnl. *die*, *bedie*, as. *thiu*, *hwiu*, afri. *thiu* auf zwei Weisen erklärt werden. Man kann hier ebenfalls an Kontamination denken; es wäre aber vielleicht auch möglich, daß an einen aus andern Kasus abstrahierten Stamm *þē-*, *hwē-* die Endung *-u* angetreten und dann *-eu* in *-iu* übergegangen wäre (vgl. Franck a. a. O. 15 f.). Ags. *þý*, *hwý* sind bekanntlich schwierige Formen: haben wir hier vielleicht ältere Formen auf *-ui* anzusetzen und eine ähnliche Kontamination wie in an. *því* anzunehmen?

Bisher hielt man gewöhnlich die Formen auf *-i* für Lokative, vgl. u. a. Streitberg Urg. Gr. 273. Lautlich ist dagegen nichts einzuwenden; es scheint mir aber, daß die Bedeutung vielmehr die von mir gegebene Erklärung empfiehlt. Das got. *þei*, das formell dem an. *þí* usw. entsprechen könnte, ist eine Konjunktion mit der Bedeutung "daß, damit", während *þe* und *hwe* Kasus sind, die zwar mit Präpositionen verbunden Konjunktionen bilden können (z. B. *biþe*), aber an und für sich Kasus- bezw. adverbielle Bedeutung haben: dieser syntaktischen Funktion entspricht diejenige von an. *því*, as. *hwi* usw. So ist z. B. mnl. *bedi* dieselbe Form wie got. *biþe*; der Bedeutungsunterschied (als Adv: 'deswegen': 'nachher', als Konj. 'weil': 'als, nachdem') wird bloß durch die respektiven Bedeutungen der Präp. hervorgerufen.

Neben den bisher besprochenen Formen haben im Urgermanischen noch andere existiert, die ebenfalls sowohl mit *o-* wie mit *e*-Vokalismus auftreten, und zwar — abgesehen von den interrogativen Adverbien, die mit got. *hwaiwa* zu vergleichen sind —: wn. *hvé*, *þué*, ahd. *hwē*,[1]) as. *hwō*, *huo*, ndl. *hoe*. Ich glaube, daß diese Formen mit *ē* und *ō* am einfachsten erklärt werden, wenn wir von geschleiftem *ẽ*, *õ* ausgehen, indem wir entweder lit. *tů* vergleichen oder Ablative auf *-ẽd*, *-õd* ansetzen.

Es fällt uns auf, daß bei den zwei Kategorien von Bildungen, die ich besprochen habe, sowohl die *o-* wie die *e-* Stufe belegt ist.[2]) Vgl. den Gen. S. got. *dagis*: urn. *a*[*n*]*su-ȝisalas*. Wenn in so vielen Kasusendungen die beiden Ablautstufen so viele Jahrhunderte lang bewahrt geblieben sind, versteht es sich, daß im Gotischen neben dem Gen. Plur. **đaȝō*[*m*] eine Neubildung **đaȝē*[*m*] aufkommen konnte. Diese letzte gelangte später zur Alleinherrschaft, wie überhaupt das Got. die *e*-Stufe bevorzugt zu haben scheint.

Bisher ließ ich noch eine ganz eigentümliche Form, die dem got. *so* entspricht, unerwähnt, nämlich das mnl. *soe*. Diese Form scheint hauptsächlich im flämischen Dialekt bestanden zu haben. Sehr häufig findet man sie z. B. im älteren Reinaert und bei Maerlant (vgl. J. W. Muller, Tijdschrift voor nederlandsche taal- en letterkunde 7, 79, Franck, Mittelniederl. Grammatik 145).

1) Vgl. Franck HZ. 40, 20, anders über das Verhältnis von *hweo*, *hwio* zu *hwē* Van Helten PBrB. 30, 238.

2) Für *ō* hätte ich S. 264 außer anglofries. *hū* auch as. *hū*, aschw. *hú*(*likin*), anorw. *hú*, aschw. *þú*, aisl. *þú*(*at*) anführen können.

oe entspricht lautlich ungefähr dem deutschen *u*; der durch dieses Zeichen angedeutete Vokal ist die gewöhnliche Fortsetzung von urgerm. *ō*, nicht aber von *ū*. Müssen wir nun annehmen, daß der Übergang von urspr. auslautendem *-ō* in *-ū* nicht gemeinwestgermanisch ist, sondern daß in einem Teil des Gebietes das *-ō* unverändert geblieben ist? Dagegen spricht der Umstand, daß in denselben Mundarten, wo die Form *soe* auftritt, auch *bedi* und *twi* vorkommen: wenn aber *-ē* in einen engern Vokal übergegangen ist, dürfen wir dasselbe auch für *-ō* voraussetzen. Woher kommt es denn, daß dieses *-ū* aus *-ō* sich anders entwickelt hat als das urgerm. *-ū*? Bloß eine Hypothese kann ich hierüber mitteilen. Im Westniederfränkischen ist *ū* in *ǖ* übergegangen. Wenn wir nun den Anfang dieses Prozesses in eine sehr frühe Periode setzen, so dürfen wir vielleicht annehmen, daß das alte *-ū* bereits von seinem urspr. Lautwert abgewichen war, als das auslautende *-ō*^{u} in *-ū* überging. Der letztgenannte Lautwandel ist gemeinnord- und westgermanisch, aber wie so viele übereinstimmende Lautveränderungen ist er keinesfalls in eine Periode zu versetzen, wo diese beiden Germanengruppen noch auf einem kleinen Gebiete zusammen wohnten: wir dürfen wohl nicht weiter als Christi Geburt zurückgehen. Wenn nun Te Winkel Recht hat, der Handelingen en Mededeelingen van de maatschappij der Ndl. Letterkunde 1904/05, S. 69 den Wandel von *ū* in *ǖ* der Mischung einer germanischen und einer keltischen Bevölkerung zuschreibt, so wäre vielleicht ein sehr frühes Eindringen von Friesen in West-Flandern anzunehmen, die noch lange bevor die Franken so weit westlich gekommen waren, der keltischen Bevölkerung dieses Landes ihre germanische Sprache aufgezwungen hatten. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß einmal das Gebiet der Friesen sich bis nach Flandern ausstreckte. Vielleicht aber verhalten sich die Sachen viel einfacher: in mehreren ndl. Mundarten hat das ausl. *ū* bis jetzt sein *ū*-Timbre bewahrt. So sagt man in Zeeland und einem Teil von Flandern *nū*, *jū* (aus **iu* mit Dehnung des *u*). Aus dem *u* von mnl. *nu*, *(j)u*, *du* darf man daher nicht schließen, daß ausl. *ū* regelmäßig *ǖ* geworden sei und vielleicht entspricht *soe* ebenso genau einem wg. *sū* wie *noe* (spr. *nū*) einem *nū*.

Haag. N. van Wijk.

Aktionsart und Zeitstufe der Infinitive in den homerischen Gedichten.

Nachdem im Griechischen die aus der früheren Sprachentwicklung überkommenen, teils fertigen, teils werdenden Infinitive an die verschiedenen Tempusstämme sich angegliedert hatten, übernahmen sie von den entsprechenden Indikativen die Aktionsart, nicht aber die Zeitstufe.[1]) Der Infinitiv des Präsens bezeichnete also die Handlung in der Regel als verlaufend, seltener als punktuell, der Inf. Perf. als abgeschlossen oder den dadurch erreichten Zustand, der Inf. Aor. aber teilte mit dem Ind. Aor. teils die ingressive, teils die effektive Bedeutung. Auf welcher Zeitstufe die Handlung verlaufend, abgeschlossen oder eintretend gedacht werden sollte, ergab der Zusammenhang der Rede.

Die mannigfachen Funktionen, welche von diesen Grundlagen aus die Infinitive nach und nach übernommen haben, liegen in den homerischen Epen im wesentlichen bereits entwickelt vor. Wenn diese aber nach begründeter Annahme den Niederschlag einer Sprachentwicklung von vielleicht sechs Generationen darstellen, so wird sich auf Grund dieses reichen alten Materials die Entwicklung jener Funktionen noch einigermaßen verfolgen lassen. Insbesondere werden die Einflüsse erkennbar sein, welche die Ausbildung der dem Griechischen eigentümlichen Form der abhängigen Rede auf diese Entwicklung ausgeübt hat. Nach diesen Gesichtspunkten ist im folgenden der homerische Gebrauch der Infinitive in bezug auf Aktionsart und Zeitstufe einer genauen Untersuchung unterzogen.

1. Der Infinitiv Praes. bezeichnet der überwiegenden Bedeutung des Ind. Präs. entsprechend die Handlung als verlaufend und teilt mit ihm die aus dieser Grundanschauung hervorgehenden Gebrauchsweisen. Aus dem Begriff der verlaufenden Handlung, für den ein bezeichnendes Beispiel ist ο 278 διωκέμεναι γάρ όίω "daß sie auf der Verfolgung begriffen sind", erklärt sich zunächst der nur seltene, sogenannte Gebrauch *de conatu*. Mutzbauer Die Grundlagen der griech. Tempuslehre, S. 45 bemerkt mit Bezug auf das Imperf. mit Recht, daß in der Form nichts

1) Vgl. Delbrück Die Grundlagen der griech. Syntax S. 121 ff. und Vergl. Syntax II S. 451 ff., Capelle im Philologus 37 S. 114.

von einem Versuch liege. So ist κτείνειν in α 39 πρό οἱ εἴπομεν — μήτ' αὐτὸν κτείνειν μήτε μνάασθαι ἄκοιτιν nichts anderes als 'mit Tödten beschäftigt sein' d. i. in Gedanken und vorbereitenden Handlungen den Mord betreiben, κατακτείνειν π 400 einen Mordanschlag machen, vgl. 432, ἱλάσκεσθαι Α 386 die Versöhnung betreiben, vgl. 472.[1]) Die Handlung ist ferner in ihrem Verlauf gedacht, wenn es sich um die Fortsetzung oder Beendigung einer bisher geübten Tätigkeit handelt: so in der Konstruktion des Inf. Präs. nach ἐᾶν, wie Ε 32 f. οὐκ ἂν δὴ Τρῶας μὲν ἐάσαιμεν καὶ Ἀχαιοὺς μάρνασθαι 'weiter kämpfen', nach παύειν, wie Λ 442 ἤτοι μέν ῥ' ἔμ' ἔπαυσας ἐπὶ Τρώεσσι μάχεσθαι, oder um das Fortbestehen eines Zustandes im Gegensatz zum Aufhören oder einer Unterbrechung, wie Θ 246 νεῦσε δέ οἱ λαὸν σόον ἔμμεναι οὐδ' ἀπολέσθαι 'erhalten bleiben', Σ 87 ναίειν 'wohnen bleiben', ω 435 ζωέμεν 'weiter leben', φ 239 ἀκὴν ἔμεναι παρὰ ἔργῳ 'ruhig bei der Arbeit bleiben' (Gegensatz μή τι θύραζε προβλώσκειν). Wird die Handlung während eines längeren Zeitraumes ununterbrochen verlaufend gedacht, so ergibt sich die Vorstellung der Dauer, wie ρ 55 f. Πείραιον δέ μιν ἠνώγεα προτὶ οἶκον ἄγοντα ἐνδυκέως φιλέειν καὶ τιέμεν εἰς ὅ κεν ἔλθω 'Gastfreundschaft und Ehre erweisen', Β 280 σιωπᾶν 'Schweigen beobachten', χ 129 φράζεσθαι 'im Auge behalten'. Eine solche Handlung setzt sich aber öfter, wie ρ 55 f. zeigen kann, aus einer Reihe einzelner gleicher Akte zusammen, daher der Inf. Präs., wie der Ind., auch zur Bezeichnung einer wiederholten Handlung verwendet wird. So von gewohnheitsmäßigem Tun γ 48 ἐπεὶ καὶ τοῦτον ὀίομαι ἀθανάτοισιν εὔχεσθαι 'daß er jederzeit sich im Gebet an die Götter wende' vgl. Ζ 207 f., und in den zahlreichen Beispielen, in denen im Nebensatz ein wiederholter Fall gesetzt wird, wie Α 229 f. ἦ πολὺ λώιόν ἐστι — δῶρ' ἀποαιρεῖσθαι, ὅς τις σέθεν ἀντίον εἴπῃ, vgl. Β 214 f. Ζ 228 f. Τ 228 f. γ 355. δ 196. ε 119 f. θ 45. κ 22. 73 f. ξ 522 f.; daher auch von einer jederzeit sich betätigenden Eigenschaft, wie Ρ 675 αἰετός, ὅν ῥά τέ φασιν ὀξύτατον δέρκεσθαι d. i. die schärfste Sehkraft habe.

---

1) Hieher scheint auch der Inf. Präs. βάλλειν in Ε 51 f., δίδαξε γὰρ Ἄρτεμις αὐτὴ βάλλειν ἄγρια πάντα gezogen werden zu müssen, wo man den Inf. des effektiven Aor. βαλεῖν erlegen erwartet. Der Inf. Präs. besagt eigentlich 'schießen auf allerlei Wild', die Jagd auf jegliche Art von Wild betreiben'. Vgl. auch κ 305 χαλεπὸν δέ τ' ὀρύσσειν 'danach zu graben', nicht 'ausgraben': Delbrück Vergl. Synt. II S. 39.

Wenige Präsensstämme bezeichnen eine punktuelle Aktion in dem von Delbrück Vergl. Synt. 2, 14 festgestellten Sinne, daß die Handlung mit ihrem Eintritt zugleich vollendet ist, oder auch verschiedene Aktionsarten. Zu den ersteren gehört vor allem εἶμι, dessen futurischer Gebrauch sich aus der punktuellen Aktion erklärt. Futurisch wird dies Verbum nach Delbrück 2, 69 f. im Ind. Präs. bei Homer besonders in der 1. und 2. Person gebraucht, zugleich aber verlaufend gedacht K 325 τόφρα γὰρ ἐς στρατὸν εἶμι διαμπερές, ὄφρ' ἂν ἵκωμαι νῆ' Ἀγαμεμνονέην und Υ 362, während die 3. Person meist präsentisch von verlaufender Aktion gebraucht wird. Der Infinitiv zeigt nun folgende Aktionsarten. In abhängiger Rede überwiegt die punktuell-futurische Bedeutung: Ρ 709 οὐδέ μιν οἴω νῦν ἰέναι, Υ 365 φάτο δ' ἴμεναι ἄντ' Ἀχιλῆος vgl. 371. In Ξ 456 f. καί μιν ὀίω αὐτῷ (ἄκοντι) σκηπτόμενον κατίμεν δόμον Ἄϊδος εἴσω und vielleicht auch Υ 141 f. μάλα δ' ὦκα διακρινθέντας ὀίω ἂψ ἴμεν Οὔλυμπόνδε θεῶν μεθ' ὁμήγυριν ἄλλων ist die Bewegung zugleich verlaufend gedacht, wie im Ind. Κ 325 und Υ 362. Gegenwärtig verlaufend aber Κ 355 f. ἔλπετο γὰρ κατὰ θυμὸν ἀποστρέψοντας ἑταίρους ἐκ Τρώων ἰέναι, wo Dolon die ihn verfolgenden Odysseus und Diomedes hat kommen hören, und auch Ν 99 ff. ἦ μέγα θαῦμα τόδ' ὀφθαλμοῖσιν ὁρῶμαι, ὃ οὔ ποτ' ἐγώ γε τελευτήσεσθαι ἔφασκον, Τρῶας ἐφ' ἡμετέρας ἰέναι νῆας, denn hier erklären die letzten Worte τόδε, zwar eine Tatsache, die aber unter Einwirkung des vorhergehenden Relativsatzes als Vorstellung gefaßt ist: daß die Troer im Anrücken gegen unsere Schiffe begriffen sind. Punktuell ist die Aktionsart des Inf. im imperativischen Gebrauch, sowohl im selbständigen: Π 87. 839. Φ 297. ζ 298. θ 12. κ 405. 512. ρ 600, als im abhängigen: Λ 686. α 374, auch in Abhängigkeit von Verben des Antreibens, Befehlens, Wollens, Verlangens, nur in β 364 πῇ δ' ἐθέλεις ἰέναι πολλὴν ἐπὶ γαῖαν; δ 483 und ο 79 ist die Bewegung verlaufend gedacht. In der Verbindung βῆ δ' ἰέναι und den ähnlichen ὦρτο, ἦρχε ἴμεν, sowie in Abhängigkeit von πέμπειν, προϊέναι u.a. bezeichnet der Inf. die dem Ansatz zum Gehen folgende Bewegung in ihrem Verlauf: vgl. Α 44 βῆ δὲ κατ' Οὐλύμποιο καρήνων 'er setzte seinen Fuß herab von . . .', mit 47 ὁ δ' ἤιε νυκτὶ ἐοικώς 'er schritt dahin'.

Der Ind. von νέομαι hat überwiegend futurische Bedeutung, präsentische nur in der Odyssee: μ 188. κ 192 und vielleicht ν 61. Die Infinitive νέεσθαι und ἀπονέεσθαι zeigen die

punktuell-futurische Bedeutung in abhängiger Rede: nach ὑπέσχετο καὶ κατένευσε B 113. I 20, ὑπέσταν B 288, ὑπέστημεν E 716, ἐπηπείλησε Ξ 46, ἐώλπει T 330, ἀνένευσε Π 252, φημί Ξ 221. Υ 212, φασί β 237. λ 176, φάντο ω 460, ὀίω M 73. ς 260, in der Ilias also fast nur nach Verben, deren Bedeutung eine Richtung auf die Zukunft enthält, in der Odyssee nur nach φημί und ὀίω. Ferner ist die Bedeutung des Inf. punktuell im imperativischen Gebrauch, selbständig π 132, abhängig π 350, und auch sonst überall in Abhängigkeit von Verben; nur wird in den nach dem Muster von βῆ δ' ἰέναι gebildeten Verbindungen ἔβαν νέεσθαι Ψ 229. ξ 87, ἦρχε νέεσθαι B 84, πέμπειν νέεσθαι Σ 240. Φ 48. 598 und in der Od., ἵει v. Δ 397, ἔτρεψε v. M 32, ὀτρύνειν v. in der Od. die Bewegung in ihrem Verlauf gedacht sein.

Wenn dem Verbum ἔρχεσθαι, wie Delbrück Vergl. Synt. 2, 61 annimmt, ursprünglich terminative Aktion eigentümlich war, so daß es, je nachdem der Ausgangspunkt oder der Endpunkt der Bewegung in das Auge gefaßt wurde, entweder 'weggehn' oder 'kommen' bezeichnete, so hat es doch bei Homer im Ind., wie in andern Formen des Präs., daneben nicht selten auch kursive Aktion. Ich hebe nur einige Beispiele heraus: ἔρχομαι Λ 839. N 256. Ξ 301 in der Bedeutung 'ich bin auf dem Wege', vgl. auch μετέρχομαι γ 83, ἔρχεται H 208 'schreitet dahin', ἔρχονται 'ziehen heran, sind im Anmarsch' B 801, ἐρχομένων 'wie sie dahin zogen' Γ 14. Dementsprechend zeigt auch der Infin. neben der terminativen, zum teil auch kursive Aktion; erstere Γ 392 ff. οὐδέ κε φαίης ἀνδρὶ μαχησάμενον τόνγ' ἐλθεῖν, ἀλλὰ χορόνδε ἔρχεσθ' ἠὲ χοροῖο νέον λήγοντα καθίζειν 'zum Reigentanz aufbreche oder zu gehen im Begriff sei (nicht 'auf dem Wege sei') im Gegensatz zu ἐλθεῖν 'zurückgekommen sei', vgl. Z 65, so auch wohl κ 562 φάσθε νύ που οἰκόνδε — ἔρχεσθαι 'im Begriff sein zu gehen', nicht 'auf dem Wege sein', vgl. 561, 'fortgehen' O 161 = 177. β 265. π 86. υ 362, 'kommen' α 190. ο 514. Θ 400. Dagegen sicher kursive Aktion Z 40. 261. λ 121.

Die vermutlich aus Perfekten entstandenen Präsentia ἵκω und οἴχομαι, die im Ind. neben der präsentischen auch Perfektbedeutung haben, zeigen die letztere auch im Infin.: ν 325 οὐ γὰρ ὀίω ἵκειν (so Bekker und Neuere, handschriftlich nur ἥκειν) εἰς Ἰθάκην, Z 345 ὥς μ' ὄφελ' — οἴχεσθαι προφέρουσα κακὴ ἀνέμοιο θύελλα εἰς ὄρος, δ 639 οὐ γὰρ ἔφαντο ἐς Πύλον οἴχεσθαι. — ἱκάνω zeigt im Infin. δ 29 punktuell-präsentische, aber δ 139

οἵ τινες οἵδε ἀνδρῶν εὐχετόωνται ἱκανέμεν ἡμέτερον δῶ Perfektbedeutung. — Die scheinbar perfektische Bedeutung der Präs. ἀκούω (Ω 543. ο 403) 'ich habe gehört' und νικάω 'ich bin Sieger' (Β 370. γ 121) wiederholt sich in den Infin. ἀκουέμεν Ξ 125 und δ 94, νικᾶν λ 548.

Auf welcher Zeitstufe die Handlung des Infin. Präs. in den nachgewiesenen Aktionsarten vor sich gehend gedacht werden sollte, ergab der Zusammenhang der Rede. So lange nun der Gebrauch der Infinitive im wesentlichen auf die finale und konsekutive Bedeutung beschränkt war, fiel die Handlung des Infin. seiner ursprünglich dativischen Natur entsprechend in die Zukunft, die in Beispielen, wie Ψ 618 τῆ νῦν, καὶ σοὶ τοῦτο, γέρον, κειμήλιον ἔστω, Πατρόκλοιο τάφου μνῆμ' ἔμμεναι, vom Standpunkt der Gegenwart des Redenden aus bestimmt wurde, in Beispielen, wie ε 256 φράξε δέ μιν ῥίπεσσι διαμπερὲς οἰσυΐνῃσιν κύματος εἶλαρ ἔμεν, vom Standpunkt der in der Vergangenheit handelnd eingeführten Person aus. Erst durch die Ausbildung der abhängigen Rede erweiterte sich der Gebrauch des Infin. Präs. dahin, daß er auch eine in der Gegenwart verlaufende Handlung oder einen in der Gegenwart dauernden Zustand bezeichnen konnte, ebensowohl vom Standpunkt des Sprechenden aus: εὔχομαι εἶναι, als vom Standpunkt einer in der Vergangenheit sprechend eingeführten Person aus: εὔχετο εἶναι. Die letzte Stufe der Entwicklung war die, daß der Infin. Präs. auch verwendet wurde, um eine in der Vergangenheit verlaufende Handlung (Zustand) zu bezeichnen, ohne daß die Zeitstufe der Vergangenheit aus dem Verbum des regierenden Satzes entnommen werden konnte, wie χ 321 εἰ μὲν δὴ μετὰ τοῖσι θυοσκόος εὔχεαι εἶναι, wo die Bedeutung 'gewesen zu sein' nur aus den vorhergehenden Worten des Leodes 313—319 verständlich ist. Dieser sog. imperfektische Gebrauch des Infin. Präs. findet sich überhaupt nur in 10 Beispielen (Il. 3, Od. 7) und steht noch in den Anfängen der Entwicklung. Er wird sich zunächst auf den Infin. εἶναι bei Angabe von Eigenschaften und Zuständen beschränkt haben: die drei Beispiele der Ilias in ΔΕΩ enthalten nur diesen Infinitiv und von den 7 Beispielen der Odyssee 5 denselben, und nur 2 solche Infinitive, welche eine in der Vergangenheit vollzogene Handlung bezeichnen. Von selbst ergab sich die Beziehung des Inf. Präs. auf die Vergangenheit in Δ 264 ἀλλ' ὄρσευ πολεμόνδ', οἷος πάρος εὔχεαι

εἶναι, wo πάρος nach Beispielen, wie θ 36. Λ 825, mit εἶναι zu verbinden ist: hier lag die bereits proethnische (Delbrück Vergl. Synt. 2, 265 ff.) und bei Homer geläufige Verbindung von πάρος mit Ind. Präs. zu Grunde, die eine in der Vergangenheit bis zur Gegenwart betätigte Eigenschaft bezeichnet. Nötig war der Zusatz von τὸ πρίν beim Infin. Präs. noch Ω 543 καὶ cέ, γέρον, τὸ πρὶν μὲν ἀκούομεν ὄλβιον εἶναι, weil eine scharfe Grenze zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu ziehen war. In E 638 ἀλλ' οἷόν τινά φαcι βίην Ἡρακληείην εἶναι ist von den Helden einer frühern Generation die Rede, in θ 180 ἐν πρώτοιcιν ὀίω ἔμμεναι folgt der Zusatz ὄφρ' ἥβη τε πεποίθεα χερcί τ' ἐμῆcιν, in β 118 κέρδεά θ', οἷ' οὔ πώ τιν' ἀκούομεν sc. ἐπίcταcθαι folgt οὐδὲ παλαιῶν, τάων, αἳ πάρος ἦcαν — Ἀχαιαί. — Das regierende Verbum steht im Prät. λ 237 φῆ δὲ (die Seele der Heroine Tyro) Κρηθῆος γυνὴ ἔμμεναι und λ 540 γηθοcύνη (die Seele Achills), ὅ οἱ υἱὸν ἔφην ἀριδείκετον εἶναι. — Den Endpunkt der Entwicklung bezeichnen die 2 Beispiele der Odyssee, in denen vergangene Handlungen durch den Infin. Präs. bezeichnet werden: θ 516 ἄλλον δ' ἄλλῃ ἄειδε πόλιν κεραϊζέμεν αἰπήν und χ 322 (εἰ μὲν δὴ μετὰ τοῖcι θυοcκόος εὔχεαι εἶναι) πολλάκις που μέλλεις ἀρήμεναι — τηλοῦ ἐμοὶ νόcτοιο τέλος γλυκεροῖο γενέcθαι. Es ist zu beachten, daß im ersten Beispiel dem Infin. Präs. in V. 514 eine von ἤειδεν abhängige Rede in der Form ὡς ἄcτυ διέπραθον υἷες Ἀχαιῶν vorhergeht und im zweiten das εἶναι des Vordersatzes schon eine der Vergangenheit angehörende Stellung des Angeredeten bezeichnet.

2. Verhältnißmäßig gering ist der Gebrauch der abhängigen Infinitive Perf., von denen sich nur 102 Beispiele finden (Il. 67, Od. 35). Am häufigsten sind vertreten die Inf. ἑcτάμεν (ἑcτάμεναι) und κεῖcθαι nebst Kompositis und ἧcθαι (in 32 Beisp.): ἑcτάμεν(αι) Δ 342. K 480. Λ 410. M 316. N 56. O 666. 675. Σ 374. φ 261, χ 121, παρεcτάμεναι O 255. P 563. Φ 231. δ 827. υ 94, ἐφεcτάμεν α 120; κεῖcθαι E 685. 848. Θ 126. Λ 836. O 118. 473. P 300. T 9. X 73, κατακεῖcθαι Ω 523; ἧcθαι A 134. 416. N 253. 280. η 160. τ 120. Von Verben, die eine körperliche Bewegung bezeichnen, liegen die Inf. Perf. vor: βεβάμεν P 359. 510, ἀφῖχθαι Z 297, πεφυγμένον εἶναι Z 488. ι 455, πεφ. γενέcθαι X 219, ἀλάληcθαι β 370. μ 284. ο 276. υ 206; körperliche Zustände bezeichnen τεθνάμεν O 497. P 405. T 335. Ω 225. π 107. υ 317. φ 155, πεφάcθαι N 447. Ξ 471. Ω 254, ἐγρηγόρθαι K 67; geistige

Zustände: ἴδμεν(αι) Λ 719. N 273. δ 200. 493. θ 146. 213. μ 154, περιίδμεναι N 728, μεμνῆcθαι T 231. δ 353, λελαcμένον εἶναι N 269, δεδιδάχθαι Λ 831, πεπύcθαι P 641, πεπνῦcθαι Ψ 440. κ 495; Gemütszustände: κεχολῶcθαι I 523. Π 61. Ω 114. 135. η 310. c 227. χ 59, ἀκαχῆcθαι T 335. δ 806, δειδίμεν ι 274. κ 381, τετλάμεν γ 209. ζ 190. Außerdem finden sich ἑκτῆcθαι I 402, ἐκγεγάμεν E 248. Y 106. 209, κεκάcθαι Ω 546, γεγωνέμεν Θ 223. Λ 6, und die Inf. Perf. Pass. τετύχθαι O 110. α 391, προτετύχθαι Π 60. Σ 112. T 65, λελεῖφθαι Ω 256. 494, τετιμῆcθαι I 38. 608. Ψ 649, τετευχῆcθαι χ 104, κατειρύcθαι ξ 332. τ 289, κεκλῆcθαι Ξ 268[1]).

Daß die Perfekta, von denen Infinitive vorliegen, den durch eine vorhergehende Handlung erreichten Zustand bezeichnen und nicht einem Teil derselben intensive Bedeutung beizulegen ist, hat Delbrück Vergl. Synt. II, 177 ff. wahrscheinlich gemacht. Im einzelnen ist danach folgendes zu bemerken: βεβάμεν P 359. 510 bezeichnet weder 'schützend schreiten um', noch einfach 'schützen', sondern, wie der Gegensatz 357 f. νεκροῦ χάζεcθαι — προμάχεcθαι Ἀχαιῶν ἔξοχον ἄλλων und 132 f. ἀμφὶ Μενοιτιάδῃ — ἑcτήκειν verglichen mit 137 περὶ Πατρόκλῳ — βεβήκειν zeigt, 'stehen bleiben vor' (zum Schutze). Wenn man ferner τεθνάμεν P 405. Ω 225. O 497 intensive Bedeutung beilegt, so zeigt doch in P 405 der Gegensatz ἀλλὰ ζωὸν ἀπονοcτήcειν, daß es vielmehr den tatsächlichen Zustand des Patroklos bezeichnet: erschlagen liegen; ähnlich ist Ω 225 εἰ δέ μοι αἶcα τεθνάμεναι παρὰ νηυcὶν Ἀχαιῶν 'tot liegen bleiben bei den Schiffen der Achaeer' statt lebend aus dem Schiffslager zurückzukehren, und in O 497 οὔ οἱ ἀεικὲc ἀμυνομένῳ περὶ πάτρηc τεθνάμεν, wo man

1) κεῖcθαι und ἧcθαι sind mit verzeichnet auf Grund der wahrscheinlichen Annahme, daß κεῖμαι und ἧμαι aus Perfekten umgebildete Präsentia sind, vergl. Delbrück Vergl. Synt. II, 68, 187. Dagegen sind die Formen πεπαλάcθαι ι 331 und δεδάαcθαι π 316 als zweifelhaft ausgeschlossen. In beiden Stellen ist es schwer, die erforderliche Bedeutung aus einem Perfekt des erreichten Zustandes abzuleiten, auch erwartet man eher Infinitive des Aor. Für δεδάαcθαι hat Wackernagel in Bezzenbergers Beitr. IV S. 310 die Möglichkeit eines Inf. Aor. erwiesen und an Stelle von πεπαλάcθαι ist von Döderlein πεπαλέcθαι als Inf. Aor. vermutet; Delbrück Vergl. Synt. II S. 205 neigt zu der Annahme, daß πεπαλάcθαι Inf. Aor. sei. — Hinsichtlich der imperativisch gebrauchten Inf. Perf. ist zu bemerken, daß die Ilias nur das eine Beispiel Ψ 343 πεφυλαγμένοc εἶναι aufweist; die übrigen Beispiele gehören der Odyssee an: ἧcθαι κ 507, 536, ψ 365, μεμνῆcθαι c 267, τετλάμεναι ν 307; 2 Beisp. 3. Person: κεῖcθαι ο 128 und κεκρυμμένον εἶναι λ 443; die 1. Person im Wunschsatze ἐφεcτάμεναι ω 380.

den Inf. Aor. erwarten könnte, ist der Inf. Perf. bedingt durch τεθνάτω 496, dieses Perf. bezeichnet aber, wie der Vordersatz ὃς δέ κεν — θάνατον καὶ πότμον ἐπίσπῃ fordert, den dem Eintritt des Todes folgenden Zustand, wie auch der Inf. Perf. π 106 durch κατακτάμενος, υ 317 und φ 155 durch die im Zusammenhange vorausgesetzte Tötung bedingt ist. Vgl. auch Τ 334 f. Wie ferner τεθνάμεν Ρ 405 den Zustand bezeichnet, in dem sich Patroklos befindet, so ist ähnlich Ω 254 αἴθ' ἅμα πάντες Ἕκτορος ὠφέλετ' ἀντὶ θοῆς ἐπὶ νηυσὶ πεφάσθαι die Wahl des Inf. Perf. 'erschlagen liegen' bedingt durch die Beziehung auf Hektor, der im Schiffslager tot liegt, wie in Ξ 471 ἦ ῥ' οὐχ οὗτος ἀνὴρ Προθοήνορος ἀντὶ πεφάσθαι ἄξιος; durch den Hinblick auf die am Boden liegende Leiche des eben Gefallenen, ähnlich Ν 447. — κεχολῶσθαι 'in Zorn versetzt, von Zorn erfüllt sein' bezeichnet Ι 523 und χ 59 im Gegensatz zu den Bemühungen, den Zürnenden zu versöhnen, Π 61 (mit ἀσπερχὲς) in Beziehung zu μηνιθμὸν καταπαυσέμεν das dauernde Grollen. In Ω 114 = 135 scheint κεχολῶσθαι eine Steigerung des vorhergehenden σκύζεσθαι zu bezeichnen: 'von Groll erfüllt sein', vgl. auch ε 227, während man in η 309 f. οὔ μοι τοιοῦτον ἐνὶ στήθεσσι φίλον κῆρ μαψιδίως κεχολῶσθαι nach 306 μή πως καὶ σοὶ θυμὸς ἐπισκύσσαιτο ἰδόντι eher den Inf. Aor. erwartet.

Recht augenfällig ist der Inf. Perf. als Ausdruck des durch eine vorhergehende Handlung bewirkten Zustandes in den Verbindungen χ 121 τόξον μὲν πρὸς σταθμὸν — ἔκλιν' ἑστάμεναι, Ρ 298 ἐκ δ' ἄρα χειρῶν Πατρόκλοιο πόδα — ἧκε χαμᾶζε κεῖσθαι, Ο 472 f. βιὸν μὲν ἔα — κεῖσθαι vgl. 465 τόξον δέ οἱ ἔκπεσε χειρός und in der öfter in bezug auf einen eben Gefallenen gebrauchten Wendung ἐᾶν κεῖσθαι, von welcher Τ 8 f. τοῦτον μὲν ἐάσομεν — κεῖσθαι hinüberleiten kann zu der eigenartigen Formel ἀλλὰ τὰ μὲν προτετύχθαι ἐάσομεν Π 60. Σ 112. Τ 65, die kaum anders verstanden werden kann, als nach den Alten (Schol. Dind. IV S. 206 zu Τ 65): doch wir wollen das vorhergeschehen sein lassen d. i. als ein für allemal abgetan auf sich beruhen lassen, und zu der Wendung ἄλγεα δ' ἔμπης ἐν θυμῷ κατακεῖσθαι ἐάσομεν Ω 522 f. Durch καί verbunden sind die Handlung und der dadurch herbeigeführte Zustand Ξ 267 f. ἐγὼ δέ τοι Χαρίτων μίαν ὁπλοτεράων δώσω ὀπυιέμεναι καὶ σὴν κεκλῆσθαι ἄκοιτιν; umgekehrt ist das dauernde Ergebnis vorangestellt δ 493 ἴδμεναι καὶ δαῆναι und θ 213 ἴδμεν καὶ πειρηθήμεναι ἄντην. Aber nicht überall

ist die Wahl des Inf. Perf. statt des Inf. Aor. ohne weiteres verständlich. Zu dem schon erwähnten Beispiel η 309 f. kommen T 230 f. ὅϲϲοι δ' ἂν πολέμοιο περὶ ϲτυγεροῖο λίπωνται, μεμνῆϲθαι [sc. χρή] πόϲιοϲ καὶ ἐδητύοϲ, χ 104 τετευχῆϲθαι γὰρ ἄμεινον, wo 'eingedenk sein' und 'gewappnet sein' nur nachdrucksvoller statt μνήϲαϲθαι und τεύχεα δῦναι gesagt scheint.

Die periphrastische Verbindung des Partiz. Perf. mit εἶναι prägt den Begriff des Zuständlichen noch kräftiger aus, als der einfache Inf. Perf. So ist Z 488 μοῖραν δ' οὔτινά φημι πεφυγμένον ἔμμεναι ἀνδρῶν —, ἐπὴν τὰ πρῶτα γένηται, nicht 'dem Verhängnis entronnen sein' als erfahrungsmäßige Tatsache, sondern 'in Sicherheit sein vor dem Verhängnis', ι 455 ὃν οὔ πώ φημι πεφυγμένον ἔμμεν ὄλεθρον 'noch nicht sicher vor dem Verderben'. Nahezu adjektivisch als Bezeichnung einer Charaktereigenschaft erscheint das Partiz. Perf. mit εἶναι N 269 οὐδὲ γὰρ οὐδ' ἐμέ φημι λελαϲμένον ἔμμεναι ἀλκῆϲ *immemorem esse*, vgl. Ψ 343 πεφυλαγμένοϲ εἶναι 'sei auf deiner Hut, sei vorsichtig'. So werden selbst Verbindungen möglich, wie X 219 οὔ οἱ νῦν ἔτι γ' ἔϲτι πεφυγμένον ἄμμε γενέϲθαι 'dahin zu gelangen, daß er vor uns beiden in Sicherheit sei', vgl. Ψ 69 λελαϲμένοϲ ἔπλευ.

Die Zeitstufe ergibt sich auch für den Inf. Perf. aus dem Zusammenhange der Rede. Zeitlos ist er in allgemeinen Sätzen, z. B. N 280 οὐδέ οἱ ἀτρέμαϲ ἧϲθαι ἐρητύετ' ἐν φρεϲὶ θυμόϲ, Λ 409. Der näheren Zukunft gehört der Abschluß der Handlung und der dadurch erreichte Zustand an z. B. ζ 297 αὐτὰρ ἐπὴν ἡμέαϲ ἔλπῃ ποτὶ δώματ' ἀφῖχθαι, O 117 εἴ πέρ μοι καὶ μοῖρα Διὸϲ πληγέντι κεραυνῷ κεῖϲθαι ὁμοῦ νεκύεϲϲι, Ω 225. φ 155, der Zukunft überhaupt π 107 βουλοίμην κ' ἐν ἐμοῖϲι κατακτάμενοϲ μεγάροιϲιν τεθνάμεν, υ 317. Die den Zustand bewirkende Handlung liegt schon in der Vergangenheit, während der Zustand in die Gegenwart hineinreicht: Ξ 471 ἦ ῥ' οὐχ οὗτοϲ ἀνὴρ Προθοήνοροϲ ἀντὶ πεφάϲθαι ἄξιοϲ; und T 9 τοῦτον μὲν ἐάϲομεν κεῖϲθαι, in Sätzen, die von Verbis sentiendi abhängen: O 110 ἤδη γὰρ νῦν ἔλπομ' Ἄρηΐ γε πῆμα τετύχθαι, T 335 ἤδη γὰρ Πηλῆά γ' ὀίομαι ἠὲ κατὰ πάμπαν τεθνάμεν, P 404 τό μιν οὔ ποτε ἔλπετο θυμῷ τεθνάμεν, α 120 νεμεϲϲήθη δ' ἐνὶ θυμῷ ξεῖνον δηθὰ θύρῃϲιν ἐφεϲτάμεν. In den zwei letzten Beispielen, wie auch schon in den S. 257 verzeichneten (wie χ 121 τόξον ἔκλινε ἑϲτάμεναι) wird durch das Tempus des regierenden Verbums der durch den Inf. Perf. bezeichnete Zustand in die Vergangenheit gerückt. Die letzte Stufe der Entwicklung

bezeichnen zwei Beispiele, in denen der Inf. Perf. in abhängiger Rede nach φαcί so steht, daß der bezeichnete Zustand nicht mehr in die Gegenwart des Sprechenden hineinreicht, also als sogenannter Inf. Imperfecti I 401 ff. οὐ γὰρ ἐμοὶ ψυχῆς ἀντάξιον οὐδ' ὅςα φαςὶν Ἴλιον ἐκτῆςθαι — τὸ πρὶν ἐπ' εἰρήνης, πρὶν ἐλθεῖν υἷας Ἀχαιῶν und Ω 546 τῶν ςε, γέρον, πλούτῳ τε καὶ υἱάςι φαςὶ κεκάςθαι, beide Male aber nicht ohne die Zeitbezeichnung durch πρίν, welche in Ω in dem einleitenden Satze 543 καὶ ςέ, γέρον, τὸ πρὶν μὲν ἀκούομεν ὄλβιον εἶναι vorangegangen ist[1]).

---

1) Daß der Gebrauch des Inf. Perf. während der Periode der homerischen Dichtung noch in fortschreitender Entwicklung begriffen gewesen ist, ergibt sich auch aus folgenden Beobachtungen. Ein hohes Alter wird für den Gebrauch der Inf. ἑςτάναι, κεῖςθαι, ἧςθαι angenommen werden dürfen; auf diese entfällt ein Drittel sämtlicher Beispiele (32 von 102). Diesen stehen an Frequenz des Gebrauchs am nächsten τεθνάμεν (7 Beisp.), ἴδμεν (8), κεχολῶςθαι (7), während alle übrigen Inf. Perf. entweder ganz vereinzelt oder nur mit ein paar (zwei bis vier) Beispielen vertreten sind. Ferner bietet von den ihrem Hauptbestande nach sicher ältesten Gesängen der Ilias ΑΛΠΧ der erste Gesang nur ἧςθαι in zwei Beispielen, Λ ἑςτάμεν und κεῖςθαι in je einem; ἴδμεν (719) gehört einer allgemein anerkannten späten Interpolation, γεγωνέμεν (6), δεδάχθαι (831) wahrscheinlich jüngeren Partien des Gesanges an. Auch Π und Χ bieten nur je zwei Beispiele, Π außer κεχολῶςθαι das eigenartige προτετύχθαι (60), Χ außer κεῖςθαι das auffallende πεφυγμένον γενέςθαι (219), beide in Partien, die von der Kritik beanstandet sind. Weiter ergibt sich innerhalb der Ilias ein auffallender Unterschied des Gebrauchs zwischen den beiden Hälften des Epos: die erste weist 21, die zweite 47 Beispiele auf. Von den 21 Beispielen der ersten Hälfte aber entfallen auf ἑςτάμεν, κεῖςθαι und ἧςθαι 10 Beispiele; vereinzelt treten auf: in Ε ἐκγεγάμεν (noch in Υ), in Ζ πεφυγμένον εἶναι (noch in ι), in Θ γεγωνέμεν (auch in Λ 6), in Κ ἐγρηγόρθαι; Ι weist auf τετιμῆςθαι (zweimal, noch in Ψ), κεχολῶςθαι, ἐκτῆςθαι (imperfektisch). In der zweiten Hälfte der Ilias treten außer den Komposita παρεςτάμεναι, περιίδμεναι und κατακεῖςθαι neu auf die Passiva πεφάςθαι, τετύχθαι und προτετύχθαι, λελεῖφθαι, κεκλῆςθαι, ἀκαχῆςθαι, die periphrastischen Inf. λελαςμένον εἶναι und πεφυγμένον γενέςθαι, ferner βεβάμεν, τεθνάμεν, μεμνῆςθαι, πεπύςθαι, πεπνῦςθαι, κεκάςθαι (Inf. Imperfecti). Der Odyssee eigentümlich sind außer ἐφεςτάμεν: ἀφῖχθαι, ἀλάληςθαι, δειδίμεν, τετλάμεν und die Passiva τετευχῆςθαι und κατειρύςθαι. Es ergibt sich eine fortschreitende Zunahme des Gebrauchs des Inf. Perf. besonders in der Richtung, daß er auf passive Perfekta (nebst τεθνάμεν) und solche aktive und mediale ausgedehnt wird, die einen geistigen oder einen Gemütszustand bezeichnen. — Noch mag bemerkt werden, daß in der ersten Hälfte der Ilias die Gesänge ΒΓΗ ohne jedes Beispiel des Gebrauchs sind, während in der zweiten kein Gesang desselben entbehrt und die Gesänge ΝΟΡΤΩ sogar mit je 5 bis 8 Beispielen vertreten sind. Der Gesang Ι steht denen der zweiten

3. Die Aktionsart des Aorist bezeichnet man im Gegensatz zu der des Präsens treffend als punktuell und unterscheidet zunächst, je nachdem der Anfangs- oder der Schlußpunkt der Handlung herausgehoben wird, ingressive und effektive Aoriste. Dazu kommt nach Mutzbauer Die Grundlagen der Griech. Tempuslehre S. 11 ein dritter Typus, in welchem 'die ganze Handlung des Verbums als konzentrierte, in einen Moment zusammengefaßte, sozusagen als Mittelpunkt erscheint'. Diesen Typus hat dann Delbrück Vergl. Synt. 2, 237 f. als denjenigen bezeichnet, in welchem die Handlung punktualisiert erscheine, und näher dahin bestimmt, daß der Aorist im Vergleich mit der Handlung des Präs. nicht einen Anfangs- oder Endpunkt darstelle, sondern die ganze Handlung des Präs., aber in einen Punkt zusammengezogen, wie z. B. in ὃς μάλα πολλὰ πλάγχθη das vielfältige πλάζεσθαι im Rückblick in einen Punkt zusammengezogen erscheint gegenüber dem effektiven Aor. πλαγχθείς 'verschlagen'; vgl. auch Brugmann Griech. Gramm.[3] S. 475 f. Es wird aber nicht nur was in der Vergangenheit öfter vorgekommen ist, sondern auch was sich länger hingedehnt hat, im Aor. in einen Punkt zusammengezogen, wie N 465 f. ὅς σε πάρος γε γαμβρὸς ἐὼν ἔθρεψε δόμοις ἔνι τυτθὸν ἐόντα. Beides beruht auf dem, dem Aorist im Gegensatz zum erzählenden Imperf. eigenen konstatierenden Gebrauch, welcher Wiederholung und Dauer der Handlung nicht ausdrückt, sondern ignoriert, vgl. Delbrück a. O. S. 283 und 302 ff.

Daß der Infin. Aor. vom Indikativ nur die Aktionsart, nicht aber die Zeitstufe übernahm, also nicht eine Handlung der Vergangenheit bezeichnete, ist schon deshalb selbstverständlich, weil er des auf die Vergangenheit weisenden Augments entbehrte. Zeitlos erweist sich der Inf. Aor. noch in einer Reihe von Beispielen, in denen er in Abhängigkeit namentlich von *verbis sentiendi* scheinbar die Bedeutung des Infin. Fut. hat. Dieser Gebrauch erklärt sich ohne weiteres, wenn er von Verben und Wendungen abhängt, deren Begriff schon auf die Zukunft weist. Zunächst von Verben des Hoffens: Γ 112 ἐλπόμενοι παύσασθαι ὀιζυροῦ πολέμοιο. Μ 407 οἱ θυμὸς ἐέλπετο (Aristarch, v. l. ἐέλδετο) κῦδος ἀρέσθαι. γ 319 ὅθεν οὐκ ἔλποιτό γε θυμῷ ἐλθέμεν. φ 157 νῦν μέν τις καὶ ἔλπετ' ἐνὶ φρεσὶν ἠδὲ μενοινᾷ γῆμαι Πηνε-

Hälfte dadurch näher, daß er mit diesen die Passiva κεχολῶσθαι und τετιμῆσθαι teilt und das erste Beispiel des imperfektischen Gebrauchs des Inf. Perf. bietet, wovon ein zweites sich noch in Ω findet.

λόπειαν, nach ἐλπωρή τοι ἔπειτα β 280 τελευτῆσαι τάδε ἔργα, ζ 314 = η 76 φίλους τ' ἰδέειν καὶ ἱκέσθαι οἶκον. Hier begegnet sich der dem Verbum ἔλπεσθαι zu Grunde liegende Begriff 'wählen, wünschen' (vgl. L. Meyer Griech. Etym. 1, 488 f., Prellwitz Etym. Wtb. S. 92) mit der dativisch-futurischen Richtung des Infin. und insbesondere der effektiven Bedeutung des Infin. Aor.: παύσασθαι 'loskommen, freiwerden', ἀρέσθαι 'erringen', ἐλθέμεν 'heimgelangen', γῆμαι 'zur Gattin gewinnen', τελευτῆσαι 'zu Ende führen'.[1]) — Nicht anders steht es mit dem Infin. Aor. nach δέος ἐστί: M 246 ἀπολέσθαι, ε 347 παθέειν und ἀπολέσθαι, θ 563 πημανθῆναι und ἀπολέσθαι. — Ebensoleicht erklärt sich der Infin. Aor. nach den Verben: νοέω in dem Sinne 'ich denke darauf': X 235 νῦν δ' ἔτι καὶ μᾶλλον νοέω φρεσὶ τιμήσασθαι. Ω 560 νοέω δὲ καὶ αὐτὸς Ἕκτορά τοι λῦσαι, nach φράζομαι 'ich bin darauf bedacht' T 401 ἄλλως δὲ φράζεσθε σαωσέμεν ἡνιοχῆα ἂψ Δαναῶν ἐς ὅμιλον, und nach φρονέω P 286 φρόνεον δὲ μάλιστα ἄστυ πότι σφέτερον ἐρύειν καὶ κῦδος ἀρέσθαι. In den drei letzten Beispielen ist die effektive Bedeutung des Infin. Aor. verständlich und an der Stelle: λῦσαι 'losgeben', σαωσέμεν 'lebend zurückbringen', vgl. 403, ἀρέσθαι 'erringen', der Endpunkt der mit dem Infin. Präs. ἐρύειν bezeichneten Bemühungen, den Leichnam zu sich herüberzuziehen. Dagegen läßt in X 235 der Zusammenhang für den Infin. τιμήσασθαι die effektive Auffassung 'zu Ehren bringen' nicht zu (vgl. 233 τὸ πάρος πολὺ φίλτατος ἦσθα), sondern verlangt ein dauerndes Ehre erweisen, und so empfiehlt sich nach Eustath. τιμήσεσθαι zu schreiben, obwohl von νοέω überall nur Infin. Aor. abhängen.

Auffallender ist der Inf. Aor. nach Verben des Schwörens in futurischem Sinne: X 119 Τρωσὶν δ' αὖ μετόπισθε γερούσιον ὅρκον ἕλωμαι μή τι κατακρύψειν, ἀλλ' ἄνδιχα πάντα δάσασθαι. β 373 ἀλλ' ὄμοσον μὴ μητρὶ φίλῃ τάδε μυθήσασθαι, πρίν γ' ὅτ' ἂν ἑνδεκάτη τε δυωδεκάτη τε γένηται. δ 253 ὤμοσα καρτερὸν ὅρκον μὴ μὲν πρὶν Ὀδυσῆα μετὰ Τρώεσσ' ἀναφῆναι, πρίν γε τὸν ἐς νῆάς τε θοὰς κλισίας τ' ἀφικέσθαι. In dem ersten Beispiel haben die neueren Herausgeber meist nach Stephanos und Heyne den nach κατακρύψειν

1) In υ 329 ist mit Ludwich nach der ältesten Odysseehandschrift G und Eustath. gegen La Roche Hom. Unters. II S. 99 νοστήσειν zu schreiben; das in den übrigen Handschriften gelesene νοστῆσαι ist in diese Stelle irrig übertragen aus ξ 424, φ 204, wo der Inf. Aor. nach ἐπεύχετο πᾶσι θεοῖσι an der Stelle ist.

überaus befremdlichen Inf. Aor. δάcacθαι ersetzt durch δάcεcθαι; vielleicht ist δάcacθαι aus Σ 511 hierher geraten. Jedenfalls sind die Versuche, den Inf. Aor. im Unterschiede vom Inf. Fut. zu erklären nicht überzeugend. Auch in β 373 kann man zunächst geneigt sein, μυθήcεcθαι als Lesart des Aristarch (Ludwich Ar. H. T. I, 527) der handschriftlichen μυθήcacθαι vorzuziehen, vgl. auch δ 746. Dagegen spottet in δ 253 die Lesart ἀναφῆναι aller Versuche, dafür einen Inf. Fut. einzusetzen. Dies Beispiel hat aber mit dem vorhergehenden das Gemeinsame, daß ein Zeitpunkt, bis zu welchem das ἀναφῆναι nicht erfolgen soll, durch πρίν mit Inf. Aor. genau fixiert wird. Die gleiche Erscheinung findet sich in einem Teil der Handschr. E 287: ἀτὰρ οὐ μὲν cφῶΐ γ' ὀΐω πρίν γ' ἀποπαύcacθαι (Ven. A[1], Vindob. 49 u. a.), πρίν γ' ἢ ἕτερόν γε πεcόντα αἵματοc ἆcαι Ἄρηα, wo freilich nach andern Handschr. ἀποπαύcεcθαι geschrieben wird, und υ 180 πάντωc οὐκέτι νῶι διακρίνacθαι (3 Handschr.) ὀΐω πρὶν χειρῶν γεύcacθαι, wo aber nach der bessern Überlieferung allgemein διακρινέεcθαι gelesen wird. Jedenfalls scheint in diesen Beispielen der Inf. Aor. nach den Verben des Schwörens und ὀΐω mit der Konstruktion von πρίν mit Inf. Aor. derart im Zusammenhang zu stehen, daß der Eintritt beider Handlungen zeitlich zusammentreffend gedacht wird, und es ist dann wohl begreiflich, daß es dem Sprachgefühl wichtiger schien, den Eintritt der Handlung im Inf. Aor. zu bezeichnen (ἀναφῆναι 'zur Kenntnis zu bringen'), als die Zeitstufe der Zukunft. — Auch in β 198 οὐ γὰρ πρὶν παύcacθαι (ε über α) ὀίομαι υἷαc Ἀχαιῶν μνηcτύοc ἀργαλέηc ist die besser beglaubigte Lesart παύcacθαι, für welche La Roche Hom. Unters. II, 98 eintritt. Da hier aber der Wille der Freier zu deutlichem Ausdruck zu bringen war, so haben die Herausgeber mit Recht fast allgemein den Inf. Fut. geschrieben.[1])

In den Beispielen Γ 366 ἦ τ' ἐφάμην τίcacθαι Ἀλέξανδρον κακότητοc, Γ 28 φάτο γὰρ τίcacθαι ἀλείτην, υ 121 φάτο γὰρ τίcacacθαι ἀλείταc ist der Inf. Aor. besser beglaubigt, als der Inf. Fut., während in ω 470 φῆ δ' ὅ γε τίcεcθαι παιδὸc φόνον nur

1) In β 171 καὶ γὰρ κείνῳ φημὶ τελευτηθῆναι ἅπαντα ist der Inf. Aor. nicht mit La Roche in futurischem Sinne zu verstehen, sondern von der Vergangenheit, vgl. Capelle im Philol. 37 S. 120. — In Ζ 173 statt des überlieferten παύcεcθ' mit La Roche παύcacθ' zu schreiben in dem Sinne 'daß meine Leiden jetzt ein Ende gefunden haben, wirklich aufhören werden', ist unnötig, da der Zusammenhang das παύcεcθαι auf die Gegenwart beschränkt: jetzt aufhören werden.

Vind. 50 τίcαcθαι bietet. Wenn nun Menelaos Γ 366 die Worte ἦ τ' ἐφάμην τίcαcθαι klagend an Zeus richtet, den er kurz vorher (351) angefleht hat: δὸς τίcαcθαι, ὅ με πρότερος κάκ' ἔοργεν, so führt diese Beziehung zu der Erklärung: ich dachte (im Vertrauen auf deine Gerechtigkeit, die ich angerufen) die Strafe zu vollziehen (effektiv gedacht: zum Vollzug der Strafe zu gelangen). Die andere, von Leaf in der Ausgabe vertretene Erklärung: *I thought, when dealing the blow, that I had (now) got my vengeance*, würde hier zwar passen, weniger dagegen Γ 28, wo lediglich der Anblick des Paris in Menelaos den Gedanken der Rache erregt, und am wenigsten υ 121, wo Odysseus aus den auf seine Bitte von Zeus gesendeten Wahrzeichen die Hoffnung schöpft, daß die geplante (aber erst am Abend des Tages vollzogene) Rache gelingen werde. Die Möglichkeit, etwas, was man mit Sicherheit erwartet, im Aor. als bereits eingetreten zu bezeichnen, ist zuzugeben für ι 496 καὶ δὴ φάμεν αὐτόθ' ὀλέcθαι: hier konnten die Gefährten des Odysseus angesichts der vom Kyklopen unmittelbar drohenden Gefahr sagen: ὠλόμεθα 'wir sind verloren', vgl. Ν 772 νῦν ὤλετο πᾶcα κατ' ἄκρης Ἴλιος αἰπεινή.

Auch in Ζ 284 f. εἰ κεῖνόν γε ἴδοιμι κατελθόντ' Ἄϊδος εἴcω, φαίην κε φρέν' ἄτερ που (so Aristarch, die Vulgata: ἀτέρπου) ὀϊζύος ἐκλελαθέcθαι schwankt man in der Erklärung des Inf. Aor. ἐκλελαθέcθαι zwischen *me oblitum esse* (Ariston. Friedl. S. 122 ἐκλελῆcθαι) und futurischer Auffassung: daß mein Herz gänzlich vergessen werde. Wäre nun φαίην κε zu verstehen: so könnte (oder würde) ich sagen, so würde ἐκλελαθέcθαι den Ind. Aor. der direkten Rede vertretend zu fassen sein: bei mir sei völliges Vergessen eingetreten, ich dächte nicht mehr daran. Ist φαίην κε aber mit Aristarch zu verstehen δόξαιμι ἄν, so ist der Inf. Aor. zu fassen: daß bei mir völliges Vergessen eintrete, daß ich vergessen könne. — In χ 35 ὦ κύνες, οὔ μ' ἔτ' ἐφάcκεθ' ὑπότροπον οἴκαδ' ἱκέcθαι (2 Handschr. bieten οἴκαδε νεῖcθαι) wird der Sinn sein: ihr dachtet nicht mehr, daß meine Rückkehr eintrete, nicht mehr an die Möglichkeit meiner Rückkehr.

Der Inf. Aor. in Γ 98 φρονέω δὲ διακρινθήμεναι ἤδη Ἀργείους καὶ Τρῶας, ἐπεὶ κακὰ πολλὰ πέπαcθε εἵνεκ' ἐμῆς ἔριδος καὶ Ἀλεξάνδρου ἕνεκ' ἄτης[1]) wird auf dreifache Weise erklärt: fu-

1) Zenodot las: φρονέω δὲ διακρινθήμεναι ἤδη, Ἀργεῖοι καὶ Τρῶες und erklärte: 'ich glaube, daß bereits entschieden ist', vgl. Ribbeck im Philol. 9 S. 148; diese Lesart und Erklärung wurde aber von Aristarch

turisch von Capelle: 'ich denke, daß nunmehr die Scheidung sich vollziehe zwischen Argivern und Troern' (als Ausdruck zuversichtlicher Erwartung des Eintritts). Leaf stellt zwei Möglichkeiten der Erklärung auf, entweder: *My mind is, that Argives and Troes be at once separated* i. e. *I desire to see them separated*, oder: *I deem, that they are already separated*, i. e. *I accept the challence, and think that an end has thereby been put to the war.* Dieser letzteren Auffassung steht entgegen, daß die Worte 102 ἄλλοι δὲ διακρινθεῖτε τάχιστα, die doch wieder den Gedanken von V. 98 aufnehmen, die Entscheidung des Zweikampfes voraussetzen, nach der beide Völker in Frieden sich scheiden werden. Die futurische Auffassung des Inf. Aor. aber wird unwahrscheinlich durch die Bedeutung des Verbums φρονέω, welches bei Homer als ein einfaches 'denken, meinen' nicht nachweisbar ist, sondern außer 'erwägen, bedenken' vorzugsweise bedeutet: seine Gedanken auf etwas richten, was man erstrebt, hofft, wünscht. So scheint die Stelle im Sinne der ersten Erklärung von Leaf gefaßt werden zu müssen: meine Meinung geht dahin, daß Argiver und Troer nunmehr sich scheiden, d. i. in Frieden auseinandergehen (sollen), nachdem ihr so viele Leiden erduldet habt, womit Menelaos, wie die Schol. Townl. Maaß V S. 103 bemerken, betont, daß er durch das Mitleid mit den durch den Krieg hart geplagten Völkern sich zur Annahme des Zweikampfes bestimmen lasse.

Das einzige Beispiel eines futurischen Inf. Aor. in eigentlicher *oratio obliqua* ist N 666 πολλάκι γάρ οἱ ἔειπε γέρων ἀγαθὸς Πολύιδος νούσῳ ὑπ' ἀργαλέῃ φθίσθαι οἷς ἐν μεγάροισιν ἢ μετ' Ἀχαιῶν νηυσὶν ὑπὸ Τρώεσσι δαμῆναι. Treffend bemerkt Capelle im Phil. 37, S. 116, daß der Inf. Aor. in bezug auf die Zukunft hier besonders passend stehe, weil er die Verwirklichung der Tatsache (als effektiver Aor.) kräftiger und bestimmter hinstelle, als der Inf. Fut. tun würde, was dem Tone zuversichtlicher Weissagung durchaus entspreche, und vergleicht δ 561 f. und κ 472 f., wo von θέσφατόν ἐστι Infinitive Aor. abhängen, wie von μοῖρα und αἶσα. Noch näher aber liegt der Vergleich von Ι 412 ff., wo Achill den Inhalt der ihm von seiner Mutter verkündigten Weissagung mit den Worten ausführt: εἰ μέν κ' αὖθι μένων Τρώων πόλιν ἀμφιμάχωμαι, ὤλετο μέν μοι νόστος, ἀτὰρ κλέος ἄφθιτον ἔσται· εἰ δὲ

als dem homerischen Gebrauch von διακρίνεσθαι widersprechend mit Recht zurückgewiesen.

κεν οἴκαδ' ἵκωμι φίλην ἐς πατρίδα γαῖαν, ὤλετό μοι κλέος ἐσθλόν, ἐπὶ δηρὸν δέ μοι αἰών. Dieser Gebrauch des Aor., von dem sich bei Homer nur noch das Beispiel Δ 161 findet, gehört zu den Fällen, wo nach Brugmann Griech. Gramm.[3] S. 490 f. vgl. Delbrück Vergl. Syntax II S. 285 f. der Zeitpunkt der Aoristhandlung von einer angenommenen Gegenwart aus bestimmt ist, und zwar 'so, daß der Sprechende eine Situation fingiert und gegenüber der durch einen Bedingungssatz gegebenen Voraussetzung ein Ereignis als bereits eingetreten erscheinen läßt': 'dann ist mir die Heimkehr verloren'. Vgl. auch ι 496 oben S. 263. Die inhaltliche Übereinstimmung von Ι 412 ff. mit Ν 666 ff. ist nicht zu verkennen: den dort in den Bedingungssätzen enthaltenen Voraussetzungen entsprechen hier die lokalen Bestimmungen οἷς ἐν μεγάροισι und μετ' Ἀχαιῶν νηυσί: 'wenn er zu Hause bleibe' und 'wenn er mit den Achaeern nach Troja fahre'. Die Inf. Aor. geben also die Indikative ἔφθισο und ἐδάμης der direkten Rede wieder.

Vereinzelt findet sich auch ein Beispiel, daß von einem Verbum des Versprechens ein Inf. Aor. in futurischem Sinne abhängt: Θ 246 νεῦσε δέ οἱ λαὸν σόον ἔμμεναι οὐδ' ἀπολέσθαι, wo freilich ein Teil der Herausgeber mit Aristarch ἀπολεῖσθαι schreibt. Aber das zeitlose ἀπολέσθαι markiert auch hier schärfer, als ἀπολεῖσθαι, und besonders passend im Gegensatz zu dem den fortdauernden Zustand bezeichnenden Inf. Praes. ἔμμεναι den Eintritt der Handlung: 'daß das Volk erhalten bleibe und nicht der Untergang eintrete', ähnlich wie Α 117 βούλομ' ἐγὼ λαὸν σόον ἔμμεναι ἢ ἀπολέσθαι, auch Ι 230 ἐν δοιῇ δὲ σόας ἔμεν (nach Bentleys Emendation statt des handschr. σαωσέμεν) ἢ ἀπολέσθαι νῆας.

In dem Beispiel Σ 499 f. ὁ μὲν εὔχετο πάντ' ἀποδοῦναι —, ὁ δ' ἀναίνετο μηδὲν ἑλέσθαι, dessen Erklärung sehr bestritten ist, legen manche, wie auch Delbrück Vergl. Synt. 2, 472, 1, den Infinitiven futurische Bedeutung bei, Andere präteritale, vgl. Ameis-Hentze Anhang zur Ilias 6[2], 162.

Es sind etwa zwanzig, auf beide Epen sich ziemlich gleichmäßig verteilende Beispiele, in denen wir den Gebrauch des Inf. Aor. in futurischem Sinne festgestellt haben. Von diesen zeigen nur drei (Ε 287. Θ 246. χ 35) die Konstruktion des Acc. c. Inf., die übrigen den einfachen Infinitiv. Das einzige Beispiel erzählter Rede ist Ν 666. Ein solcher Inf. Aor. in futurischem Sinne wird zuerst in Abhängigkeit von Verben verwendet sein,

deren Begriff auf die Zukunft hinwies (ἔλπομαι und νοέω, φρονέω, φράζομαι in der Bedeutung 'bedacht sein auf, die Absicht haben'). Dieser Gebrauch mag noch in die Zeiten zurückreichen, in welchen der Inf. Fut. noch nicht völlig ausgebildet war, und neben diesem sich später noch behauptet haben, wenn es galt den Eintritt der Handlung schärfer zu betonen, als die Zeitstufe. Jünger scheint der Gebrauch zu sein nach Verben des Glaubens und Meinens: er findet sich in der Ilias nur in den Gesängen ΓΕΖ. Die Gesänge ΑΛΠΧ weisen überhaupt kein Beispiel eines futurischen Inf. Aor. auf.

Wir wenden uns nun zu dem Gebrauch des Inf. Aor. in präteritaler Bedeutung. Ich gebe zunächst eine Übersicht sämtlicher Beispiele. Der Inf. Aor. steht präterital: im Acc. c. Inf.: nach φάναι sagen, und zwar nach φημί Β 350. Ζ 98, φῇς Ρ 174, κὲ φαίης Γ 393, φαςὶ Δ 375. Φ 160. α 220. γ 85. 188. 245. δ 201. 387. π 143. ς 128, φάςθαι (imperativisch) ι 504, φῇς ξ 117, φάτο θ 520. ξ 327. τ 296, ἔφαςκε θ 565 (ἀγάςαςθαι, Aristarch ἀγάςεςθαι). ν 173 (= θ 565); nach φάναι glauben, und zwar nach φημί Ρ 28. β 171, φάν Ζ 109. ς 342, φάςαν χ 32; nach ἔκλυον αὐδήςαντος Κ 48, ἄειδε Imperf. θ 518. — Der einfache Inf. Aor. nach φάναι sagen, und zwar nach φημί Ζ 206. Θ 239. Ι 329 (Inf. zu ergänzen). Υ 187. δ 141. τ 380. χ 314, φηςί π 63, ἔφηςθα Α 398, φῇς η 239, ἔφη μ 390, φῇ Ω 608. δ 504. ξ 382. ρ 142, φάτο Ζ 185, φάςκε λ 306. ξ 322. ρ 115; nach εὔχεςθαι sich rühmen und zwar nach εὔχεςθαι (imperativisch) Φ 501, εὔξατο Θ 254, εὔχετο Σ 499. λ 261, μὴ φθαίη ἐπευξάμενος nach Praet. Κ 368, εὐχετάονται μ 99; nach ὀμνύναι, und zwar nach ὀμοῦμαι Γ 133, ὄμνυθι Ψ 585, ὀμνυέτω Τ 176, ὀμεῖται Ι 275; nach ἀναίνετο Σ 500, nach ςτεῦται er behauptet ρ 525. Im Acc. c. Inf. nach ὀίειν, und zwar nach ὀίω Α 558. Κ 551. Ξ 455. Ψ 467. γ 28. δ 756, ὀίομαι α 173. ξ 190. π 59. 224. τ 569, nach ἔλπομαι Η 199, ἔλπετο Ο 289. ψ 346, ἐλπόμενοι nach Prät. Π 282 [1]). Von diesen 74 Beispielen gehören der Ilias 32, der Odyssee aber 42 an. Der Gebrauch nimmt also in der Odyssee ganz erheblich zu. Zu den aufgezählten präteritalen Infinitiven Aor. nach *verbis dicendi* und *sentiendi* kommen noch die nach μέλλω

1) Vgl. La Roche Hom. Unters. II S. 83 ff., der über einige Stellen anders urteilt. In Ι 645 und γ 196 den Inf. Aor. präterital zu fassen sehe ich keinen zwingenden Grund. In Τ 22 kann der Inf. Aor. präterital gefaßt werden. In Ε 190, wo er die allein überlieferte Lesart προϊάψειν verwirft und προϊάψαι fordert, läßt sich der Inf. Fut. rechtfertigen.

als Ausdruck einer Vermutung oder des auf Grund von Tatsachen Wahrscheinlichen: N 776. Σ 362. Φ 83. Ω 46. δ 274. 378. ξ 134, auch δ 181, wenn mit La Roche ἀγάσσασθαι statt ἀγάσσεσθαι zu schreiben ist. Dieser Gebrauch, der sich in keinem der ältesten Teile des Epos findet, ist vermutlich jünger. — Von passiven Aoristen mit passiver Bedeutung findet sich nur das eine Beispiel τελευτηθῆναι β 171.

Nach Delbrück Vergl. Synt. II, 274 ist die Vorstellung der Zeitstufe der Vergangenheit in den Inf. des Aor., wie des Praes., durch Übertragung hineingekommen, indem 'man bei Infinitiven, die von *verbis dicendi* oder *sentiendi* abhängig sind, noch sehr deutlich die Vorstellung haben kann, daß sie bei Umwandlung der Redeformen aus Augmentformen zu Infinitiven geworden sind', und Brugmann Griech. Gramm.[3] S. 521 sagt: 'Die von *verba sentiendi* oder *declarandi* abhängigen Infinitive erscheinen, gleich wie die entsprechenden Optative der obliquen Rede, als Reflexe der Indikative der direkten Rede'. Versuchen wir näher nachzuweisen, unter welchen besonderen Bedingungen sich mit dem Inf. Aor. leicht die Vorstellung einer vergangenen Handlung verknüpfen konnte. Die Übertragung der Zeitstufe des Ind. Aor. auf den Inf. wird zunächst im Wechselverkehr von Rede und Gegenrede sich vollzogen haben und dann erst bei Wiedergabe fremder vergangener Rede in Anwendung gekommen sein. Überwiegt doch auch der praeteritale Gebrauch des Inf. Aor. nach Hauptzeiten der regierenden Verba überhaupt den nach historischen Zeiten (43 Beisp. gegen 31), und während von dem Gesamtgebrauch der Ilias (32 Beisp.) nur etwa ein Drittel (11 Beisp.) den Inf. Aor. in Abhängigkeit von einem historischen Tempus zeigt, nimmt dieser Gebrauch in der Odyssee so zu, daß er sich bis etwa zur Hälfte der Beispiele steigert (20 : 42).

Ohne weiteres übertrug sich die Zeitstufe des Ind. Aor. auf den Inf., wenn der Sprechende eine im Ind. Aor. getane Äußerung des Mitunterredenden aufnahm und in abhängiger Form wiedergab, wie Hektor z. B. P 174 den Vorwurf des Glaukos 166 ἀλλὰ σύ γ' Αἴαντος μεγαλήτορος οὐκ ἐτάλασσας στήμεναι ἄντα in den Worten ὅς τέ με φῂς Αἴαντα πελώριον οὐχ ὑπομεῖναι. Ebenso η 329 vgl. 152, ξ 117 vgl. 68. In andern Fällen weisen die vorhergehenden Worte des Sprechenden auf die Vergangenheit, sodaß im Zusammenhange mit diesen der Inf. Aor. von

selbst in die gleiche Zeitsphäre gerückt wird, wie A 557 ἠερίη γάρ σοί γε παρέζετο καὶ λάβε γούνων· τῇ σ' ὀίω κατανεῦσαι, so Ψ 465 ff. K 546. 551. α 171 ff. ι 502 ff. Insbesondere wird auch bei der beliebten Form, durch φημί mit Infinitivkonstruktion eine Tatsache der Vergangenheit nachdrücklich in Erinnerung zu bringen oder festzustellen, die in 11 Beispielen vorliegt, die im Inf. Aor. bezeichnete Handlung meist durch den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden in die Zeitsphäre der Vergangenheit gerückt: P 24 οὐδὲ μὲν οὐδὲ βίη Ὑπερήνορος ἱπποδάμοιο ἧς ἥβης ἀπόνηθ'· — οὐδέ ἕ φημι πόδεσσί γε οἷσι κιόντα εὐφρῆναι ἄλοχον. Z 206 Ἱππόλοχος δ' ἔμ' ἔτικτε, καὶ ἐκ τοῦ φημὶ γενέσθαι. B 349 f. I 328 f.; anderwärts durch besondere Zeitangaben, wie ἤδη καὶ ἄλλοτε Y 187 und Θ 238 οὐ μὲν δή ποτέ φημι τεὸν περικαλλέα βωμὸν νηὶ πολυκλήιδι παρελθέμεν ἐνθάδε ἔρρων. Überwiegt bei diesen Inf. Aor. die effektive Aktionsart des Ind., so finden sich doch auch Beispiele der punktualisierten Aktionsart (vgl. S. 260), wie schon in Θ 238; so in τ 379 f. πολλοὶ δὴ ξεῖνοι ταλαπείριοι ἐνθάδ' ἵκοντο, ἀλλ' οὔ πώ τινά φημι ἐοικότα ὧδε ἰδέσθαι, vgl. δ 141, und χ 313 οὐ γάρ πώ τινά φημι γυναικῶν ἐν μεγάροισιν εἰπεῖν οὐδέ τι ῥέξαι ἀτάσθαλον. Punktualisierte Aktion im Inf. Aor. liegt außerdem vor in den Beispielen: nach φησί π 63, φασίν τ 245. π 143, εὐχετόωνται μ 99, ἔφασκεν ξ 322 und ρ 115, εὔχετο λ 261, οὐδ' ἔκλυον αὐδήσαντος K 58, ὀμοῦμαι I 133 = 275 = T 176. Noch sind die Beispiele herauszuheben, in denen der Inf. Aor. von eben Geschehenem verwendet wird, entsprechend dem bei Homer keineswegs so seltenen Gebrauch des Ind. Aor., das Ergebnis einer eben vollzogenen Handlung festzustellen: so Ξ 454 οὐ μὰν αὖτ' ὀίω μεγαθύμου Πανθοΐδαο χειρὸς ἄπο στιβαρῆς ἅλιον πηδῆσαι ἄκοντα von dem soeben entsandten Speer, ebenso nach ὀίω Ψ 467, nach φημί Z 98, nach φαίης κε Γ 393, wie nach den Praet. φάν und φάσαν Z 108. σ 342. χ 31.

Eine bedeutende Rolle spielen in den verzeichneten Beispielen die von der ersten Person Sing. φημί und ὀίω abhängigen Infinitivkonstruktionen: sie finden sich so zahlreich, daß sie fast ein Drittel des Gesamtgebrauchs ausmachen. Bei diesen Beispielen begreift sich besonders leicht, wie die präteritale Bedeutung des Ind. Aor. bei abhängiger Form sich unmittelbar auf den Inf. Aor. übertrug. Denn diesen Konstruktionen lagen ursprünglich parataktische Gedankenfolgen zu Grunde, wie N 153

ἀλλ' ὀίω χάσσονται ὑπ' ἔγχεος und β 255, χ 140 ἔνδον γάρ, ὀίομαι, οὐδέ πῃ ἄλλῃ τεύχεα κατθέσθην Ὀδυσεὺς καὶ φαίδιμος υἱός, sodaß z. B. Ξ 454 parataktisch lautete: οὐ μὰν αὖτ' ὀίω — ἄλιος (ἐ)πήδησεν ἄκων.

4. Die Aktionsart des Futurum läßt sich nicht allgemein feststellen: sie ist teils punktuell, teils durativ. Da die Wurzel meist punktuell ist, so überwiegt die punktuelle Aktion. Es machen sich aber noch Einflüsse anderer Tempora geltend, von denen aus Futura gebildet werden, des Präsens, des Aorists, des Perfekts, sowie gewisse Analogiewirkungen: vgl. Brugmann Griech. Gramm.[3], 479 f. und Delbrück Vergl. Syntax II, 252 ff. Im folgenden ist die Aktionsart einiger der wichtigsten Futura und ihrer Infinitive genauer untersucht.

Das von der Wurzel es sein mit durativer Aktion gebildete Futurum zeigt dieselbe Aktion ausschließlich in der 1. und 2. Person Sing. und Plur., wenigstens finde ich kein Beispiel, in dem punktuelle Aktion außer Zweifel stünde. Dagegen ist in der 3. Person Sing. daneben punktuelle Aktion in zahlreichen Beispielen nachzuweisen. Ich hebe nur die heraus, die keinen Zweifel lassen: ἔσσεται (ἔσται) wird werden, eintreten: πόλεμος Δ 83. θάνατος Δ 271. τίσις α 40. φόνος λ 444. ἄλγος Ζ 462. ἄχος π 87. κακόν Φ 92; ἔσσεται ἦμαρ Δ 164. ἠώς Φ 111. νύξ σ 272; ἔσται ὅτ' ἂν Θ 373; ἔσσεται ἄλλως Ε 218; es wird geschehen Σ 266. φ 257; ὡς ἔσεταί περ Α 211. τ 312. φ 212; es soll geschehen (Zusage) Φ 223. Ω 669. λ 348. π 31. ρ 599; wird zu Teil werden δόσις Κ 213. μισθός Κ 304. δῶρον α 312. Wie der Ind. Fut. in der 1. und 2. Person, zeigt auch der Inf. ἔσεσθαι in Bezug auf die 1. und 2. Person durative Aktion: 1. Sing. η 270. 1. Plur. Μ 324. 2. Sing. Χ 332. γ 375. δ 494, punktuelle vielleicht Ε 644. In bezug auf die 3. Person Sing. und Plur. hat ἔσεσθαι teils durative Aktion: Ξ 56. 68. Ο 613. Ρ 278. σ 146, teils punktuelle: Ζ 339 (daß es so besser werden wird). Λ 444. Ο 292. Φ 533. Ψ 310. ξ 176. π 311. χ 40. Ψ 287. δ 108. ζ 165. ι 230. Es überwiegt also in der 3. Person bei weitem die punktuelle Aktion, die Odyssee bietet (außer σ 146 ἀπέσσεσθαι) überhaupt kein Beispiel von durativer Aktion. Offenbar verwandte die Sprache das Fut. von εἰμί zum Teil als Ersatz für das von γίγνομαι nicht gebildete Futurum.

Von den beiden Futurbildungen ἕξω und σχήσω schließt sich die erstere an das Präsens ἔχω, die letztere an den Aorist

ἔcχον an, und dem entsprechend weist Mutzbauer S. 78 jener die Bedeutung 'werde haben, behalten', dieser die Bedeutungen 'werde abbringen von etwas, hintreiben nach' zu (Brugmann Griech. Gramm.[3], 480: 'werde anhalten, abbringen'). Indeß läßt sich diese Unterscheidung nicht durchführen. Zwar ist die durative Bedeutung von ἕξω überall deutlich, nur liegt vielleicht c 73 ἦ τάχα — ἐπίcπαcτον κακὸν ἕξει die Auffassung 'wird bekommen, sich zuziehen' näher. Dagegen zeigt cχήcω neben der punktuellen Bedeutung (P 182. λ 70. χ 70. 248) öfter die durative: N 151 οὔ τοι δηρὸν ἐμὲ cχήcουcιν Ἀχαιοί 'werden aushalten, Stand halten', so Λ 820, χ 172 μνηcτῆραc cχήcομεν ἔντοcθεν μεγάρων 'werden zurückhalten', daß sie nicht herausbrechen können (nicht 'werden zurücktreiben'), Ξ 100 οὐ γὰρ Ἀχαιοὶ cχήcουcιν πόλεμον νηῶν ἅλαδ' ἑλκομενάων 'werden den Kampf nicht aushalten', nicht: werden von den Schiffen abbringen (νηῶν ἑλκ. ist Gen. absol.), Ω 670 cχήcω γὰρ πόλεμον τόccον χρόνον, ὅccον ἄνωγαc 'werde den Kampf zurückhalten, die Wiederaufnahme des Kampfes verhindern', vgl. 658 λαὸν ἐρύκω, nicht: 'werde zum Stillstand bringen'. Der nur zweimal vorkommende Inf. ἕξειν hat E 473 deutlich die durative Bedeutung 'du werdest behaupten', aber ο 522 μητέρ' ἐμὴν γαμέειν καὶ Ὀδυccῆοc γέραc ἕξειν liegt neben der punktuellen Bedeutung von γαμέειν 'werde zur Frau gewinnen' auch für ἕξειν die Bedeutung 'werde erhalten' näher, als 'werde besitzen'. cχήcειν ist M 4, wenn Τρῶαc zu ergänzen, 'zurückhalten', wenn intransitiv gesagt, 'vorhalten', M 166 'aushalten, standhalten'. Das Med. cχήcεcθαι ist mit Gen. verbunden N 747 οὐκέτι πάγχυ μάχηc cχήcεcθαι ὀίω 'sich des Kampfes enthalten, vom Kampfe ruhen werde', also durativ, dagegen punktuell P 503 'den Ansturm aufgeben' und I 655 'vom Kampf ablassen, den Kampf aufgeben', ohne Gen. οὐδ' ἔτι cχ., ἀλλὰ πεcέεcθαι 'daß sie sich nicht mehr zurückhalten, stehenbleiben, sondern einbrechen werden' I 235. P 639, 'sich halten, standhalten werden' M 107. 126. ἀνcχήcεcθαι E 104. 285 ist durativ 'aushalten werden'. Mithin überwiegt bei cχήcω, cχήcειν und cχήcεcθαι die durative Aktion.

Das Fut. ὄψομαι hat dem Begriff der Wurzel entsprechend die punktuelle Bedeutung 'ich werde erblicken': λ 450. μ 101. ο 516 (wird dich nicht zu sehen bekommen). ρ 7. Δ 353. Ψ 620. Ω 601. Wenn aber mit dem Objekt ein die Handlung in ihrem Verlauf bezeichnendes Partiz. Präs. prädikativ verbunden ist, wie Θ 475

ἠοῦς δὴ καὶ μᾶλλον ὑπερμενέα Κρονίωνα ὄψεαι αἴ κ' ἐθέλῃσθα —, ὀλλύντ' Ἀργείων πουλὺν στρατόν und I 359. ω 511, so ist durative Aktion wahrscheinlicher: 'du wirst schauen (können), wie er vernichtet'. ὄψεσθε Ω 704 und θ 313 ist wohl Imperativ des gemischten Aor.: 'schaut'. Der Infin. ὄψεσθαι hat überall punktuelle Aktion 'erblicken werden', durative sicher nur E 120 οὐδέ μέ φησιν δηρὸν ἔτ' ὄψεσθαι λαμπρὸν φάος ἠελίοιο. Während ferner ἐσόψομαι nur bedeutet 'ich werde erblicken' (E 212. Ω 206), zeigt ἐπιόψομαι teils die Bedeutung 'werde ausersehen, auslesen' (I 167. β 294), teils 'werde schauen' (Ξ 145. υ 233). Die durative Aktion ist dem Einfluß des Präsens ὁράω zuzuschreiben. Dem Präsens δίδωμι nachgebildet ist das Fut. διδώσω 'um der Form δώσω gegenüber die präsentische Aktion zu betonen' (Brugmann Griech. Gramm. [3] S. 481). Auf dieser beruht die iterative Bedeutung von διδώσομεν ν 358 ἀτὰρ καὶ δῶρα διδώσομεν ὡς τὸ πάρος περ. Dagegen ist es zweifelhaft, ob der Infin. ω 314 θυμὸς δ' ἔτι νῶιν ἐώλπειν μίξεσθαι ξενίῃ ἠδ' ἀγλαὰ δῶρα διδώσειν von wiederholter Handlung gedacht ist; μίξεσθαι hat Z 136, wie μιγήσεσθαι K 365 punktuelle Aktion.

Vom Perfektstamm gebildet ist μεμνήσομαι X 390 in perfektisch-durativer Bedeutung 'ich werde eingedenk bleiben' (im Gegensatz zu 389 καταλήθονται). Der Infin. τ 581 = φ 79 τοῦ ποτὲ μεμνήσεσθαι ὀίομαι ἔν περ ὀνείρῳ wird wegen ποτὲ 'manchmal' iterativ gedacht sein; μνήσεσθαι in T 64 (δηρὸν μν.) hat durative Aktion, in β 724 und wohl auch in μ 212 ingressive Bedeutung, letztere in Übereinstimmung mit Δ 172.

Der Inf. εἰδήσειν hat, wie der Ind. εἰδήσεις η 327, punktuelle Aktion: kennen lernen, erfahren werde: A 546. Z 257. Vom Fut. εἴσομαι ist der Inf. nicht gebildet. — Punktuelle Aktion zeigt φεύξεσθαι und zwar so, daß der Schlußpunkt des φεύγειν bezeichnet wird: entkommen, entrinnen werden: A 590. N 89. O 700. Φ 93. χ 67, während der Ind. Fut. Σ 307 den Anfangspunkt bezeichnet: ich werde die Flucht ergreifen; in B 159. 175 kann die Aktion verlaufend gedacht sein. Ziemlich selten sind Inf. Fut. von Verben des Affekts und der Affektsäußerung. Von χαίρειν 'froh sein' finden sich die Inf. χαιρήσειν Y 363 οὐδέ τιν' οἴω Τρώων χαιρήσειν, ὅς τις σχεδὸν ἔγχεος ἔλθῃ und κεχαρησέμεν O 97 οὐδέ τί φημι πᾶσιν ὁμῶς θυμὸν κεχαρησέμεν, — εἴ πέρ τις ἔτι νῦν δαίνυται εὔφρων. Der Inf. χαιρήσειν wird erklärt 'werde froh sein', aber wahrscheinlicher ist doch ingressive Aktion

'werde froh werden', negiert in dem Sinne 'es werde ihm übel ergehen'. Der Inf. κεχαρηcέμεν, der zum Perfekt κεχαρηότα Η 312 zu stellen ist, wie μεμνήcομαι zu μέμνημαι, wird durative Aktion haben, denn der folgende Nebensatz εἴ περ — εὔφρων nötigt zu verstehen 'froh bleiben werde'. Dieselbe Bedeutung ist auch für das Med. κεχαρήcεται ψ 266 annehmbar. — Von γηθέω hat der Ind. Fut. Θ 378 ἦ νῶι — Ἕκτωρ γηθήcει προφανέντε ἀνὰ πτολέμοιο γεφύραc punktuelle Aktion: erfreut werden wird, aber der Inf. in Ν 414 ff. ἀλλά ἕ φημι εἰc Ἀιδόc περ ἰόντα πυλάρταο κρατεροῖο γηθήcειν κατὰ θυμόν, ἐπεί ῥα οἱ ὤπαcα πομπόν durative 'froh sein werde, obwohl er auf dem Wege in das Haus des Hades ist, weil er einen Begleiter hat'. — δείδω zeigt im Ind. Fut. Υ 130 ingressive Bedeutung 'wird in Furcht geraten', dagegen im Inf. Ο 299 δείcεcθαι Δαναῶν καταδῦναι ὅμιλον durative 'sich scheuen werde'. — Der Inf. Fut. ἀγάccεcθαι liegt nach Aristarchs Schreibung θ 565 und ν 173 (vulg. ἀγάccacθαι) vor mit ingressiver Bedeutung 'werde Eifersucht fassen', in δ 181 wird dieselbe Form nach μέλλεν als Inf. des gemischten Aor. zu fassen sein. — ἀγλαϊεῖcθαι Κ 331 und ἐπαγλαϊεῖcθαι Σ 133 haben durative Aktion. — μετακλαύcεcθαι Λ 764 steht in Übereinstimmung mit dem Ind. (Σ 340. Υ 210. Χ 87) durativ.

Es ist noch ein Wort zu sagen über die von Verben des Strebens und Wollens abhängigen Inf. Fut. Die Verba sind: μέμονα Η 36. Ξ 89. Φ 482. ο 522, μέμαα Β 544. Μ 198. 200. 218. Ο 105. ω 395, μενεαίνω Φ 176. φ 125, ἐφορμῶμαι φ 399. Die Inf. Fut. haben sämtlich punktuelle Aktion. Dieser den sonst überwiegenden Inf. Präs. und Aor. gegenüber befremdende Gebrauch mag mit Kühner Griech. Gramm.[3] II, 1, 184 und Brugmann Griech. Gramm.[3], S. 497 daraus erklärt werden, daß diese Verba, wenigstens zum Teil, ursprünglich den Sinn des Denkens oder Meinens gehabt haben, wie μέμονα 'ich habe den Gedanken gefaßt', oder nach G. Curtius den Begriff des strebenden Denkens in sich enthielten. Daß der Gebrauch aber als eine Antiquität anzusehen, ist unwahrscheinlich, da die Beispiele den Gesängen der Ilias Β (Schiffskatalog) ΗΜΞΟΦ, also nur jüngeren Gesängen oder jüngeren Partien angehören.

Göttingen. C. Hentze.

Zur Frage nach den 'gotischen' Lehnwörtern im Finnischen.

Wilh. Thomsens epochemachende Untersuchung über den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen stammt wie bekannt v. J. 1869. Mit den bei Thomsen und seinen Vorgängern gesammelten Wortmaterialien ist dieses sprachgeschichtlich so wichtige Lehngut jedoch lange nicht erschöpfend bekannt gemacht. Die Zahl der Entlehnungen, die seitdem gefunden worden sind, ist in der Tat eine erhebliche, und ein Versuch, das gesammte Lehnmaterial aufs neue zusammenzufassen und zu würdigen, dürfte sich lohnen.

Einer der interessantesten neueren Beiträge zu dieser Forschung ist die im Album-Donner — in der dem bekannten finnländischen Sprachforscher O. Donner von der finnisch-ugrischen Gesellschaft zu Helsingfors i. J. 1905 gewidmeten Festschrift — vorliegende Untersuchung von E. N. Setälä: "Zur Herkunft und Chronologie der älteren germanischen Lehnwörter in den ostseefinnischen Sprachen" (S. 1—50). Setäläs Schrift gibt, wie auch ihr Titel andeutet, zwar keine erschöpfende Gesamtdarstellung des betreffenden Gegenstandes. Weil aber die älteren dieser Entlehnungen auch die sprachhistorisch wichtigsten sind, leuchtet es ohne weiteres ein, daß Setäläs Untersuchung gerade für die Hauptfragen des Themas ein besonderes Interesse haben muß.

Nach Thomsen (Einfluß S. 124) sollte der finnische Stamm vor wenigstens anderthalb oder zwei Jahrtausenden dem Einflusse verschiedener, wenn auch einander nahestehender germanischer Sprachgestaltungen ausgesetzt gewesen sein, und zwar teils einer gotischen, die aber auf einer älteren Stufe gestanden haben muß als die, welche wir aus Wulfila kennen, teils einer nordischen, teils vielleicht einer noch älteren gemeinsamen gotisch-nordischen. Den Einfluß noch weiter zurückzuschieben bis zu der Zeit vor der ersten Trennung der germanischen Stämme, ja vor dem Eintreten der Lautverschiebung, findet Thomsen zu gewagt und auch nicht notwendig.

Diese Ansichten sind, was speziell die gotischen Entlehnungen betrifft, nicht ganz einstimmig gebilligt worden. So hat Wimmer die finnischen Wörter *niekla* 'Nadel' und *miekka* 'Schwert'

schon längst aus dem Nordischen (nicht mit Thomsen aus dem Gotischen) herleiten wollen, und zwar aus einer Sprachform, in der das urgerm. *ǣ* noch erhalten gewesen wäre. Ausführlicher wird die Frage nach den gotischen Lehnwörtern im Finnischen bei K. B. Wiklund in seiner Schrift "När kommo svenskarne till Finland?" (Uppsala 1901) erörtert. Ähnlich wie Wimmer spricht Wiklund den finnischen Wörtern mit *ie*-Diphthong jede Beweiskraft für gotische Herkunft ab. Der sprachliche Einfluß der Ostsee-Goten auf die Finnen sollte nach Wiklund ziemlich unbedeutend gewesen sein. Als gotisch dürften nur diejenigen Wörter erklärt werden, die es unbedingt sein müßten: germ. *ō*-Stämme wie *multa* 'Stauberde' (got. *mulda*), *niekla* 'Nadel' (got. *nēþla*) mit *-a* in der Endung. Die urnordischen Elemente — die Hauptmasse der Entlehnungen — wären nach Wiklund in Finnland, nicht, wie Thomsen glaubte, im Lande südlich von Ladoga hereingekommen. Setäläs Schrift scheint zunächst von der Wiklundschen veranlaßt worden sein, denn diese war in wesentlichen Punkten gegen Setälä (seinen Aufsatz "När kommo svenskarne till Finland?" in 'Valvoja' und 'Atheneum' 1900) gerichtet. Die Hauptfrage bei Wiklund — die Schwedenbesiedelung Finnlands — vorübergehend, beschränkt sich Setälä an dieser Stelle zu untersuchen, "ob die von Thomsen angeführten gotischen Kennzeichen der germanischen Lehnwörter des Finnischen noch heute als solche gelten können oder ob sich vielleicht Merkmale nachweisen lassen, die in der einen oder anderen Richtung ausschlaggebender sein könnten als die früher aufgestellten".

Als bestimmte Spuren des Gotischen im Gegensatz zum Nordischen hatte Thomsen die folgenden herangezogen:

1) die auf Formen mit einem langen *ē* zurückgehenden finnischen *miekka* (got. *mēkeis* Akk. *mēki*) und *niekla* (got. *nēþla*);

2) den Ausgang *-a* bei fem. *ō*-Stämmen, wie *akana* 'Spreu' (got. *ahana*), *kansa* 'Volk' (got. *hansa*), *kauta* 'Oberleder am Schuh' (got. *skauda-raip*), *multa* (got. *mulda*), *niekla* (got. *nēþla*), *paita* (got. *paida*);

3) einzelne Wörter, die durch ihr Vorkommen, ihre Form oder ihre Bedeutung auf das Gotische hinweisen, wie *kaunis* 'schön' (got. *skauns*), *lunastaa* 'auslösen' (got. *lun* λύτρον), *paita* 'Hemd' (got. *paida*), *äiti* 'Mutter' (got. *aiþei*), *lammas* 'Schaf' (got. *lamb* dass., awn. *lamm* 'Lämmchen'), *autia* 'desertus' (got. *auþja-*, awn. *auðr*), usw.

Unter diesen Kennzeichen sind aber — wie sowohl Setälä als Thomsen selbst zugeben — die aus dem Wortvorrate gewonnenen mehr oder weniger unsicher, und zwar weil man nicht wissen kann, in welchem Grade dieser sich im Laufe der Zeiten verändert hat.

Aber auch das unter 1) aufgeführte Merkmal wird bei Setälä mit vollem Recht als 'mehrdeutig' bezeichnet: in der Bewahrung des langen *ē* könne man nur eine Frage der Zeit sehen, da man ja auch im Urnordischen, wenn man auf ältere Zeiten zurückgeht, ein *ǣ* vorauszusetzen hat. Das den betreffenden finn. Wörtern mit *-ie-* (germ. *-ē-*) in der Stammsilbe nicht mehr dieselbe Bedeutung zugemessen werden kann, wie vor bald vierzig Jahren hat auch Thomsen später — in seinen "Berøringer mellem de finske og de baltiske Sprog" (S. 30, Note 2) — eingeräumt. Er fügt aber hinzu, daß wenigstens *niekla* wegen seiner *a*-Endung gotisch sein müsse, und wenn dem so ist, wäre es höchst wahrscheinlich, daß auch die andern Wörter, bei denen die übrige Form keine Aufklärung gibt, aus derselben Quelle stammen. Aus diesem Grunde betrachtet auch Setälä *niekla* für sicher gotisch. Wie alle seine Vorgänger in der Behandlung unserer Frage (auch Wiklund a. a. O. S. 18) sieht nämlich Setälä in dem Ausgang *-a* bei den finnischen Vertretern germanischer *ō*-Feminina ein sicheres Kriterium für gotischen Ursprung.

Aber auch das zuletzt erwähnte Argument erweist sich, allem Beifalle, dessen es sich erfreuen kann, zum Trotze, bei näherer Prüfung vom Stande unseres heutigen Wissens als hinfällig. Die übrige Lautform einiger germanisch-finnischen Lehnwörter der betreffenden Flexionsklasse gibt hierbei den Ausschlag. Die einschlägigen Fälle von germanischen *ō*-Feminina mit *a*-Ausgang im Finnischen sind (nach Thomsen, Einfl. S. 91): *akana* 'Spreu' (got. *ahana*), *kansa* 'Volk' (got. *hansa*), *kasa* 'Haufen' awn. *kọs* f.), *kauta* 'Oberleder am Schuh' (got. *skauda-*), *laita* 'Seite' (awn. *leiđ* f.), *markka* 'Geld, Maß' (awn. *mọrk* f., mhd. *mark(e)* f.) *multa* = got. *mulda*, *niekla* (*neula*) = *nēþla*, *nuotta* 'Netz' (awn. *nót* f.), *paita* = got. *paida*, *panka* 'Metallspange' (awn. *spọng* f.), *saha* 'Säge' (awn. *sọg* f.). Von diesen Entlehnungen gehen jedoch vielleicht einige ab, welche ihrer Form nach zweideutig sind: vgl. *nuotta* und awn. *nótr* m., *kasa* und nschw. dial. *kas* m., *kase* m. (Rietz, dial. lex. S. 311), *saha* und nschw. d. *sag*, *såg* m. (Rietz S. 555, Vendell: Pedersöre-Purmo måtets ordbok S. 415); finn.

saha ist unklar auch wegen seines *h*-Lautes. Von den übrig gebliebenen gehören aber *akana* (wenn es nämlich auf got. *ahana* zurückgeht und nicht zunächst mit awn. *ǫgn* f., aschw. *aghn* f., ahd. *agana* f. zu verbinden wäre), *kansa* und *niekla* zu der ältesten Kategorie der finnisch-germanischen Berührungen. Wegen ihren *k*-Lautes (für germ. *h* d. h. χ) erweisen sich *akana* und *kansa* als frühurfinnische Entlehnungen[1]), indem sie vor den urfinnischen Lautübergängen *z* zu *h* bezw. *ž* zu *h* übernommen sein müssen (vgl. Setälä, Herkunft und Chronologie S. 43), und finn. *niekla* stellt sich auf Grund seines *ie*-Diphthonges (= urgerm. bezw. got. *ē*) etwa zur selben Altersgruppe. Als Zeitraum der ältesten germanisch-finnischen Berührungen setzt aber Setälä (S. 47) die Zeit um Christi Geburt und die nächstvorausgehende Periode an. Der von Wulfilas Bibelsprache (eig. von

1) In Anbetracht der *-a*-Endung, die meines Dafürhaltens frühurgermanisch ist, scheint mir finn. *akana* auf urgerm. **aχanā*, nicht auf **aʒanā*, zurückzugehen. — Die Wortgleichung finn. *kansa* : got. *hansa* wird bei Setälä S. 35 ohne ersichtlichen Grund mit ? versehen. Die Richtigkeit dieser allgemein angenommenen Etymologie (s. Thomsen Einfluß S. 170 u. z. B. Noreen Aschwed. Gramm. 73, 2) kann jedoch nicht in Zweifel gezogen werden. —

Zu den bei Setälä S. 35 ff. verzeichneten Fällen des Lautwechsels finn. *k* : germ. *h* (χ) kommt noch der folgende, den ich in der finn. Zs. "Virittäjä" (Helsingfors 1906) ausführlich behandelt habe:

Finn. *kunta* 'complexus, collectio, societas', nur in Komposita wie *kansakunta* 'populus, natio, gens', *kylä-k.* 'pagus', *maa-k.* 'regio, provincia' usw., enthält meines Erachtens nicht — wie Thomsen vermutet — germ. *-kunda* in got. *-kunds* : *guma-k.*, *himina-k.* usw., sondern germ. **χunda*(*raþ*), das eine Gattung von Bezirken ("Hundertschaften") bei Deutschen und Skandinaviern in der Zeit der Rechtsdenkmäler bezeichnet: vgl. alamann. *huntari* (auch in Ortsnamen auf *-hunteri*, s. Förstemann II), lat. von den Franken durch *centena* übersetzt (daher mht. *zent*), aschwed. *hundari*; "ursprünglich wohl für eine nicht als Zahl von 100 oder 120, sondern als 'Menge' zu denkende Volksabteilung, die einen rein persönlichen Verband, ein Heereskontingent und eine Gerichtsversammlung ausmacht, nachher erst — als Wohnplatz dieses Verbandes — räumlicher Begriff" (Pauls Grdr. III S. 122). Man vgl. hiermit mhd. *hunt-dinc* 'Centgericht', *hunt-schaft* 'Gericht der centenarii'. Nach Waitz Deutsche Verfassungsgesch. I S. 218 wurden kleinere Distrikte in den Gegenden des Rheins *hundschaften* (*hunariae*) genannt. In Schweden steckt germ. *hunda-* (das wohl eine Kürzung von **hunda-raþ*, *hundari* ist) in den bekannten schwedischen (uppländischen) Gaunamen *Attundaland* (eig. *ātt-hunda-*), *Fiæþrundaland* (*fiæþrhunda-*), *Tiundaland* (*tī-hunda-*), s. Noreen Aschw. Gr. § 246. Hierher gehört auch der finnländische Landschaftsname *Satakunta*, eine tautologische Zusammensetzung (finn. *sata* = hundert, iranisches Lehnwort).

den um oder nach 500 geschriebenen ostgot. Bibelhss.) bekannte Lautübergang *-ô* zu *-a* in Endsilben wäre, hiernach zu urteilen, somit schon frühurfinnisch oder späturgermanisch durchgeführt worden. Mit dieser Voraussetzung erwartet man indessen Spuren der betreffenden *a*-Endung auf einem viel ausgedehnteren Sprachgebiete zu finden als in Wirklichkeit der Fall ist. Nominativausgänge auf *-a* bei germ. *ō*-Feminina erscheinen im Westgotischen (Wulfilas), im Ostgotischen (Italien) sowie spurenweise im Wandalischen (noch im Anfang des 5. Jahrhs.) und Burgundischen (Südgallien), s. Loewe HZ. Anz. 27, 107, KZ. 39, 321. Da die Nord- und Westgermanen das fragliche urgerm. *-ô* wie bekannt in *-u* verwandeln, muß die Lautentwicklung *-ô* zu *-a* als eine jüngere ostgermanische Neuerung angesehen werden. Die Ostgermanen waren aus den Weichselgegenden wahrscheinlich schon längst abgezogen und weit nach Süden gelangt, als ihre Sprache die hier berührte Lauterschwächung (*-ô* zu *-a*) vollzog.

Sonst versteht man nicht, warum die recht zahlreichen altgermanischen Elemente des Baltisch-Slavischen, die wesentlich oder wenigstens zum großen Teil von den Goten übernommen sein müssen, keinen einzigen sicheren Fall femininer *ō*-Stämme, die im Nom. Sing. auf *-a* enden, aufweisen. Unter den litauischen und preußischen Lehnwörtern fehlen sichere Beispiele femininer *ō*-Stämme überhaupt, aber mehrere von den germanischen Entlehnungen im Slavischen gehören zu dieser Formklasse: vgl. abg. *buky* : got. *bōka* 'Buchstabe', *chorągy* : got. *hrugga* 'Stab', *loky* : got. **laka*, ahd. *lahha*, ags. *lacu* 'Lache', **raky* (chek. *rakev*, kroat. *rakva*) 'Grab'[1]): got. *arka*, awn. *ǫrk*, ags. *earc*, ahd. *archa*. Diese slav. *y*-Formen wollen Möller Beitr. 7, 487 Note, Kluge P. Grdr.[2] I 362, Hirt Beitr. 23, 336 unmittelbar auf urgermanische *ō*-Feminina zurückführen. Löwe KZ. 39, 320 meint zwar, das aus idg. *ā* entstandene ostgerm. *ō* sei in der Zeit, bevor es wieder zu got. *a* gekürzt wurde, sicher offen gewesen und habe deswegen nicht durch slav. *-ū* ersetzt werden können. Der Übertritt germanischer *ā*-Stämme in die slavische *u*-Deklination könnte nach Löwe von dem gleichen Übertritt germanischer femininer *n*-Stämme nicht getrennt werden. Die ersteren wären schon auf germanischem Boden, in einem jungen ostgermanischen (balkan-germanischen)

1) Die abg. Nebenform *raka* 'Grab' kann aus dem Altsächsischen übernommen sein, s. Löwe KZ. 39, 322.

Dialekt in die feminine *n*-Deklination übergetreten (vgl. z. B. die *n*-Stämme abg. *cruky* : got. **kirikō*, ahd. *chirihha*, *brady* 'Barte' : got. **bardō*, awn. *barda*). Daß aber eine ursprünglich so reich vertretene Flexionsklasse wie die der femininen *ō*-Stämme von einer anderen schon in dieser frühen Periode gänzlich absorbiert worden wäre, ist mir a priori höchst unwahrscheinlich. Im Finnischen z. B. bilden die urnordischen *-ō-(-u-)*Feminina eine recht zahlreiche Wortgruppe, die teils auf *-ŏ* (d. h. *-å*), teils auf *-u* ausgeht. Im Betracht dieser erklären sich die slavischen *y*-Substantiva germanischer Herkunft am natürlichsten aus urgermanischen Nominativformen auf (geschlossenes) *-ō*. Die gotischen und übrigen ostgermanischen *a*-Nominative sind uns ihrer Aussprache nach völlig unbekannt. Wahrscheinlich spiegeln sie dialektisch gefärbte Sprechformen mit offenem *-ǭ* (*-å*) wieder, wobei auch die Möglichkeit der Beeinflussung seitens der Akkusativformen (auf urgerm. *-ǭ*^{n}, *å*^{n}) zu berücksichtigen bleibt. Außerdem könnte vielleicht auch die lateinische Schrift mit ihren *a*-Feminina auf die gotisch-ostgermanische Schreibweise eingewirkt haben. Sei dem aber wie es will. Bei dem gänzlichen Mangel an ostgermanischen *a*-Feminina im Baltisch-Slavischen wirkt die große Zahl "speziell gotischer" *a*-Feminina im Finnischen sehr befremdend.

Sonach schon an und für sich unwahrscheinlich wird die hier besprochene, herkömmliche Auffassung dadurch umso unglaublicher, als die betreffenden *a*-Endungen sich unschwer auch anders erklären lassen. Das auslautende *-a* der frühurfinnischen Entlehnungen *akana* und *kansa* kann an sich nicht nur das aus urgerm. *ō* entwickelte got. *a*, sondern auch das unverschobene uridg. (verkürzte) *ā* widerspiegeln, welches späturgermanisch in betonten und unbetonten Silben zu *ō* wurde, aber noch so spät wie zu Cäsars Zeit im Germanischen, sogar in betonter Stellung, vorhanden war (vgl. *silva Bacenis* De bello gall. = *Boconia*, *Buochunna* Förstemann II 289). Bezüglich der genannten Wörter kann wegen ihres hohen Alters meines Erachtens nur die letztere Alternative das Richtige treffen. Aber dann ist es höchst wahrscheinlich, daß auch *niekla* und die anderen Wörter, die ihrer Form nach sowohl urgermanisch als gotisch sein können, wie die beiden erstgenannten zu beurteilen sind.

Außerdem braucht die zugrundeliegende frühurgermanische (wohl schon verkürzte) *ā*-Endung, um von den Finnen mit *a*

wiedergegeben zu werden, gar nicht ein reiner *a*-Laut gewesen zu sein. Auch eine Übergangsstufe von urgerm. *ā* > *ō*, die aber dem Klange eines *a*-Lautes näher lag, kann durch finnische Lautsubstitution zum selben Ergebnis geführt haben: vgl. z. B. finn. *vapaa* 'frei' zu slav. *svobodь*, finn. *akkuna* 'Fenster' zu slav. *okъno* usw.; bei den slavischen Formen kamen die *o*-Laute sowohl der betonten als der unbetonten Silben dem Klange eines *a*-Lautes nahe, waren aber keine reinen *a*-Laute (s. Mikkola Berührungen der slav. u. westfinn. Spr. S. 36 f.).

Finn. *akana* und *kansa* könnten nur in dem Fall aus dem Gotischen stammen, daß die spätostgermanischen *a*-Ausgänge direkte Fortsetzungen des idg. und urgerm. *ā* wären, aber diese Annahme ist vom Stande unseres heutigen Wissens nicht haltbar.

Nur mit der hier vertretenen Auffassung — daß also die fraglichen finnischen *a*-Endungen auf urgerm. *-ā* (*-ą̄*) ausgehen — wird es auch völlig begreiflich, wie von den germanischen *ā*-, *ō*-Stämmen im Finnischen ein und dasselbe Wort nicht selten in zweifacher Auslautgestaltung (in einer s. g. gotischen mit *-a* und einer urnordischen mit *-o*, *-u*) erscheinen kann: vgl. finn. *panka* : *panko*, *panku* (urgerm. **spangā*, *-ō*), *kauta* : *kauto*, *kautu* (got. *skaudaraip*), *kasa* = *kaso*. Zu den für germanische *ā*-, *ō*-Stämme im Finnischen bisher bekannten zweien Auslautformen auf *-o* und *-u* treten die betreffenden *a*-Ausgänge hiernach als eine Vorstufe aus derselben Sprachquelle.

Eine gute Parallele bietet sonst der indogermanische *o*-Laut, der im Germanischen in unbetonten Silben noch in den ersten Jahrhunderten n. Chr. erhalten blieb und sich in mehreren finnischen Lehnwörtern in dieser Stellung noch als offenes *ŏ* widerspiegelt: z. B. in finn. *pelto* 'Acker' (germ. **felþo-* : ahd. as. *feld*), *jukko* 'Joch' (got. *juk* n., awn. *ok* n.): vgl. Setälä Zur Herkunft u. Chronol. S. 24. In dieser Weise aufgefaßt, bezeugen die finnischen *-a*-Formen germanischer *-ā*-Stämme noch weiter die auch sonst bekannte Tatsache, daß man im Germanischen für verhältnismäßig späte Zeiten eine dem Indogermanischen sehr ähnliche Stufe erschließen kann (vgl. Hirt Indogermanen 2, 618).

Nachdem ich diese Bemerkungen schon niedergeschrieben hatte, fand ich, daß meine hier verfochtene Ansicht schon früher, freilich nur als bloße Vermutung, ausgesprochen worden war. Bei Ferd. Dieter Laut- und Formenlehre der altgerm. Dialekte S. 8 liest man folgendes: "idg. *a* in unbetonter Silbe bewahren

vielleicht finnische, aus dem Germanischen entlehnte Wörter wie *niekla* aus ug. *nēþlā* (später *nēþlō*, daraus got. *nēþla* usw.) und *kansa* aus ug. **hansā* (später **hansō*, daraus got. ahd. *hansa*), während andere Lehnwörter das jüngere *ō* zeigen: *runo* 'Gedicht', *sakko* 'Buße' usw." Diese Hypothese bestätigt sich nun durch den Konsonantismus der von mir herangezogenen Lehnwörter (*akana* und *kansa*) als richtig.

Auch Setälä gesteht indessen (S. 6), daß ein einziges gotisches Kennzeichen (*-a* aus *-ō*) immer etwas wenig ist und daß es erwünscht wäre, zahlreichere Merkmale, und zwar solche, die nicht verschiedene Deutungen zulassen, nachweisen zu können, um den gotischen Ursprung eines Teils der germanischen Elemente des Finnischen aufrecht zu erhalten. Ein solches Merkmal glaubt S. auch gefunden zu haben, und zwar in einer Anzahl finnischer Lehnwörter, die in Übereinstimmung mit der gotischen Bibelsprache ein auf älteres germ. *e* zurückgehendes *i* in der Stammsilbe enthalten. Diesem Kennzeichen hatte Thomsen, dem die meisten der bei Setälä besprochenen Fälle bekannt waren, keine Beweiskraft zugemessen. Es sind im ganzen 8 Lehnwörter, die Setälä auf diesem Grunde für gotisch hält:

1. Finn. *mitta* 'Maß', *mitata* (Inf.) 'messen' usw. : got. *mitan* 'messen' usw. Man vergleiche indessen ags. *mitta* m. 'a measure' (Sweet The students dictionary of Anglo-Saxon, Oxf. 1897, S. 119) sowie das hiermit identische ahd. *mëzzo*, mhd. *mëtze* 'kleineres Trockenmaß', die auf westgerm. **mittjan-* (aus **metjan*) zurückgehen (Kluge Wtb.[6] Metze[2]). Finn. *mitta* 'Maß' erklärt sich ebenso gut aus dieser westgerm. Wortform wie aus einem got. **mit* n. (St. **mita-*). Auf nordischem Sprachboden ist der betreffende *jan*-Stamm zwar nicht bekannt, aber dieser Umstand hat keine entscheidende Bedeutung für die Frage, denn auch zu anderen finn. Lehnwörtern sind die Originalformen nur aus dem Westgerm. zu belegen (vgl. unten).

2. Finn. *siula* "margo naviculae superior", karel. *šikla* 'Ende des Netzes' verbindet Setälä (nach Tunkelo) mit awn. *segl* n., ags. *segel* n. usw. 'Segel'. Das vorauszusetzende germ. **sizla-* braucht aber nicht mit Setälä aus dem Gotischen erklärt zu werden, sondern geht zunächst auf aschw. *sigel*, *sigill* n. 'Segel' zurück. Beweisend hiefür ist die in finnländ. (schwed.) Mundarten ziemlich allgemein verbreitete Form *sigäl* n. (vgl. das finnl. Vb. *sigäl* 'segeln').

3. Finn. *pihatto* 'Viehhof', *härkä-*, *lehmä-*, *lammas-p.* usw. 'Ochsen-, Kuh-, Schafstall' hält Setälä (im Anschluß an einen alten Deutungsvorschlag) für eine finnische Derivation (mit Suffixe *-tto*) aus vorgot. **fihu* = wulfilan. *faihu*. Früher hat man das Wort allgemein (vgl. z. B. Ahlqvist Kulturwörter der westfinn. Sprachen, S. 118) mit dem echtfinnischen Worte *piha* 'area, Hof, Hofraum' (urspr. 'Zaun') zusammengestellt, eine Etymologie, die in den finn. Komposita *karja-piha* 'eingezäunter Hof für das Vieh', *hevos-piha* 'Pferdestall' eine starke Stütze findet. Daß *pihatto* 'Viehhof' in erster Hand von gem. *fehu* 'Vieh' hervorgegangen ist, scheint jedoch auch mir wahrscheinlicher: vgl. besonders die mit *pihatto* gleichbedeutenden finn. *karjetto* aus *karja* 'Vieh' und *omatto* aus *oma* 'eigen, Eigentum' (vgl. got. *faihu* 'Vermögen, Geld'!). Im Sprachbewußtsein gilt aber *pihatto* 'Viehstall, -hof' ganz sicher als Ableitung von dem form- und sinnverwandten *piha* 'Hof' (vgl. noch finn. *pihatto* = schwed. *ladugård*; finn. *piha* 'Hof' = schwed. *gård*). Wenn auch somit germ. *fehu* das ursprüngliche Stammwort für finn. *pihatto* ist, beruht der *i*-Vokal des Wortes höchst wahrscheinlich auf Formassoziation mit finn. *piha*, das — wie Setälä Finn.-ugr. Forsch. 2, 221 nachgewiesen hat — ein finnisch-ugrisches Wort ist. *pihatto* enthält folglich kein 'gotisches Lautmerkmal'.

4. Finn. *virka* 'Beschäftigung, Dienst, Amt' ist nicht mit awn. *verk* n. 'Tat, Arbeit', sondern — wie ich in Journal de la Soc. Finno-ougr. 23, 20, S. 1 dargetan habe — mit awn. aschw. *virke* n. (St. *virkia-*) 'Tat, Werk' zu verbinden. In der Bed. 'Dienst, Amt' ist das Wort von mndd. *verk* 'Gewerk, Amt, Innung, Zunft' und von dem hieraus entlehnten schwed. (*embets*)*värk* beeinflußt worden.

5. Finn. *juhla* 'Fest' ist als gotisches Lehnwort unmöglich. Got. *jiuleis*, awn. *ýlir*, ags. *géola* m., *géol* n., awn. *iól* 'Weihnachten' erklären sich aus urgerm. *je(ʒ)ulá-*. Finn. *juhla* verbinde ich zunächst mit ags. *gehol*, *geohol* n. 'Weihnachten', das auf urg. *jeh(w)ula* (idg. *jeq*^{u}*əlo-*, vgl. Falk-Torp Ordbog S. 339) zurückgeht. Ags. *geohol* enthält in *-eo-* einen angelsächsischen Brechungsdiphtong. Finn. *juhla* spiegelt meines Erachtens urn. **jiuh(u)la* (aus älterem **jeuhula*, urg. **jehwula*) wieder; hier ist *-iu-* (*-eu-*), analog mit *-eo-* in ags. *geohol*, ein urnordischer Brechungsdiphthong, der dem Gotischen ganz abging.

6. Finn. *kiusa* 'irritamentum etc.', *kiusata* 'irritare' kann auch

nach Setälä "möglicherweise als späte Entlehnung aus dem Nordischen aufgenommen worden sein", wenn auch schon wegen der Bedeutung und Verbreitung gotische Herkunft ihm wahrscheinlicher vorkommt. Was zuerst die Bedeutungen anbelangt, ist die Verschiedenheit fast gar keine. Got. *kiusan*, awn. *kiósa*, ags. *cēosan*, ahd. *kiosan* bedeuten alle etwa dasselbe: 'prüfen, wählen'. Auch nicht die Ausbreitung des Wortes verhindert die Annahme nordischer Herkunft. Denn auch im Ostbalticum gab es der neueren archäologischen Forschung zufolge (s. A. Hackman Die ältere Eisenzeit in Finnland 1, Helsingfors 1905, S. 337, 354) noch in der jüngeren Eisenzeit (d. h. nach 400) eine germanische Bevölkerung, von der die estnischen und livischen Belege unseres Wortes übernommen sein dürften.

7. Finn. *liuta*, *liuta-ihminen* 'homo blandiens et astutus' habe ich in "Nordiska studier, tillegnade Adolf Norreen" S. 53 mit got. *liuta* 'Heuchler' und *liuts* 'heuchlerisch' zusammengestellt. Dasselbe Wort kommt aber auch nordisch vor, wenn auch in etwas abweichender Bedeutung: awn. *ljótr* 'häßlich, abscheulich a) körperlich, b) geistig oder moralisch', nschw. dial. *ljot* 1) 'häßlich, mißgebildet, 2) schlimm, böse', vgl. aschw. *lýta* (Ptz. *lytter*) 'Gebrechen zufügen'. Finn. *liuta* stimmt sowohl formell als begrifflich ganz genau mit got. *liuta*. Es kann aber auch nordisch sein. In bezug auf den *iu*-Diphthong wäre es dann mit finn. *kiusa* zu vergleichen. Für jüngeren (nordischen) Ursprung spricht einigermaßen auch ihr Vorkommen nur in Finnland. Hinsichtlich der Bedeutung ist *liuta* in diesem Falle ein ostnordischer Beleg für den sonst nur aus dem Gotischen bekannten übertragenen Begriff 'betrügerisch' (vgl. got. *lūtōn* 'betrügen', ags. *lot* 'Betrug', aslav. *luditi* 'betrügen'), dem jedoch die altwestnordische Bedeutungsnuance 'moralisch abscheulich' (vgl. bei Fritzner[2] s. v. *ljótr* : *sakir* — —, *er ljótastar eru millim manna, annat hvárt rán eða stuldir* [d. h. Diebstahle]) sehr nahe kommt.

8. Finn. *liuta* 'Schar, Menge, Haufen' braucht ebensowenig gotisch zu sein. Das germanische Quellwort war ein *i*-Stamm: awn. *ljóðr*, *lýðr* m. 'Volk' (Nom. plur. *-ir*), ahd. *liuti* m. n. pl. (sg. *liut* m. n. 'Volk'), ags. *leode* pl. 'people', bei dem die Stammsilbe schon sehr früh (gemeingermanisch?) mit *iu*-Diphthong erscheinen mußte. Der finn. *a*-Ausgang wäre dann wahrscheinlich analogisch; vgl. finn. *harras* = got. *hardus*. Sonst könnte finn. *liuta* auch

einen späteren urnordischen neutralen *a*-Stamm *liuda-* (= ahd. *liut* n.) wiedergeben; vgl. oben *kiusa* und *liuta* (7)![1])

"Es unterliegt" — meint Setälä — "kaum einem Zweifel, daß diese Wörter mit *i* gotische Lehnwörter sind und aus einer gotischen Sprachstufe stammen, in welcher *e* wirklich in *i* übergegangen, also mit *i* zusammengefallen war." Wie ich aber oben nachgewiesen zu haben glaube, lassen sich die betreffenden *i*-Laute samt und sonders auch anders erklären und sind folglich als Beweismittel für das vermeintliche Gotentum dieser Wörter nicht zu verwerten.

Die Annahme einer so großen Anzahl finnischer Lehnwörter mit speziell gotischem Stammsilbenvokalismus scheint mir aber auch von einem anderen Gesichtspunkte höchst bedenklich. Bei einem sehr nahe liegenden Vergleiche mit den bisher bekannten germanischen Lehnwörtern im Baltischen, die wegen der geographischen Lage der Balten viel zahlreicher wie die des Finnischen sein müßten, ist der fast gänzliche Mangel an baltischen Beispielen gotischer *i*- (= germanischer *e*-) Laute sehr auffällig. Das einzige wirklich alte einschlägige Lehnwort: apreuß. *kelmis* (und *chelmo*) 'Hut' aus frühurgot. **χelmas* zeigt im Gegenteil *e*-Vokalismus (vgl. Berneker Die preuß. Sprache 289, Hirt Beitr. 23, 347, Lidén Beitr. 31, 602). Mit -*i*- in der Stammsilbe erscheint meines Wissens nur preuß. *ilmis* 'Bark (Scheune ohne Wände)', das Lidén Beitr. 23, 600 ff. wohl mit Recht als urgot. **hilmaz* auffaßt. Diese Entlehnung ist aber offenbar jünger wie *kelmis*, dafür spricht entschieden schon der *h*-Schwund im Wortanlaute (vgl. Lidén a. a. O. S. 601).[2]) Der Formenwechsel **χelmaz* : **hilmaz* eines und desselben ostgermanischen (d. h. in diesem Falle sicherlich urgotischen) Wortes scheint mir zur Genüge zu beweisen, was man schon öfters, zwar nicht ohne Widerspruch, vermutet hat (vgl. Scherer ZGDS.[2] 51, Anm., Braune Beitr. 9, 548, Wrede QF. 68, 162, Hirt Beitr. 23, 341, andrerseits Löwe IF. 13, 26, KZ. 39, 317), daß nämlich dem einförmigen got. *i* im Frühurgotischen

1) Die bei Setälä als 'neu' bezeichnete Zusammenstellung findet man schon bei Saxén "Lisiä suomalais-germaanilaisten kosketusten valaisemiseksi" [Beiträge zur Klärung der finnisch-germanischen Berührungen], Tammerfors 1896, S. 10.

2) Ein Lehnwort aus einer späteren got. Sprachform ist gleichfalls wohl abg. *lьvъ* (got. **liva*) = ahd. *leo*, *lewo* aus lat. *leo*. Abg. *šlěmъ* dagegen stammt vielleicht aus dem Westgermanischen (ahd. as. *helm*), abg. *mlěko* 'Milch' vielleicht aus dem Balkangermanischen (vgl. Löwe KZ. 39, 317).

ein Wechsel *e-i* vorhergegangen sein muß. Preuß. *ilmis* stammt aus einer gotischen Sprachform, die wohl nicht mehr an der unteren Weichsel gesprochen wurde. Da die Goten aber auch nach ihrer in der 2. Hälfte des 2. Jahrh. erfolgten Auswanderung nach dem Schwarzen Meere während eines langen Zeitraumes — nach B. Salin Die altgerm. Tierornamentik S. 355 wenigstens bis auf etwa 350 n. Chr. — einen regen Verkehr mit den Gegenden an der Weichselmündung unterhielten, ist es gar nicht unmöglich, daß ein wichtigeres got. Lehnwort vom Pontus einen Weg nach Norden finden konnte. Außerdem ist es ja immer möglich und sogar wahrscheinlich, daß ein Rest des Gotenvolkes an den alten Wohnsitzen zurückgeblieben war.

Wenn wir aber gotische Lehnwörter auch im Finnischen hätten, könnten diese gewiß nur dem älteren Typus **χelmaz* gehören. Sie könnten nur von einer gotischen Kolonie stammen, welche sich bei der gotischen Übersiedelung aus Skandinavien von der Hauptmasse des Volkes, die in das Weichselgebiet auswanderte, getrennt hätte und nach den heutigen Ostseeprovinzen gezogen wäre (vgl. die Goten der Insel Gotland?). Denn daß auch die Urfinnen, die südlich vom finnischen Meerbusen und dem Ladogasee mit Düna etwa als Südgrenze gewohnt haben sollten, unter der Einwirkung eines vom Süden hergekommenen spätgotischen Volks- und Kulturstromes gestanden hätten, dafür fehlt es an jedem Anhalt. Die Annahme bedeutet, daß die Goten außer der Gegend an der unteren Weichsel noch eine weite Landstrecke der Ostseite der Ostsee innegehabt und hier eine Sprachform entwickelt hätten, die in der Behandlung der germ. *e*-Laute mit der historisch bekannten Gotischen konform gewesen wäre. Aber nach den bei griechischen und römischen Schriftstellern gegebenen Nachrichten über die Goten kann die gotische Besiedelung östlich der Weichsel sich nur über ein sehr kleines Gebiet erstreckt haben (vgl. Löwe, Die ethnische und sprachl. Gliederung der Germanen S. 21, L. Schmidt Gesch. der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung 1, 1 S. 51 f., R. v. Erckert Wanderungen und Siedelungen der germ. Stämme in Mittel-Europa, Kartbl. V)[1]). In gutem Ein-

1) Die episch wohl stark übertriebene Erzählung bei Jordanes von der über ganz Scythien und Germanien (u. a. über die Thiudos d. h. Finnen) ausgedehnten Herrschaft des Ostgotenkönigs Ermanarik († 375) kann selbstverständlich in dieser Hinsicht keine Bedeutung haben (vgl. auch Wiklund När kommo svenskarne till Finland? S. 18).

klange hiermit ist auch die Zahl wirklich alter germanischer Lehnwörter im Litauischen gegenüber denjenigen im Preußischen und besonders im Slavischen sehr gering. In Anbetracht dessen spricht Hirt. Beitr. 23, 350 die Vermutung aus, daß die got. Entlehnungen des Litauischen nicht direkt, sondern durch die Vermittlung des Preußischen übernommen wären.

Der von Setälä gemachte Versuch, das behauptete Gotentum eines nicht unbedeutenden Teils der ältesten germanischen Lehnwörter im Finnischen auf sprachlichem Wege aufrecht zu erhalten, hat sich somit als verfehlt herausgestellt, und in der historischen Überlieferung findet die Hypothese auch keine Stütze. Es bleiben dann nur die archäologischen Beweisgründe übrig, die man mit den sprachlichen gerne zu kombinieren pflegt.

Nach den Ergebnissen der vorgeschichtlichen Archäologie umfaßte die Bevölkerung der ostbaltischen Landschaften während des älteren Eisenalters von den Zeiten um Christi Geburt an mehrere Nationalitäten: eine finnische, eine lettisch-litauische und eine germanische. Die Finnen werden damals wie noch heute mehr nördliche, die Letten mehr südliche Sitze innegehabt haben. "Mitten unter diesen Stämmen müßten sich aber zahlreiche germanische (gotische) Kolonien befunden haben; denn nur unter dieser Voraussetzung findet der in den Sprachen sowohl wie in der eisenzeitlichen materiellen Kultur der Finnen und Letten-Litauer zum Vorschein kommende starke germanische Einfluß eine annehmbare Erklärung", so äußert sich hierüber A. Hackman in seiner großen Arbeit "Die ältere Eisenzeit in Finnland I" (Helsingfors 1905) S. 335 ff., wo die Frage zuletzt behandelt worden sein dürfte. Wenn aber die Archäologen von 'Goten' sprechen, kann das Wort kaum anders als in einem allgemeineren (zunächst wohl geographischen) Sinne von 'Ostgermanen' verstanden werden. Auch Hackman räumt a. a. O. S. 335 ein, daß das früheisenzeitliche Fundmaterial der Ostseeprovivzen in ethnographischer Beziehung schwer zu deuten sei. Eine einwandfreie Lösung dieser Bevölkerungsfrage sei den Archäologen gegenwärtig kaum möglich.

Welcher Nationalität gehörten nun diese ostbaltischen Germanen, denen die Finnen ihre ältesten germanischen Lehnwörter schulden? Nach Setälä Herkunft und Chronologie S. 49 f. wäre die Quelle der älteren germanischen Lehnwörter der ostsee-finnischen Sprachen in einer germanischen Sprachform von wesentlich urgermanischem Gepräge zu suchen, welche allmählich eine

Gestaltung annahm, die wesentlich mit der gotischen gleichzustellen wäre. Diese ältesten finnisch-germanischen Berührungen, sowohl die finnisch-ur(ost)germanischen, die schon um Christi Geburt und in der nächstvorangehenden Zeit stattgefunden hätten, als die etwas jüngeren finnisch-gotischen, welche also eine unmittelbare Fortsetzung der ersteren gewesen wären, verlegt Setälä in die urfinnische Heimat südlich von dem finnischen Meerbusen. Was die finnisch-nordischen Berührungen betrifft, wären die Wörter mit sicher nordischen (nicht mehrdeutigen) Kennzeichen nicht zahlreich. Wenn man aber eine urnordische Sprachform von wesentlich urgermanischem Gepräge als Ausgangspunkt voraussetzen würde, wäre auch urnordischer Ursprung vieler von diesen Lehnwörtern und daher eine gleichzeitige Nachbarschaft der Urfinnen mit Goten und Nordgermanen möglich. Es gäbe aber nichts Zwingendes in dieser Annahme. Setälä findet es ebensowohl möglich, daß die finnisch-nordischen Berührungen im allgemeinen etwas jünger wären als die früher besprochenen und daß sie erst nach der Immigration der Finnen nach Finnland (spätestens im 4. Jahrh.) ihren Anfang genommen hätten.

Richtig ist von Setäläs hier besprochenen Ergebnissen meines Erachtens nur die Annahme einer ethnographischen und sprachlichen Kontinuität der finnisch-germanischen Berührungen in der finnischen Urheimat: das 'Gotische' im Urfinnischen stammt ohne Zweifel von demselben germanischen Volkstamme, der die älteren 'urostgermanischen' Lehnwörter abgegeben hat. Bisher unbegründet und irreführend ist dagegen, wie ich hoffe dargetan zu haben, die ganze Rede von 'gotischen' Lehnwörtern und 'speziell gotischen' Lautmerkmalen.

Mit Evidenz unrichtig ist auch die Vermutung, die finnisch-nordischen Beziehungen wären ausschließlich nach Finnland zu verlegen.

In seiner oben zitierten Schrift (S. 50) hebt Setälä hervor, daß eben die germanischen Dialekte, aus welchen die ältesten germanischen Lehnwörter herrühren, ausgestorben wären und daß die Lehnwörter der ostseefinnischen Sprachen ihre einzigen bewahrten Denkmäler ausmachten; dies gälte auch von dem urnordischen Dialekt, der in Finnland gesprochen wurde, denn daß die jetzigen finnländisch-schwedischen Mundarten unmittelbare Fortsetzungen des in Finnland gesprochenen Urnordischen wären, das hält Setälä für ausgeschlossen. In diesen Behauptungen liegen

aber weitere Fehlschlüsse. Es kann nämlich nach allem, was die Archäologie und Ortsnamenforschung der letzten Jahre ans Licht gebracht[1]) — namentlich seitdem es archäologisch nachgewiesen worden ist, daß die schwedisch-finnische Mischkultur des jüngeren Eisenalters (der Vikingerzeit) keinen Abbruch in unserer vorgeschichtlichen Kulturentwickelung bildet, wie man früher angenommen hat, — kaum mehr einem Zweifel unterliegen, daß die jetzige Schwedenbevölkerung an den finnländischen Küsten, wenigstens in den Landschaften Egentliga Finnland, Satakunda und Österbotten, wesentlich eine direkte Fortsetzung unserer eisenzeitlichen Schwedenkultur bildet. Daß die Hauptmasse der etwas jüngeren urnordischen Lehnwörter im eigentlichen Finnischen in Finnland — in verschiedenen Teilen des Landes — aufgenommen sind, ist unzweifelhaft; aber ebenso sicher ist es, daß eine ganze Anzahl anderer urnordischer Lehnwörter aus der gemeinfinnischen Urheimat mitgeführt worden sind. Haben wir doch auch südlich vom finnischen Busen in einigen Orten der Nordwestküste von Esthland und auf den benachbarten Inseln sowie auf Runö im livländischen Meerbusen eine schwedische Bevölkerung, die in unserer Zeit zwar nur etwa 5000 Personen umfaßt. Dieses Sprachgebiet ist aber früher nur in Ehstland mehr als doppelt größer gewesen, indem es durch die Ehsten im Laufe der Zeit in hohem Grade beeinträchtigt worden[2]). Die genannten schwedischen Niederlassungen an der Ostsee treten zwar sehr spät, erst im 13. Jahrh. (1294) in das Licht der Geschichte, ganz wie die schwedischen Ansiedelungen in Finnland. Daß sie aber hier sowohl wie dort schon in vorgeschichtlichen Zeiten ihren Anfang genommen, ist nicht zu bezweifeln. In dieser Richtung äußert sich — was die Schweden in Ehstland betrifft — übrigens schon Thomsen in seinem "Einfluß der germ. Sprachen auf die finnisch-lappischen" S. 20 (also vor bald 40 Jahren): "— — — — — man kann [sagt T.] in dieser Bevölkerung nur ein lebendiges Zeugnis für die vorgeschichtliche stetige Verbindung der Skandinavier, besonders der Schweden, mit den östlichen, von Finnen bewohnten

1) Vgl. T. E. Karsten Österbottniska ortnamn. Språkhistorisk och etnografisk undersökning I (Helsingfors 1905) "Inledning" und die daselbst zitierte archäologisch-onomatologische Literatur.

2) S. A. Noreen Vårt Språk I S. 90 f., G. Danell Nord. Tidskr. (Stockholm) 1907 S. 175 ff.

Gegenden erblicken." Außerdem dürfte es in diesem Zusammenhange nicht unangemessen sein, an die bekannten altschwedischen Ansiedelungen in Rußland und an die daraus erfolgte Grundlegung des russischen Reiches (durch Schweden i. J. 862) zu erinnern.

Besonders wichtig für unsere Frage ist aber, finde ich, die durch die archäologische Wissenschaft jüngst erwiesene kulturelle Verbindung zwischen der älteren und jüngeren Eisenzeit im Ostbalticum. Analog mit den finnländischen Funden haben nach Hackman Die ältere Eisenzeit 1 S. 335 auch die ostbaltischen solche Typen aufzuweisen, welche von den Formen der älteren Eisenzeit zu denen der jüngeren herüberleiten und somit bezeugen, daß in der kulturellen Entwicklung der Ostseeprovinzen keine jähe Unterbrechung stattgefunden hat, welcher Fall doch hätte eintreten müssen, wenn die herkömmliche Ansicht richtig wäre, daß die frühere germanische Bevölkerung etwa um das Jahr 400 durch einwandernde finnische Stämme zum Verlassen ihrer Wohnsitze genötigt worden wäre. Allerdings wäre die große Mehrzahl dieser Typen im Süden des Gebietes zum Vorschein gekommen. Im Norden, im estnischen Gebiet wären Altertümer, die eine ununterbrochene Besiedelung bezeugen, selten. Doch fehle auch hier nicht die verbindende Brücke zwischen den beiden Perioden des Eisenalters.

Daß die heutigen Schweden an den ehst- und livländischen Küsten ein letzter Rest dieses prähistorischen Germanentums ist — also derjenigen Germanen, denen die Finnen ihr ältestes germanisches Lehngut verdanken — liegt also kein triftiger Grund vor, in Zweifel zu ziehen. Sind sie ja doch das einzige in Betracht zu nehmende Germanenvolk, das noch in historischer Zeit in unmittelbarer Nachbarschaft der urfinnischen Heimat lebt und gelebt hat, — insofern diese Urheimat wirklich, wie allgemein angenommen wird, etwa nach dieser Gegend zu verlegen ist.

Da diese selben Lehnwörter sich durch nichts als 'gotisch' erweisen, sich vielmehr aus verschiedenen Entwickelungsstufen des Urnordischen — von denen die allerälteste zwar ein geradezu urgermanisches Gepräge trägt — erklären lassen, scheint mir die alte Hypothese von einer gotischen Ansiedelung in dem nördlichen Teile der Ostseeprovinzen, welche — wenn man von den vermeintlich gotischen Lehnwörtern im Finnischen absieht — sonst keine Spuren hinterlassen hat, als völlig unbegründet abgelehnt werden zu müssen.

Das einzige, was von gotischen Spuren in den fraglichen Lehnwörtern dem Anschein nach übrig bleibt, liegt in dem Wortschatze: im Vorkommen oder in der Bedeutung oder in der Form einiger Wörter, die auf das Gotische hinweisen, vgl. oben S. 291! Aber diesen Kennzeichen ist, wie schon hervorgehoben wurde, keine entscheidende Bedeutung beizulegen. Gibt es ja doch einige vereinzelte Übereinstimmungen auch mit dem Westgermanischen gegenüber dem Nordischen und Gotischen, obschon an irgendwelche westgermanische Nachbarschaft für die Urfinnen nicht zu denken ist: z. B. finn. ***kuningas***: ahd. as. ***kuning***, aber awn. ***konungr*** und got. ***þiudans***; finn. ***viikko*** 'Woche': ags. ***wice***, f. neben ***wicu***, aber got. ***wikô***, awn. ***vika***; finn. ***saippio*** 'Seife': ahd. ***seifa*** (****saipjô***), aber awn. ***þváll***, schwed. ***tvål***. Die scheinbaren Gotizismen des Finnischen sind wohl nichts anders als Erinnerungen an die den germanischen Stämmen einstens gemeinsame Urheimat. Als die verschiedenen Völker sich allmählich trennten, differenzierten sich auch ihre Sprachen. Die finnisch-germanischen Übereinstimmungen mit dem Gotischen und Westgermanischen gegenüber den nordischen Sprachen stammen gewiß von den Zeiten der allerältesten Berührungen zwischen Finnen und Germanen her. Die aus Skandinavien in ferner Urzeit nach den Ostseeländern übergesiedelten Volkselemente haben ursprachliche Züge mitgebracht, die dem Muttervolke im Laufe der Zeiten verloren gegangen, die aber noch im Finnischen, an anderen Boden umgepflanzt, fortleben. Wenn außerdem die Goten ursprünglich nur eine Verzweigung des nordgermanischen Volksstammes bilden — ihre skandinavische Herkunft ist wohl kaum mehr zu bezweifeln (vgl. Much PBB. 17, 178 f., Löwe Die ethnische und sprachliche Gliederung S. 16 ff., Streitberg Gotisches Elementarbuch, 2. Aufl., Einl.) — sind die gotischen Züge der finnischen Lehnwörter um so leichter zu erklären. Auch die von Bugge (Norges Indskrifter S. 148 ff.) aufgestellten Vermutungen über die gotische Herkunft der Bewohner der Insel Gotland, die sich selbst ***Gutar*** nennen, sowie über die sprachlichen Beziehungen zwischen Gotisch und Gutnisch — eine Theorie, worüber Löwe a. a. O. S. 20 ff. noch näher handelt — haben ein gewisses Interesse für unsere Frage. Ist ja doch Gotland schon in der Vorzeit ein wichtiges Zentrum für den nordischen Handel gewesen. Auch durch gotländische Vermittlung könnten sonach 'gotische' Sprachelemente einen Weg zu den Finnen gefunden haben.

Diese Goten waren aber nicht nur ethnographisch sondern auch sprachlich wesentlich Nordgermanen. Zur Zeit, da die Goten noch in Skandinavien oder überhaupt im Norden saßen (wohl sogar noch während der Periode der gotischen Wohnsitze an der unteren Weichsel), dürften erhebliche dialektische Unterschiede zwischen den nordgermanischen Völkerstämmen nicht bestanden haben. Die bekannten charakteristischen Züge der gotischen Sprachentwicklung — wie z. B. die Lautübergänge *e* zu *i* und *-ō* zu *a* — können, wie schon Löwe a. a. O. S. 19 f. hervorhebt, wohl nur als Ergebnisse eines längeren Sonderlebens des Volkes verstanden werden. In finnischen Lehnwörtern spiegeln sie sich auch sonach schwerlich wieder[1]).

Helsingfors. T. E. Karsten.

Gotisch *dugunnun wisan*.

Als Übersetzung von ἤρξαντο εὐφραίνεσθαι lesen wir Luk. 15, 24 in CA *dugunnun wisan*. Nun wird unmittelbar vorher, V. 23, εὐφρανθῶμεν durch *wisam waila* übertragen und nur wenig später, V. 32, finden wir *waila wisan* als Wiedergabe von εὐφρανθῆναι. Zu diesen beiden Stellen stimmt Luk. 16, 19 εὐφραινόμενος· *waila wisands*.

Dieser Tatbestand legt den Gedanken nahe, daß in V. 24 eine Textverderbnis vorliege, daß auch hier *wisan waila* oder *waila wisan* die ursprüngliche Übersetzung von εὐφραίνεσθαι sei. Man versteht daher die neuerdings ausgesprochene Forderung, daß das versehentlich weggelassene *waila* wieder in den Text der gotischen Bibel einzusetzen sei, vgl. ZZ. 31, 91.

Diese jüngst vorgeschlagene Ergänzung haben die alten Herausgeber Junius, Stjernhjelm und Benzel als etwas Selbstverständliches ohne weiters vorgenommen; die neuern Ausgaben dagegen sind ihnen in diesem Punkte samt und sonders nicht gefolgt. Ich glaube, mit Recht. Denn so verlockend die Ergänzung auf den ersten Blick erscheint, so zweifelhaft wird sie, wenn man versucht, die Gründe für und wider gegen einander abzuwägen.

1) Korrekturnote: Wegen finn. *saha* (S. 292) vgl. jetzt H. Ojansuu Neuphil. Mitteilungen (Helsingfors) 1907 S. 93. — Zu finn. *pihatto* (S. 298): Eine gemeinnord. Form *fihu* (= got. *faihu*) ist vielleicht belegt in *fiu*. Cod. Leiden (Noreen Pauls Grdr. 1², 611).

Erstlich ist zu bedenken, worauf schon Gabelentz-Löbe aufmerksam gemacht haben, daß man in Vers 24 ein *waila* aus dem vorausgehenden Verse supplieren könne. Die genannten Forscher haben bereits auf Luk. 19, 6 als Parallele verwiesen: hier ist cπεύcαc κατέβη bloß durch *sniumjands atstaig* wiedergegeben. Das Richtungsadverb, das im Gotischen — schwerfällig genug — die griech. Präposition ersetzen muß, fehlt V. 6 offenbar nur deshalb, weil *sniumjands dalaþ atsteig*· cπεύcαc κατάβηθι unmittelbar vorhergeht. Ganz ebenso wird auch Luk. 15, 24 die Schwerfälligkeit des gehäuften *waila* mit Absicht vom Übersetzer vermieden worden sein.

Dazu kommt noch ein Zweites: wäre *waila* unumgänglich nötig, damit der Bedeutung von εὐφραίνεcθαι Genüge geschähe, so entstünden neue Schwierigkeiten. Es wäre nämlich in diesem Fall unverständlich, wie *gawizneigs im* (Röm. 7, 22) dazu käme, das griech. cυνήδομαι zu übertragen. Man müßte denn annehmen, der Übersetzer habe eine wichtige Nuance der Vorlage unberücksichtigt gelassen.

Schon längst hat man für (*waila*) *wisan*; *wizon*, *andawizns* 'ὀψώνιον, χρεία', *wailawizns*[1]) 'victus' (Skeireins), *gawizneigs* engere etymologische Verwandtschaft angenommen und auf die Bedeutung von ae. *wist* 'sustenance, food, luxury' ahd. mhd. *wist* 'Lebensunterhalt', aisl. *vist* 'Nahrungsmittel, Speise' hingewiesen. Sie kennzeichnen klar die Bedeutungssphäre von (*waila*) *wisan* 'εὐφραίνεcθαι'.

Zur selben Bedeutungsgruppe gehört natürlich auch *biwesjau*· εὐφρανθῶ, das Luk. 15, 29 belegt ist. Hier zeigt sich am deutlichsten, daß es mit einem Einschub von *waila* bei *dugunnun wisan* nicht getan ist. Denn was für *dugunnun wisan* recht ist, müßte für *biwesjau* billig sein. Noch niemand aber hat, soviel ich sehe, den Mut gehabt, auch bei *biwesjau* ein *waila* hinzuzufügen. Auch nützte es nichts, zu behaupten, daß in der Präposition *bi-* ein dem Adverb *waila* ähnlicher Begriff enthalten sei; denn die Willkür einer solchen Behauptung ergäbe sich ohne weiters aus einer Vergleichung der übrigen mit *bi-* zusammengesetzten Verba. Liegt aber kein Grund vor, die Überlieferung in Luk. 15, 29 irgendwie anzutasten, so folgt daraus mit zwingender Notwendigkeit, daß weder in der Präposition *bi-*, noch in dem Adverbium *waila* eine wesentliche Ergänzung

1) *wailawizns* : *andawizns* = *waila wisan* : *biwisan*.

von *wisan* enthalten sein kann, die zur Übersetzung von εὐφραίνεσθαι unentbehrlich wäre. Selbstverständlich soll damit nicht geleugnet werden, daß der Zusatz von *waila* zu *wisan* verdeutlichend wirke.

Nun könnte man freilich versucht sein, für V. 29 einen Einwurf zu machen. Griesbach (NT., editio secunda, S. 368) hat bekanntlich in dem got. *biwesjau* nicht die Übersetzung von εὐφρανθῶ, sondern den Reflex von ἀριστήσω (D, dazu *prandeam* d) zu erblicken geglaubt. Wäre dies richtig, so hätte *biwesjau* als Zeuge auszuscheiden. Aber schon Gabelentz-Löbe haben Griesbachs Behauptung zutreffend als kühn bezeichnet. Die Sonderlesart von D erklärt sich zweifellos am einfachsten durch Beeinflussung von seiten der altlateinischen Übersetzungen und gehört zu den Beispielen, die v. Soden Die Schriften des NT. 1, 1332 zusammenstellt: überall ist ein gewählterer griech. Ausdruck im Anschluß an *af* oder *it* durch das üblichere Wort verdrängt worden. An unserer Stelle liegt aber kein Anlaß vor, den Einfluß einer solchen 'Rückübersetzung' auf den gotischen Text anzunehmen. Das got. Wort hat durchaus nicht die spezialisierte Bedeutung der Lesart von D; es verhält sich vielmehr zu dem normalen εὐφρανθῶ etwa ebenso wie das fast durchweg in den altlateinischen Übersetzungen auftretende *epularer*. Dasselbe Verbum wenden die Lateiner auch in den vorausgehenden Versen an; Gabelentz-Löbe haben daher sicherlich mit Recht in ihrer Umschreibung des got. Textes *epulari* ohne Unterschied für (*waila*) *wisan* und *biwisan* gewählt.

Daß eine Bedeutung wie 'schmausen' für die verschiedenen Stellen des fünfzehnten und die eine schon vorhin erwähnte Stelle des sechzehnten Kapitels anzusetzen ist, lehrt die Vergleichung der beiden noch übrigen Stellen, an denen εὐφραίνεσθαι vorkommt. Röm. 15, 10 lesen wir für εὐφράνθητε ἔθνη *sifaiþ þiudos* und entsprechend Gal. 4, 27 für εὐφράνθητι στεῖρα *sifai stairo*. In derselben Bedeutungssphäre liegt die Übersetzung der einzigen belegten Aktivform 2. Kor. 2, 2: *ƕas ist saei gailjai mik* · τίς ἐστιν ὁ εὐφραίνων με. Man sieht, wie scharf sich die vorher erwähnte Gruppe von den Beispielen der zweiten Klasse abhebt. Bei dieser wäre eine Übersetzung von εὐφραίνεσθαι durch (*waila*) *wisan* usw. ganz undenkbar; dort dagegen ist die Verengung des Begriffs durch die Lage der Dinge gegeben: die Freude findet einen sehr konkreten Ausdruck.

Wie verhält sich nun das Simplex *wisan* in der Fügung *dugunnun wisan* zu dem Kompositum *biwesjau*? Offenbar ebenso wie *marzjai* · σκανδαλίζῃ zu *ga-marzjai* · σκανδαλίσῃ *af-marzjaindau* · σκανδαλισθῆτε, vgl. IF. 21, 193 f. Hier wie dort hat der Aorist das perfektive Kompositum neben sich. *wisan* · εὐφραίνεσθαι ist normal, zudem fordert *duginnan* seiner Bedeutung nach notwendig ein Imperfektiv. vgl. PBrB. 15, 114. Bei *waila wisan* tritt dagegen ein Unterschied der Aktionsarten nicht hervor.

Ich denke, diese Erörterungen genügen, um darzutun, daß wir nicht verpflichtet, ja nicht einmal berechtigt sind, Luk. 15, 24 im got. Texte *waila* zu ergänzen; denn wir setzen uns der Gefahr aus, durch diesen Einschub eine beabsichtigte Variation zu zerstören. Das gleiche gilt für *biwesjau* V. 29. Auch dieses konnte eines verdeutlichenden adverbialen Zusatzes um so eher entbehren, als in nächster Nachbarschaft (V. 32) *waila wisan* zu finden war.

Münster W. Wilhelm Streitberg.

Zur Umschreibung der arischen Sprachen.

Dem Protest Bartholomaes gegen Hirts Vorschlag zu einer neuen Transkription kann ich mich, soweit dabei das Altindische in Betracht kommt, nur anschließen. Durch die empfohlene Neuerung würde die Verwirrung, die 'Misere', nur erhöht. Das ist der Hauptgrund.

Aber es muß doch gesagt werden, daß, was Hirt selbst bringt, nicht einmal objektiv richtig ist. 1) "Daß der Anusvara im wesentlichen dem nasalen Klang im Nasalvokal entspricht, scheint mir sicher zu sein. Es ist daher die Schreibung *ą* usw. die gewiesene". Hiezu vergleiche man die § 223 a meiner Ai. Grammatik I. zusammengestellten Zeugnisse, aus denen unweigerlich der Wert des Anusvāra als eines auf den Vokal folgenden Lauts hervorgeht. Ich verweise noch auf Haradatta zu Mantrap. 1, 11, 2: *ke cid ūkārāt param anusvāram adhīyate* und auf Hörnle-Grierson, Vorr. zum Dictionary of the Bihārī language p. 5: (the anusvāra) is employed to signify a peculiar nasal sound, intermediate between a vowel and a consonant, *which is not a mere nasalisation of a vowel, but an independent sound*

following a vowel. 2) Ohne ein Wort der Rechtfertigung verwirft H. die Schreibung der Vṛddhi-Diphthonge mit *ai*, *au* und verlangt *āi*, *āu*. Nun, daß die Vṛddhi-Diphthonge vorgeschichtlich mit langem erstem Komponenten gesprochen wurden, ist selbstverständlich. Aber schon die ältesten Zeugnisse über Aussprache kennen nur *ăi*, *ău* (Ai. Gr. 1, § 36, S. 40); den Belegen für Verwechslung zwischen *ai* und *ayi* sei beispielsweise noch AV. 10, 24, 6 *aṇayit* st. *aṇait* (Bartholomae ZDMG. 50, 687), ChU. 4, 3, 3 ff. *rayikva-* st. *raikva-*, Epigr. Ind. 4, 83 ff. Z. 9 *jainā* st. *jayinā* beigefügt. Wer Altindisches umschreibt, hat sich nur um den im Altindischen selbst gültigen Lautwert zu kümmern, nicht um vorgeschichtliche, später bloß durch Sandhi u. dgl. wiedergespiegelte Verhältnisse; sonst müßte man zur Weise älterer Sprachvergleicher zurückkehren und auch *ai*, *au* für *e*, *o* einsetzen.

Auch mir persönlich ist nicht alles sympathisch, wozu ich mich der Übereinstimmung zulieb bequeme. *ç* z. B. ist aus ästhetischen Gründen ansprechender als *ś*. Aber es verlohnt sich nicht deswegen, wie leider auch die amerikanischen Mitforscher tun, beim Alten stehen zu bleiben. *ś* ist nicht ganz sinnlos: als vor dreizehn Jahren in Basel in einer Sitzung der Morgenländischen Gesellschaft über die Umschrift des Sanskrit beraten wurde, empfahl Bühler *ś* gegen *ç* mit dem Hinweis auf die Störung, die die Schreibung mit *ç* bei Anfertigung von Namenregistern mit sich bringe (vgl. ZDMG. 48 p. XXII.). Der wirklichen Aussprache wird *ç* übrigens noch weniger gerecht als *ś*, weil *ś* ein willkürliches Zeichen, dagegen *ç* durch seinen Gebrauch im Französischen für den stimmlosen dentalen Zischlaut *s* festgelegt ist.

Noch etwas spricht gegen eine Änderung des nun einmal Angenommenen. Mit kleinen Abweichungen haben sich auch in den Ländern englischer Zunge viele zur internationalen Transskription des Sanskrit bequemt. Aber noch ist diese nicht durchgedrungen; noch immer sträuben sich viele dagegen, das scheußliche *ch* und *chch* für palatale Tenuis und Tenuis aspirata fallen zu lassen. Wer jetzt an unserm *c*, *ch* rüttelt und *j* für *y* einführen will, unterstützt diesen Hyperkonservatismus, gegen den man nur auf Grund universeller Gleichmäßigkeit des Gebrauchs ankämpfen kann.

Die äußerste Konzession, die ich machen könnte, wäre die, daß man in allgemein-sprachwissenschaftlichen Werken den rezi-

gierten Zeichen genauere Marken beifügte, also etwa *ĭ ŏ č ǰ š* statt *e o c j s* schriebe, gerade wie man bei Setzung von Akzent- und Quantitätszeichen auch sonst nach Bedürfnis und Belieben verfährt, und wie ausgeführt in Drucken von Sanskritwerken einzelne sonst übliche diakritische Zeichen vernachlässigt werden können, und z. B. *ṇ* statt *ṇ*, *s* statt *ṣ ś*, *h* statt *ḥ* ohne Gefahr eines Mißverständnisses geschrieben werden kann; vgl. Jacobi Rāmāyaṇa S. 4 f.

Göttingen. J. Wackernagel.

Zur slavischen Wortkunde.

1. Westslav.-russ. *bažiti*.

Čech. *bažiti* 'streben, verlangen, sich sehnen, gelüsten' russ. Dial. (auch klruss.) *bažiť* 'sich sehnen, begehren, dürsten' (dazu klruss. *baha* 'Begierde, Sehnsucht') ist das ehemalige Kausativ zu abg. *běžą běžati* 'fliehen, laufen' und entspricht dem lit. *boginti* 'flüchten, fortschaffen' auch intrans. 'wohin jagen' (die Vermischung der lit. Verba auf *-inti* und *-yti* ist bekannt) und bis auf die Vokalquantität dem griech. φοβέω 'scheuche, schrecke'. Die für das Slavische älteste Bedeutung 'streben' hat sich durch die Zwischenstufe 'verfolgen' aus 'treiben' in der Weise entwickelt, daß einerseits der 'Treibende' als selbst 'in Bewegung geraten' gedacht wird, anderseits sein von vornherein nach vorn gerichteter Blick sich vom Objekte des Treibens zum Endpunkte der Bewegung verschoben hat; vgl. d. '*ein Ziel verfolgen*'. Die umgekehrte Entwicklung liegt in russ. *ochóta* (zu abg. *chotěti chošti* 'wollen') 'Lust, Jagd' vor. Das Reflexiv scheint, wenigstens teilweise, schon früh dem Primärverbum resp. dessen Iterativ wesentlich gleichbedeutend geworden zu sein, wie aus poln. *bażyć się nabażyć się* 'sich aufblähen' (besonders im übertragenen Sinne 'sich brüsten'; das Simplex auch 'sich gelüsten') und čech. *nabíhati naběhnouti* 'anlaufen, anschwellen' hervorgeht.

2. Russ. *búga*, *búžať*.

Russ. Dial. *búga* 'niedrig am Fluß gelegener Wald, niedriges bewaldetes Flußufer, der Überschwemmung ausgesetztes

Waldgebiet' = lit. *bangà* 'Woge, Welle' lett. *bûga* 'steiniger, mit Gesträuch bewachsener Platz im Felde' ai. *bhaṅgás* m. 'Bruch, Welle' zu ai. *bhanákti* 'bricht' (Uhlenbeck Et. Wb. d. ai. Spr. s. v.), wie d. *bruch* 'feuchte Wiese' zu *brechen*. Hierzu gehört auch russ. Dial. *búžat'* (bei Dal', Slovaŕ živogo velikorussk. jazyka mit ? versehen) 'Sand oder Lehm ausgraben, Steine aus der Erde brechen', das offenbar das Iterativ zu einem verloren gegangenen **bǫžiti* ist. Ein anderes *búžat'* kommt im folgenden Abschnitt zur Sprache.

3. Russ. *bygát'*, *búžat'*, *pugát'*.

Die weitverzweigte Sippe von ai. *bhujáti* 'biegt' gr. φεύγω 'fliehe' hat auch mehrere slavische Angehörige, die allerdings zunächst teils durch die weitabliegende Bedeutung, teils durch die abweichende Lautgestaltung befremden. Die Worte der ersten Kategorie gehen auf Intrans. 'sich einbiegen, einziehen, zusammenziehen' zurück und haben die Wandlung zu a) 'zusammenschrumpfen, vertrocknen' b) 'hinschwinden, verschwinden' durchgemacht. Es sind dieses meines Erachtens die folgenden: russ. *bygát'* 'trocknen intr., dahinschwinden, verderben' *podbýgnut'* 'trocken werden' *búžat'* 'verenden, krepieren' (Dal' mit ?, wie bei dem gleichlautenden Worte s. 2; kaum zu lit. *bengiù beñgti* 'beendigen' *pãbangas*, *pabangà* 'Beendigung'). Das zweite Wort ist formal die regelrechte Entsprechung des lit. *búgstu búgti* intrs. 'erschrecken' (das russ. Prät. *podbýg*, *-la* spricht für hohes Alter des Inchoativverbums), das dritte kann dem lit. *baugė́tis* 'sich fürchten' (Juškevič Litovsk. Slovaŕ I; Ableitung von *baugùs* 'furchtsam') gleich sein; jedoch ist bei solchen Denominativen (das slav. Grundnomen ist verloren gegangen) auch einzelsprachlicher Ursprung nicht ausgeschlossen, zumal in Anbetracht der geringen räumlichen Verbreitung. Der Bedeutung 'erschrecken' liegen offenbar die durch den Schreck hervorgerufenen krampfartigen Körperbewegungen zugrunde. Zur Illustration dieser Verhältnisse mögen folgende Parallelen dienen: 1) lett. *krupt* 'verschrumpfen' *kraupêt* 'trocken werden' (vom Ausschlag) lit. *kruptis* 'erschrecken' (Leskien Ablaut 300); 2) abg. *lęką lęšti* 'biegen' sloven. *slǫ̂knem slǫkniti* 'sich einziehen, sich schlank machen' čech. *usléci* 'vergehen, sterben' osorb. *slaknyć* nsorb. *sléc* 'verenden' sloven. *slečîm slėčati* 'hocken' *lę̂knem lękniti* 'auffahren (vom Hasen), erschrecken, erstaunen' poln. *lęknąć* 'schrecken'. — Unklar ist klruss. *býha*

'Lüsternheit, Sehnsucht'. Am ehesten dürfte es als 'das Hinschwinden, Verschmachten, Dürsten' aufzufassen sein, kaum als 'geneigt sein', wie in d. '*Zuneigung*' lit. *linkéti* 'sich neigen, geneigt sein, jemandem etwas wünschen' wegen der altruistischen Färbung dieser Worte. Eine bessere Etymologie für *býha* ist mir nicht bekannt, denn an das ai. Desiderativ *bubhukṣate* 'leidet Hunger' (*bubhukṣā* 'Hunger'; zu *bhunákti bhuñjati* 'genießt' Uhlenbeck Et. Wb. d. ai. Spr. s. v.) darf schwerlich gedacht werden.

Die zweite Kategorie besteht aus dem dem litauischen Kausativ *baugìnti* bedeutungsgleichen russ. *pugát'* klruss. *púhaty* 'schrecken, scheuchen', russ. *ispug* 'Schreck' und Ableitungen. Ihr *p-* erklärt sich durch gemeinrussische Analogie nach russ. *pužát'* klruss. *púžaty* (klruss. *púdžaty* ist eine jüngere Form, vgl. Sobolevskij Lekcii po istorii russk. jaz.[3] 126 f.) aus **pǫdjati*, Iterativ zu russ. *pudít'* ds. abg. *pǫditi* 'treiben'.

4. Sloven. *dúzati*.

Sloven. *dúzam dúzati* 'stoßen, drängen *dũznem dúzniti* 'einen Stoß geben' zu lit. *daužiù daũžti* 'stoßen' *daužaũ daužýti* Iter. ds.

5. Altčech. *panost*.

Die Wurzelsilbe von ačech. *panost* 'Trunkenheit' wird von Gebauer Hist. Mluvn. česk. jaz. I, 21, Prusík KZ. 35, 600 (danach auch Walde Lat. Et. Wb. s. v. *bibo*) auf uridg. **pō-* in gr. πώνω 'trinke' lat. *pōtus* 'trank' lit. *pũta* 'Zechgelage' zurückgeführt, so daß hierdurch diese Ablautstufe der Wurzel **pō(i̯)- *pi-* auch für das Slavische als erwiesen betrachtet wird. Nun kann aber čech. *-a-* der normale lautgesetzliche Vertreter einer ganzen Reihe von urslavischen Lautungen sein; namentlich kann es als Kontraktionsprodukt verschiedentlicher Art auftreten. Demnach stimmt ačech. *panost* Laut für Laut mit serb. *pjánōst* osorb. *pjanosć* aus **pьjanostь* überein. Das zugrunde liegende Adjektiv abg. *pijanъ pьjanъ* tritt, wie auch die Ableitungen, in den verschiedenen Sprachen in beiden Lautgestalten auf, vgl. serb. *pìjan pjân*, russ. *pjányj*, poln. *pijany*, čech. *pijan* m. 'Trinker, Säufer'; es fehlt die Berechtigung, daneben noch ein **panъ* anzunehmen. Über die lautliche Seite vgl. Gebauer Hist. Mluvn. I, 126 f. und die Beispiele für ähnliche Kontraktionsprodukte a. o. O. III, 2, 398.

6. Slavisch **červъ.*

Torbiörnsson Gemeinslav. Liquidametathese 2, 13 f. scheidet, im Anschluß an Zupitza BB. 25, 101 f. dreierlei urslavische **červъ*: 1. 'Stiel, Griff, Handhabe'; 2. 'Schüssel, Pfanne'; 3. 'Kinnbacken'. Bei dieser vom slavischen Standpunkte einwandfreien Dreiteilung, der auch in der Hauptsache richtige Etymologien zur Seite stehen, fehlt jedoch die Berücksichtigung einiger Gesichtspunkte, die zur Beurteilung der Worte und ihres Verhältnisses zu den Entsprechungen der anderen Sprachen wichtig sind. Die folgenden Zeilen enthalten erstens den Versuch, einige lautliche Schwierigkeiten bei der Vereinigung der slavischen und der außerslavischen Worte zu beseitigen, woraus sich für das zuerst genannte die etymologische Trennung in zwei verschiedene ergeben wird; zweitens aber liegt ihr Hauptzweck darin, namentlich für **červъ* 2., dessen Bedeutungsangabe eine auf etymologischen Rücksichten beruhende Ungenauigkeit enthält, gewisse, bisher nicht beachtete semasiologische Momente in den Vordergrund zu rücken.

Ich folge bei der Betrachtung der einzelnen Worte Torbiörnssons Einteilung.

1. Serb. *crên* 'manubrium', russ. *čéren* 'Heft, Stiel', *čerenók* 'Heftchen, Pfropfreis', klruss. *čerénka* 'Messerschale, Griff', poln. *trzon* 'Stiel eines Pilzes, Griff, Knoten', čech. *střen* 'Griff, Stiel, Heft, Schale'. In 'Stiel' vereinigen sich zwei Bedeutungen: 1) 'Pflanzenbestandteil, Pfropfreis, Pflanzenstiel'; 2) 'Handhabe, Griff, Stiel eines Messers usw.' Die jeder dieser Bedeutungen gerecht werdenden, von Torbiörnsson miteinander vereinigten, etymologischen Entsprechungen weisen in semasiologisch und lautlich getrennte Verbände.

1) **černъ* 'Pflanze, Pflanzenteil', wozu noch russ. *čéreń* F. 'Eichenholz' zu ziehen ist, gehört mit lit. *kìrna* 'Strauchband', pr. *kirno* 'Strauch' unter dem Ansatze **q^{u}erno- *q^{u}ṛnā* (Zupitza Germ. Gutt. 110 setzt wegen ahd. mhd. *hart* 'Wald' *q-* an, doch ist die germanische Vertretung von **q^{u}o-* bekanntlich noch nicht einstimmig entschieden) zu einer Reihe von Ausdrücken für 'Baum, Holz, Wurzel usw.' vgl. z. B. lit. *kẽras* 'Baum, Stumpf, Staude', lett. *zers* 'Strauch, knorrige Baumwurzel' und wegen des Anlautes kymr. *prenn* 'Baum, Holz' (Fick Vgl. Wb. II[4], 63; Zupitza a. a. O.; Walde Et. Wb. s. v. *cornus*). Auch abgesehen von der Zu-

gehörigkeit des keltischen Wortes schließen diese ausgesprochenen Pflanzenausdrücke die Verbindung mit dem Worte für 'Handhabe' aus wegen der in dessen Verwandten hervortretenden Bedeutung einer sinnlichen Tätigkeit.

2) ***černъ* 'Handhabe, Griff' hat seine bis auf den Wurzelvokal identische Entsprechung in ai. ***kárṇas*** M. 'Handhabe, Griff, Ohr', kymr. ***carn*** 'Handhabe', die auf uridg. ****qarno-*** weisen, und was bisher noch nicht beachtet ist, offenbar mit lett. ***aifkart*** 'anrühren, antasten' verwandt sind. Das slavische ***-e-*** muß zwar jünger sein, als das arisch-keltische ***-a-***, doch stammt es, wenigstens in seinen Keimen, aus einer vorslavischen Periode und steht in inniger Beziehung zu dem Vokal des lett. ***k'ert*** 'greifen, fassen', nach oder mit dem es entstanden ist. Folglich ist Endzelins (BB. 29, 190) zur Erklärung des ***k'-*** statt des lautgesetzlich zu erwartenden ***z-*** vorgeschlagene Annahme einer einzelsprachlichen Anlehnung des Verbums ***-kart*** an lett. ***twert***, lit. ***tvérti*** 'fassen' unhaltbar. Überhaupt hebt die Eliminierung eines einzelnen Falles mit unregelmäßigem palatalem Guttural die Tatsache nicht auf, daß solche Beispiele mehrfach da existieren, wo von sekundären Prozessen keine Rede sein kann und wo sie nur durch Entlehnung aus dem Litauischen oder, wenn dort genaue Entsprechungen nicht vorhanden sind, durch Mischung mit einem ausgestorbenen Grenzdialekt erklärt werden können (vgl. Zupitza KZ. 37, 402). Eine Beziehung zwischen beiden Verben besteht aber insofern, als sich lett. ***twe'rt*** (akzentuiert nach Bielenstein), das zu lit. ***tvérti*** nicht stimmt, in der Betonung nach ***k'e'rt*** gerichtet zu haben scheint; denn dieses paßt zu russ. ***čéren*** (über serb. ***crên*** s. Torbiörnsson). Übrigens ist die Bedeutung der Wurzel ****tu̯er-*** außerhalb des Baltischen nur in der Bedeutung 'fassen — zusammenfassen' (Walde Et. Wb. s. v. ***torus***), nicht aber als 'fassen — greifen' belegt, sodaß auch an eine urbaltisch-slavische Beeinflussung von ****kar-*** durch ****tver-*** nicht zu denken ist [vgl. Nachträge].

Eine befriedigende Erklärung des Verhältnisses ***-a-|-e-*** vermag ich zwar nicht zu geben; trotzdem sei es mir gestattet, auf einige Punkte, die dabei in Betracht kommen können, hinzuweisen. Ein gewisser Parallelismus findet sich bei den mit der Sippe des 'Greifens' im Lettischen verquickten Worten des 'Tadelns, Höhnens, Spottens', nämlich in dem Verhältnis von abg. ***ukorъ*** 'Schmähung', ir. ***caire*** 'Tadel', deren Vokal durch die Wort-

gleichung lat. *carināre* 'höhnen, spotten' = lett. *karināt* 'necken, reizen' als uridg. *-a-* erwiesen wird, einerseits, zu den unverwandten griech. κέρτομος 'höhnend', lit. *iszkernóti* 'verleumden, schlecht machen' anderseits (Zupitza Germ. Gutt. 109 mit vielem falschen; Walde Et. Wb. s. v. *carino*). Da bei **qar-* 'tadeln' eine sinnliche Bedeutung außerhalb des Lettischen nicht belegt ist, erscheint ursprünglicher Zusammenhang mit **qar-* 'anrühren' unwahrscheinlich (vgl. Leskien Ablaut der Wurzelsilben 331), sodaß die Bedeutungen in lett. *k'irna* 'Plackerei, Händel', *k'irināt* (eigentlich iter. zu *k'ert*) 'zergen', *karināt* (s. oben, kann auch als iter. zu *-kart* fungieren) 'zergen' (Bielenstein Lett. Spr. I, 425), wohl erst sekundär als Bindeglieder zwischen beiden Sippen entwickelt worden sind. So darf auch nicht die Existenz eines ursprachlichen **qer-* 'greifen' aus **qer-* 'höhnen' gefolgert werden, zumal dieses erst aus **(s)qer-* 'schneiden' entstanden (Brugmann IF. 15, 97 f.) und nur außerhalb des Primärverbums belegt ist. Immerhin ist es nicht unmöglich, daß späterhin in formantisch gleichartigen Worten die Vokaldoppelheit der einen Bedeutungsgruppe von der anderen nachgeahmt wurde. Beachtenswert in dieser Beziehung ist die Gleichung: griech. κάρνη 'Strafe' : lit. **-kerna* (in *iszkernóti*; vielleicht auch ir. *cern* 'Sieg' Zupitza a. a. O.) = ai. *kárṇas*, kymr. *carn* : slav. **čer̥nъ*. Es ist schwer zu entscheiden, ob ihr ein Gewicht beizulegen ist, da die Verbalabstrakta den nomina instrumenti begrifflich fernstehen. Jedenfalls ist die Ausdehnung der Doppelheit bis auf das Primärverbum von dieser Grundlage aus nicht zu verstehen. Umgekehrt können wir sagen, daß die Verallgemeinerung des *-e-* im Nomen ausschließlich vom Verbum abhängig ist, indem es die von *-kart* abweichende Bedeutungsnuancierung von *k'ert* teilt.

Für das Verbum hilft uns vielleicht eine andere Proportion aus, die sich mit den Verbalformen einer bedeutungsverwandten Wurzel ergibt: nämlich lett. *k'ert* : *-kart* = lett. *k'ept* 'haften, mit den Klauen anpacken' : lat. *capio*, lett. *kampt* 'ergreifen, fassen' [vgl. auch Nachträge]. Trotz Walde (Et. Wb. s. v.; das russ.-ksl. *čepь* F. 'Kette' ist wohl eher eine dialektische Nebenform für russ. *cěp'* F. ds., wie im Altrussischen auch sonst *č* und *c* wechseln) sehe ich keine Veranlassung, lett. *k'ept* aus dieser Verbindung zu trennen, insofern nur lat. Perf. *cēpi* eine alte Ablautstufe enthält; denn der Ablaut *-ē-*/*-e-*/*-ə-* ist namentlich im Baltischen nicht selten (vgl. lit. *kvepėti* 'duften', *kvė̃pti* 'hauchen',

lat. *vapor*), wobei es irrelevant ist, ob *-e-* lautlich berechtigt oder durch qualitative Angleichung an die Länge erzeugt ist. Das Fehlen von lett. **k'ēp-* und nasallosem **kap-* in Verbalformen beweist natürlich nichts für den Formenbestand der Worte im Urbaltisch-Slavischen, welche Zeit lediglich für uns in Betracht kommt. Vielleicht haben bei der Erzeugung von **čerm* die beiden eben vorgeführten Faktoren mitgewirkt.

2. Russ. *čéren* 'Kohlenbecken, Kohlenpfanne, Salzpfanne', klruss. *čéreń* M. 'Boden des Backofens, Feuerherd', poln. *trzon* 'Herd, Feuerherd'. Die Bedeutungen, unter denen das von Zupitza und Torbiörnsson konstruierte 'Schüssel' fehlt, lassen sich am besten auf 'Feuergrube', d. h. die 'Vertiefung, innerhalb deren das Feuer angelegt zu werden pflegte' (Hirt Indogermanen 393, 697) zurückführen. Diese primitivste Art des 'Herdes, Backofens usw.' war zugleich auch die primitivste Art der 'Feuer, glühende Kohlen usw.' enthaltenden Gefäße', und schließlich konnte die Bezeichnung für solche überhaupt für alle 'heißen', auch die von außen 'erhitzten' Gefäße verwandt werden. In derselben Weise ist wohl auch, beiläufig bemerkt, das Verhältnis von got. *aúhns*, lat. *fornus* 'Ofen' zu den mit ihnen verwandten Worten für 'Kessel, Kochtopf usw.' aufzufassen (anders Schrader Reallexikon 592; Walde Et. Wb. s. v. *aulla*, *fornāx*).

Ich stelle **čerm* zu ahd. *herd*, ags. *heord*, as. *herth* 'Herd', lett. *zeri* 'Glutsteine' (s. die Sippe Walde Et. Wb. s. v. *carbo*). Da sich diese Ansicht im Gegensatze zu der von Zupitza zuerst vorgeschlagenen Verbindung des slavischen Wortes mit aisl. *huerna* 'Topf, Schüssel, Schale' und dessen Verwandten zu befinden scheint, sehe ich mich genötigt, auf die Verhältnisse dieser Worte einzugehen und zu zeigen, auf welche Weise eine Beziehung zwischen beiden Gruppen herzustellen ist. Dabei sehe ich vorläufig von griech. κέρνος N. M. κέρνον 'Opferschüssel' ab, da dessen Verwandtschaft mit den übrigen vielfach bestritten wird, und werde es erst am Schluß einer Betrachtung unterziehen.

Die Worte, die zunächst in Betracht kommen, sind: ai. *carúḥ* M. 'Kessel, Topf', aisl. *huerr* 'Kessel', *huerna* (s. oben), got. *ƕairnei* F. 'Hirnschädel', aisl. *huern* 'die beiden bootförmigen weißen Knochen im Gehirne des Fisches', ags. ahd. *hwer* 'Kessel', ir. *cern* 'Schüssel', ir. *coire* 'Kessel', kymr. *pair* (älter *peir*) ds. (vgl. Zupitza Germ. Gutt. 57 f. mit Literatur). Semasiologisch werden sie bisher ausschließlich als 'runde, gewölbte' Gegenstände auf-

gefaßt. Da Ficks (Vgl. Wb. I[4], 24) Anknüpfung an die Sippe von lat. *curvus*, ai. *kátas* 'Geflecht, Matte' wegen des *q*-Anlautes dieser (vgl. z. B. griech. κορωνός 'gekrümmt', κάρταλος 'Korb') unhaltbar ist, finden sich nach dieser Richtung hin mögliche Anknüpfungen nur in einer kleinen Anzahl von Ausdrücken für ähnliche Dinge, mit denen sie auch tatsächlich verbunden werden (Fick Vgl. Wb. I[4], 385, Uhlenbeck Et. Wb. s. v. *karaṅkas*, Scheftelowitz BB. 28, 145 usw.). Aber auch unter diesen werden einige besser zu ai. *kátas* gezogen (Walde Et. Wb. s. v. *crassus*, *curvus*), oder sind sonst, wie ai. *kárakas* 'Wasserkrug' *karaṅkas* 'Schädel' (Walde Et. Wb. s. v. *carina*) als *q*- enthaltend erwiesen. Die übrigen, wie russ. *čára* 'Trinkschale', poln. *czara* 'Becher', und die von Scheftelowitz (BB. 28, 144 f.) genannten arischen Worte, entziehen sich, teils wegen formaler Isoliertheit, teils wegen wenig charakteristischer Bedeutung der Beurteilung, und es fehlt jeglicher Hinweis auf *qu*-Anlaut. Wenn nun außerhalb des Germanischen keine sicheren Verwandten mit der Bedeutung 'Schädel' vorhanden sind, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die beiden germanischen hergehörigen Träger dieser Bedeutung einheimische Produkte sind, wie ja überhaupt in der Regel die Entwicklung in der Richtung 'Gefäß zu Schädel' geht (Scheftelowitz a. a. O. 143). Aisl. *huern* 'die beiden bootförmigen weißen Knochen im Gehirne des Fisches' berührt sich so nahe mit griech. κέρναι, κέρνα Pl. 'die beiden Hervorragungen der Knochenfortsetzungen der Rückenwirbel', daß wir es geradezu als eine einzelsprachliche analogische Umgestaltung von aisl. **hern-* aus urgerm. **herzn-* auffassen und mit ahd. *hirni*, aisl. *hiarne* 'Gehirn', breton. *kern* 'Kopfwirbel' (s. unter 3) auf uridg. **k̑ersn-* (s. die Sippe Walde Et. Wb. s. v. *cerebrum*) zurückführen können. Got. *hvaírnei* 'Hirnschädel', das kein *-z-* verloren haben kann, ist als Ableitung von urgerm. **huernaz* u. dgl. aufzufassen, wird aber von den Worten für 'Gehirn' beeinflußt worden sein.

Wenn wir die übrigen Worte auf ihre Bedeutungen hin untersuchen, so ergibt sich eine bemerkenswerte Übereinstimmung in der Funktion der durch sie bezeichneten Gefäße. Die germanischen und keltischen Worte lassen sich hauptsächlich, wie aus jedem Wörterbuch ersichtlich ist, als 'Kessel zum Sieden des Wassers, Becken mit warmem Wasser' belegen. Beiden Sprachzweigen gemeinsam ist die Beziehung zum 'Warmbad', z. B. ir. *coire* 'caldarium, vessel containing warm water for bathing' (Stokes

Irisch Glosses, Dublin 1860, S. 90); ähnlich aisl. **huerna**, vgl. Egilsson Lex. Poët. Antiq. Ling. Septentr.; ja aisl. **huerr** kann sogar 'fons aquae fervidae, thermae' (Egilsson a. a. O.), und zwar in sakralem Sinne als die 'warmen Quellen in Lokis Haine' bezeichnen. Abweichend ist ir. **cernine** 'Schüssel zum Auftragen der Speisen' (Cormacs Glossary transl. by O'Donovan, ed. by Stokes, Calcutta 1868, S. 37), das die Bedeutung 'Kochtopf' voraussetzt, ebenso wie 'Gefäß mit warmem Wasser' auf 'Siedekessel' zurückgeht. Ai. **carúṣ** bedeutet im Rigveda im allgemeinen 'Kessel, Topf', ohne daß sich aus den einzelnen Stellen eine speziellere Definierung feststellen ließe. Rigv. 10, 167, 4 bezeichnet es ein mit 'Soma' gefülltes Gefäß, speziell ein 'Gefäß, aus dem Soma getrunken wird'; die Vorstufe dazu kann aber gewesen sein 'Gefäß, in dem der Soma zubereitet wird'. In der späteren Sprache kommt es häufiger als 'Opferbrei' d. h. 'Gekochtes' vor, wobei also eine Verschiebung vom 'Kochtopf' auf dessen Inhalt stattgefunden hat; gleichzeitig kann der 'Brei' aber auch als Inhalt der 'Opferschüssel' aufgefaßt werden [vgl. Nachträge].

In der Bedeutung stehen ai. **carúš** und ir. **cernine** dem slav. ***čeгnъ** sehr nahe und können geradezu direkte Fortentwicklungen aus der vorausgesetzten Grundbedeutung 'Feuergrube' sein. Dabei ist namentlich der sakrale Sinn des ai. Wortes zu beachten, der gleichfalls der slav. Bedeutung 'Herd' anfangs innegewohnt haben kann (vgl. Schrader Reallexikon 368). Das oben erwähnte aisl. **huerr** weicht in dieser Beziehung viel stärker von ai. **carúṣ** ab.

Den übrigen keltischen, sowie den germanischen Worten haftet die Bedeutung 'Siedekessel' so stark an, daß wir diese wohl als die ursprüngliche ansehen können. Daraufhin lassen sie sich mit abg. **skvьrą skvrěti** 'schmelzen', sloven. **cvrèm cvrẹ́ti** 'in Fett backen oder braten, prägeln, rösten' (Torbiörnsson a. a. O. II, 80; Miklosich Et. Wb. s. **skver-**) verbinden. Die ursprünglichste Bedeutung dieser Sippe war wohl 'knistern, prasseln', wenn die bei Miklosich a. a. O. genannten Schallworte mit dazu gehören; jedoch ist diese bei einem Teile primärer Bildungen, wie abg. **skvara** 'Dampf, Fett', poln. **skwar** 'Hitze' volllständig verloren gegangen, und da aus 'dampfen, Dampfkessel' ein 'Sieden, Siedekessel' leicht herleitbar ist, kann der Umstand wohl schwerlich stark ins Gewicht fallen, daß sonst diese Worte außerhalb des Slavischen keine sicheren Entsprechungen haben. Ahd. **scart-îsarn** 'Rost', mhd. **schart** 'Tiegel, Pfanne', abg. **skrada**, **skvrada** 'Pfanne'

(in jüngeren ksl. Quellen auch 'Herd, Scheiterhaufen', wohl durch Vermischung mit abg. *krada* ds.) können als **squord-* gedeutet werden, denn das *-v-* kann im Slavischen interkonsonantisch geschwunden sein (wegen des Germanischen s. das oben betreffs mhd. *hart* Gesagte); jedoch dann müßten sie von lett. *skards*, *skarde* 'Blech', *skarda* 'Sparbüchse' getrennt werden, und so sind sie doch vielleicht zu ahd. *herd*, slav. **černъ* usw. zu ziehen trotz des bei dieser Sippe sonst nicht vorhandenen *sq*-Anlautes.

Die Bedeutungen in den beiden Sippen berühren sich in manchen Punkten. So ist es nur sehr wahrscheinlich, daß die morphologisch gleichartigen Nominalbildungen **qer-n-* und **quer-n-* im letzten Grunde auf éine zurückgehen, wobei ich die Priorität der slavischen Form annehmen möchte. Übrigens ist ir. *cern* sicher und ai. *carúṣ* vielleicht lautlich mehrdeutig, sodaß volle Sicherheit in bezug auf ihre Einreihung nicht besteht. Indessen kommen die rituellen Momente, sowie die gleich zu erwähnenden Verhältnisse von griech. κέρνος für die oben vorgetragene Deutung in Betracht.

Die Ansichten über griech. κέρνος, κέρνον 'Opferschüssel' sind geteilt. Entweder wird es mit aisl. *huerna* usw. verbunden, was Zupitza durch den für das Griechische nach Hirt IF. 17, 390 sehr bedenklichen Ansatz **quer-* zu bewerkstelligen sucht (die Ausdehnung von *qu-* auf das Slavische mit Zupitza ist ausgeschlossen. Vgl. abg. *cvьtą cvisti* 'blühen', č. *květ* 'Blüte, Blume'), oder es wird mit *k̂-* angesetzt, wofür zwei Etymologien vorliegen. Unter diesen ist Uhlenbecks Anknüpfung an ai. *śiras* N. 'Haupt, Kopf, Spitze' (Et. Wb. s. v.), griech. κράνον 'Schädel' usw. abzuweisen wegen der dieser Sippe zugrundeliegenden Bedeutung 'in die Höhe ragen, starren' (Fick Vgl. Wb. I⁴, 423), die auch noch in griech. κράνος 'Helm' κόρυς ds., d. h. 'Oberes, Kopfbedeckung' stark hervortritt und sich in keinem verwandten Worte nach der Richtung der allgemeinen Gefäßbezeichnung verflüchtigt hat. Dagegen ist Hirts (Abl. 173) Verbindung mit κέραμος 'Töpfererde, Ziegel, Topf, Krug' zunächst bestechend, da κέρνος in der Hauptsache ein 'irdenes' Gefäß ist. Die weiteren Verwandten griech. κεράννυμι 'mische', ai. *śrīṇā́ti* 'mengt, mischt, kocht, brät', *śrā́yati* 'kocht, brät' und namentlich das ai. kaus. *śrapáyati* 'kocht, brät, röstet, brennt' (Töpfe usw.) zeigen, daß die älteste Bedeutung von κέραμος 'Töpfererde, d. h. Gebranntes' ist, wodurch die schon an sich höchst unglaubhafte Annahme der umgekehrten

Entwicklungsreihe 'Kochtopf' zu 'Töpfererde' von Prellwitz (Et. Wb.[2] s. v.) widerlegt wird. Nun besteht eine ungeheuere Kluft zwischen dem jedes 'irdene' Gefäß bezeichnenden κέραμος und dem stark individuellen κέρνος. Dieses, bei Daremberg et Saglio Dict. des Antiq. Grecq. et Rom. 3, I, 822 ff. ausführlich besprochene Gefäß, das nur in ganz bestimmter ritueller Verwendung in der ältesten Zeit bekannt ist, war auch ein Unikum in seiner sehr komplizierten Konstruktion, sodaß es sehr unwahrscheinlich ist, daß es den Namen von dem Material sollte bekommen haben, zumal auch Exemplare aus Erz und Marmor vorhanden sind. Über den Inhalt des Hauptbeckens der mit vielen kleineren Gefäßchen verbundenen Schüssel sind die Archäologen nicht einig; charakteristisch aber ist, daß man als solchen 'Weihrauch, brennende Kerzen, Gebäck, oder den κυκεών' (Grupper Griech. Relig. u. Kunstgesch. II, 1172[2]) vorgeschlagen hat. Nach letzterer Deutung stände κέρνος in seiner Bedeutung dem griech. κρατήρ 'Mischkrug' (zu κεράννυμι) sehr nahe, anderseits aber weisen alle diese Annahmen auf Vorstellungen, die mit denen, die ich für slav. **černъ*, ai. *carúš* vorausgesetzt habe, enge Berührungen haben; namentlich fällt auch hier wieder das sakrale Moment sehr stark ins Gewicht. Da nun für den uridg. Ansatz eines **qernos* 'Feuergrube, Stätte des heiligen Feuers, Gefäß, in dem die Opferspeise bereitet wird usw.' auch sonst Anzeichen genug vorhanden sind, und da **qer-* und **k̑er-*, das erst sekundärerweise 'brennen trs.' bedeuten kann, durchaus nicht als Parallelwurzeln gelten können, wäre doch die Annahme eines neben **qernos* stehenden **k̑ernos* 'Gefäß, in dem die Opferspeise bereitet wird' ein Spiel des Zufalles, mit dem wir nicht zu rechnen brauchen.

3. Slovak. *čren* 'Kinnbacken', ksl. *črěnovьnъ* 'molaris' *črěnovitьcъ* 'dens molaris', čech. *třenov* 'Mühlstein', *třenovec* 'Backenzahn' (Rank, 'Mahlzahn'), klruss. *čerenják* 'Backenzahn' usw. Als sichere Entsprechung kann ich nur kymr. *cern* 'Kinnbacken', breton. *kern* 'Mühltrichter' ansehen, die nach der Analogie von lat. *dens molaris* und griech. μύλος 'Mühle, Backenzahn' sämtlich auf den Grundbegriff des 'Zermalmenden' zurückgehen und sich gut an die weitverzweigte Sippe *(*s*)*qer-* 'schneiden' anknüpfen lassen. Der Zusammenhang mit den anderen von Zupitza hergestellten Worten ist aber doch sehr fraglich; sie können ebensogut, wie früher angenommen wurde, auf **k̑ersno-* zurückgehen. Sollte breton. *kern* 'Scheitel, Tonsur' wirklich ein anderes Wort sein, wie *kern* 'Kopf-

wirbel' (Fick Vgl. Wb. II[4], 81 'sommet de la tête'; Zupitza Germ. Gutt. 185; Walde Et. Wb. s. v. *cerebrum*, wo jedoch auch kymr. *cern* 'Kinnbacken' fälschlich angeführt ist)? Da die Ableitungen von **qerno-* mit der Bedeutung 'Backenzahn', wie aus obigem hervorgeht, nicht wie kymr. *cilddant*, sloven. *kǫ̈tnik* (zu kymr. *cil* 'Winkel', sloven. *kǫt* 'Ecke, Winkel') als Eckzahn zu fassen sind, so ist der Zusammenhang mit ir. *cern* 'Ecke, Winkel' kein so unmittelbarer. Vielmehr berührt sich dieses sehr eng mit ai. *śiras* 'Spitze', und wird wie dieses von der Bedeutung 'Gipfel, obere Spitze' ausgehen, woraus schließlich 'Spitze, Ecke' werden konnte, sodaß es mit obigem breton. *kern* identisch ist. — Anderseits möchte ich aber auch auf lit. *kerczà* 'Winkel, Gehrsaß' (Leskien Bildung der Nomina 311) hinweisen, das in der Betonung nicht zu *skìrti* 'scheiden' (Wurzel *(*s*)*qer-* 'schneiden'), sondern zu dem mit Determinativ versehenen *kertù kir̃sti* 'hauen' paßt. Demgemäß wäre 'Einschnitt, Spitze' als zugrundeliegende Bedeutung anzunehmen, und es wäre allerdings Verwandtschaft mit den Worten für 'Backenzahn' vorhanden, aber keine so ganz nahe, wie Zupitza annimmt.

Leipzig. W. Frhr. v. d. Osten-Sacken.

Zur Bedeutungsentwicklung des griechischen Perfekts.

Da wir nicht wissen, wie das Perfekt zu seinen wesentlichsten formalen Merkmalen, dem Ablaut und den ihm eigentümlichen Personalendungen gekommen ist, so ist von dieser Seite her eine Aufhellung seiner Bedeutungsentwicklung nicht möglich. Wohl aber erhalten wir in dieser Hinsicht einigermaßen Aufschluß durch die allmähliche Ausbreitung der Perfektform auf die verschiedenen Verbalstämme sowie die verschiedenartige Verteilung der Genusformen des Verbums auf Präsens und Perfektum. Auch Satzelemente, die außerhalb der Verbalformen gelegen sind, können uns hierbei dienlich sein. Und schließlich finden wir in der Perfektbedeutung selbst gewisse Anhaltspunkte zu einer Beurteilung ihrer allmählichen Ausbreitung und Entwicklung.

Als Grundbedeutung des griechischen Perfekts wird allgemein die Angabe des auf einer abgeschlossenen Handlung beruhenden Zustandes angesehen (Brugmann K. vergl. Gr. 565). Dabei ist freilich hier schon abgesehen von den im Griechischen

durch οἶδα vertretenen Präteritopräsentia, bei denen durch Weiterentwicklung der ursprünglichen Bedeutung die Vorstellung der Vorhandlung ganz geschwunden ist; und fernerhin von Perfekta wie γέγηθα, τέθηλα, die der Bedeutung der entsprechenden, sei es vorauszusetzenden, sei es tatsächlich vorhandenen Präsentia nahekommen. Sie sind IF. 21, 132 ff. als jüngere Analogiebildung aufgefaßt worden.

Dagegen finden sich, in Übereinstimmung mit der obigen Formulierung, in der übrigen, weitaus überwiegenden Masse der Perfekte zwei Vorstellungen zu einer einheitlichen Gesamtvorstellung verschmolzen: 1. die untergeordnete Vorstellung der abgeschlossenen Handlung und 2. die dominierende Vorstellung des daraus sich ergebenden Zustandes. Da diese als Perfektbedeutung bezeichnete Gesamtvorstellung nicht durch einen einzigen Wahrnehmungsakt perzipiert werden kann, vielmehr beide als selbständig gedachte Vorstellungen in dem Verhältnis von sachlicher und zeitlicher Folge zu einander stehen, so erhellt hieraus, daß es sich dabei um eine zusammengesetzte, nicht etwa um eine noch nicht differenzierte Gesamtvorstellung handelt. Es ist also zu einer zuerst allein vorhandenen eine zweite hinzugetreten. Dabei kann nicht die Vorstellung des Folgezustandes die ursprüngliche gewesen sein. Denn der Mechanismus zeitlicher Verschiebung, der durch die stetig vorrückende Gegenwart des Sprechenden in Gang gesetzt wird (IF. 21, 135), setzt von selbst an Stelle des ursprünglich vorhandenen Vorgangs den Folgezustand. Dagegen führt kein ebenso elementarer und eindeutiger Weg vom Folgezustand zur Vorhandlung zurück. Der Ausgangspunkt der perfektischen Vorstellung war somit die dem Folgezustand vorausgehende Handlung. Die Handlung aber in ihrem Verlauf, sei es mit oder ohne Abschluß darzustellen, war Aufgabe der präsentischen Aktionsart.

Somit ist die perfektische Aktionsart durch zeitliche Verschiebung aus der präsentischen hervorgegangen, ein Vorgang, der sich in historischer Zeit, wenn auch ohne formale Änderungen, wiederholt hat (IF. 21, 135 ff.). Die große Mannigfaltigkeit der präsentischen Aktionsart wurde dabei, ähnlich wie bei dem Übergang zu aoristischer Aktionsart (IF. 21, 123 u. 126) abgestreift: eine Tatsache, die sich aus der Art der Bedeutungsentwicklung unmittelbar erklärt. Denn während der durch das Präsens dargestellte Verlauf selbst die mannigfachsten Variationen

zeigen kann, stellt der Aorist nur einen durch Abstraktion gewonnenen Moment (a. a. O. 130 f.), das Perfekt aber einen starren Zustand dar. Die Entwicklung von präsentischer zu perfektischer Bedeutung mußte nun von selbst dahin führen, daß die Vorhandlung hinter den Folgezustand zurücktrat oder, wie bei den Präteritopräsentia, ganz verschwand. Und ebenso erklärt es sich durch den kontinuierlich von der einen zur andern Aktionsart sich vollziehenden Übergang, daß sich das Perfekt mit dem Präsens zu einem auf einheitlichem Stamm beruhenden Verbalsystem verbunden hat, trotzdem präsentische und perfektische Vorstellung auf real verschiedener Grundlage beruhen. Daß die Entstehung der perfektischen Bedeutung älter war als die der aoristischen, läßt sich vermuten; denn jene deckte ein sachliches Bedürfnis, während diese stilistischer Natur war.

Die Tatsache, daß der auf der Vorhandlung beruhende Zustand die ursprüngliche Bedeutung des Perfekts darstellt, von der alle weitere Entwicklung ausging, reflektiert sich noch in seiner im Vergleich zum Präsens häufiger begegnenden intransitiven Bedeutung und im Zusammenhang damit in dem eigentümlichen Vorwiegen seiner aktiven Endungen.

Weitaus die meisten homerischen Perfekta kommen in intransitiver oder passivischer Verwendung vor. Von den passiven Perfekta sehen wir zunächst ab, da die Entstehung des Passivs erst jüngern Datums ist. Unter den intransitiven Perfekta befinden sich einige, deren Präsentia transitiv waren, so ἀραρίσκω und τεύχω. Φύω war zwar ursprünglich intransitiv (Delbrück Vergl. Synt. 2, 417); als es jedoch transitiv wurde, behielt doch πέφυκα die im Perfekt fester haftende intransitive Bedeutung. Bei andern Verben wie ἵστημι, ῥήγνυμι erklärt sich die intransitive Bedeutung des medialen Präsens erst aus der besonderen Wendung des medialen Sinnes; es standen also auch in solchen Fällen vielleicht einmal ausschließlich transitives Präsens und intransitives Perfekt gegenüber.

Somit erscheint die Annahme gerechtfertigt, daß das Perfekt anfänglich wenn nicht ausschließlich, so doch überwiegend in intransitivem Sinne gebraucht wurde. Diese Erscheinung steht in innerem Zusammenhang mit der Entstehung der perfektischen Aktionsart. Auf dem Wege zeitlicher Verschiebung konnte sich aus der präsentischen Aktionsart zunächst nur dann die perfektische als selbständige grammatische Kategorie herausbilden, wenn

sich aus einem Vorgang ein realer Folgezustand ergab, so daß eine enge Assoziierung beider Vorstellungen in dem oben erwähnten Stärkeverhältnis sich ergeben konnte. Disposition der Verbalbegriffe zu derartiger Assoziation oder tatsächliche Gewöhnung waren im einzelnen Fall verschieden stark. So ergab sich aus der Vorstellung ἀποθνῄσκει durch zeitliche Verschiebung die Vorstellung τέθνηκε in der Bedeutung 'er ist tot', was der oben formulierten Bedeutung des Perfekts entspricht[1]). Zu dieser Entwicklung waren nun die intransitiv gebrauchten Verben vor allem disponiert; denn der Folgezustand eines intransitiv gedachten Vorgangs tritt, soweit er überhaupt greifbare Realität besitzt, stets an dem Subjekt des Vorgangs hervor, die aktionellen Elemente einer Verbalform aber gelten, wie S. 328 noch des nähern zu erörtern ist, nur vom Standpunkt des Subjekts aus.

Wahrscheinlich aber waren die ältesten Perfekta nicht nur vorwiegend, sondern sogar ausschließlich intransitiver Natur. Diese Ansicht findet eine Stütze in der Tatsache, daß, ähnlich wie im Altindischen, bei einer größern Anzahl von Verben einem medialen Präsens ein aktiv gebildetes Perfekt entspricht. Außer dem genannten Typus, bei dem ein aktives, transitives und ein mediales intransitives Präsens dem ausschließlich aktiv gebildeten intransitiven Perfekt gegenübersteht, kommt in einigen Fällen neben ausschließlich medialem Präsens ein aktives intransitives Perfekt vor: so γέγονα und σέσηπα, dessen Präsens bei Homer noch ausschließlich medial ist. Danach sind zu den Präsentia μαίνομαι, μυκάομαι die Perfekta μέμηνα, μέμυκα in präsentischer Bedeutung hinzugebildet (IF. 21, 132 ff.); über μέμηνα als Neubildung s. auch Brugmann Gr. Gr.[3] 324 Anm. Offenbar lag zu der Zeit, als man die Diathesen im Präsens schon differenzierte, im Perfekt wegen dessen eigentümlicher Bedeutung dazu noch kein Anlaß vor. Vielmehr genügte, wenn das Perfekt in der Tat ursprünglich bloß intransitiv war, eine Art von Endungen. Es ist nun gewiß nicht Zufall, daß sich ein Teil der Perfektendungen, nämlich die der drei Singularpersonen von den übrigen Verbalformen durch eigentümliche Personalendungen

1) Eigentlich besagt der deutsche Ausdruck schon zu wenig, da in dem griechischen Ausdruck, wenn auch untergeordnet, auch noch die Vorstellung des (abgeschlossenen) Sterbens enthalten ist. Ein völliges Verschwinden dieser Vorstellung wurde durch den im Sprachbewußtsein lebendigen Zusammenhang zwischen ἀποθνῄσκει und τέθνηκε verhindert.

auszeichneten[1]). In diesen Endungen fand ursprünglich jene eigentümliche Verbindung von Aktionsart und intransitiver Bedeutung ihren Ausdruck. Zu aktiven Endungen wurden sie erst, als man bei der Übertragung der Perfektaktion auf transitive Verba (s. u.) das Bedürfnis empfand, Aktiv und Medium auch im Perfekt zu differenzieren; vgl. Delbrück a. a. O. 415.

Freilich steht dieser Auffassung anscheinend der Umstand im Wege, daß auch das mediale Perfekt in der 1. und 3. Person Sing. ursprünglich (in vorgriechischer Zeit) besondere Endungen hatte. Die Besonderheit der perfektischen Personalendungen könnte demnach nicht für die perfektisch-intransitive Bedeutung, soweit sie über dem Gegensatz von Aktivum und Medium stand, in Anspruch genommen werden. Die auf *-ai* ausgehenden Endungen der 1. und 3. Sing. Perf. Med. können jedoch jünger sein als die Entstehung des intransitiven Perf. Akt. Sie sind vielleicht nur eine an *-mai* und *-tai* angelehnte Übertragung von *-a* und *-e* ins Medium.

Nach dem Muster intransitiver Verben konnten nun auch transitive die Zustandsbedeutung des Perfekts in der ursprünglichen Weise entwickeln, wenn der Zustand nicht nur am Objekt, sondern auch am Subjekt sichtbar wurde, wie bei κέκτημαι, εὕρηκα, εἴληφα. Viel stärker aber wurde der Kreis der Perfekta durch die Ausbildung des Passivs erweitert; bei Homer sind wohl die meisten Perfekta passivisch. Der Grund der Affinität zwischen Perfekt und Passiv war derselbe wie der, der das Perfekt zuerst an Intransitiven, die ja dem Passiv bedeutungsverwandt waren, erwachsen ließ. Hier wie dort konnte sich die Bedeutung der Zuständlichkeit am freiesten entfalten. Die Annahme Brugmanns K. vgl. Gr. 601, daß das Passiv vielleicht an Perfekta wie ἔστρωται ins Leben getreten sei, scheint mir dadurch nicht bedingt; vielleicht war die Differenzierung zwischen Aktiv und Medium im Perfekt noch gar nicht durchgeführt, als das aus dem Medium entwickelte Passiv anderwärts schon auftrat. Das Passiv hatte vielmehr zu allen Tempora die gleiche Tendenz, dagegen siedelte sich das Perfekt, seiner Bedeutung entsprechend, vorzugweise im Bereiche des Passivs an, nicht umgekehrt. Sobald also einmal das Perfekt zur Unterscheidung aktiver und medialer und weiterhin auch passiver Diathese befähigt war, breitete es sich stärker als andere Tempora im Passiv aus, obwohl es erst später zu dieser Diathese Zutritt erlangt hatte.

1) Nach ursprünglicher Verteilung vielleicht auch die 1. Person plur. (Brugmann K. Vgl. Gramm. 591).

Wahrscheinlich schon in uridg. Zeit hatte das Perfekt eine Erweiterung über die ursprünglichen Grenzen seiner Bedeutung erfahren. Das Perfekt wurde nunmehr nach Analogie des erstgeschaffenen Typus auch von solchen Verben gebildet, bei denen sich ein realer Folgezustand des Subjekts aus der Handlung nicht ergab, z. B. Demosth. 1, 22 Μαγνηςίαν κεκωλύκαςιν τειχίζειν. Allerdings folgt dem abgeschlossenen Vorgang ein an dem Objekt haftender Zustand, und Delbrück (a. a. O. 217) wie Brugmann (Gr. Gr.[3] 479) sehen das Wesen solcher Perfekta eben darin, daß die Wirkung der Handlung am Objekt sichtbar wird. Aber diese Vorstellung des am Objekt sichtbar werdenden Zustandes liegt keineswegs in der Verbindung: Subjekt + Perfekt + Objekt selbst, sondern kann daraus doch erst auf dem Wege der Schlußfolgerung gewonnen werden, was in deutschen Übersetzungen wie λελύκαςι 'sie haben gelöst, und er ist nun los' deutlich zum Ausdruck kommt. Nach allseitig durchgeführter sprachlicher Gewöhnung gelten die formalen Elemente der Verbalbedeutung nicht etwa vom Standpunkt des Objekts, sondern nur des Subjekts[1]; für dieses aber ergibt sich im obigen Falle kein real bestimmter Zustand aus dem Abschluß der Handlung.

Indem jedoch der Typus λέλυκα dem Typus τέθνηκα analogisch nachgeschaffen wurde, so stellte sich auch hier neben der Vorstellung der abgeschlossenen Handlung die eines in der Gegenwart des Sprechenden weiter bestehenden Zustandes ein. Da die reale Unterlage fehlte, so wurde die Vorstellung von selbst auf ein abstrakteres, geistigeres Gebiet übergeführt. An die Stelle eines real vorhandenen Zustandes trat die Vorstellung einer irgendwie gearteten, von der abgeschlossenen Handlung aus in die Gegenwart des Sprechenden reichenden Beziehung oder Bedeutung; λέλυκα ist also im Hinblick auf die Gegenwart gesagt. In den Reden des Demosthenes trägt das stark hervortretende Perfekt mit dazu bei, den aktuellen Charakter der Rede zu erhöhen; auch was vergangen ist, wird dadurch in wirksame Beziehung zur Gegenwart gesetzt. In einer Verbindung wie λελύκαςι τὰς ςπονδάς kann sich weiterhin von hier aus die Bedeutung

1) Soweit, was uns hier nichts angeht, nicht der Standpunkt des Redenden in dem Bedeutungscharakter der Verbalform seinen Ausdruck fand, wie bei den Tempora und in der Regel bei den außerindikativischen Modi; vgl. dazu Brugmann Gr. Gramm.[3] § 551, 1.

des Perfekts zu einem dem Subjekt anhaftenden geistigen Zustand verdichten ('sie sind vertragsbrüchig').

Andrerseits tritt da, wo die Vorstellung eines realen Folgezustandes sich verflüchtigt, mit dem Schwinden der auf die Gegenwart zielenden Beziehung die Bedeutung des Vorüberseins der Handlung wieder stärker hervor. Dies bedeutet eine Annäherung an den Aorist und hat bekanntlich in der spätern Gräzität eine wirkliche Vermischung beider Tempora herbeigeführt (Brugmann Gr. Gr.[3] 494 f.); vgl. auch schon Demosth. 19, 206 οὔτ' ἠνώχληcα οὔτε βεβίαcμαι. Für das Hervortreten der Vergangenheitsbedeutung führt Delbrück 215 eine Anzahl Beispiele an; namentlich ist beweisend ρ 371 ἦ γάρ μιν πρόcθεν ὄπωπα; ferner Eurip. Helen. 226 ἐν κύμαcιν βίοτον λέλοιπεν. Auch intransitiv und passiv gebrauchte Perfekta können an dieser Entwicklung teilnehmen. So ist zwar βεβίωκε sachlich dasselbe wie τέθνηκε und kann den auf den abgeschlossenen Vorgang des Lebens folgenden Zustand des Totseins bezeichnen. Es kann aber auch der Nachdruck auf die Verweisung des Vorgangs in den Zeitraum der Vergangenheit gelegt werden; so Isocr. 15, 27 οὕτω βεβίωκα τὸν παρελθόντα χρόνον. Ähnlich in der auf die Katilinarier bezüglichen Äußerung Ciceros *vixerunt*, und noch entschiedener in Virgils *fuimus Troes*. Für das Passiv bringt Brugmann a. a. O. 478 Beispiele bei.

Es entspricht wiederum der Entstehung der perfektischen Aktionsart, wenn, ähnlich wie beim Aorist, in zahlreichen Fällen der Abschluß der Handlung erst an der Schwelle der Gegenwart erfolgt; vgl. Delbrück 215, wo namentlich Beispiele für das zusammenfassende Perfekt angeführt werden. Aber auch bei Einzelvorgängen steht es in dieser Weise; so Soph. El. 73 εἴρηκα μέν νυν ταῦτα; Plat. Prot. 328 C τοῦτον λόγον εἴρηκα; ἀκηκόατε (ἑωράκατε) nach der Zeugnisverlesung bei den Rednern.

Daß in der Tat zuweilen mehr der Gedanke der Verweisung in die Vergangenheit bei dem Gebrauch des Perfekts vorschwebte, als der daraus entwickelte Zustand, läßt sich gegebenen Falls auch an adverbialen und präpositionalen Bestimmungen erkennen. Freilich der Gebrauch von εἰc in Fällen wie Ε 204 αὐτὰρ πεζὸc εἰc Ἴλιον εἰλήλουθα ist mit Rücksicht auf παρῆcαν εἰc noch kein zwingender Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung. Aber der überwiegende Gebrauch von bewegunganzeigenden Präpositionen bei Perfekta, deren Präsentia Verba der Bewegung sind,

läßt doch kaum eine andere Auffassung zu, als daß die Vorstellung der in die Vergangenheit gerückten Handlung, nicht aber der daraus sich ergebende bewegungslose Zustand das Wesentliche ist. Auch Zusätze, wie πρόcθεν ρ 371; νηὸc ἐπ' ἀλλοτρίηc ω 300; ἐν κύμαcι Eurip. Hel. 226; τὸν παρελθόντα χρόνον Isokr. 15, 27 lassen die präsentische Auffassung als gekünstelt erscheinen. Bei diesem Doppelcharakter des Perfekts verstehen wir es wohl, wenn das Altertum das Perfekt bald als Tempus der Vergangenheit, bald als Tempus der Gegenwart auffaßt. Aber auch da, wo das Perfekt als Tempus der Vergangenheit aufgefaßt werden muß, ist doch stets die Beziehung auf die Gegenwart, die Herstellung eines geistigen Bandes zwischen vergangenem Ereignis und der Gegenwart des Sprechenden festgehalten.

Es ist also auch in dem Perfekttypus λέλυκα schon ein bedeutender Schritt von dem ursprünglichen zu dem Zustand der nachalexandrinischen Zeit zu erkennen. Lange Zeit aber hatte das Griechische die Abstraktionen, die durch den jüngern Perfekttypus auf der einen und den ingressiven und effektiven Aorist auf der andern Seite vertreten sind (IF. 21, 130 f.), auseinandergehalten, obwohl der genannte Perfekttypus und der effektive Aorist gegen einander konvergierten: ein Beweis dafür, daß das Griechische ein außerordentlich feines Gefühl für aktionelle Differenzierung hatte. Im Lateinischen und vielleicht auch Germanischen waren jene Tempora vor Beginn der Überlieferung in ein Tempus zusammengeflossen, was hauptsächlich durch das Zurückweichen der ingressiven und effektiven Bedeutung des Aorists vor der konstatierenden bewirkt sein muß. Im Lateinischen trat an Stelle beider Tempora bekanntlich ein Mischtempus, im Germanischen geschah entweder dasselbe (vgl. Janko IF. 20, 262 ff.) oder es fand Verdrängung des Aorists statt.

Vergleicht man hiermit, was IF. 21, 126 über das Verhältnis von Präsens und Aorist gesagt worden ist, so leuchtet ein, daß die starre schematische Abgrenzung der Aktionsarten wohl zur Orientierung nützlich ist, aber nicht die historische Entwicklung sowie die dadurch bedingte Mannigfaltigkeit der Differenzierung erkennen läßt.

Noch eine andere allgemeine Bemerkung möge hier Platz finden. Man sieht allgemein in den verschiedenen Aktionsarten des griechischen Verbums Erscheinungen, die alle auf demselben Boden erwachsen sind. Zum Zwecke genauerer Orientierung er-

geben sich jedoch von selbst zwei Gruppen. Auf der einen Seite schließen sich alle Varietäten des Präsensstammes in ihrem Wesen zu einer einheitlichen Gruppe zusammen gegenüber der Reihe, die durch das Präsens in seiner Gesamtheit, das Perfektum und den Aorist vertreten wird. Jene Varietäten der Präsensaktion stellen die Handlungen in ihrem Verlauf nach den in der Wirklichkeit gegebenen verschiedenartigen Merkmalen dar; als solche werden sie schon von Anfang an Elemente der Verbalbildung gewesen sein, ja z. T. aus einer Zeit stammen, wo sich Nomen und Verbum noch nicht formell von einander getrennt hatten. Anders verhält sich die Reihe: Präsens, Perfekt und Aorist. Aus der präsentischen Aktionsart haben sich Perfekt und Aorist durch zeitliche Verschiebung entwickelt, und zwar ein Teil des Perfekts und der Aorist erst in späterer Zeit. Nur der älteste Perfekttypus bezeichnet gegenüber der Präsensaktion eine sachlich selbständige Vorstellung und reicht deshalb vielleicht auch in dieselbe Zeit zurück wie die ältesten Typen der präsentischen Aktionsunterschiede. Die jüngern Perfekta sowie der Aorist waren Weiterbildungen wesentlich stilistischer Natur, die durch allmählichen Bedeutungswandel zu der Funktion gelangten, den Ausdruck über naturgetreue Objektivität in die Sphäre geistiger Subjektivität zu erheben.

Duisburg-Meiderich. E. Rodenbusch.

Zu IF. 20, 361 ff.

Aus dem Artikelchen "Die Entstehung von *-ōz-* in der germ. Komparation" ersehe ich, daß der Verfasser desselben das IF. 16, 65 f. über dies Suffix ausgeführte oberflächlich gelesen. Sonst hätte er es ja unterlassen, einerseits als seine, von meiner Ansicht abweichende Fassung vorzubringen, was bereits IF. 16, 65 gesagt wurde, andrerseits mir die unmögliche Behauptung zuzuschieben, daß die Substituierung von *-ōz-* für *-iōz-* bezw. *-i̯ōz-* bei der Komparativbildung zu *o*-Stämmen die Folge gewesen sei von Analogiebildung nach *-iōz-*, *-i̯ōz-* zu Positiven mit *-io-*, *-i̯o-*, *-i*(-). Nach der von mir vertretenen Ansicht hätten wir folgende Entwicklung zu statuieren:

1. durch Einfluß der *-i-* bezw. *-i̯*-losen Suffixe des Positivs der *o*-Stämme entstand im Komparativ neben *-iz-* ein Suffix *-ōz-* für *-iōz-* bezw. *-i̯ōz-* (s. IF. 16, 65);

2. die so durch Verwendung von *-ōz-* und *-iz-* in der Majorität der Komparativbildungen zur Norm gewordenen Doppelsuffixe beeinflußten die Minorität, d. h. die zu *-i-* bezw. *-i̯*-haltigem Positiv gebildeten Komparative; es wirkte hier also der nämliche Faktor, der die Verallgemeinerung der Adverbien auf altes *-ō-* bezw. *-ē*, d. h. die Verwendung der *-i-* bezw. *-i̯*-losen Suffixe auch beim nicht zu *o*-Adjektiven stehenden Adverb veranlaßte;

3. von *-ōz-* und *-iz-* der zu *-i-* bezw. *-i̯*-haltigem Positiv stehenden Komparative kam in der Folge ersteres außer Gebrauch, indem das *-i-*, *-i̯-*, *-i* des Positivs eine Vorliebe für *-iz-* hervorrief[1]).

Strömbergs Behauptung (20, 362) "Ferner muß in Betracht kommen, daß die Komparativsuffixe wohl immer noch in der Regel an die Wurzel antraten; wenn nun *-ōz-* als Träger des Steigerungsbegriffes empfunden wurde, mußte es auch den Wurzeln der *-i̯o*-Stämme angehängt werden" erfordert keine Widerlegung.

Groningen. W. van Helten.

Germ. *rukkan-*

habe ich IF. XXI, 346 ff. aus **u̯r̥tkon-* erklärt und auf die Wurzel **u̯ert* 'drehen' bezogen.

In formeller sowie in begrifflicher Hinsicht wird man gegen diese Etymologie kaum einen erheblichen Einwand machen können. Darum, daß idg. *u̯r̥* vor Konsonant in vielen Fällen durch *ru* vertreten wird, kommt man doch nicht vorbei. Und was das *-tk-* betrifft, so bin ich noch nicht davon überzeugt, daß dies im Urgermanischen in *-sk-* verschoben sei. Brugmann vermutet zwar Grdr.[2] 2, 702 f. für das *-sk-* mehrerer germanischen Wörter einen derartigen

---

1) Die IF. 16, 66 als Parallele zu diesem Vorgang herangezogene Entstehung der Adverbialbildungen *veste*, *ĕde* usw. möchte ich jetzt lieber auf Rechnung der Einwirkung des umgelauteten Vokals bezw. Diphthongs der Adjektive stellen.

Ursprung, aber er hat seine Annahme kaum mit einem einzigen zuverlässigen Beispiel belegt. Wenn ich nichtsdestoweniger meine eigene Etymologie verwerfen muß, so sind für mich dazu in erster Reihe die beiden folgenden Wörter bestimmend gewesen: das bei O'Clery aufgeführte irische *rucht. i. inar* und das germanische **rukka-* im altnorw. *rokkr*, ahd. *roc*. Die Übereinstimmung in Form und Bedeutung zwischen diesen Wörtern wird schwerlich eine zufällige sein, und da das germ. **rukka-* mit **rukkan-* 'Spinnrocken' eng zusammenzugehören scheint, so kann **rukkan-* nicht aus **u̯r̥kon-* entstanden sein. Die Wörter: germ. **rukkan-* 'Spinnrocken', **rukka-* 'gesponnenes Kleid, Rock', ir. **ruktu-* 'rokkr' weisen alle auf eine Wz. *ruk/g-* 'drehen' hin, welche aber nirgends belegt ist. Nehmen wir aber für das *ru-* Entstehung aus älterem *u̯r̥-* an, so ergibt sich die aus beinahe allen idg. Sprachen bekannte Wz. **u̯erg-* 'drehen, flechten', zu welcher unsere Wörter sich ganz ungezwungen stellen lassen. **rukkan-* aus **u̯r̥g-n-ón-* zeigt doppeltes *n*-Suffix ganz wie **sunnôn-*, **rukka-* ist ein altes Partizipium, aus **u̯r̥gnó-* ('das Gesponnene') entstanden, und **ruk-tu-* aus **u̯r̥g-tú-* eigentlich ein Abstraktum zu derselben Wurzel.

Die Beurteilung dieser Wurzel ist in vielen Fällen sehr schwierig[1]). Das gesamte Material wieder hervorzuziehen, liegt außer dem Zwecke dieses Aufsatzes. Nur möchte ich in aller Kürze auf folgendes aufmerksam machen: Neben idg. **u̯erg-* 'drehen' stand in der idg. Ursprache eine mit palatalem Guttural determinierte Wz. **u̯erĝ-*, an der schon damals die Bedeutung 'tun, wirken' haftete. Dies ergibt sich aus mehreren iranischen Wörtern, die in andern idg. Sprachen ihre genauste Entsprechung finden. So z. B. aw. *varəz-* 'wirken' (im Gegensatz zu denken und sprechen, s. Bartholomae), das nicht vom germ. **u̯urki̯an-* (vielleicht auch nicht vom mir. *fairged* 'machte') getrennt werden kann[2]). Besonders bemerkenswert ist die völlige Übereinstimmung zwischen aw.

---

1) Außer der in Bartholomaes Iran. Wb. S. 1426a erwähnten Literatur, vgl. noch Meringer IF. 17, 153 ff. und Walde Et.-Lat. Wb. S. 659 f.

2) Interessant ist die Übereinstimmung zwischen aw. *frā-varəz-* (z. B. Vidêvdât 3, 21: *yezića hē anya aya šyaoϑna fravaršta*: 'wenn er aber andere Übeltaten nicht begangen hat') und got. *frawaúrkjan*. Ebenso die zwischen aw. *us-varəz-* (*usvarəzāi* 'um wieder gut zu machen' [was von mir falsch getan wurde] s. Barth. S. 1378) und got. *uswaúrhts* (opp. *frawaúrhts* Matth. 9, 13). Got. *us* ist freilich vom iran. *us* etymologisch verschieden, stimmt aber im Gebrauch öfters mit diesem überein.

varəzya-, N. 'Arbeit' und dem gleichbedeutenden altnorw. *yrki*, N., und die zwischen aw. *varəza-* (freilich Mask.) und **u̯erĝo-* in den Neutren griech. ἔργον, germ. **u̯erka-*. Neben **u̯erg-* 'drehen' kommt (mindestens im Baltisch-Slavischen) ein **u̯erĝ-* mit derselben Bedeutung vor, aber dem **u̯erĝ-* 'wirken' steht, mir bekannt, nirgends ein **u̯erg-* oder überhaupt irgendeine Wurzelvariante zur Seite. Es scheint mir deshalb ziemlich kühn, wenn Meringer und mit ihm auch andere Gelehrte annehmen, diese Wurzeln seien eigentlich identisch. Die semasiologischen Schwierigkeiten wollen sie durch die Annahme beseitigen, daß **u̯erg-*, weil im Indogermanischen auf die Weberei angewendet, zu einem Ausdruck für 'schaffen, sich produktiv betätigen' überhaupt wurde. Dazu ist jedoch zu bemerken, daß diese Bedeutungsentwicklung sich in einer sehr frühen Zeit der indogermanischen Gemeinschaft vollzogen haben müßte, und das will mir nicht einleuchten. Man wäre wohl in dem Falle auch imstande gewesen eine derartige Entwicklung bei einer so weit verbreiteten Sippe näher zu verfolgen.

Das folgende Verzeichnis enthält — ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen — eine Zusamenstellung von Wörtern, die meines Erachtens zur Wz. **u̯erg-* 'drehen' gehören.

Basis *uere[n]g* 'drehen, flechten, spinnen'.

Akzent I, idg. **u̯erg* : **u̯érgeti*, skr. *várjati*, lat. *vergit*, lett. *werst* 'drehen, wenden', *sawergt* 'einschrumpfen', lit. *veržiù*, *veȓžti* 'einengen, schnüren', altnorw. *virgill* 'Strick, Schnur', ahd. *werih* 'Werg', kymr. *cy-warch*. Kaum hieher skr. *valgâ* F. 'Zaum, Zügel', das besser zum lett. *walgs* 'Schnur' gestellt wird. Über lat. *virga* 'Rute' und skr. *valgulikâ-* 'Kiste, Kasten' ist nichts Sicheres zu sagen.

Akzent II, a) idg. **u̯re[n]g*, **u̯ro[n]g* : skr. *vrajá-* 'Zaun, Umhegung, Hürde'[1]), ir. *fraig* 'Wand'[2]) (vgl. skr. *kuḍya-* zu **kert-*), (fraigh) Grdf. **u̯rogi-*, lit. *reñgtis* 'sich biegen', ags. *wrenc* 'Krümmung, Drehung, Ränke', *wrencan* 'drehen', *wrincle* 'Runzel', altnorw. *rangr* 'schief, unrecht' und mehrere germ. Wörter, s. besonders Falk u. Torp Ordbog *vrang*.

b) idg. **u̯rēg*, *u̯rōg* : gr. ῥῆγος 'Teppich', ῥώξ 'eine Spinnenart'.

1) Skr. *vraja-* 'Trupp, Schwarm' ist eigentlich dasselbe Wort; es ist derselben Bedeutungsentwicklung unterworfen gewesen wie altnorw. *riđull* 'Schar', vgl. *riđa* 'drehen, flechten'.

2) Mir. Im neuirischen ist die Bedeutung 'Dachsparren' allein herrschend. Atkinsons *fraige* Ancient Laws VI, 414 muß bestimmt unrichtig sein.

Minimalstufe I mit Ausstoßung der folgenden Silbe: idg. ***u̯r̥g* : *rug***, ****u̯r̥ng* : *rung*** : skr. ***vr̥jiná-*** 'krumm, falsch', abg. ***vręzą*** 'binden', altnorw. ***urga*** 'Seilstumpf', as. ***wurgil*** 'Strick', germ. ****rukkan-*** 'Spinnrocken', ****rukka-*** 'das Gesponnene', ir. ****ruktu-*** 'das Spinnen, das Gesponnene'. Hieher kann auch das von Falk u. Torp (Ordbog, Anhang I, ***rok***) mit ****rukkan-*** verglichene schwedische ***rukka*** 'hin und her bewegen' gehören. Hinsichtlich der Bedeutung entspricht genau das verwandte skr. ***varjayati*** in Wendungen wie ***mûrdhânam, śrôtrâni varjayati***. Bemerkenswert ist schwed. ***runka*** mit eingeschobenem Nasal, vgl. skr. med. ***vr̥nktê*** (statt ****runktê*** durch Systemzwang).

Minimalstufe II mit Ausstoßung der vorausgehenden Silbe, idg. ****u̯r̥ₑg, u̯r̥n̥g*** : got. ***wrungô*** 'Schlinge'.

idg. ****u̯r̥̄g*** im lat. ***rûga*** 'Runzel' verhält sich zu ****u̯érgeti*** (lat. ***vergit***) genau so wie skr. ***rûpa-*** zu ***varpas-***, skr. ***lûtâ-*** 'Spinne' zu ***vartatê***.

Zuletzt noch ein paar Worte über die Vertretung des indogermanischen ***u̯r̥*** vor Konsonant im Irischen. Wie in den übrigen Sprachen muß auch hier eine doppelte Vertretung anerkannt werden, teils und am gewöhnlichsten durch ***fri***, teils durch ***ru***. Ein Beispiel letzterer Art ist außer dem oben erwähnten ***rucht*** vielleicht noch ***ruth*** 'Kette', das offenbar zur Wz. ****u̯ert-*** gehört ebenso wie lat. ***torquis*** zu ***torquêre***, ir. ***fiamh*** zu ****u̯ei-*** im lat. ***vîmen***. Am nächsten kommt aw. ***varəta-*** 'Ball, Klotz'. ***ru-*** aus ***u̯r̥*** zeigt noch ir. ***droch*** 'böse', vgl. aw ***druχs*** 'Gespenst' und ****dhu̯er-*** im skr. ***dhvaras-*** 'Dämon'. ***ross*** ist in der Bedeutung 'Wald' (Südirland) kaum mit prakr. ***rukkho*** 'Baum' zu vergleichen, sondern vielmehr mit ***ross*** 'promontorium' (Nordirland), skr. ***pra-stha-*** 'Bergebene, Plateau' identisch. Vgl. altnorw. ***skôgr*** 'Wald' im Verhältnis zu ***skagi*** 'promontorium'.

Christiania. Carl Marstrander.

---

s-Presents in Irish.

In his Grundriß II, § 663, Professor Brugmann writes: "Keltisch. *s*-Praesentia scheinen nicht vorzukommen". But I think that there are at least three in Irish, viz.

1. ***essim*** 'I ask', 'I seek', imperat. pl. 2 ***essidh*** Lism. Lives, 4143, deponential *s*-pret. sg. 3 ***eissistir*** .i. iarfaigis LU. 134 b. 10, ***eiseastair***.i. do ghuidh se, O'Cl.

Here ***essim*** is from ****etsô***, ****petsô***, cognate with Lat. ***peto***, Strachan Archiv für celt. Lexicographie 1, 36.

2. ***géssim*** 'I cry', pl. 3 ***gessit*** buar, 'kine bellow', Tigernach A. D. 546, pret. sg. 3 ***géissis***, Ir. Texte 1. 69.

Here ***géssim*** is from **gencsiô*, **gangsiô*, as ***géim*** 'Gebrüll' from **gengmen*, cognate with Gr. γογγύζειν, O. Slav. *gǫgngti* etc. For the compensatory lengthening, see Strachan BB. 20. 36, 37.

3. ***léssaim***, now ***léasaim*** 'I beat violently', Dinneen, ***im-lésad*** 'mutual beating', Cath Catharda, l. 300 etc.

Here ***léssaim*** is from **lancsō*, **plancsô*, **plang-sô*, cognate with Lat. *plango*, *planxi*, *planctum*, Gr. πλήςςω, πλήγνυμι, Goth. *faiflokun* etc. The modern English verb to ***lase*** or ***lace*** 'to beat, flog', seems a loan from the Irish.

London. Whitley Stokes.

Alt-Preußisch Mixskai.

In seinen Bemerkungen "Zum Alt-Preußischen Wortschatz" (vgl. IF. 21, 358 f.) erklärt Prof. F. Kluge den altpreuß. Eigennamen ***Mixskai*** (Adv. auf deutsch) als eine Abkürzung von ***nemiskai*** und leitet ihn als Lehnwort aus der polnischen und russischen Bezeichnung für deutsch: ***německi*** ab. Es sei mir gestattet, darauf hinzuweisen, daß dieselbe durch Kluge nunmehr neubegründete Deutung jenes nur als "Hapax Legomenon" im Titel des altpreuß. Katechismus von 1561 vorkommenden Namens von G. H. F. Nesselmann bereits als Vermutung vorgeschlagen wurde. In seiner Untersuchung über "Die Sprache der alten Preußen an ihren Überresten erläutert", aus dem Jahre 1845, findet man S. 117 unter "***Mixkai*** adv., Deutsch, a. d. Titel" die in Parenthese beigefügte Hypothese: ("Vielleicht verstümmelt aus dem russ. ***Němetski*** und poln. ***niemięckai***.")

Oxford. H. Krebs.

Der slav. Instr. Plur. auf *-y* und der aw. Instr. Plur. auf *-āš*.

-y erscheint im Altkirchenslavischen als Ausgang des Instr. Plur. M. und N.: bei den mask. und neutr. *o*-Stämmen, wie ***raby***, ***lěty***, bei den neutr. konsonantischen Stämmen, wie ***slovesy***, *****imeny***, *****telęty*** (nslov. ***slovesi***, ***imeni***, ***teleti***), und bei mask. konsonantischen Stämmen wie ***dělately*** und ***zemljany***, in ***lakъty***, ***nogъty***, ***desęty*** sowie in ***dьny*** (Zogr. Joh. 2, 19) neben ***dьnьmi***. Dazu in Adverbien von *o*-Stämmen, wie ***maly*** 'ein wenig', ***latinьsky*** 'auf Lateinisch'. Hinter *j* erscheint *-i* für *-y*: ***konji***, ***polji***.

Es lag nahe genug, *raby* mit lit. *vilkaĩs*, ai. *vŕkāiḥ*, griech. θεοῖϲ[1]), osk. *nesimois* lat. *lupīs* zusammenzubringen. Aber keiner von den einschlägigen Versuchen, dem Lautlichen gerecht zu werden (Schulze KZ. 27, 421, Wiedemann Lit. Prät. 47, Johansson BB. 20, 101, Pedersen KZ. 38, 323 ff., Fortunatov-Ljapunov bei Jagić Arch. f. slav. Ph. 28, 123), ist befriedigend, weil man nach den erkennbaren slav. Lautgesetzen Entwicklung von uridg. -*ōĩs* über -*ŏis* (= lit. -*aĩs*) etwa zu -*i* oder zu -*ě* zu erwarten hätte, jedenfalls aber keinen *u*-Vokal. Anderseits schwebt das *-*ôm*, worauf Hirt D. idg. Akz. 88 f. und Mikkola BB. 22, 249 -*y* zurückführen, ganz in der Luft.

Daß Pedersen a. a. O. meint, jede andere Deutung als aus *-*ōis* sei 'unmöglich', schreckt mich nicht ab, die Frage zu tun, ob nicht *-*ūs* zugrunde liegt und dies von den *u*-Stämmen aus auf jene andern Stammklassen sich ausgebreitet hat. Nehmen wir einmal an, im Urslav. habe bei den *u*-Stämmen neben -*ъmi* ein -*y* = *-*ūs* gestanden, so wäre, bei der uralten Vermischung der *u*- und der *o*-Deklination im Slav. (für das Aksl. s. Leskien Handb.[4] 71 f. 76 ff.), nicht auffallend, wenn sich der Ausgang -*y* der *u*-Stämme an die Stelle von *-*ois* oder von einer Weiterentwicklung von *-*ois* gesetzt hätte. Geschah die Übertragung nach Abfall von -*s*, was anzunehmen nichts hindert, so wird die Ausbreitung von -*y* dadurch begünstigt worden sein, daß so eine Scheidung gegen den Nom. Plur. (*rabi*, *vlъci*) oder den Lok. Sing. (*rabě*, *vlъcě*), beim N. gegen diesen und den Nom.-Akk. Du. (*lětě*, *izě*) erreicht ward[2]).

1) Ich bleibe dabei (vgl. Kurze vergl. Gr. S. 397), daß griech. -οιϲ (θεοῖϲ, τοῖϲ) nicht bloß die Fortsetzung des Lok. Pl. auf -οιϲι war, sondern zugleich die des uridg. Instr. Pl. auf *-*ōĩs*. Gegen die Theorie von J. Schmidt KZ. 38, 3 ff. wendet sich jetzt auch Kretschmer Glotta 1, 56 f. Dieser denkt bei τοῖϲ θεοῖϲι, das er gleichwie Schmidt aus τοῖϲι θεοῖϲι entstanden sein läßt, an eine Art von haplologischer Kürzung, doch gibt es für diese Art keine genauere Parallele. Man kann ein zunächst nur antesonantisches τοῖϲ' vor konsonantischen Anlaut eingeführt haben in dem Bestreben, die Artikelformen in bezug auf die Silbenzahl zu uniformieren (τοῖϲ wie οἱ, τῶν, τοὺϲ); eine Parallele dazu bietet thess. Gen. Sg. τοῖ aus τοῖ' = τοῖο; ist doch auch att. τοὺϲ = τόνϲ, θεοὺϲ = θεόνϲ ursprünglich nur antesonantische Form (neben τόϲ usw. vor Kons.) gewesen. Auch das ist aber immer nur Notbehelf gegenüber der Annahme, daß τοῖϲ Instr. Pl. war, der sich gegenüber -οιϲι mit Rücksicht auf die Silbenzahl der andern Kasus desselben Paradigmas behauptet hat. Mir ist keine Tatsache aus der Geschichte der Formen auf -οιϲι -οιϲ (-αιϲι -αιϲ) bekannt, die sich dieser Auffassung nicht leicht fügte.

2) Das Verhältnis von -*i* zu -*ě* in diesen Formen ist noch ziemlich unklar; bekanntlich gibt es mehrere Theorien darüber. Für unsern Zweck kommt nicht viel darauf an, wie diese Lautungsverschiedenheit entstanden ist.

Wegen Instr. Plur. *raby* : Akk. Plur. *raby* ist natürlich *konji* : *konję* zu berücksichtigen. Daß *-y* zu allen neutralen konsonantischen Stämmen kam, aber nicht zu allen maskulinischen (*imeny* gegen *kamenъmi*), hängt wohl auf jeden Fall damit zusammen, daß Nom.-Akk. Plur. *imena* mit *lěta*, Nom.-Akk. Du. *imeně* mit *lětě* harmonierte. Man begriffe jetzt auch, weshalb solches *-y* den *o*-Pronomina fremd ist: es heißt ja *těmi* gegen lit. *taĩs*, ai. *tāiḥ*, griech. τοῖς, osk. *eizois* lat. *istis*.

Dieses **-ūs* hat nun seinen Anhalt in der Bildung des Instr. Plur. der *u*-Stämme im Awestischen. In dieser Sprache ist (nach Bartholomaes Altiran. Wtb.) bei sechs *u*-Stämmen für *-u-biš* der Ausgang *-ūš* belegt: die sechs Formen sind *avaŋhūš -uš* (*a-vaŋhu-* 'ungut, böse'), *aŋrōmaⁱnyuš spəntōmaⁱnyuš* (*aŋrō-maⁱnyu-* 'dem bösen Geist entstammt', *spəntō-maⁱnyu-* 'dem heiligen Geist entstammt'), *pərᵊnāyuš* (*pərᵊnāyu-* 'volljährig'), *yātuš* (*yātu-* M. 'Zauberer'), *pituš* (*pitu-* M. 'Speise'), *vīzuš-ča* (*vīzu-* M. Name eines Nahrungsmittels). Längt ist erkannt, daß diese Formation gleichartig ist der des Instr. Plur. auf *-īš*, für welche gthaw. *nāmōnīš* und jgaw. *ašaonīš* die sichersten Belege sind. Vgl. über alle diese Formen Jackson Av. Gramm. 67 f., Bartholomae Gr. d. iran. Ph. 1, 134 und die dort erwähnte Literatur. Mit der Frage, ob dieses aw. *-īš* in dem uridg. **-ōis* der *o*-Stämme als dessen Schlußteil steckt, was Bezzenberger, Bartholomae u. a. angenommen haben, brauchen wir uns hier nicht zu befassen. Wohl aber geht uns das Verhältnis von aw. *-ūš* zu *-īš* an. In Y. 12, 4 nämlich, wo es heißt *vī daēvāiš aγāiš avaŋhūš anarᵊtāiš akō.dābīš sarəm mruyē* 'ich entsage der Gemeinschaft mit den bösen, schlechten, unheiligen, übeltuenden Daēva', bieten die Handschriften *avaŋhūš*, *-huš*, *-hiš*, *-hūīš*. *-hūīš* (sic!) ist offenbar verderbt (vgl. J. Schmidt Plur. 268 f.). *-hūš* haben die Ausgaben aufgenommen. Für *-hīš* aber entscheidet sich Bartholomae a. a. O. und Altiran. Wtb. 174 (wo *avaṅhīš* Druckfehler für *avaŋhīš* ist). Bartholomae setzt *avaŋhīš* gleich **a-u̯asu̯īš* (zum Lautlichen vgl. *vīvaŋhå* Y. 9, 4: ai. *vivásvān*). Dies wird richtig sein. Aber an sich sind doch wohl *avaŋhīš* und *avaŋhūš* richtige Sprachformen gewesen. Sie verhalten sich nämlich zu einander wie im Instr. Sing. z. B. gthaw. *xratū* und *xraϑwā* (= ai. *krátvā*). D. h.: gleichwie der Instr. Sing. der *u*-Stämme neben *-ū* (vgl. noch *maⁱnyu*, *vohu*, *daēnu*) den Ausgang *-u̯ā* hatte, dessen *-ā* das Formans des Instr. Sing. der konsonantischen Stämme war (z. B. *maēsman-a*,

vgl. ai. *kárman-ā*), so hatte der Instr. Plur. der *u*-Stämme neben -*ūš* den Ausgang -*u̯iš*, dessen Schlußelemente -*iš* mit dem entsprechenden Formans des Instr. Plur. der konsonantischen Stämme (*nāmən-iš*) identisch war.

Den aw. Schreibungen -*īš*, -*ūš* -*uš* ist aus bekanntem Grunde nicht anzusehen, ob sie uriran. *-*īš*, *-*ūš* oder *-*iš*, *-*uš* darstellen. Bei -*ūš* -*uš* ist uriran. *-*ūš* von vornherein darum wahrscheinlicher, weil der Instr. Plur. nicht dem Nom. Sing. gleich gewesen sein wird. Freilich will Bartholomae weder *-*ūš* noch *-*uš* als uriran. gelten lassen. Er vermutet (Altiran. Wtb. 1284, Zum altiran. Wtb., Straßb. 1906, S. 135), -*ūš* sei für -*viš* d. i. -*uvīš* (-*ma'nyuš* für *-*yuvīš*, *yātuš* für *-*tuvīš*) geschrieben. Hierfür ist jedoch keine genügende Parallele, daß umgekehrt einige male *i* für *yu* (*iiu*) geschrieben erscheint. Und solche **yātuvīš*, **pituvīš* sind in sich selbst unwahrscheinlich wegen *yāϑwąm*, *xraϑwā* usw. Ein *-*ūš* bei den *u*-Stämmen neben einem *-*iš* bei den konson. Stämmen dürfen wir getrost anerkennen. Denn auch anderwärts stehen in dieser Weise -*ī*- und -*ū*- als nominale Wortbildungselemente einander gegenüber, wobei zu beachten ist, daß -*ī*- zu den Formantien -*i*-, -(*i*)*i̯o*- und -(*i*)*i̯ā*- : -*ī*- engeren etymologischen Bezug hat: z. B. ai. *napt-ī*- -*iy*- (Nom. Sing. *naptí-ḥ*) neben *nápāt*- *napt*- gegenüber *tanū́*- -*úv*- (Nom. Sing. *tanū́-ḥ*) neben *tanú*-.

Schreiben wir hiernach *-*ūš* und *-*iš* dem Iran. als formantische Ausgänge des Instr. Plur. zu, so ist klar, daß hier etwas Uraltes, aus vorarischer Zeit Überkommenes vorliegt, wie man ja auch bisher schon *nāmə̄niš* mehrfach als eine uridg. Formation angesprochen hat. Der Vergleich mit der uridg. Doppelbildung des Instr. Sing., z. B. ai. *matī́* und arm. *arti-v* aksl. *pątь-mь*, ist unmittelbar gegeben. So dürfte denn der ar. Doppelheit *-*ūš* : *-*u-bhiš* im Slav. *-*ūs* : -*ъmi* gegenübergestanden haben, und *-*ūs* ist unser -*y*. Und selbst für den an sich viel weniger wahrscheinlichen Fall, daß aw. -*ūš* urar. *-*uš* repräsentierte, wäre unsere Zusammenstellung von diesem mit dem slav. -*y* nicht unbedingt zu verwerfen: vgl. slav. -*mi* = *-*mīs* gegenüber dem urgerm. *-*miz* (aisl. -*mr*) und ai. -*bhiḥ*[1]).

Leipzig. K. Brugmann.

1) [Hinterher finde ich, daß schon Leskien Declin. im Slav.-Lit. u. Germ. 104 zur Erklärung von *vlьky* von *syny* neben *synъmi* ausgegangen ist. Seine Zurückführung der Form *syny* auf **sūnvāis* ist freilich heutzutage nicht mehr angängig.]

Zur Etymologie von *man* 'nur'.

H. Schroeder führt oben S. 195 das nd. *man* 'nur' auf *newan* zurück. Er hält diese Auseinandersetzung für notwendig, weil, soweit er sehe, aus deutschen grammatischen und lexikalischen Werken nirgends eine Auskunft hierüber zu holen sei. Schroeder hat nicht sehr weit gesehen. Denn Paul's Grundriß in Fragen der deutschen Grammatik nachzuschlagen, liegt doch ziemlich nahe. Dort habe ich Bd. 1², 732, die gleiche Zurückführung vorgenommen, indem ich auf die Analogie von alem. *numme* und von *zesmen*, Nebenform von *zeswen*, hinwies. Auf Grund dieser Vergleiche ist doch wohl anzunehmen, daß *newan* unmittelbar zu *neman* geworden, und die hypothetische Form *nwan* auszuschalten[1]).

Gießen. Otto Behaghel.

Nachträge zu IF. 22, S. 316—18 und S. 320.

1. Die mir nachträglich aus Juškevič, Litovsk. Slovaŕ I. bekannt gewordenen lit. *àt-kęnru at-kérti* (die Betonung braucht der schriftsprachlichen nicht zu entsprechen) 'abfallen, sich ablösen' u. dergl., d. h. 'außer Berührung geraten', *at-kę́mpu at-kèpti* ds. sichern die von mir S. 316 f. erschlossene vorlettische Existenz von lett. *k'ert k'ept* und bezeugen durch ihre genaue syntaktische und formale Übereinstimmung das Vorhandensein eines Assoziationsverhältnisses zwischen beiden Verben.

2. Für Übersetzung von ai. *carúṣ* (S. 320) vgl. jetzt Geldner Der Rigveda in Auswahl 1, 61. Abweichend von meiner früheren Ansicht fasse ich es in Rigv. 10, 167, 4 nicht als ein 'Gefäß', sonders als 'Gefäßinhalt' d. h. 'Getränk' (G. 'Topfspeise . . .) auf. In Rigv. 1, 7, 6 kommt es für unsere Zwecke nicht auf die Materie des zufälligen Inhaltes (G. 'Kleinodien'), sondern auf dessen 'Heiligkeit' ('von den Göttern gespendete Gabe') an.

Leipzig. W. Frhr. v. d. Osten-Sacken.

---

1) Übrigens sagt auch Paul in seinem Wörterbuch, u. a. W. *man*: "es ist Fortsetzung des mhd. *man*", ohne freilich anzugeben, wie er sich die Entwickelung denkt.

Die idg.-semitische Hypothese und die idg. Lautlehre[1]).

Das neuerschienene Buch von Hermann Möller, worin er die lautgesetzlichen Entsprechungen des Semitischen und des Indogermanischen nachzuweisen versucht, wird manchen Fachgenossen überraschender gekommen sein als mir. Denn während mehrere Indogermanisten sich der indogermanisch-semitischen Hypothese gegenüber äußerst skeptisch oder ganz ablehnend verhalten haben, habe ich schon in meiner Erstlingsarbeit mit ihr gerechnet (KZ. 32, 271), später (ZDMG. 57, 560) die Verwandtschaft der beiden Sprachstämme als zweifellos bezeichnet und schließlich (KZ. 40, 155. 156) eine Reihe von morphologischen Parallelen zwischen denselben gezogen. Vielleicht ist es nicht überflüssig, ausdrücklich hervorzuheben, daß mein Standpunkt von H. Möller gänzlich unabhängig war. Ich kannte seine Ansichten bezüglich dieses Problems absolut nicht, bis meine Äußerungen in der ZDMG. ihm die briefliche Mitteilung entlockten, daß er nicht nur an die Verwandtschaft des Idg. mit dem Sem. glaubte, sondern zugleich eine sich darauf beziehende Arbeit in Vorbereitung hatte. Diese Mitteilung kam mir ebenso unerwartet wie die Zustimmung zu meiner 'nostratischen' Hypothese von anderer, sehr autoritativer (nicht-dänischer) Seite; von dem Inhalt der H. Möllerschen Arbeit habe ich nicht früher als die übrigen Leser irgend etwas erfahren. Jetzt, wo das Problem in eine ganz neue Phase eingetreten ist, hege ich ganz natürlich den Wunsch, meinen eigenen früheren Standpunkt ausführlich zu begründen, dem neuen Buche gegenüber Stellung zu nehmen und die Konsequenzen der neuen Ansichten für die idg. Lautlehre zu besprechen.

Ich neigte, als ich meine Bemerkungen in der ZDMG. schrieb, zu der Ansicht, daß die Dürftigkeit des Materials die Ermittelung der Lautgesetze nur in sehr geringem Umfang erlauben würde; ich glaubte daher den ganzen Nachdruck auf die anderweitigen Wahrscheinlichkeitsmomente legen zu sollen und berief mich daher auf "eine Reihe von Pronomina, Negationen, zum Teil auch Zahlwörtern, welche sich durch mehrere Sprachstämme verfolgen lassen". Ich dachte dabei für das Semitische natürlich in erster

1) Man vergleiche die Besprechung von H. Grimme im nächsten Heft des Anzeigers.

Linie an die Personalpräfixe des Imperfektums: arab. 3. Sing. M. *i̯a-* (idg. Demonstrativ- und Relativstamm **i̯o-*), 3. Sing. F. *ta-* (griech. N. τό), 2. Person *ta-* (lat. *tū* usw., vgl. Brugmann Grdr. 2, 802), 1. Sing. *ʾa-* (griech. ἐ-γώ, vgl. Brugmann Grdr. 2, 801, Brockelmann Semitische Sprachwissenschaft S. 98), 1. Plur. *na-* (vgl. lat. *nōs* usw.); ferner an das fragende Pronomen: arab. *kam* 'wie viel?', *kaifa* 'wie?' (idg. Stamm **kᵘo-*). Um einen leeren Zufall kann es sich hier nicht handeln. Die (nicht seltenen) zufälligen sprachlichen Übereinstimmungen stehen immer isoliert da und sind durch die interne Betrachtung der betreffenden Sprachen meist leicht als zufällig zu erkennen. In unserem Falle handelt es sich aber um eine das ganze Pronominalsystem durchziehende Übereinstimmung, und die interne Betrachtung der beiden Sprachstämme fördert nichts an den Tag, was einen Zufall vermuten lassen könnte. Und wie die Identität des deutschen Mutter mit dem lat. māter auch ohne eine genaue Kenntnis der Lautgesetze durch das Vorhandensein eines genau entsprechenden Wortes im Griechischen, im Keltischen, im Baltischen, im Slavischen, im Albanesischen, im Armenischen, im Iranischen, im Indischen über allen Zweifel erhoben wird, so wird die Identität der idg. und semitischen Pronomina durch das Vorhandensein entsprechender Formen in einer Reihe von (dem Idg.) benachbarten Sprachstämmen meiner Ansicht nach ganz sichergestellt. In erster Linie kommt das Ugrofinnische in Betracht: finn. Relativstamm jo-, Demonstrativstamm tä-, Pronomen der 2. Sing. sinä mit si- aus *ti-, vgl. lapp. don 'du', finn. 2. Plur. te 'ihr', fragender Stamm ku- (s. Wiklund Le monde oriental I 53). Nur für die semitischen Präfixe *ʾa* und *na-* versagt das Ugrofinnische, und zwar deshalb, weil ihre Stelle (wie in einigen jüngeren idg. Sprachen) mit einem mit *m-* anlautenden Stamm besetzt worden ist: finn. minä, lapp. mon 'ich', finn. Plur. me 'wir' (vgl. ir. mê 'ich', lit. mes, arm. *mek̄* 'wir' usw., Brugmann Grdr. 2, 805). Das gleiche Pronominalsystem (mit der gleichen Eigentümlichkeit der 1. Person) liegt unverkennbar auch im Türkisch-Mongolisch-Mandschuischen vor: mong. *jaqon* 'was?' (zur fragenden Bedeutung vgl. etwa poln. jaki 'was für ein?'), mong. *te-re*, Plur. *te-de* 'dieser', mandsch. *te-re*, Plur. *te-se* 'dieser', mong. 2. Plur. *ta* 'ihr'; türk. *kim*, mong. *ken* 'wer?'; türk. (Orchon) *män* 'ich', mong. Stamm *min-*, mandsch. *mi* 'mich'. Daß es auch im Eskimoischen vorliegt (Uhlenbeck ZDMG. 59, 760 ff.), und daß ich überhaupt meine 'nostratische'

Sprachgruppe nicht bestimmt abzugrenzen vermag, darf nicht abschrecken. Es wäre eine petitio principii, sich auf die großen ethnographischen Verschiedenheiten oder auf die großen geographischen Abstände (wie etwa zwischen den Grönländern und den Arabern) berufen zu wollen und a priori zu behaupten, eine für uns wahrnehmbare sprachliche Verwandtschaft könne sich nicht so weit ausdehnen. Was wissen wir denn von den Bevölkerungs-, Eroberungs- und Kulturwellen der vorhistorischen Zeiten? Und es dürfte unmöglich sein, die Übereinstimmung als eine von bestimmten physiologischen oder psychologischen Gesetzen bewirkte parallele Entwickelung in nicht verwandten Sprachen zu erklären.

Diesen Gesichtspunkt hat man dagegen bei den von mir gleichfalls in die Wagschale gelegten Negationen geltend zu machen versucht. Arab. *mā* 'was?' und 'nicht' stelle ich zu griech. μή (Fragepartikel und Negation; die Gleichung fehlt bei H. Möller), türk. *mi*, *my*, Fragepartikel, und *-mä-*, *-ma-*, Negation, finn. Stamm mi- 'was?'. Hier hat man aber auf einen abwehrenden 'Naturlaut' der Kindersprache und auf eine, wenn mir recht ist, in Österreich gebräuchliche verneinende Interjektion *m* verwiesen. Aber bei solchen Naturlauten und Interjektionen ist nach meiner Erfahrung die Mundartikulation ziemlich gleichgültig. Der Lippenverschluß ist keineswegs da, um die Abwehr symbolisch auszudrücken, sondern ist einfach von der Sprechfaulheit als die bequemste Artikulation gewählt worden und kann daher mit anderem Ton auch ganz andere Bedeutung haben (kindliche freudige Erwartung eines Leckerbissens, im Dänischen; 'ja' im Grönländischen nach Thalbitzer The Eskimo Language S. 74). Und der Weg von einer Interjektion zu einem regelmäßigen syntaktischen Sprachworte ist so lang, daß mir dieser ganze Gesichtspunkt für unseren Fall ziemlich belanglos zu sein scheint.

Die Zahlwörter darf man nur mit Vorbehalt zu den stabilen Teilen des Wortschatzes rechnen. Die Neigung, die Zahlbegriffe möglichst anschaulich auszudrücken, bewirkt bei runden Zahlen oft den Ersatz des ererbten abstrakten Zahlwortes durch ein konkretes Zählwort (so bei 40 im Russischen, bei 100 im Armenischen, KZ. 39, 369); auf primitiver Kulturstufe wird aber das Bedürfnis einer solchen Veranschaulichung schon be 10 empfundeni. Ältere Zahlwörter werden durch neue anschaulichere Multiplikationen oder Subtraktionen ersetzt: 60, 80 wird 3 × 20, 4 × 20

usw. (so im Dänischen, Neukeltischen, Französischen, im slavischen Dialekt des Resia-Tales, im Albanesischen, im Ossetischen usw.); 18 wird 3 × 6 (im Bretonischen); 10 wird 2 × 5 (so ist das irische zweisilbige deac vielleicht zu erklären); 8, 9 wird 10 ÷ 2, 10 ÷ 1 (so sehr deutlich im Ugrofinnischen; daraus läßt sich auch die Dualform bei 8 im Indogermanischen und Semitischen erklären, die kaum als 2 × 4 zu fassen ist). Runde Zahlwörter werden, wie die konkreten Zählwörter (Dutzend usw.), ziemlich leicht entlehnt (100 im Albanesischen aus dem Lateinischen, im Rumänischen aus dem Slavischen, im Ugrofinnischen aus dem Iranischen usw.; 1000 ist in vielen Sprachen Lehnwort; 10 stammt im Magyarischen aus dem Iranischen usw.); aber auch die übrigen Zahlwörter können entlehnt werden (so im Japanischen aus dem Chinesischen). 1 variiert im Indogermanischen, weil das vermutlich älteste Wort (griech. εἷς usw.) in den meisten Sprachen durch ein ursprüngliches demonstratives Pronomen (lat. ūnus usw.; Verf. Les pronoms démonstratifs de l'ancien arménien [Abhandl. d. Königl. Dän. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 6, VI, 3] S. 18 ff.) ersetzt worden ist; bei der Variabilität dieses Zahlwortes ist übrigens auch der Umstand in Rechnung zu ziehen, daß der Begriff 1 unter Umständen unausgedrückt bleiben kann (Brugmann IF. 21, 1 ff.); vgl. noch neuir. ceann 'ein Stück, eins, einer' usw. 2 ist im Indogermanischen stabil, aber mit Spuren älterer pronomen-ähnlicher Variation: lat. vī-gintī und idg. **de-k̑m̥(t)* 'zehn', s. M. v. Blankenstein IF. 21, 110; vgl. die Variation bei der Ordnungszahl, den in sehr verschiedener Weise ausgedrückten Begriff 'Paar' (griech. ζεῦγος; neuir. beirt, das direkt 'zwei' bedeuten kann) und schließlich die synonymen Begriffe lat. geminī, ambo (im Äthiopischen hat 'beide' das alte semitische Zahlwort für 2 verdrängt) usw. Wir brauchen uns also nicht darüber zu wundern, daß z. B. im Ugrofinnischen der Ausdruck für 10 sehr variiert (finn. kymmenen, lapp. loqe, magy. tíz), und daß 8 und 9 im Magyarischen (nyolc, kilenc) mit dem Finnischen (kahde-ksan, yhde-ksän) absolut nicht stimmen. Mit dem Semitischen stimmt das eng verwandte Ägyptische höchstens bei fünf Zahlwörtern der Reihe 1—10.

Auf diesem Hintergrund ist die Übereinstimmung des Indogermanischen mit dem Semitischen bei den Zahlwörtern recht imponierend. Die Ähnlichkeit ist bei 6 und 7 augenfällig, und auch bei 3 und 5 habe ich längst ebenso wie jetzt H. Möller

Identität angenommen. Die Übereinstimmung ist größer als zwischen dem Indogermanischen und dem Türkischen (ich habe im Türkischen bei 5 und 7 Identität mit dem Indogermanischen vermutet; außerdem könnte 4 in Betracht kommen, wobei dann teils der türkische Ausdruck für 40, teils die mongolischen Formen für 4 und 40 und die mandschuische Form für 4 zu vergleichen wären). Noch geringer ist die Übereinstimmung des Indogermanischen mit dem Ugrofinnischen (wohl nur bei 7).

Die Übereinstimmungen der idg. Zahlwörter mit den hier in Betracht gezogenen nicht-indogermanischen Sprachen fallen also alle in die Reihe 3—7, die man mit guten Gründen als den konstantesten Teil der ganzen Zahlwörterreihe betrachten kann. Besonders bedeutsam ist der Umstand, daß gerade bei 7 die Übereinstimmung sich am weitesten verfolgen läßt. 7 war eben keine runde Zahl, keine in der Natur häufig und augenfällig vorkommende Zahl, keine bei der Warenzählung häufig benutzte Zahl, konnte durch Multiplikation gar nicht, durch Subtraktion nicht bequem ausgedrückt werden. Der schwer analysierbare und mit nichts vergleichbare Charakter dieser Zahl (der wohl auch die Heiligkeit derselben bewirkt hat) ist an der großen Stabilität des Zahlwortes Schuld.

Es folgt aus dieser Sachlage, daß ich denjenigen Etymologen, die die Zahlwörter aus speziell indogermanischen Mitteln deuten wollen, den Rat erteilen möchte, sich auf die Zahlwörter 1—2 und 8—10 zu beschränken. (H. Möller will die erste Silbe von idg. **ok̑-tōu̯* 'acht' und arab. *ʿaśrun* 'zehn' identifizieren; falls das idg. Wort, wie ich vermute, auf Subtraktion beruht, ist die Deutung beachtenswert; Bedeutung etwa 'zehn, zwei (fehlend)'. Man erwartet dann für 9 den Ausdruck 'zehn, eins fehlend', eventuell, indem der Begriff 'eins' nach der oben erwähnten Gewohnheit unausgedrückt bleibt, 'zehn, fehlend'. Will man dies in idg. **enu̯n̥* suchen, so muß durch eine andere Ellipse als beim vorhergehenden Zahlwort 'zehn' weggelassen worden sein. Trombetti L'unità d'origine del linguaggio S. 97 will das **-u̯n̥* dieses Zahlwortes mit griech. εὐνις usw. verbinden. Vielleicht bedeutet **ok̑-tōu̯ en-u̯n̥* geradezu 'zehn, zwei (und) eins fehlend'; die Aufeinanderfolge der Zahlen beim Zählen würde erklären, weshalb die Ellipse in dem einen Fall anders als in dem anderen Fall ausgefallen wäre.

Keineswegs aber darf man aus dem Umstand, daß bei den Zahlwörtern über 7 keine Übereinstimmung des Indogermanischen

mit dem Semitischen stattfindet, die Folgerung ziehen, daß in urindogermanisch-semitischer Zeit die Zahlwörterreihe nur bis 7 reichte. Das semitische 8 findet sich recht deutlich im Ägyptischen wieder. Dem semitischen 9 (arab. *tisʿun*) könnte (mit Metathese der Radikale *s* und ʿAjin) türk. *dokuz* entsprechen. *do-kuz* 'neun' neben *sä-kiz* 'acht' (die Verschiedenheit der Vokale *u* : *i* hängt von der Vokalharmonie ab) läßt eine Subtraktion vermuten, umso mehr, weil die Endungen *-kiz -kuz* nach türkischen Lautgesetzen auf **-ksä *-ksa* zurückgehen und eine Nebenform des finnischen -ksan -ksän in kahde-ksan 'acht' yhde-ksän 'neun' [Stamm kahte- 'zwei' yhte 'eins'] sein könnten; vgl. KZ. 39, 445. 456 Z. 3; 40, 156 § 32. Aber dies ist für die Vergleichung mit dem Semitischen nicht hinderlich, da nach meiner schon oben ausgesprochenen Vermutung die Dualform bei 'acht' im Semitischen gleichfalls auf eine Subtraktion deutet.

Der Gedanke, daß die uridg.-semitische Ursprache bis 100 zählen konnte, hat für mich nichts Abschreckendes. Aber trotzdem stehe ich dem Versuch H. Möllers, das idg. Wort für 100 mit arab. *hindun* '100 (Kamele)' zu identifizieren, ziemlich kühl gegenüber. Es wäre allerdings möglich, das *m̥* des idg. **k'm̥tom* durch volksetymologischen Anschluß an die Zehnerbezeichnungen zu erklären, und man kann vielleicht sogar sagen, daß die Deutung von **k'm̥tom* als eine Ableitung von **dek'm̥(t)* 'zehn' nicht ganz einwandfrei ist, weil der dabei anzunehmende Schwund der Silbe **de-* im Anlaut nicht durch den Schwund im Inlaut bei 20—90 hinlänglich gestützt wird. Aber auf das Alter des arabischen Zählwortes (nicht Zahlwortes) *hindun* kann man kein unbedingtes Vertrauen haben.

So viel darf man jedenfalls aus der Betrachtung der Zahlwörter folgern, daß sie eher für als gegen meine 'nostratische' Hypothese und ganz besonders für die Verwandtschaft des Indogermanischen mit dem Semitischen sprechen.

A priori von der Verwandtschaft des Indogermanischen und des Semitischen überzeugt, stelle ich an das Material, worauf die uridg.-semitischen Lautgesetze aufzubauen sind, nur dieselben Anforderungen, die man auch an das für die idg. Lautlehre verwendete Material stellt. Gern gebe ich zu, daß ein beträchtlicher Teil des von H. Möller vorgebrachten Materials diesen Anforderungen nicht genügt. Für die schwachen Seiten seiner Arbeit habe ich überhaupt den Blick ebenso offen wie nur irgend jemand.

Aber es wäre Raumverschwendung, hier darauf einzugehen, da ich keine Anzeige schreiben will, und da sowieso ein genügendes Material übrig bleibt (ich zähle etwa 130 glaubwürdige Gleichungen). Um wenigstens anzudeuten, in welcher Richtung meine Anerkennung geht, verweise ich ganz beispielsweise auf die Gleichungen für lat. cornū, oculus, ōs 'Mund', griech. ἄμφην 'Hals', abulg. *mozgŭ* 'Gehirn' griech. βαίνω (vgl. dazu KZ. 39, 481), ὠκύς, φύω, lat. sedēre, stāre, gignō, skr. *sūtē* 'erzeugt, gebiert', aevum, juvenis, senex, griech. ὄνομα, ἐπριάμην, μέτρον, ἑκών, lat. far, skr. *dhānā-s* 'Getreidekörner', griech. οἶνος, an. þjórr 'Stier' (ich finde bei diesem und dem vorhergehenden Wort keinen Anlaß, Entlehnung anzunehmen), griech. ἵππος, ἄγω, ἀγείρω (S. 289), τέρσομαι, skr. *tamas* 'Finsternis', *ahar* 'Tag', d. Sommer, skr. *apara-* 'hinterer', griech. πρῶτος, πετάννυμι.

Indem ich zur Erörterung der H. Möllerschen Lautgesetze übergehe, wähle ich als Ausgangspunkt seine Theorien über die Gestalt der idg. Wurzeln. Diese sind seiner Ansicht nach ursprünglich entweder zweisilbig oder dreisilbig gewesen, und zwar so, daß jede Silbe mit nur einem unsilbischen Laut anlautete; die unsilbischen Gruppen sind erst durch den Ablaut ins Leben gerufen. Das trifft zweifellos in sehr vielen Fällen zu. Die Wichtigkeit des Wechsels zwischen Vollstufe I und Vollstufe II wird immer mehr anerkannt (βρέφος aus **gᵘerebhe-*, Ζεύς aus **deie̯ue-* usw.), und die heute ziemlich verbreitete Ansicht, daß das bewegliche *s* (griech. στέγω : lat. tegō usw.) ein Präfix ist, führt uns einen Schritt weiter in derselben Richtung. Trotzdem ist es mir zweifelhaft, ob es nötig ist, eine so vollkommene Regelmäßigkeit anzunehmen, wie sie H. Möller voraussetzt. Im Semitischen ist sie zweifellos vorhanden, braucht aber nicht ursprünglich zu sein. Bis ich eines besseren belehrt werde, werde ich also fortfahren das *su̯* von idg. **su̯ek's* dem einfachen ursemitischen *š* (arab. *sādisun* 'der sechste') gegenüber als das ältere zu betrachten.

Weiterhin nimmt H. Möller an, daß man ursprünglich nur einen einzigen silbischen Vokal und zwar *a* (idg. *e*) gehabt hat. Sicher ist es allerdings, daß es im idg. Ablautsystem keine *u*- und *i*-Reihen, sondern nur *eu*- und *ei*-Reihen gibt. Ferner halte ich es für durchaus sicher, daß, wie Saussure und H. Möller angenommen haben, die 'schweren' Vokalreihen aus der Verschmelzung kurzer Vokale mit einem Konsonanten entstanden sind; ich habe, Les pronoms démonstratifs S. 37—45, diese An-

sicht durch neue Argumente zu stützen versucht (dabei habe ich diesen hypothetischen Konsonanten *ə* geschrieben und phonetisch als ein *q* zu bestimmen versucht). Viel weniger sicher ist es, ob es nur eine einzige leichte Vokalreihe gegeben hat. Es könnte neben der *e*-Reihe (*e* : *o* : Schwund) eine *o*-Reihe (*o* : *o* : Schwund) und eine *a*-Reihe gegeben haben. Sollte es eine *o*- und *a*-Reihe nicht gegeben haben, so kannte das Indogermanische allerdings ebenso wie das Semitische nur eine Vokalreihe. Aber der sich in einer einzigen Vokalreihe bewegende Ablaut braucht keineswegs darauf zu beruhen, daß es in einer noch älteren Periode nur einen einzigen silbischen Vokal gegeben hätte (vgl. IF. 2, 323; KZ. 36. 86; 38, 399; Les pronoms démonstratifs S. 44 Fußnote). Es ist durchaus möglich, daß die Alternation *eu̯* : *u* im Indogermanischen in einigen Fällen lautgesetzlich (auf dem Schwund des urspr. *e* beruhend), in anderen Fällen analogisch (bei einem Grundvokal *u*) ist. Und ebenso könnte im Semitischen die Alternation *a* : *u* in einigen Fällen lautgesetzlich (Grundvokal *a*), in anderen Fällen analogisch (Grundvokal *u*) sein. Ich trage daher prinzipiell kein Bedenken, ein semitisches *u* eventuell einem idg. *u* (oder *eu̯*, *ou̯*) gleichzusetzen, gestehe aber gern zu, daß Fälle, die eine solche Gleichsetzung empfehlen oder erfordern, außerordentlich selten sind. Ferner könnte sowohl im Semitischen wie im Indogermanischen (oder eventuell nur im Sem.) eine alte Dreiheit *e*, *a*, *o* in **einen** Vokal zusammengefallen sein.

Die Frage, ob der semitische Ablaut zu dem idg. Ablaut historische Beziehungen hat, wird von H. Möller wohl mit Recht bejahend beantwortet (S. 357, 143, 363). Es ist dann nötig, das semitische *a* in gewissen Fällen der Reduktionsstufe zuzuweisen; so das erste *a* in arab. *k'atala*, das sich zum Schwunde im Impf. *ja-k'tulu* ebenso verhalten würde wie griech. πεδά zu ἐπί-βδαι. Ferner müßte ein guter Teil der im Semitischen nur geschwächten und als *a*, *i*, *u* erscheinenden Vokale im Indogermanischen geschwunden sein. Das Indogermanische müßte einen Teil seiner dehnstufigen Vokale mit dem Semitischen gemeinsam einen anderen Teil selbständig entwickelt haben.

Für die Entstehung der schweren Vokalreihen im Indogermanischen macht H. Möller die drei semitischen Gutturale 'Aleph, *ḥ* (bei H. Möller *H*) und 'Ajin verantwortlich. So weit stimme ich ihm gern bei; die Einzelheiten scheinen mir aber dunkel zu sein. H. Möller läßt nicht die drei Konsonanten in

einen (etwa mein *v*=*q*) zusammenfallen, sondern schreibt jedem von ihnen eine besondere Wirkung zu. ʽAjin soll die Wirkung haben, ein folgendes *e* in *o* umzufärben (griech. ὄνομαι 'schmähe, schelte' ὄνομα 'Name': arab. *ʽanna* 'gave a bad name; titulo insignivit librum', *ʽinwânun* 'Titel'), *H* gibt dem *e* die *a*-Färbung (griech. ἀκωκή usw.: arab. *Haddun* 'edge', *Hadîdun* 'scharf'). Bei ʼAleph nimmt H. Möller in einigen Fällen eine *a*-färbende Wirkung an (griech. ἄνεμος usw.: arab. *ʼanaHa* 'anhelavit'), in anderen liegt eine solche Wirkung aber entschieden nicht vor (griech. ἐ-γώ: arab. Präfix der I. Sing. *ʼa*-). Da das semitische ʼAleph im Ägyptischen zweierlei Vertretung hat (als ʼAleph oder als *i*; s. Erman Ägypt. Gr.[2] S. 9), so nimmt H. Möller an, daß im Semitischen zwei Laute zusammengefallen sind. Aber das an lautlichen Neuerungen reiche und noch vergleichend-etymologisch zu wenig erforschte Ägyptische ist eine schwache Stütze, und ich vermisse eine Andeutung darüber, von welcher Art der phonetische Unterschied zwischen den beiden Aleph gewesen sein sollte. Denkbar wäre es natürlich, daß nur das eine ʼAleph ein wirklicher uridg.-semitischer Laut ('fester Einsatz') gewesen wäre, das andere ʼAleph hingegen sich erst auf semitischem Boden bei ursprünglich rein vokalischem Anlaut (mit leisem Einsatz) entwickelt hätte. Aber damit kommt man nicht aus; es wäre dann unmöglich, den häufigen Wechsel zwischen *e* und *a* im Anlaut (Les pronoms démonstratifs S. 45) zu erklären. Ich ziehe daher vor, die mit ἄνεμος parallelen Fälle als schwundstufig die mit ἐ-γώ parallelen Fälle als vollstufig zu betrachten. In der Schwundstufe erscheinen alle drei Gutturale als europäisches *a*, dem in bestimmten Fällen (vgl. KZ. 36, 85) ein arisches *i* (nach H. Möller bei ursprünglichem ʽAjin skr. *ī*, was kaum bewiesen ist) gegenübersteht (skr. *ǰanitar-* 'Erzeuger': arab. *d'anaʼat* 'she brought forth', *d'anʼun* 'offspring, children', *d'inʼun* 'origin, root, race'; griech. πετάννυμι: arab. *frataHa* 'aperuit'; skr. *starīman-* 'Ausbreitung, Ausstreuung': arab. *daraʽa* 'to stretch forth or extend the arm'); und mag man über die ganze idg. *a*-Frage denken wie man will, es ist jedenfalls nicht nachgewiesen, daß anlautendes schwundstufiges *a* (*v*) im Arischen anders als vollstufiges *a* behandelt wird. Ich schreibe also dem ʼAleph keine umlautende Wirkung zu. Mit Bezug auf *H* und ʽAjin könnte H. Möller aber Recht haben; die Belege sind für ihn nicht ungünstig; das Auftreten des *e* in der ʽAjinreihe (ir. en-

ech, cymr. en-ep 'Gesicht' und lit. jenkù, jèkti 'blind werden' zu lat. oculus, arab. *ʿainun* 'Auge'; arm. *v-iz*, 'Hals' KZ. 39, 437 zu griech. ἄμφην, arab. *ʿunk'un* 'Hals') und in der *u*-Reihe (arm. *j-esan* 'Wetzstein' trotz Lidén Arm. Studien S. 55 f. zu griech. ἀκόνη) ist in der Tat so selten, daß es einen Sinn haben kann, darin Entgleisungen oder Sonderentwicklungen der einzelnen Sprachen zu sehen. Nimmt man den in dieser Weise übrig bleibenden Kern der H. Möllerschen Ansichten an, so muß man den Anlautswechsel *e* : *a* immer in die 'Alephreihe verweisen, und die Häufigkeit dieser Alternation wäre für die Ansicht ein günstiges Omen, es habe im Indogermanischen ebenso wenig wie im Semitischen rein vokalischen Anlaut gegeben (eine Vermutung, die schon bei mir dämmerte, als ich meinen Aufsatz Les pronoms démonstratifs schrieb). Auch für den von mir KZ. 38, 404 angenommenen Ablaut *ē* : *ā* wäre nur in der 'Alephreihe Raum (die Sippe von ir. líim 'klage an' mit idg. *ē* neben lit. ló-ti 'bellen', lat. lātrāre mit idg. *ā* wäre also bei H. Möller S. 341 falsch beurteilt). Die von mir für den Ablaut *ē* : *ā* beigebrachten Beispiele lassen sich mehren; mit Unrecht habe ich aber die Möglichkeit einer nicht dehnstufigen Alternation *ē* : *ō* neben *ē* : *ā* abgeleugnet; mit Unrecht: denn die Umlautstufe braucht nicht aus einem Gusse zu sein.

Den Schwerpunkt der H. Möllerschen Untersuchungen bildet die Darstellung der Verschlußlaute. Es kommt hier vor allem auf die Rekonstruktion des ursemitischen Lautstandes an: man wird aber sagen können — und dies ist das größte Lob —, daß H. Möller in dieser Beziehung kaum etwas neues vorbringt; aber seine Verwertung der Errungenschaften der semitischen Grammatik ist genial. Eine äußerst wichtige Rolle spielt die Auffassung der 'emphatischen' Konsonanten des Semitischen. Daß es sich bei diesen Lauten um eine bestimmte Artikulationsart handelt, geht u. a. klar aus verschiedenen Erscheinungen der hebräischen Grammatik hervor (Strack Hebr. Gr.[6] § 3 b, § 62 b 2; vgl. § 6 a), und zwar waren die Laute gewiß ursemitisch, wie man längst vermutet hat, und wie auch Zimmern, vgl. Gr. S. 8—9, und Brockelmann annehmen, durch einen Kehlkopfverschluß charakterisiert[1]). Das Äthiopische kennt (im Inlaut)

1) Demnach müssen diese Laute, deren herkömmliche Bezeichnung durch einen untergesetzten Punkt mit dem idg. Transskriptionssystem, wonach *ṭ*, *ḍ* ein kakuminales *t* und *d* bezeichnet, nicht vereinbar ist, als

ein emphatisches *p'*, das dem *b* der übrigen Sprachen gegenüber gewiß eine Altertümlichkeit ist; sonst wird die größte Zahl von emphatischen Lauten im Arabischen auseinandergehalten. Dabei ist allerdings die genaue ursprüngliche Aussprache nicht immer selbstverständlich. Ich glaube aber, daß H. Möller mit Recht den durch eine Modifikation des *t'*-Zeichens ausgedrückten nach der neuarabischen Aussprache als *z'* transskribierten Laut als die dem *t'* ursprünglich entsprechende Media auffaßt. Dagegen spricht nicht die stimmlose Aussprache in den übrigen semitischen Sprachen (z. B. syr. *t'*), da ein ähnliches Stimmloswerden auch bei anderen emphatischen Lauten vorkommt; auch nicht die neuarabische Aussprache (*z'*), die als Zwischenglied ein emphatisches *ð'* voraussetzen kann und andererseits uns vielleicht einen Teil des Weges vorzeichnet, auf dem die äthiopische, hebräische, assyrische Aussprache (= *s'*) zu verstehen ist. Das arabische *s'* war nach H. Möller ursprünglich eine Affrikata *c'*; damit stimmt die äthiopische Aussprache (*c'*); damit stimmt auch die ägyptisch-koptische Entsprechung (ägypt. *ḏ*, kopt. *t*, Erman Ägypt. Gr.[2] S. 13), und das Vorhandensein eines Mundverschlusses wird schließlich noch dadurch gestützt, daß der durch eine Modifikation des *s'*-Zeichens ausgedrückte stimmhafte Laut neuarab. *d'* gesprochen wird; daneben kommt nach Vollers Transactions of the Ninth International Congress of Orientalists II 146 die Aussprache als (emphatisches?) *ð* vor, die als Vorstufe für die syrische Aussprache (als 'Ajin) betrachtet werden darf; sonst ist die Aussprache sibilantisch (hebr. *s'* usw.); demnach ist eine Affrikata *ʒ'* als ursprüngliche Aussprache nicht unwahrscheinlich. Vgl. Brockelmann S. 65 f. Im Anschluß an Grimme nimmt schließlich H. Möller, auf das (nicht ganz klare) Zeugnis des Assyrisch-Babylonischen gestützt, an, daß im arab. *k'* ein stimmloser und ein stimmhafter Laut zusammengefallen sind. So stellt es sich heraus, daß die emphatischen Laute ursprünglich immer Verschlußlaute (oder Affrikatae) gewesen sind.

Und weiterhin, daß es zwischen der *k*-Reihe und der *t*-Reihe eine durch arab. *s'* und *d'* vertretene palatale Reihe ge-

---

t', *d'* usw. (wie schon im Kaukasischen geschehen ist) geschrieben werden (wodurch ihr phonetisches Verhältnis zu idg. *d'* (=*dh*) usw. besonders klar hervortritt). Es ist aber dann nötig, die übliche Transskription von 'Aleph und 'Ajin zu ändern; ich schreibe : (wie im Ägyptischen) und ع (arabisches Zeichen, das mit dem lateinischen Alphabet gut harmoniert).

geben hat. Was aus den nicht-emphatischen Lauten dieser Reihe geworden ist, läßt sich mit Hülfe des Semitischen allein nicht ermitteln. Durch die Vergleichung mit dem Indogermanischen zeigt H. Möller aber, daß sie durch semit. *ś* (hebr. Sin, arab. *š*; bei H. Möller anders transskribiert) und *d* vertreten sind. Diese Vergleichung wirft vielleicht auch Licht auf das Ägyptische; es ist nur zu bedauern, daß die lakonische Ausdrucksweise H. Möllers den Eindruck hervorrufen könnte, als seien die ägyptischen Entsprechungen (die er übrigens nur sehr schwach belegt: S. 289 und S. 84) schon bekannt und anerkannt.

Neben der palatalen Reihe nimmt H. Möller im Anschluß an die wohl kaum zu bezweifelnden Ergebnisse der Untersuchungen von Grimme (ZDMG. 55) auf das Äthiopische gestützt zwei *k*-Reihen an: die erste Reihe hat in allen semitischen Sprachen den Charakter von Verschlußlauten; die zweite hat diesen Charakter nur im Äthiopischen (wo sie mit der ersten zusammengefallen ist), in den übrigen Sprachen ist sie durch Reibelaute vertreten (diese Reibelaute sind mit ursemitischen Reibelauten, im Assyrischen mit *x*, im Arabischen mit *ʜ*, ʿAjin, *x*, *q* zusammengefallen). Die zweite Reihe faßt er sehr ansprechend als die hinterste Reihe auf (ich würde dann dafür die Zeichen q, *g*, q', *g'* verwenden).

Die vier semitischen Artikulationsarten entsprechen nun nach H. Möller den idg. Artikulationsarten in der folgenden Weise: 1) sem. Tenuis = idg. Tenuis im Anlaut, Media im Inlaut (sem. *-p-* jedoch meist = idg. *-u̯-*); in beiden Stellungen erscheint unter bestimmten (von H. Möller kaum endgültig ermittelten) Bedingungen auch idg. Tenuis aspirata. Beispiele: arab. *furrun* 'the best': griech. πρότερος usw.; arab. *jafaṯa* 'attigit vicesimum annum', äthiop. *ta-i̯fan* 'juvencus (bos)' : lat. juvenis usw. (arab. und äthiop. *f* aus ursemit. *p*); arab. *taraza* 'aruit, riguit' : τέρσομαι: hebr. *šāϑ* (media *i̯*) 'stellen', *šāϑīl* 'Setzling' (*ϑ* aus ursemit. *t*) arab. *istun* 'Gesäß' *satan* 'stamen, Aufzug des Gewebes' : skr. *sīdati* 'sitzt', *sthā-* 'stehen'; hebr. *k-r-i̯* 'kaufen' : griech. ἐπριάμην. Für inlautendes *k* gibt es kaum ein einwandfreies Beispiel. 2) sem. Media = idg. Tenuis : arab. *ʾabun* 'Vater' : griech. πα-τήρ; arab. *nadii̯a* 'was moist' : griech. νότιος; hebr. *gilgāl* 'Rad' : griech. κύκλος. 3) sem. emphatische Tenuis = idg. Media aspirata : hebr. *b-u̯-ʾ* 'eingehen, kommen' : griech. φύω, skr. Fut. *bhavi-ṣ̌ja-ti* (die labiale emphatische Tenuis läßt sich in der Regel von ursemit. *b* mit semitischen Mitteln nicht unterscheiden); arab. *t'iʜnun* 'flour' : skr.

dhānā-s 'Getreidekörner'; assyr. *k'arūrū* 'Hitze' : griech. θέρος. 4) sem. emphatische Media = idg. Media : arab. *z'arra* 'he cut or split off a fragment of a hard stone to be used as a knife' : griech. δέρω; hebr. *k'æræβ* 'Mutterleib', assyr. *ina kirib* 'in' (assyr. *k* aus ursemit. *g'*) : βρέφος (mit *l* : arab. *k'albun* 'Herz' : griech. δελφύς, got. *kalbō*). Ob es eine emphatische Media der Labialreihe gegeben hat, läßt sich vom semitischen Standpunkt nicht entscheiden; hat sie bestanden, so muß sie offenbar (wenigstens außerhalb des Äthiopischen) mit der labialen emphatischen Tenuis das gleiche Schicksal gehabt haben. Auch das Indogermanische lehrt uns nicht viel; eine Media *b* kommt hier zwar vor, ist aber bekanntlich so selten gewesen, daß man sie schließlich leicht überall als sekundär (durch sekundären Lautwandel oder Entlehnung entstanden, vgl. Johansson, KZ. 36, 389) auffassen könnte.

Dies System der idg.-semitischen Entsprechungen hat mit den aus historischer Zeit bekannten Lautverschiebungen (der armenischen und der germanischen Lautverschiebung) eine bedeutende Ähnlichkeit, die ich als eine Empfehlung derselben betrachte. Daß die seltenen Tenues aspiratae nicht als eine alte selbständige Artikulationsart, sondern nur als eine Abzweigung der alten Tenues erscheinen, ist gleichfalls sehr glaubwürdig; das Problem ist aber noch nicht erschöpft; u. a. scheint mir die Frage berechtigt zu sein, ob nicht im Inlaut gelegentlich eine Tenuis aspirata aus einer Media aspirata durch einen speziell idg. lautlichen Vorgang entstanden sein könnte. Die Kehlkopfartikulation der emphatischen Tenues ist im Indogermanischen in geänderter Form geblieben, die Kehlkopfartikulation der emphatischen Mediae ist (wie später in den meisten idg. Einzelsprachen die Kehlkopfartikulation der Mediae aspiratae) geschwunden.

Eine besondere Beachtung verdienen die Palatale und die *k*-Laute. Daß es im Indogermanischen ebenso gut wie im Semitischen zwei nicht palatale *k*-Reihen gegeben hat, scheint mir festzustehen; wenigstens ist eine andere Rekonstruktion des idg. Lautsystems nicht als möglich nachgewiesen worden, auch von E. Hermann KZ. 41, 32—60 nicht. Die idg. Dreireihentheorie beruht nicht auf dem Albanesischen; sie ist bekanntlich ohne Berücksichtigung des Albanesischen aufgestellt worden und müßte auch ohne das Albanesische festgehalten werden. Aber ich halte durchaus daran fest, daß das Albanesische die drei *k*-Reihen

getrennt aufweist. Die Zahl der Belege für die idg. Lautlehre ist in einer so spät überlieferten und lautlich stark geänderten Sprache naturgemäß nicht sehr groß, und die Zahl der Fälle, denen man durch die Annahme unwahrscheinlicher, aber immerhin denkbarer Analogiebildungen Gewalt antun müßte, um die sogenannten reinen Velare mit den Labiovelaren zu identifizieren, ist daher auch nicht groß. Da man aber sowieso die Dreireihentheorie nicht los wird, so halte ich eine derartige Vergewaltigung der albanesischen Tatsachen für unerlaubt. Aus meinem Beispielverzeichnis KZ. 36, 329 f. mag wirklich der eine oder der andere Fall als für die Behandlung der 'reinen Velare' nicht beweisend oder als falsch zu streichen sein; ich war absichtlich der Tradition gegenüber so konservativ wie möglich gewesen; denn es kam mir in meinem Aufsatz natürlich in erster Linie auf meine neue These an, daß die Labiovelare vor *e* und *i* eine weit vorgeschrittene Palatalisation aufweisen, und für diesen Zweck genügte der Nachweis, daß die Beispiele ohne vorgeschrittene Palatalisation sämtlich der 'reinen Velarreihe' gehören. Jetzt mag man diese Beispiele von einem anderen Gesichtspunkt auf eine strengere Wage legen; man mag mit E. Hermann drei derselben (Nr. 4, 10, 11) als falsch ablehnen; das ändert aber an der Sache sehr wenig. So lange man bei *gəń* und *kohə* keine glaubwürdige Ausrede gefunden hat, bleibt, wie ich glaube, meine Zurechtlegung wahrscheinlich. Die Vermutung, daß die 'reinen Velare' auch im Griechischen und Lateinischen in der Stellung vor *u̯* anders behandelt werden als die Labiovelare und die Palatale (Brugmann Kurze vgl. Gr. S. 158), habe ich früher abgelehnt. Beispiele, die eine solche Vermutung nahelegen, sind aber wohl trotzdem vorhanden; und phonetisch ist die Abneigung der 'reinen Velare' gegen die Verbindung mit einem *u̯* nicht, wie ich mit Unrecht angenommen hatte, unverständlich. Sie wird durchaus verständlich, sobald man die 'reinen Velare' als hinterste *k*-Laute, als Uvulare faßt. Nach dieser Auffassung (die ich schon vor mehr als einem Jahre, um Neujahr 1906, ohne von den Forschungen H. Möllers eine Ahnung zu haben, Herrn Dr. E. Hermann brieflich mitgeteilt hatte) sind die drei Reihen als *k'*, *kᵘ* und *q* zu bezeichnen. Der im Indogermanischen nicht seltene Wechsel der *k*-Reihen, wird dann auf Berührungen der Palatale und der Labiovelare beruhen; denn die Artikulationsstelle der Uvulare ist bestimmter und

weniger verschiebbar (man könnte daran denken, das Fehlen der frühen Palatalisation bei den Uvularen im Albanesischen durch diese Eigentümlichkeit der Laute zu erklären; für das Griechische ist aber nur die herkömmliche Auffassung möglich, wonach die Palatalisation der Labiovelare von dem labialen Element bedingt ist; vgl. dazu, daß im Bretonischen gw vor hinteren Vokalen als *gu̯*, vor vorderen Vokalen als *gü̯* gesprochen wird, während *g* vor vorderen Vokalen keine wahrnehmbare Mouillierung aufweist).

Nicht verschweigen darf man aber, daß wir in vielen Fällen nicht oder nur schwer zu entscheiden vermögen, ob ein Uvular oder Wechsel zwischen Palatal und Labiovelar vorliegt. So setzt man gewöhnlich ein Suffix *-qo-* an, aber Fälle, wie skr. *juvaśa-s* 'jugendlich', arm. *-c'i* (*ebrajec'i* 'hebräisch') einerseits, lat. antīquus, cymr. paw-b 'jeder' (= abulg. *kakŭ* 'welcher') andererseits deuten darauf, daß statt *-qo-* vielmehr *-k'o-* : *-kʷo-* anzusetzen ist.

Es ist nun ziemlich klar, daß die semitischen Palatale den idg. Palatalen entsprechen. Die weniger vorgeschrittene Palatalisation dieser Laute im Westindogermanischen ist gewiß dem Ostindogermanischen und dem Semitischen gegenüber eine Altertümlichkeit. Beispiele: arab. *šaraнa* 'dissecuit' : skr. *śṛṇāti* 'zerbricht'; arab. *нašada* 'he collected together (people)', *нašara* 'congregated' : griech. ἄγω, ἀγείρω, lat. agitō; arab. *u̯adda* 'er liebte' : skr. *vaś-* 'lieben', griech. ἑκών; arab. *ʕas'run* 'Zeitabschnitt', Dual. *al ʕas'rāni* 'Tag und Nacht' : skr. *ahar* 'Tag', Dual. *ahanī* 'Tag und Nacht; arab. *d'amma* 'joined' : griech. γάμος, γαμβρός.

Die 'reinen Velare' (meine 'Uvulare') entsprechen nach H. Möller der semitischen hintersten *k*-Reihe, die Labiovelare der semitischen mittleren *k*-Reihe. Und es muß zugegeben werden, daß das allgemeine Aussehen der Dinge in den beiden Sprachstämmen sehr übereinstimmt. Sogar die Labialisierung der idg. Labiovelare will H. Möller im Anschluß an Grimme auf das Äthiopische gestützt im Semitischen wiederfinden. Aber schon hier zeigt sich ein Unterschied, indem die Labialisation im Äthiopischen auch in der hintersten Reihe auftritt und in den beiden Reihen nur in einem Teil der Fälle vorhanden ist. H. Möller wurde dadurch zu einer sehr unglücklichen Aufstellung geführt; er nimmt für das Indogermanische an, daß sowohl die Velare wie die Uvulare teils labialisiert, teils nicht labialisiert auftreten konnten. Dadurch schwindet aber der feste

Boden unter den Füßen vollständig weg; das einzige Kriterium für die Unterscheidung der beiden nicht palatalen Reihen ist eben im Indogermanischen die Labialisierung. Will man die beiden idg. Reihen mit den beiden semitischen Reihen parallelisieren, so muß man mit Bezug auf die Labialisierung das Indogermanische für die Beurteilung des Semitischen maßgebend sein lassen. Die Labialisierung wäre dann auch im Semitischen ursprünglich nur bei den Velaren vorhanden gewesen und wäre im Äthiopischen bei den Uvularen erst eingetreten, nachdem sie zu Velaren verschoben worden waren (ähnlich habe ich KZ. 39, 441 für das Arische und Armenische Zusammenfall von k^u und q in k^u annehmen zu müssen geglaubt). Und es wäre als eine weitere (vorläufig unerklärte) Neuerung zu betrachten, daß die Labialisierung im Äthiopischen in einem Teil der Fälle fehlt. Wenn man aber die Vergleichung der beiden nicht palatalen *k*-Reihen in den beiden Sprachstämmen in dieser Weise durchführen will, so fällt es sofort auf, daß die Belege ziemlich schlecht stimmen. Es ist nun gewiß möglich, auf verschiedene Fehlerquellen hinzuweisen, die teilweise an der schlechten Übereinstimmung Schuld sein können. Ein Teil des H. Möllerschen Materials kann zu verwerfen sein; mit dem oben erwähnten von mir angelegten ausgesäuberten Verzeichnis von 130 besonders ansprechenden Gleichungen stimmt die Sache schon viel besser als mit der ungekürzten H. Möllerschen Sammlung. Zweitens kann unsere idg. Rekonstruktion bisweilen falsch sein (q kann falsch statt $k' : k^u$ angesetzt sein). Drittens kann die Labialisation im Indogermanischen zum Teil sekundär verloren gegangen sein (so sicher nach *u*). Die schon oft hervorgehobene Häufigkeit der idg. Uvulare vor *a* läßt sich dagegen gewiß nicht verwerten, da der Vokal eher von dem Uvular abhängig ist als umgekehrt. Daß schließlich die semitische Velar- und Uvularreihe mit der idg. Labiovelar- und Uvularreihe identisch sind, bin ich trotz der Schwierigkeiten geneigt zu glauben; daß aber die Dreireihentheorie in dem einen oder in dem andern Sprachstamm durch die Vergleichung des Indogermanischen mit dem Semitischen eine wesentliche Stütze erhielte, darf man nicht behaupten. Die idg.-sem. Beispiele für die Uvulare sind denn auch sehr dünn gesät. Assyr. *xaxin* 'ein Dorngewächs', arab. *ḥāǧun* 'a certain kind of thorny plant or tree': mhd. hac gen. hages 'Dornstrauch', cymr. cae 'Zaun' mag eine richtige Vergleichung

sein; der Wurzelauslaut müßte aber im Indogermanischen eine Media aspirata sein, was unter keinen Umständen zur arabischen (mit dem Assyrischen nicht stimmenden) Form stimmen würde; und dafür, daß der Anlaut im Indogermanischen ein Uvular ist, haben wir keine Gewähr. Für die uridg.-sem. Media finde ich kein mir glaubhaftes Beispiel. Besser sind die Beispiele für die emphatischen Laute: arab. *muxxun* 'the marrow of a bone': an. mergr 'Mark', asl. *mozgŭ* 'Gehirn', awest. *mazga-* 'Mark, Gehirn'; daß neben idg. *gh* auch *g* bestanden hat, beweist skr. *majjan-* 'Mark'; dem könnte im Semitischen eine Tenuis entsprechen, vgl. Tigrē *måk*ʷ*ät* 'Teig', arab. *muHHun* 'the yolk of an egg' (idg. *zg(h)* aus *g(h)s*; das *s* ableitend); assyr. *xus'annu* 'Leibriemen?', *xins'ā* 'Lenden', syr. *Has's'ā* 'hip, haunch', arab. *xas'run* 'waist, the slender part above the hips or haunches', äthiop. *k*ʷ*'es'* 'crus, tibia': im Indogermanischen mit umgekehrter Stellung des Palatals und des Uvulars skr. *jaṅghā* 'untere Hälfte des Beins', *jaghana-* 'Hinterbacke', lit. žengiù 'schreite', ahd. gangan 'gehen' griech. κοχώνη 'die Stelle zwischen den Schenkeln bis an den After'; arab. *qurquratun* 'Kropf', Tigriña *g*ʷ*erg*ʷ*erīt* 'Kropf': griech. γαργαρεών 'uvula', skr. *gargara-s* 'Schlund' (von den bedeutungsverwandten Wörtern mit Labiovelar zu trennen).

Neben den Verschlußlauten gab es im Urindogermanisch-Semitischen auch Spiranten. Der ursemitische Bestand war:

þ ś s š x H h
đ z q ε

Davon kommt *ś* für die Vergleichung mit dem Indogermanischen in Abzug, da es, wie wir oben gesehen haben, aus einem präsemitischen *ć* entstanden sein muß (auch im Ostindogermanischen ist *k'* überall — von den Verbindungen mit einem *s* abgesehen — spirantisch geworden, was von den übrigen Artikulationsarten der palatalen Verschlußlaute nicht gesagt werden kann, s. KZ. 39, 439). Das ursemitische *s* (Samekh; bei H. Möller anders transskribiert; ich habe seine, wie mir scheint, wenig glückliche Rekonstruktion und Transskription der stimmlosen nicht-emphatischen Sibilanten durch die meiner Ansicht nach allein richtige von Zimmern und Brockelmann vertretene Rekonstruktion ersetzt) ist nach H. Möller ursprünglich ein zur Palatalreihe gehöriger Reibelaut; die verschiedene Entwicklung des Reibelautes und der Affrikata mit Bezug auf die Mouillierung hat in anderen Sprachen eine schlagende Parallele (s. ZDMG.

57, 548 ff.). Das ursemitische *š* (hebr. *š*, arab. *s*) entspricht dem idg. *s*, und es ist wohl wahrscheinlich, daß die idg. Aussprache älter als die semitische ist; vgl. das Ägyptisch-Koptische, Erman Äg. Gr.[2] S. 12, Hommel Zs. f. äg. Spr. 30, 9 ff. (zum semitischen *š* aus uridg.-sem. *s* vgl. z. B. den Übergang des idg. *s* in *š* im Albanesischen). Die Vergleichung mit dem Indogermanischen führt zu der Annahme, daß im sem. *z* zwei Laute zusammengefallen sind: ein dem Samekh entsprechender urspr. palataler Laut und ein dem sem. *š*, idg. *s* entsprechender Laut. Ferner wird es eine labiale Spirans *f* gegeben haben, die im Semitischen zu *x* geworden ist (vgl. den aus mehreren idg. Sprachen zu belegenden Übergang eines *f* in *h*).

Im Indogermanischen sind nun nach H. Möller zunächst sämtliche stimmhafte Mund-Spiranten stimmlos geworden; dann sind sie mit Ausnahme der in *s* zusammengefallenen Laute zu Verschlußlauten (reinen Tenues) geworden. Beispiele für diese Regel wären etwa: arab. *ꜥuxurun* 'the back, latter': skr. *apara-* 'hinterer'; arab. *þaurun* 'Stier': an. þjórr 'Stier'; arab. *falada* 'secuit, cut, cut off': ahd. s-paltan (ein anderes Beispiel für *đ* ist arab. *daraꜥa* 'to extend': skr. *starīman-* 'Ausbreitung'); hebr. *sūs*, assyr. *sisū* 'Pferd' (redupliziert): lat. equus, skr. *aśva-s*; arab. *saluatun* 'comfort, consolation', hebr. *šaluā* 'Sicherheit, Ruhe': lat. salvus; arab. *zamānun* 'a half year': skr. *samā* 'Halbjahr'; arab. *xarīfun* 'auctumnus', äthiop. *xarīf* 'annus praesens': griech. καρπός 'Frucht', ahd. *herbist* 'Herbst'; arab. *qaraba* 'he went away', 'ging unter (von der Sonne)': an. *hverfa* 'sich wenden, verschwinden'.

Es dürfte wohl am nächsten liegen, sem. *x* und *q* als die Reibelaute der Velarreihe aufzufassen. Daß die Entsprechung des *x* im Indogermanischen keine Labialisierung zeigt, braucht nicht dagegen zu sprechen. Dann liegt es sehr nahe, die semitischen Gutturale *ʜ* und *ꜥ* als die Reibelaute der Uvularreihe aufzufassen; sie wären also ursprünglich keine Gutturale, sondern Mundlaute gewesen. Vgl. die Alternation *g* : *ꜥ* (H. Möller S. 322). Dann ergibt sich aber die Notwendigkeit einer Modifikation der H. Möllerschen Regel für die Entwicklung der Spiranten. Ich vermute, daß nicht die stimmhaften Spiranten stimmlos, sondern umgekehrt die stimmlosen Spiranten stimmhaft geworden sind. Die zweite Stufe der Entwicklung bestand darin, daß die (alten und neuen) stimmhaften Spiranten teilweise mit den nicht emphatischen stimmhaften Verschlußlauten zusammenfielen und mit

diesen im weiteren Verlauf zu idg. reinen Tenues wurden. Die Verschiebung der Spiranten ist also älter als der Anfang der Verschiebung der Verschlußlaute.

Die Spiranten sind aber nur teilweise zu Verschlußlauten geworden. Gewisse Artikulationsstellen sind für die Bildung eines vollständigen Verschlusses ungünstig. Dies gilt vor allem von der hintersten *k*-Stelle. Hieraus erklärt es sich also vollkommen, daß die dem *ḥ* und *ε* entsprechenden idg. Laute nicht zu Verschlußlauten geworden sind, sondern zunächst als *g̱* (zweierlei *g̱*, wenn H. Möller ihnen mit Recht eine verschiedene umlautende Wirkung zuschreibt) geblieben und schließlich vokalisiert worden sind.

Schon als ich Les pronoms démonstratifs schrieb, dämmerte bei mir die Ahnung, daß das idg. *q*-Problem mit dem Problem des idg. 'spirantischen *j*', d. h. *q'* in Verbindung stand und daß ich daher genötigt werden könnte, meinen Widerspruch gegen den Ansatz eines solchen Lautes aufzugeben. Der Versuch Sommers (Gr. Lautstudien S. 137 ff.), griech. ζ aus *i̯* zu erklären, hatte mich nicht befriedigt. Er hat die phonetischen Vorgänge nicht genügend beleuchtet (wenn ζ zunächst aus *hi̯* entstanden wäre, so ist der stimmhafte Charakter desselben unerklärt); er mutet uns schwer glaubliche Analogiebildungen zu (z. B. bei ζειά), und das Wort ὑσμίνη stimmt, wie auch Jacobsohn Deutsche Literaturzeitung 1906, Sp. 676 gesehen hat, mit seinen Regeln nicht. Die Frage ist also offen. Nach H. Möller entsprechen dem skr. *jāu-ti* 'verbindet', griech. ζεύγνυμι, skr. *jama-ti* 'hält, bändigt' (vgl. griech. ζημία) im Semitischen Formen, die mit *z* anlauten: arab. *zauun* 'a pair or couple', *zauǧun* 'one of a pair or couple' (mit reicher Sippe; bis jetzt als Entlehnung aus dem Griechischen betrachtet; arab. *ǧ* : griech. *g* ist bei Urverwandtschaft unregelmäßig), *zamma* 'he tied, bound' (*zimāmun* 'nose-rein'). Ist dies richtig, so halte ich allerdings die Annahme für unbedingt nötig, daß griech. ζ hier den stimmhaften Reibelaut der Palatalreihe vertritt. Vermutlich war *q'* im Anlaut zu *ź* geworden, woraus im Griechischen ζ, sonst *j*. Ein Beispiel bei H. Möller, S. 83 ist zu streichen. Wie das alte *q'* im Inlaut behandelt wurde (*i̯* oder *k'*, oder beides, je nach den Bedingungen), ist noch nicht nachgewiesen. Nach H. Möller, S. 224 ist *sq'* zu *sk'* geworden, wogegen man apriori nichts einzuwenden haben kann. Der stimmlose Reibelaut *x'* braucht nicht durch die An-

nahme des Stimmtons mit dem alten *q'* zusammengefallen zu sein; dies kann schon zu *ź* geworden sein, als aus dem *x'* ein neues *q'* entstand, das sich in regelmäßiger Weise über *g'* zu *k'* entwickeln konnte; vgl. H. Möller, S. 221 (der jedoch nur wenig Beispiele für idg. *k'* = semit. *s* im Anlaut bietet).

Auch *ð* war, wie ich glaube, schon vor dem Stimmhaftwerden des *þ* in den meisten Fällen verschoben worden, und zwar zu *z*. Nach *s* und *l* war dies nach den oben angeführten Beispielen nicht der Fall; es mag auch in gewissen anderen Stellungen nicht der Fall gewesen sein (u. a. pflegt *n* dieselbe Wirkung auf ein folgendes *ð* auszuüben wie *l*). Für die Verschiebung zu *z* führe ich an: arab. M. *ðā*, F. *tā* 'dieser': idg. M. **so*, N. **tod*; auch arab. *ʾuḏnun* 'Ohr' stelle ich noch wie KZ. 32, 271 zu got. *ausō*, Gen. *ausins*; das gegenseitige Verhältnis der Vokale ist ungewöhnlich, mir aber, wie ich schon oben ausgesprochen habe, nicht unglaublich. (Zwei der H. Möllerschen Belege S. 217 muß ich dann verwerfen.) Von diesem Gesichtspunkt aus wäre es vielleicht möglich, das idg. *þ*-Problem in Angriff zu nehmen. Das griech. und kelt. *t* in Wörtern wie griech. ἄρκτος, ir. art, griech. τέκτων usw., dem in den übrigen Sprachen ein *s* gegenüber steht, und das auch innerhalb des Griechischen und Keltischen zweifellos mit *s* gewechselt hat (in τέχνη ist ein *s* ausgefallen) könnte auf ein *ð* zurückgehen, das in diesen beiden Sprachen nach einem *k*-Laut anders als in den übrigen Sprachen behandelt wäre. Statt des Ansatzes *þ* wäre also eine uridg. dialektische Doppelheit *t* : *s* aus präidg. *ð* anzusetzen. Die Theorie bedarf aber noch der Bestätigung durch eine uridg.-sem. Etymologie.

Es kann auffallen, daß bei meiner Theorie die Entwickelung des präidg. *z* (aus uridg.-sem. *s*, *z*, *ð*) anders als die des *ź* (aus uridg.-sem. *q'*) verlaufen sein muß. In dem einen Falle trat später (jedenfalls erst nach der Verschiebung der Tenues) Stimmlosigkeit ein, in dem anderen nicht. Dies mag daraus zu erklären sein, daß zur Zeit, wo *z* stimmlos wurde, die Entwickelung des *ź* schon weiter vorgeschritten war und zwar dialektisch teils zu *ǵ*, teils zu *ǰ* (für beide Verschiebungen gibt es gute phonetische Analogien). Statt des bisherigen Ansatzes eines uridg. "spirantischen *j*" (d. h. *q'*) wäre also auch hier eine uridg. Doppelheit anzunehmen, die sich präidg. in *ź* aus uridg.-sem. *q'* vereinigt.

Auch im Semitischen mögen kleinere Verschiebungen der Spiranten stattgefunden haben. Zunächst gebe ich zu erwägen,

ob nicht gelegentlich *š* an die Stelle eines *s* getreten sein kann (vgl. H. Möller, S. 241, 365); arab. *xamsun* 'fünf', hebr. *xāmēš* könnte dann auch im dritten Radikal dem idg. **pe͡nk*ᵘ*e* (dessen *k*ᵘ an die Stelle eines *k'* getreten wäre) entsprechen. Nach H. Möller entspricht sem. *į* bisweilen einem idg. *k*-Laut (arab. *ɛaįnun* 'Auge' : lat. oculus, arab. *laįlun* 'Nacht' : lat. nox). Ich würde hierin nicht den Reflex eines besonderen Lautes, sondern (mit Verwerfung eines Teils des H. Möllerschen Materials) eine unter ganz besonderen Bedingungen entstandene Modifikation des velaren *q* sehen. Als eine Modifikation des palatalen stimmlosen Reibelautes würde ich sem. *h* betrachten, wenn es, wie H. Möller annimmt, einem idg. *k*-Laut entsprechen kann. Die Beispiele für diese Entsprechung sind aber nicht ganz überzeugend. Arab. *hamaǧun* 'Hunger' (arab. *ǧ* aus ursemit. *g*) : griech. κέγκει · πεινᾷ, ahd. hungar 'Hunger' (von lit. kankà 'Qual' zu trennen) ist beachtenswert, aber kaum viel sicherer als die oben besprochene Gleichung arab. *hindun* '100 Kamele' : lat. centum. Eine bei H. Möller nicht aufgenommene Gleichung arab. *ṣ'ihrun* 'verschwägert', griech. ἑκυρός 'Schwiegervater' will mir nicht aus dem Kopf, ist aber recht unsicher; das idg. Wort beruht auf einer Wurzel **su̯ek'u̯ero-* (im F., lat. socrus usw., ist *-k'u̯r-* zu *-k'ru̯-* umgestellt worden); die beiden *u̯*, die im Semitischen geschwunden sein müßten, erregen allerdings bei mir kein Bedenken, wohl aber das arab. *ṣ'*; man könnte für das Semitische ebenso wie für das Altindische (*śvaśura-s*) und das Litauische eine Assimilation annehmen, auf die aber eine Dissimilation gefolgt sein müßte (vgl. etwa skr. *śōša-s* 'ausdörrend' mit *ś* aus *s* wegen des folgenden *š*). Der Übergang eines *x'* in *h* würde im Irischen eine phonetische Parallele haben (vgl. mein Buch Aspirationen i Irsk, S. 18 über die Aussprache des ir. fiche); vgl. auch neuarm. *h-* aus altarm. *j-*; aber die Ratio der Spaltung des uridg.-sem. *x'* in ursemit. *s* und *h* wäre gänzlich dunkel. Für den Inlaut nimmt H. Möller eine andere Entsprechung des sem. *h* an : idg. *i̯*. Beispiele: arab. *bahaʾa*, *bahiʾa* 'became familiar', *bahāʾun* 'accustomed to her milker', *bahmun* 'agni haedive uno grege comprehensi' : griech. πῶυ 'Herde', skr. *pājú-* 'Hüter' griech. ποιμήν 'Hirt'; hebr. Perf. *ʾāhaβ* 'lieben' arab. *habba* 'was excited with lust, by desire of the female' : griech. οἴφω, sl. *jebati* (r. *jebátĭ* und *jetĭ*, auch reflexiv *jetĭ-sja s* 'mit (jemandem) Beischlaf haben', sowohl vom Mann als von der Frau; ähnlich im Serbi-

schen, was doch wohl darauf deutet, daß das Wort ursprünglich nicht die eminent transitive Bedeutung des griech. βινέω gehabt hat; allerdings ist nicht zu verschweigen, daß das Wort häufig in Verwünschungen verwendet wird). Dies semit. *h* = idg. *i̯* ist nach H. Möller von *h* = idg. *k'* ganz verschieden und als ein ursprünglicher Guttural (also ein uridg.-sem. *h*) aufzufassen. Ich gestehe, daß mir der Übergang eines *h* in *i̯* nicht recht glaublich ist; ein idg. *i̯* aus *x'* wäre mir dagegen durchaus verständlich; daß *x'u̯* in lat. equus und griech. ἐκυρός nicht zu *i̯* geführt hat, ist kein Einwand; gerade die Stellung vor *u̯* kann dem aus *x'* zunächst entstandenen *q'* die spirantische Aussprache erhalten haben. Bemerkenswert ist die Vermutung Uhlenbecks, Et. Wtb. d. altind. Spr., daß zu skr. *jabhati* 'futuit' auch griech. Ζέφυρος gehört; arab. *habba* bedeutet auch 'flavit ventus'; davon *habūbatun* 'valide spirans et pulverem commovens ventus' und andere Ableitungen mit ähnlicher Bedeutung; die Vermutung verträgt sich aber schlecht mit der (schwach gestützten) Ansicht H. Möllers, daß dem sem. *s*- und *h*- im Anlaut ein idg. *k*-Laut entspricht; ob man H. Möllers Beispiele oder Uhlenbecks Etymologie verwerfen soll, bleibt zu erwägen; absolut unmöglich ist es allerdings nicht, beides anzuerkennen; *x'* wäre dann im Inlaut und sekundären Anlaut mit *q'* zusammengefallen, im alten Anlaut aber nicht (etwa weil es im Inlaut früher als im Anlaut stimmhaft geworden wäre?). Oder ist das semitische *h* teils aus *x'*, teils aus *q'* entstanden?

H. Möller nimmt für sem. *h* im Anlaut noch eine dritte idg. Vertretung an: Schwund. Und es ist kaum zu bezweifeln, daß arab. *huu̯a* 'er', *hii̯a* 'sie' zu skr. *ijam*, lat. ea 'sie', der arab. Artikel *al* (mit geschwundenem *h*, vgl. hebr. *ha*) zu lat. ollus, das arab. Kompositum *hā-đā* 'dieser' zu idg. **e-to-* 'dieser' gehört. Aber die nicht pronominalen Belege für die Entsprechung scheinen abgelehnt werden zu können (arab. *hata'a* 'edit cibum': lat. edô hat H. Möller selbst mit einem Fragezeichen versehen). Dann möchte ich hier die besonderen phonetischen und morphologischen Eigentümlichkeiten der Pronomina zur Erklärung heranziehen. Entweder hat die Unbetontheit, sei es im Semitischen (*h* aus *ʜ*?), sei es im Indogermanischen eine lautliche Sonderentwickelung hervorgerufen, oder die semitischen Pronomina sind komponiert (vgl. etwa die idg. Partikel **k'i*).

So zeichne ich also von der Entwickelung der Spiranten

ein viel bunteres Bild, als H. Möller es getan hat. Darin dürfte aber nichts unwahrscheinliches sein. Die Spiranten sind überall mit Bezug auf die Artikulationsstelle viel leichter verschiebbar, als die Verschlußlaute.

Ausführlich behandelt H. Möller die Alternationen der verschiedenen Arten der Geräuschlaute: Wechsel zwischen emphatischen und nicht emphatischen Lauten (arab. *k'arnun* 'Horn' : idg. **k'ṛn-*), zwischen stimmlosen und stimmhaften Lauten, zwischen Verschlußlauten und Spiranten. Die Gesetze, die H. Möller für die uridg.-sem. Alternationen aufstellen will, halte ich aber für ganz unbewiesen, und seine Behandlung des sem. Akzents S. 135 kann ich nur als verfehlt betrachten. Auch bin ich überzeugt, daß er manchen Alternationen ein zu hohes Alter zuschreibt; namentlich wird der Wechsel zwischen stimmlosen und stimmhaften Lauten im Wurzelauslaut oft auf speziell idg. Boden entstanden sein. Bisweilen verlegt H. Möller sogar solche Erscheinungen, die ich als einzelsprachlich betrachte, in die uridg.-semit. Urzeit.

Auch die Gesetze, die H. Möller für den Wechsel zwischen *l* und *r* aufstellt, kann ich nicht anerkennen. Daß ursprüngliches *n* bisweilen im Semitischen als *l* auftritt, wird anzuerkennen sein; vermutlich findet sich dies *l* nur in proklitischen Wörtern (arab. *lā* 'nicht' : idg. **ne*; hebr. *ˀæl* 'zu' neben assyr. *ana* 'zu', *ina* 'in' : griech. ἐνί, ἀνά) und als Wirkung einer Assimilation (arab. *lajlun* 'Nacht', idg. **nok*ᵘ*t-*).

Nachwort.

Ich bin in dem vorstehenden Aufsatz mit Bezug auf die Transskription den Vorschlägen Hirts IF. 21, 145—161 gefolgt. Denn ich bezweifle nicht, daß Hirt in dieser Frage das erlösende Wort gesprochen hat. Natürlich gibt es Einzelheiten, bei denen man anderer Ansicht sein kann. Zunächst halte ich für das Armenische die Transskription *p*ʿ, *t*ʿ, *k*ʿ (aber dann allerdings auch *c*ʿ und *č*ʿ) für notwendig, u. a. um *p*ʿ von dem etymologisch und orthographisch verschiedenen *ph* (z. B. in *sephakan* 'eigen') unterscheiden zu können. Konsequent wäre es, nun auch für das Indische *p*ʿ, *b*ʿ usw. zu schreiben; ich habe aber die in der Schreibung *ph*, *bh* liegende Inkonsequenz wie einige andere als vorläufig unvermeidlich und ziemlich unschädlich betrachtet. Für das Indische schreibe ich statt *ç* unbedenklich *ś*; ob der Laut

dem russischen oder dem polnischen *ś* ähnlicher war, ist eine für unsere Transskription viel zu feine phonetische Frage (ein mouilliertes *š́* gibt es nebenbei bemerkt im Russischen nicht). Es scheint mir unbedingt nötig, für die stimmhaften Affrikatae (*dz* usw.) einheitliche Zeichen zu verwenden; dafür sind nun schon die Zeichen *ʒ*, *ʒ́*, *ǯ* in Gebrauch (s. KZ. 39, 442; auch u. a. in der lappischen Orthographie). Neben diesen Zeichen darf man dann in indogermanistischen Werken das in der ahd. Grammatik bisweilen verwendete geschwänzte *ȥ* zur Bezeichnung einer Spirans nicht gebrauchen, und man darf das dem *ʒ* allzu ähnliche angelsächsische *ᵹ*-Zeichen weder zur Bezeichnung eines *g*, noch zur Bezeichnung des entsprechenden Reibelauts verwenden. Ich schreibe die palatale, velare und uvulare Spirans *γ′*, *γ*, *g̱* (vgl. die lappische Orthographie).

Eine phonetische Transskription der schon mit dem lateinischen Alphabet (oder einer Abart desselben) geschriebenen Sprachen wird im allgemeinen zu gewagt sein. Sie kann aber nötig werden, und ich halte es daher für zweckmäßig, immer durch einen besondern Druck anzugeben, ob ein Wort transskribiert ist oder nicht. Es wird typographisch am bequemsten sein, die transskribierten Wörter zu kursivieren, die nicht transskribierten gesperrt (oder, falls sie aus einem einzigen Buchstaben bestehen, fett) zu drucken. Allzu pedantisch soll man aber nicht sein; ich halte es für durchaus erlaubt, bei lateinischen Wörtern Längezeichen hinzuzufügen, bei irischen, altenglischen und altnordischen Wörtern den Akut durch das gewöhnliche Längezeichen zu ersetzen, ohne sie deshalb als transskribiert zu bezeichnen und also ohne eine Verpflichtung zu übernehmen, ihre Schreibung mit unserem Transskriptionssystem in Übereinstimmung zu bringen. Auch dürfen wir, wo die Orthographie schwankt (wie z. B. im Litauischen), die für unsere Zwecke passendste (im Litauischen das von vielen Litauern verwendete *š* und *ž*) wählen, ohne deshalb zur Transskription verpflichtet zu werden (die Transskription des Litauischen wäre einigermaßen leicht; ich wenigstens schrecke aber trotzdem davor zurück). Bisweilen kann es gleichgültig sein, ob man die eine oder die andere Druckweise verwendet; so wenigstens beim Albanesischen, wo noch absolut keine Orthographie feststeht; ich habe im vorhergehenden die albanesischen Wörter kursiviert, da meine Schreibung mit dem indogermanischen Transskriptionssystem durchaus stimmt; ich

hätte sie aber auch gesperrt drucken können, um dadurch die Schreibung als Originalorthographie zu bezeichnen, da doch wenigstens eine Reihe von Schulbüchern bei den Albanesen mit meiner Schreibung gedruckt ist.

Kopenhagen. Holger Pedersen.

Zur Frage der Einführung einer künstlichen internationalen Hilfssprache.

I.

1. Die gegenwärtige Weltsprachbewegung, die bekanntlich von der Pariser *Délégation pour l'adoption d'une langue auxiliaire internationale* geleitet wird, befindet sich seit Oktober 1907 in einem neuen Stadium. Die Délégation hatte die "Internationale Assoziation der Akademien" ersucht, darüber zu entscheiden, welcher von den konkurrierenden künstlichen Hilfssprachen, Esperanto usw., der Preis zu erteilen sei. Dieses Urteil des höchsten wissenschaftlichen Forums der Gegenwart sollte für alles Weitere maßgebend sein. Darauf hat die Assoziation am 29. Mai 1907 durch ihre Delegierten in Wien Stellung zu diesem Anerbieten genommen, und zwar hat die Mehrzahl der 21 Akademien es überhaupt abgelehnt, in eine Besprechung der Frage einzutreten. Wozu zu bemerken ist, "daß von der Minorität, wie sich aus den vorher eingesandten schriftlichen Äußerungen der betreffenden Akademien ergab, nur wenige dem Plane der Délégation freundlich gegenüberstanden, während die Mehrzahl auch innerhalb der Minorität nur aus Höflichkeit eine Diskussion wünschte, dem Projekte der Welthilfssprache dagegen selbst abgeneigt war" [1]). Im Programm der Délégation war der Fall der Ablehnung seitens der wissenschaftlichen Körperschaften vorgesehen und bestimmt, daß, wenn er einträte, an die Stelle der Akademien ein von der Délégation selbst zu wählendes *Comité* sich der Aufgabe der Auswahl zu unterziehen habe. Diese Komiteebildung ist mittlerweile erfolgt, und das Komitee hat sich im Oktober, wie vorauszusehen war, für das Esperanto entschieden.

1) So berichtet Diels, Sekretär der Berliner Akademie, in der Deutschen Literaturzeitung 1907, Sp. 1669 f. Was Ostwald im 'Daheim' 1907, Nr. 42 S. 21 über die Abstimmung in Wien sagt, daß sich fast die Hälfte der assoziierten Akademien zugunsten der Bestrebungen der Weltsprachfreunde ausgesprochen habe, ist unrichtig.

Für uns Sprachforscher ist dabei von besonderem Interesse, daß in dieses Komitee zwei angesehene Fachgenossen, Baudouin de Courtenay (Petersburg) und Jespersen (Kopenhagen), eingetreten sind. Damit nimmt unsere Wissenschaft zum erstenmal auch praktisch teil an diesen Bestrebungen. Damit ist nunmehr aber auch die erwünschte Gelegenheit gekommen, daß die Aus- und Durchführbarkeit des Programms der Délégation unter den nächstzuständigen Fachleuten gründlicher und mit Hoffnung auf Verständigung erörtert werden kann. Denn über Art und Maß der Schwierigkeiten, die sich der Ausführung eines Planes, wie der in Rede stehende ist, entgegenstellen, und über die Aussichten, die dieser somit der Wahrscheinlichkeit nach hat, mit begeisterten Anhängern der Idee, die, ohne mehr als eine Ahnung vom Wesen und Leben der Sprache zu haben, nur nach dem Ziele hinstarren und es möglichst rasch und glatt erreichen möchten, zu debattieren, ist eine saure und undankbare Arbeit. Womit freilich nicht gesagt sein soll, daß eine Einigung unter den Fachmännern über diese Frage jedenfalls leicht sein müßte. Bietet doch das Delegationsprogramm eine Aufgabe, wie sie zwar schon oft gestellt, aber bisher niemals und nirgends ihrer Lösung auch nur um wenige Schritte entgegengeführt worden ist.

2. In der von mir zusammen mit A. Leskien im Frühjahr 1907 herausgegebenen Schrift Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen (Straßburg bei K. J. Trübner) habe ich an die beiden genannten Sprachforscher Baudouin de Courtenay und Jespersen und an den Sprachforscher Hugo Schuchardt (Graz), die alle drei das offizielle Programm der Pariser Délégation unterzeichnet hatten, die Aufforderung zu richten mir erlaubt, "nun auch nicht länger mehr sozusagen nur vom Zaun aus dem ganzen Getriebe [der Agitation der nichtfachmännischen Weltsprachfreunde] zuzuschauen", sondern auch praktisch mitzuarbeiten, damit, wenn etwas, wenigstens das Bestmögliche zustande komme. Daß, wenn nicht etwas absolut Vollkommenes, so doch das Bestmögliche dargeboten werden müsse, hatte Schuchardt selbst, und unzweifelhaft mit Recht, betont. Ich hoffte nun, man werde von diesen Fachmännern bald eine Antwort erhalten auf die drei Hauptfragen, um die sich heute alles dreht und drehen muß: 1) Ist unter den im Wettbewerb stehenden künstlichen Hilfssprachen eine, die man zum Zweck der Ausführung des Pariser Programms mit gutem Gewissen den obrigkeitlichen oder son-

stigen autoritativen Instanzen der verschiedenen Nationen zur Einführung in den Schulen empfehlen kann? 2) Darf eine internationale künstliche Hilfssprache als nach allen den Richtungen hin, nach denen sie zufolge dem Programm den Verkehr zwischen den verschiedenen Völkern erleichtern soll, brauchbar bezeichnet werden? 3) Sind die erforderlichen Garantien für eine längere Dauer der einzuführenden Sprache nach erfolgter Einführung geboten?

Da hat zunächst Schuchardt in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 30. Mai 1907 (S. 259—61) eine Antwort erteilt, die klar genug zeigt, daß er praktisch mitzutun nicht gewillt ist. Er sagt: "Ich habe nie beabsichtigt, aus der grauen Theorie herauszutreten; ich habe nicht einmal eine einzige der vorgeschlagenen künstlichen Gemeinsprachen studiert. Nur mit dem Esperanto habe ich eines Abends flüchtige Bekanntschaft gemacht". Da die praktische Seite des Problems für fast alle, die an ihm beteiligt sind, die allein wichtige ist, so wird dieses Bekenntnis eines Sprachforschers, den die Weltsprachler der letzten Jahrzehnte wohl häufiger als irgend einen andern als glaubwürdigen Zeugen für Realisierbarkeit ihrer Wünsche genannt haben, große Enttäuschung hervorgerufen haben.

Eine klare Antwort haben anderseits auch Baudouin de Courtenay und Jespersen bereits insofern erteilt, als sie dem von Paris aus an sie ergangenen Rufe, in die Oberleitung des Unternehmens einzutreten, gefolgt sind. Und Baudouin de Courtenay hat seitdem seine Stellung zu der Weltsprachfrage auch kundgegeben in dem Aufsatz "Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen, veranlaßt durch die gleichnamige Broschüre von K. Brugmann und A. Leskien", Ostwalds Annalen der Naturphilosophie VI (1907) S. 385—433.

Es berührt wohltuend, zu sehen, wie B. de C. in dieser Antikritik sich Mühe gibt, den Dingen auf den Grund zu kommen. Es ist nicht der leichte Tanzschritt, in dem sich andere Führer der Weltsprachbewegung auch über die größten Schwierigkeiten hinweg aufs schöne Ziel los bewegen; der Verfasser ringt ernst und ehrlich mit dem Problem. Doch hat ihm der Glanz, in dem er das Endziel strahlen sieht [1]), das sonst so scharfe Auge stumpf

[1]) S. 428 heißt es: "Die Existenz einer solchen, die ganze Menschheit vereinigenden Weltsprache wird dem nationalen und staatlichen Größenwahn seinen scharfen und giftigen Zahn abbrechen. Das Streben

gemacht gegenüber manchem Näher- und Nächstliegenden. Eine befriedigende, beruhigende Antwort auf die wichtigsten Fragen und Zweifel, die sich an das Delegationsprogramm knüpfen, vermag auch B. de C. nicht zu geben, und ich muß dieses Programm auch heute noch in der Hauptsache als abenteuerlich und nicht durchführbar bezeichnen; es muß mindestens sehr wesentlich umgestaltet werden, wenn überhaupt etwas von ihm zu retten ist.

Dieses Urteil möchte ich im folgenden etwas näher begründen.

3. Zuvor aber sei es erlaubt, ein paar nicht im Mittelpunkt der ganzen Frage stehende Dinge zu besprechen, zu deren Erörterung B. de C.'s Aufsatz Anlaß gibt.

Wie B. de C., der dem von der Délégation gewählten *Comité* "ohne irgendwelche Restriktion beigetreten ist" (S. 385), der Bewegung selbst sich aus vollster Überzeugung und sichtlich ohne jeden eigennützigen Hintergedanken angeschlossen hat, nimmt er dies auch von allen anderen Weltsprachlern an und erklärt nicht ohne Feierlichkeit (S. 388. 429), ich hätte kein Recht, "die Anhänger der Weltsprachidee des Eigennutzes zu verdächtigen", als erhofften diese nicht nur für Andere, für die Nachwelt, sondern auch schon für sich selber etwas von den durch Einführung der Hilfssprache zu gewinnenden Verkehrsvorteilen. Nun, ich möchte mich nicht als Menschenkenner aufspielen. Aber daß nicht alle so ganz und gar selbstlos in diesem Punkte sind, wie man nach B. de C. glauben müßte, dafür dürfte u. a. die Genugtuung sprechen, womit verschiedene Esperantisten von dem Vorteil berichtet haben, der ihnen durch Kenntnis dieser Hilfssprache im Verkehr mit fremdsprachigen Leuten schon erwachsen sei. Haben sich diese freilich nur im Hinblick darauf gefreut, daß es auch die nachkommenden Geschlechter so gut oder vielleicht noch besser haben werden, ist ihre Freude also gewissermaßen nur eine Freude sub specie aeternitatis gewesen, so gestehe ich mit Vergnügen mein Unrecht ein. Jedenfalls tue ich gerne jedem gegenüber Abbitte, der so uneigennützig denkt

nach Weltbeherrschung und nach Vernichtung anderer Nationalitäten wird durch die Weltsprache neutralisiert und paralysiert werden. Eine internationale Hilfssprache wird für die Pazifizierung der Menschen sehr viel mehr beitragen, als alle jene Konferenzen verschiedener Ausrotter und Unterdrücker, die Friedensfragen heuchlerisch behandeln usw."

wie mein werter Gegner. Wie wird nun aber dieser selber denen unter seinen Fachgenossen gerecht, die, der Weltsprachbewegung abhold, teils sich schweigend abwenden oder wenigstens nur in privaten Kreisen sich dagegen aussprechen, teils die bisher gemachten Versuche, die Frage praktisch zu bejahen, öffentlich befehden? "Aristokratische Vorurteile" sind es, sagt B. de C., in denen wir stecken, wir betrachten die Anwendung der wissenschaftlichen Resultate auf die Praxis als eine minderwertige Beschäftigung, es fehlt uns die demokratische Nüchternheit, wie sie am Platz ist, u. dgl. (S. 391 f., 428 f.). Wohl nichts kennzeichnet die Art, wie und den Grad, in dem B. de C. sich in die Weltsprachidee verliebt hat, besser als diese Sätze. Es kommt ihm gar nicht in den Sinn, daß die von uns, die aus der Reserve heraustreten und gegen die Einführung einer Weltsprache schreiben, es vielleicht darum tun, weil ihnen die Tausende von Menschen, namentlich die in jugendlichem Alter stehenden, leid tun, die auf Anregung der Führer der Bewegung so viel kostbare Zeit, Wochen oder Monate, auf das Erlernen einer Weltsprache verwenden und, nach ihrer Ansicht, vergeuden, so viel kostbare Zeit, die z. B. der Erlernung natürlicher Fremdsprachen, bei uns etwa des Englischen oder Französischen, gewidmet werden könnte. Und fällt das nicht ebenfalls unter den Gesichtswinkel der Volksfreundlichkeit? Aber auch dén Sprachforschern gegenüber, die schweigend im Hintergrund zu bleiben vorziehen, sollte unser Volksfreund mit dem Vorwurf "vornehmtuenden Ignorierens großer Ideen" vorsichtiger sein. Ist man etwa verpflichtet, über alles, was anderen eine große Idee und ein völkerbeglückendes Unternehmen ist, und was man selber für eine Utopie und für einen notwendigerweise bald schon von selbst wieder in sich zusammenfallenden Sandwirbel hält, sich öffentlich zu äußern? Gerade jetzt glaubt gewiß mancher der Getadelten um so eher sich ruhig zuwartend verhalten zu dürfen, als der jähe Zusammensturz des Volapükwirbels noch in frischer Erinnerung ist.

Auch an einem anderen Tadel, den unser Antikritiker gegen mich und andere Linguisten richtet, mag ich nicht stumm vorübergehen. B. de C. wendet sich scharf gegen gewisse *bildliche* Ausdrücke in Darlegungen, die das Sprachleben betreffen, als werde dadurch das wahre Wesen der Dinge verschleiert und insonderheit die Einsicht in das wahre Wesen einer künst-

lichen Hilfssprache verbaut. Wohl niemand verkennt, daß wir Sprachforscher, die wir es mit einem Untersuchungsobjekt zu tun haben, dessen Inneres und Innerstes außergewöhnlich schwer zugänglich ist, im allgemeinen mit bildlichen Ausdrücken mehr operieren, als an sich wünschenswert ist, und wohl keiner unter uns ist sich dauernd und jedesmal bewußt, wie metaphorisch wir sind, wenn wir das Wesen einer Spracherscheinung mit kurzem Wort zu kennzeichnen versuchen. Aber es ist nun ein starkes Stück, daß B. de C. gerade uns, die gegen die Weltsprachagitation schreiben, dem unserer Wissenschaft Fernstehenden (denn das sind wohl fast alle Leser von Ostwalds Annalen) als Leute erscheinen läßt, die mit irrigen Bildern wirtschaften, und deren Anschauungen vom Sprachleben in "die Rumpelkammer einer längst überwundenen Gelahrtheit" gehören. Gerade diese Forscher sind wie wenige andere in den letzten Jahrzehnten darauf aus gewesen, jene von den Vorfahren überkommene metaphorische Terminologie, die um die Wirklichkeit einen trüben und phantastischen Schein legt, nach Möglichkeit zu beseitigen, nicht nur im allgemeinen, sondern auch gerade in bezug auf diejenigen Seiten des Sprachlebens, um die es sich hier handelt. Wenn ich in der von B. de C. bekämpften Abhandlung reichlicher als es sonst meine Gewohnheit ist zu bildlichen Ausdrücken gegriffen habe, so erklärt sich das einfach daraus, daß sich diese Abhandlung an ein weiteres Publikum wendet (wie auch in der Vorbemerkung hervorgehoben ist) und man weitläufige Darlegungen diesem oft mit einer kurzen bildlichen Wendung verdichten und versinnlichen kann. Aber welcher Art sind denn die Bilder, die nach B. de C. so verwerflich sind? Er rügt es z. B. (S. 390), daß ich von "toten" und "lebenden" Sprachen, wie Latein und Französisch, rede. Die Entgegnung, daß doch auch das Latein lebendig werden könne, wenn man es nämlich in den Kopf eines jetzt lebenden Menschen einführe, ist schlagend richtig. Aber selbst der Nichtfachmann mochte dieser Belehrung entraten, und sie ist in diesem Fall um so weniger am Platz, als ich an der von B. de C. angezogenen Stelle meines Aufsatzes von dem öfters gemachten Vorschlag spreche, das Latein des Mittelalters, um ein internationales Verständigungsmittel zu bekommen, "zu neuem Leben zu erwecken", d. h. doch wohl: in die Köpfe der heute lebenden Menschen einzuführen. S. 386 wird es als "irrig" bezeichnet, daß ich der französischen Sprache

und so jeder "lebenden" Sprache im Gegensatz zu den internationalen Kunstsprachen eine "Heimat" zugeschrieben habe. Denn eine Heimat hätten auch diese, sobald sie in einzelne Köpfe eingedrungen seien. Die Vorstellung, die ich mit dem Wort Heimat verband und die ich im Leser hervorrufen wollte, war natürlich, daß nur die sogenannten lebenden Natursprachen, wie z. B. Französisch, von so und so viel Menschen als Muttersprache erlernt werden und in einem gewissen begrenzten Territorium — das Französische hauptsächlich in Frankreich, das Deutsche hauptsächlich in Deutschland usw. — das herrschende, täglich und stündlich überall angewandte und die Nationalität dieser Menschen ausmachende Verkehrsmittel sind. Daß B. de C. mich hier "irren" läßt, ist pure Wortklauberei. Wie auch noch z. B. das, was er S. 389 mir wegen meines Ausdrucks, daß verschiedene Sprachen "aufeinanderstoßen" können, aufmutzt.

Seltsamerweise belehrt uns B. de C. wieder eindringlich darüber, daß auch "natürliche" Sprachen, wie Deutsch, Französisch usw., wie sie heute gesprochen und geschrieben werden, sich bisher nicht selbst überlassen geblieben, daß sie künstlich, durch bewußtes Eingreifen modifiziert worden sind und modifiziert werden. Als wenn es auf die Feststellung dieser Tatsache ankäme, die jedem sprachwissenschaftlichen Laien, jedem Schulkind geläufig ist! Der springende Punkt ist der, ob beim Esperanto usw. die bewußte "Kunst" nach Art und Umfang richtig angewendet ist, so daß das Ergebnis der Bemühung den Zweck, den sie verfolgt, wirklich erfüllen kann. Nur dies leugnen wir.

Und seltsamerweise kommt ferner B. de C. wiederum mit den "künstlichen Grenzsprachen, Mischsprachen, welche den Verkehr zwischen stammverschiedenen Völkern, z. B. zwischen Russen und Chinesen, zwischen Engländern und Chinesen usw., vermitteln" (S. 395); das seien doch auch wirkliche Spracherfindungen. Man mag sie meinetwegen so nennen. Aber leider ist ein Unterschied da, der mit Rücksicht auf das, worauf es ankommt, den Vergleich mit Esperanto usw. völlig illusorisch macht. Das Pidgin-Englisch und alle gleichartigen Sprachen sind in der wirklichen und unmittelbaren Not eines Verkehrs, in den verschiedensprachige Menschen miteinander kamen, entwickelt worden, wobei das Radebrechen nicht erst beim Lernenden, sondern auch schon beim Lehrenden begonnen hat. Jeder Vorgang und jeder Fortschritt auf dem Wege der "Erfindung" dieser Sprachen war ein

bestimmtes, mit einem Mitteilungszweck verknüpftes Verkehrserlebnis bestimmter Personen, und es hat sich nur solches in diesen Notsprachen verallgemeinert und durchgesetzt, was sich als Verständigungsmittel bewährt hatte. Das sind schließlich Charakteristika auch jeder "natürlichen" Sprache. Hingegen bei der Erfindung einer internationalen Kunstsprache setzt sich nur einer, höchstens ein kleines Kollegium, hin, erfindet nach allen möglichen nur vorgestellten Mitteilungszwecken, und nun muß erst abgewartet werden, was das wirkliche Leben zu der Erfindung, die gleich in extenso und in toto vorgelegt wird, sagt [1]).

Schließlich hier noch ein Wort über die Bedürfnisfrage. Naturgemäß bejaht einer das Bedürfnis einer internationalen Hilfssprache um so stärker, je stärker er kosmopolitisch empfindet, und in je glänzenderen Farben er sich die Segnungen ausmalt, deren die Menschheit nach Einführung der Sprache teilhaft wird. So werden Übertreibungen verständlich wie der Satz, mit dem die Vorrede der Histoire de la langue universelle von Couturat und Leau (Paris 1903) beginnt: La nécessité d'une langue internationale auxiliaire n'est plus contestée par personne. Auch B. de C. betont, wie zu erwarten ist, stark das Bedürfnis, er sagt S. 428: "Das Bedürfnis nach einer künstlichen internationalen Hilfssprache wird immer größer und ist für uns entscheidend". Dem gegenüber möchte ich einen Passus mitteilen aus einem in Deutschland wenig bekannt gewordenen Vortrag von E. Schwyzer: "Das Problem einer Universalsprache" (Wetzikon-Zürich 1906, Verlag der Buchhandlung des Allgem. Schweiz. Stenographen-Vereins), in dem die prinzipielle Seite des Problems durchaus objektiv erörtert wird [2]). Es heißt hier S. 13: "Man kann die Wünschbarkeit einer internationalen Sprache zugeben, ohne von ihrer Notwendigkeit überzeugt zu sein; das Leben hat sich bis jetzt mit den vorhandenen Sprachen begnügt. Für eine Reise um die Welt genügt erwiesenermaßen Kenntnis des Englischen, vielleicht auch Kenntnis des Französischen; wer aber nicht als

1) Gegen das, was B. de C. über das Verhältnis der "künstlichen" zu den "natürlichen" Sprachen sagt, ließe sich noch mancherlei bemerken, doch kann ich hier davon absehen. Vortreffliche Ausführungen über dieses Verhältnis bietet die von den Weltsprachlern, so viel ich sehe, kaum berücksichtigte Abhandlung von Richard M. Meyer "Künstliche Sprachen", in dieser Zeitschrift Bd. 12 (1901) S. 33—92 und 243—318.

2) Dieser Vortrag ist mir erst nach Abfassung der Schrift "Zur Kritik der k. W." bekannt geworden.

globe-trotter gewöhnlichen Schlages reisen, wer nicht nur die Bequemlichkeiten internationaler Hotels genießen will, die sich überall gleichen, wird sich auch um die gesamte Kultur, also auch um die Sprachen der Länder, in denen er reist, kümmern müssen. Leuten, die z. B. Italien bereisen, ohne ein Wort Italienisch zu können, wäre wenig gedient, wenn sie den Landeskindern, statt, wie jetzt etwa die Kenntnis des Englischen, die des Esperanto besonders vergüten müßten; und sie würden es auch kaum begreiflicher finden. Es scheint mir, bessere Belehrung vorbehalten, aber auch fraglich, ob für Handel und Technik das Bedürfnis einer internationalen Hilfssprache so unabweisbar ist. Mit den drei europäischen Hauptsprachen reicht ein Kaufmann, ein Techniker immer noch weit; treten besondere Aufgaben an ihn heran, wird er eben eine Sprache zulernen müssen, um so besser, wenn er schon im Sprachenlernen geübt ist. Ein Kaufmann, der sich in Rußland niederläßt, wird russisch, ein Ingenieur der Bagdadbahn neugriechisch oder türkisch lernen müssen. Eine allgemeine Handelssprache würde den Verkehr freilich sehr vereinfachen, aber auch viele Hände frei, beschäftigungslos werden lassen und die Konkurrenz verschärfen. Aber so weit wird es wohl nie kommen; auch wenn eine internationale Hilfssprache besteht, wird der Kaufmann im Vorteil sein, der mit seinen Kunden in der Landessprache verkehren kann. Am ehesten kann man in der Wissenschaft von einem Bedürfnis sprechen; es sind namentlich Vertreter der Naturwissenschaften und der technischen Wissenschaften, die auf Annahme einer internationalen Hilfssprache dringen .... Es ist nicht zu leugnen, daß durch die sprachliche Zersplitterung ein nicht geringes Maß wissenschaftlicher Arbeit verloren geht. Aber ich zweifle daran, daß sich dies durch Einführung einer internationalen Hilfssprache wesentlich ändern wird. Bei den Nationen, die jetzt darauf halten, daß ihre Gelehrten in ihrer eigenen Sprache schreiben, wird eine internationale Hilfssprache kaum besseren Rechtes sein als eine nationale Sprache, namentlich nicht eine Hilfssprache, welche fast ausschließlich aus romanischen und germanischen Elementen gemischt wäre. Man müßte also doch den größten Teil jener Arbeiten erst noch in die Hilfssprache übersetzen. Nicht viel weniger weit kommt man aber mit den bereits vorhandenen Hilfsmitteln. Wenn sich die osteuropäischen Forscher entschließen könnten, ihren Arbeiten regelmäßig einen Auszug in einer west-

europäischen Sprache beizugeben oder einen solchen in einer allgemein verbreiteten Zeitschrift zu veröffentlichen, wäre schon sehr viel gewonnen. Beide Wege sind in letzter Zeit von czechischen Sprachforschern, von denen der eine seine nationale Gesinnung in hervorragender Weise betätigt hat, mit Erfolg beschritten worden. Für die Annahme einer internationalen Hilfssprache braucht es namentlich viel guten Willen; mit nicht halb so viel gutem Willen könnte die Wissenschaft mit den vorhandenen Mitteln auskommen. Für den Gelehrten genügt es zumeist, wenn sein Auge mehrsprachig ist; wissenschaftlicher Briefwechsel zwischen Gelehrten fremder Zunge wird am besten so geführt, daß jeder in seiner Muttersprache schreibt, wobei die Lasten gleichmäßig sich verteilen; für internationale Kongresse sind außer der Landessprache im allgemeinen die europäischen Hauptsprachen zugelassen; was der Augenblick den Teilnehmern vorenthält, können sie nachher in Muße in den Berichten nachlesen; im übrigen habe ich nicht den Eindruck, daß sich der Fortschritt der Wissenschaft auf Kongressen vollziehe".

Und nun wende ich mich zu den Fragen, die im gegenwärtigen Zeitpunkt der Weltsprachbewegung die wichtigsten sind.

4. Zunächst: ist eine der konkurrierenden internationalen Hilfssprachen, so wie sie uns heute dargeboten sind, so beschaffen, daß ein gewissenhafter Ratgeber sie zur **Einführung**, vor allem zur Einführung in den Schulen der verschiedenen Länder, empfehlen dürfte? Nach dem Programm der Délégation, soweit es heute realisiert ist, verengert sich uns diese Frage sofort dahin: ist so die Sprache Esperanto beschaffen? Denn nicht die künstlichen Hilfssprachen an sich bekämpfen wir — die, so lange man nicht ihre Einführung in die allgemeine Praxis betreibt, ungeschoren weiterexistieren mögen —, sondern nur das Programm der Délégation.

Man muß es unserm Antikritiker gutschreiben, daß er, im Gegensatz zu so manchem andern Weltsprachfreund, in der Bewunderung des Esperanto Maß hält. Er gesteht, daß das Esperanto mancher Verbesserung bedürftig ist. Er erkennt Mängel an, die von andern aufgedeckt worden sind, erwähnt auch einen von dem Erfinder dieser Kunstsprache selber schon im Jahre 1894 veröffentlichten und 1907 wieder abgedruckten Reformentwurf mit der Bemerkung, daß Zamenhofs Verbesserungsvorschläge nicht immer als gelungen anzusehen seien, und er fügt von sich

aus neue Besserungsvorschläge hinzu. Leider scheint aber B. de C. doch keinen rechten Einblick darein zu haben, in wie großem Umfang an Zamenhofs Arbeit verändert werden müßte, ehe man den vielen Millionen von Menschen anständigerweise zumuten dürfte, dem Werk in ihrem Kopf eine Heimat zu gewähren. Denn außer den Gebrechen, die Leskien namhaft gemacht hat, und die nur eine kleine Auswahl darstellen von denen, die sich ihm aufgedrängt haben, hat ja auch noch Prof. Beermann in seinem im Sommer 1907 erschienenen Buche Die internationale Hilfssprache Novilatin (Leipz., Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) ein nicht kleines Register von offenkundigen Mängeln des Esperanto aufgestellt, namentlich bezüglich der Wortbildung (S. 21—36). B. de C. erwähnt dieses Buch nicht und scheint es noch nicht zu kennen.

Nun mag ja das eine oder andere Beispiel in dem, was Leskien, und dem, was Beermann als verbesserungsbedürftig vorgeführt hat, nicht ganz glücklich gewählt sein; ich glaube z. B. mit B. de C., daß Leskien die im Esperanto verwendeten Diphthonge *ai* (*aj*), *ui* (*uj*) nicht hätte der Franzosen wegen so stark tadeln dürfen. Aber es bleibt jedenfalls genug und übergenug übrig, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß das Esperantoprojekt mit Rücksicht darauf, wie diese Sprache heute aussieht, noch völlig unreif ist. Mit ein paar Flickbesserungen, wie sie in der Eile anzubringen sind, ist sicher nicht durchzukommen, und man kann sich nur wundern, wenn Ostwald, der ebenfalls Mitglied des Komitees und dessen Präsident ist, in seinem kürzlich in der 'Woche' (1907, Nr. 47 S. 2047 ff.) gegebenen Bericht bemerkt: "Es besteht begründete Hoffnung, daß das dauernde Komitee, das die Arbeiten der Kommission zur Reife zu bringen bestimmt ist, noch vor Jahresschluß [d. h. vor dem 1. Jan. 1908] der Welt die Hilfssprache in der Form vorlegen wird, die es nach eindringender Arbeit als die zurzeit zweckmäßigste empfiehlt". Wozu diese Eile? Es liegt doch kein allgemein empfundener Notstand vor, dem schleunigst abgeholfen werden müßte, wie man etwa einer drohenden Epidemie entgegenzutreten genötigt wäre, sondern es ist ja zunächst nur eine Annehmlichkeit und Bequemlichkeit, die für den Völkerverkehr zu schaffen ist. Da sollte man sich doch so viel Zeit lassen, um wirklich das Bestmögliche liefern zu können. Auch ist sicher: je mehr Unvollkommenheiten gleich nach der Einführung der Hilfssprache noch

aufgedeckt werden — das Suchen darnach wird, wie die Menschen nun einmal sind, nicht aufhören! —, um so größer ist die Gefahr, daß die ganze neue Einrichtung bald in sich wieder zusammenfällt. Und Eile tut hier um so weniger not, als die Weltsprachfreunde von heute, wie uns B. de C. belehrt (s. oben S. 368), nicht schon einen Nutzen für sich selber erstreben, die Andern aber gewiß alle gerne warten werden, bis ein wenigstens einigermaßen zweckmäßiges und sauberes Verkehrsinstrument angeboten wird. Auch handelt es sich ja um eine Verkehrseinrichtung, die, wie Ostwald u. a. versichern, auf viele Jahrhunderte, ja Jahrtausende hinaus der Menschheit müßte dienen können.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, in eine Besprechung der Einzelheiten einzutreten, die das Urteil allzu großen Zurückbleibens des Esperanto hinter dem Ideal einer künstlichen internationalen Hilfssprache begründen. Nur einige wenige von ihnen seien erwähnt, weil ich an sie eine allgemeine Bemerkung anknüpfen möchte.

Leskien hatte Lautgruppen des Esperanto wie *kiu*, *tiu*, *ĉiu*, die häufig sind und stets zweisilbig gesprochen werden sollen, für unzweckmäßig erklärt, weil zu erwarten sei, daß mehrere Völker die vom Esperantogrammatiker vorgeschriebene Aussprache nach der ihnen auf Grund ihrer Landessprache eigentümlichen Sprechweise abändern werden, daß das *i* den vorausgehenden Konsonanten verundeutlichen oder überdies in *j* übergehen werde. Ferner hatte er die einzig auf dem unbetonten Vokal der Endsilbe beruhende Unterscheidung z. B. von *mi ámas* 'ich liebe', *mi ámos* 'ich werde lieben', *mi ámus* 'ich würde lieben' beanstandet, weil man annehmen müsse, bei einem Deutschen oder Engländer werden die Endsilben *-as*, *-os*, *-us* mit einem dumpfen unterschiedslosen Vokal gesprochen werden, so daß die Bedeutungsunterschiede der Formen verschwänden. B. de C. seinerseits ist in bezug auf solche Lautungsverhältnisse durchaus Optimist. Er glaubt, es werde genügen, vor falscher Aussprache zu warnen, zu lehren, daß keine Silbe als lautlich bevorzugt hervorzuheben und jeder Laut, jede Aussprachestelle deutlich ausgesprochen werden solle; man müsse dabei die Methoden des Sprachunterrichts durch Anwendung der Resultate der Anthropophonik (Lautphysiologie) vervollkommnen (S. 406. 410). Man stelle sich nun einmal einen solchen Unterricht in den Elementarschulen der verschiedenen Länder vor! Und wenn

die kleinen oder auch die großen Esperantisten den Esperantounterricht, der von verhältnismäßig kurzer Dauer sein soll, hinter sich haben, die allermeisten aber von ihnen später, wie bestimmt zu erwarten ist, nur in unregelmäßigen längeren Zwischenräumen in die Lage kommen, das Gelernte praktisch zu verwerten, was dann? Naturam expellas —.

S. 411 kommt B. de C. auf das berüchtigte Esperantowort für Mutter, *patrino*, eigentlich 'Vaterin', zu sprechen, ein Wort, das nicht nur Leskien und andere dem Esperanto Abholde, sondern auch Leute, die die Weltsprachidee keineswegs ablehnen, für mißlungen erklärt haben. Er sagt, er verstehe nicht, warum dieses unglückliche *patrino* so viel böses Blut verursache. Einfach darum ist dies der Fall, weil die Mutter, als Nuancierung des Vaters aufgefaßt, etwas ganz Verstandes- und Vernunftwidriges ist. Dergleichen kommt zwar auch in "natürlichen" Sprachen vor, aber doch nur so, daß niemand außer dem, der über den Ausdruck nachgrübelt, mehr an den ursprünglichen "buchstäblichen Sinn" denkt und nur der Vergleich der gegenwärtigen wirklichen Bedeutung mit der älteren Bedeutung eine Widersinnigkeit hervorruft. Beim Esperanto aber trägt das vom Erfinder geschaffene Wort seinen etymologischen Sinn noch klar an der Stirn, das Wort soll, wie es von Zamenhof komponiert ist, durch sich selbst das besagen, was dieser mit ihm bezeichnet wissen will. Soll man doch als Esperantosprecher auch selbst nach Bedürfnis mit Hilfe der von Zamenhof bereit gestellten Sprachelemente Ableitungen vornehmen dürfen; wodurch die Aufmerksamkeit stetig auf den buchstäblichen Sinn der Worte gelenkt wird. Ferner soll Esperanto nicht schon von Wickelkindern gelernt werden, die bloß papageienmäßig in sich aufnehmen und reproduzieren, sondern erst von älteren, beim Lernen nachdenkenden Kindern. Da muß denn "das Sprachgefühl" bei einer Bildung wie *patrino* notwendigerweise rebellieren. Wie leicht aber wäre dieses törichte Gebilde zu vermeiden gewesen! Es sei übrigens nicht unterlassen, noch zu bemerken, daß auch B. de C. selbst mit diesen femininen Wörtern wie *patrino* 'Mutter' von *patro* 'Vater', *fratino* 'Schwester' von *frato* 'Bruder' nicht ganz zufrieden ist: er sieht (S. 412) in ihnen eine Art von Ungerechtigkeit gegen das weibliche Geschlecht!

Was ich gegen *patrino* zu bemerken hatte, führt hinüber zu einer andern Schöpfung Zamenhofs, die ebenfalls "viel böses

Blut verursacht hat", zu *preĝejo* 'Kirche'. B. de C. S. 414 bezeichnet Leskiens kritische Bemerkung über dieses Wort (Zur Kritik S. 35) als mißlungen, nachdem sie auch schon andere Esperantisten in den derbsten Ausdrücken aufs Korn genommen hatten. Sehen wir näher zu! Die Endung *-ejo* bedeutet den Ort, wo etwas ist oder wo man etwas vornimmt. *preĝi* ist 'beten', und so ist *preĝejo* so viel als Betort. Zamenhof hat dieses Wort in seinem Fundamento de Esperanto (Paris 1906 S. 20) ohne jede Erläuterung aufgestellt für *Kirche, église, cérkov'*; er muß also angenommen haben, daß es dafür ausreiche. Nun hat Leskien mit vollstem Recht darauf hingewiesen, daß man unter Kirche nicht bloß das Gebäude, sondern auch die Institution und den Inbegriff aller Gläubigen verstehe, und daß deshalb *preĝejo* verfehlt sei. Freilich hat Zamenhof selbst oder ein andrer Esperantist (darauf kommt hier nichts an) hinterher das Verfehlte der Bildung eingesehen. Denn in den Wörterbüchern wird nun neben *preĝejo* noch *eklezio* vorgeschrieben zur Bezeichnung der Gemeinschaft der Gläubigen. Dieses *eklezio* hätte von Zamenhof sofort aufgestellt werden sollen; es hätte beide Seiten des Begriffs Kirche vollkommen gedeckt! Aber bei der absoluten Unantastbarkeit des Fundamento war der Schaden nicht wohl anders gut zu machen als in der angegebenen Weise, und so haben wir nun statt éines Wortes zwei — ganz im Einklang mit dem Grundsatz dieser Hilfssprache, mit den Sprachmitteln zu sparen, die Sprachen zu vereinfachen! Und triumphierend heben nun begeisterte Esperantisten, die es Leskien zum Verbrechen anrechnen, daß er nur das Fundamento berücksichtigt hat, noch hervor, wie viel feiner das Esperanto in der Begriffsunterscheidung sei als die natürlichen Sprachen! Das Schönste an der Sache ist aber, daß jetzt B. de C. findet, die zwei Wörter für Kirche im Esperanto seien nicht genug, er vermisse nämlich in dieser Sprache noch ein Wort für die Kirche einfach als Gebäude ohne Rücksicht darauf, ob man darin betet oder gebetet hat oder beten wird! Der Fehler, den Zamenhof begangen hat, als er *Kirche, church, église, cérkov'* usw. ins Esperanto zu übersetzen hatte, und der ihn und seine Freunde hier aus dem Regen in die Traufe kommen ließ, ist ein Fehler, den das Esperantowörterbuch auch sonst häufiger aufweist. Er wird von Beermann a. o. O. 26 f. zutreffend so charakterisiert: "Nicht bloß Stämme und Suffixe, sondern auch ganze Wörter sollen trotz ihrer Internationalität

Opfer der Vereinfachung werden. Es soll nicht mehr ***Schule***, ***Fauna***, ***Havarie***, ***Bann***, ***Typographie***, ***Vakanz***, ***negativ*** heißen, sondern, teilweise wohl nur, um die Bildungsfähigkeit des Esperanto zu zeigen, ***lernejo***, ***bestaro***, ***difektaĵo***, ***ekzilordono***, ***presarto***, ***neokupateco***, ***nea***. Solche Wörter aber bieten trotz der angeblichen Durchsichtigkeit ihrer Bildung uns Indogermanen keine Erleichterung beim Erlernen, da wir bei den uns bekannten internationalen Wörtern des Lernens überhaupt überhoben sind. Was aber die Durchsichtigkeit betrifft, die wenigstens den Nichtindogermanen zugute kommen würde, so überschätzt Zamenhof offenbar die Physis Platos gegenüber der Thesis. Daß ***lernejo*** z. B. (d. h. ***Lern-ort***) ***Schule*** bedeuten soll, und nicht etwa ***Akademie*** oder ***Lehre***, kann man nicht aus der Bildung des Wortes entnehmen, sondern muß es aus dem Wörterbuch lernen, ebenso, daß ***bestaro*** (d. h. ***Tiersammlung***) ***Fauna*** bedeutet, und nicht etwa ***Zoologisches Museum*** oder ***Tierbude*** (***Menagerie***). Günstigenfalls — aber auch dies nicht immer, da viele sehr wunderbare und manche offenbar falsche Bildungen vorliegen — kann man von solchen esperantischen Neulingen sagen, daß sie die geforderte Bedeutung haben können, nicht aber, daß sie sie haben müssen, und nichts erscheint mir falscher als der Glaube (Wörterb. I, Vorrede), Esperanto gäbe die Mittel an die Hand, die es jedem ermöglichten, aus einer Wurzel eine ganze Reihe abgeleiteter Wörter selbständig zu bilden. Das ist wie in den Natursprachen wohl bei einer gewissen Anzahl von Suffixen der Fall, im übrigen aber muß, wie bei den Stämmen, auch hier erst ein Übereinkommen (Thesis) getroffen werden, und niemand ist da des Lernens überhoben".

Zum Schluß dieses Abschnitts noch ein Wort über folgende Äußerung B. de C.'s S. 432: "Bei der Billigung oder Mißbilligung irgend welcher sprachlicher Formen haben die an dem betreffenden Sprachverkehre beteiligten Individuen das erste entscheidende Wort. Wenn die Esperantisten selbst mit gewissen bizarr aussehenden Bestandteilen ihrer gemeinsamen Sprache einverstanden sind, haben die anderen zwar das unbeschränkte Recht zu urteilen, aber ohne praktische Einmischung in die internen Angelegenheiten der esperantischen Sprachgenossenschaft (§§ 28, 32, 33, 36, 37)". Ich vermag aus diesen Worten nur herauszulesen, daß dem Esperantisten nicht bloß allgemeine abfällige Urteile über Esperanto unbequem sind (das wäre ver-

zeihlich), sondern auch solche Urteile, mit denen von Leuten, die sich nicht zur Gemeinde rechnen, der Finger auf einzelne schwache Stellen dieser Spracherfindung gelegt wird, die sich verbessern ließen. Aber haben die Esperantisten denn nicht selbst ihre Sache längst zu einer öffentlichen gemacht, zu einer, die schließlich jeden gebildeten und ungebildeten Europäer und Amerikaner direkt angeht? Besteht nicht z. B. ein "Internationaler Wissenschaftlich-Esperantischer Verein" (unter dem Vorsitz von H. Sebert und C. Bourlet), der uns Gelehrten öffentlich auffordert, auf den Kongressen nur Esperanto zu reden, in wissenschaftlichen Zeitschriften Aufsätze in Esperanto aufzunehmen und jedem in einer nationalen Sprache redigierten Aufsatz eine Inhaltswiedergabe in Esperanto beizufügen? Da kann man nur staunen, wenn unsere und Anderer Kritik als Einmischung in Interna zurückgewiesen wird, besonders wenn ein Mann diese Kritik abwehrt, der über die Nichtbeteiligung so vieler Sprachforscher an dieser großen Frage öffentlich und in scharfer Form Klage führt.

5. Nach dem Programm der Délégation soll die Hilfssprache ebensowohl den Bedürfnissen des täglichen Lebens zu dienen imstande sein (man soll, wie uns Couturat, Ostwald u. a. sagen, in ihr z. B. mit dem Fabrikarbeiter, dem Dienstmann und dem Bauer sich verständigen können), wie den Zwecken des Handels und Verkehrs, wie endlich den Aufgaben der Wissenschaft. Ist also das Esperanto, wie es heute ist oder wie es in kürzester Frist verbessert vorliegen könnte, alles das zu leisten imstande?

Beginnen wir mit der Wissenschaft. B. de C. sagt S. 427: "Auch der Wissenschaft könnten seitens einer solchen Sprache gewisse Dienste geleistet werden. Ich brauche nur an internationale Kongresse und an den internationalen Verkehr mit kleineren, weniger verbreitete Sprachen redenden Völkern zu erinnern". Daß wir in der Wissenschaft die fremdsprachliche Literatur und damit die Fremdsprachen auf viele Jahre hinaus nicht los werden können, weil sich die heute in die Nationalsprachen gekleidete wissenschaftliche Literatur nicht in Kurzem in Esperanto übersetzen läßt, und weil der Verlagsbuchhandel Umgestaltungen zu erfahren hätte, die ebenfalls in Kurzem nicht zu ermöglichen sind, wird auch B. de C. zugeben. Aber wenn er trotzdem wünscht, daß auch schon wir heutigen Leute der

Wissenschaft des wissenschaftlichen Verkehrs wegen eine internationale Gemeinsprache, d. h. Esperanto, annehmen, so muß noch auf etwas anderes hingewiesen werden, was dem sonnenklar entgegensteht. Esperanto kann, wenn nicht der größte Wirrwarr entstehen soll, nicht eher Sprache der einzelnen Wissenschaften werden, als bis sein Wortschatz dafür die nötige Erweiterung und Präzisierung erfahren hat. Mit Recht bemerkt aber Diels Deutsche Lit.-Zeitung 1907, Sp. 1671 f.: "Da Dr. Zamenhof trotz seiner Universalität nicht in allen Fächern der Kunst und Wissenschaft Sachkenntnis besitzen kann und doch nur der Sachverständige ein richtiger Wortschöpfer sein kann, so muß das, wenn erst diese Kunstsprache wirklich den Interessen der Wissenschaft und Technik dienstbar gemacht werden soll, wie schon die darin vorgelegten Proben beweisen, zu ärgerlichen Mißverständnissen und unheilbaren Schäden führen. Denn die einmal approbierten Wörter lassen sich ebenso schwer wie approbierte Dogmen wieder abschaffen oder umändern. Wenn schon die Regelung gleichgültiger Dinge wie Orthographie in den einzelnen Ländern, wo man dies versucht, einen Sturm von Aufregung und Zwistigkeit herbeiführt, selbst wenn, ja gerade wenn die kompetentesten Fachleute damit betraut werden, so kann man sich denken, was aus Esperanto werden wird, wenn statt des Papstes ein vielstimmiges Konzil entscheiden soll". Man hat sich zwar auch schon in Paris mit dem Gedanken getragen, daß Wörterbücher für die einzelnen Wissenschaftszweige durch Kommissionen ausgearbeitet werden müßten, aber über die Zeit, die zur Fertigstellung und Approbation nötig wäre, scheint man sich merkwürdigen Illusionen hinzugeben. Und so ist auch nicht einzusehen, was Esperanto gegenwärtig schon auf den wissenschaftlichen Kongressen soll. Denn die wissenschaftlichen Vorträge, die dort gehalten werden, sollen doch nicht, nur damit Esperanto schnell hochkommt, an Gehalt von dem Niveau herabsinken, das sie bisher hatten, wo ihr Gewand das einer nationalen Sprache war; einzig und allein wegen der unwissenschaftlichen Teile der Kongresse aber die neue Sprache hinzuzulernen, dazu werden sich höchstens Kongreßhabitués entschließen. Es wird übrigens für die eine Wissenschaft leichter als für die andere ein esperantisches Wörterbuch zu konstruieren sein, z. B. für die Mathematik leichter als für die Sprachwissenschaft, und daß die auf Herstellung solcher Wörterbücher gerichtete Arbeit gleich mit

der schwierigsten aller einschlägigen Aufgaben, der Herstellung eines Lexikons für die Philosophen, eingesetzt hat, ist recht kennzeichnend für die ganze heutige Weltsprachbewegung.

Wie stellt sich unser Antikritiker weiter zu der Frage der Verwendung der Hilfssprache in der sogenannten schönen Literatur? Er bemerkt S. 391: "Einen doppelten Anstrich von 'Aristokratismus' trägt an sich auch die Erwähnung der 'schönen Literatur' und der 'ästhetischen Befriedigung' (Brugmann S. 20-21). Erstens muß bei der Betrachtung der Weltsprachefrage die 'schöne Literatur' und die 'ästhetische Befriedigung' hinter die plebejischen Bedürfnisse des täglichen Lebens zurücktreten. Zweitens gebührt einer 'künstlichen Sprache' auch in Anwendung auf die schöne Literatur eine nicht zu unterschätzende Rolle"; man könne, heißt es weiter, mit der Hilfssprache zur Popularisierung von literarischen Meisterwerken kleiner Völker ungemein viel beitragen. Was hier wieder der "Aristokratismus" soll, verstehe ich nicht. Denn ich habe nirgends behauptet, die Bedürfnisse des Alltagslebens seien an sich die minder wichtigen. Auch wird ja B. de C. nicht meinen, daß das Esperanto von heute, als Gefäß für ein Meisterwerk einer Nationalliteratur (vgl. Zamenhofs Hamletübersetzung), zwar für Feinschmecker nicht ausreiche, worauf es nicht ankomme, wohl aber für das gewöhnliche Volk. Das Esperanto, und nicht nur dieses, sondern jede derartige Kunstsprache, ist überhaupt unfähig, ein Literaturwerk eines Volkes einem andern Volk irgend genügend zu vermitteln, wie es vollends eine Utopie der Weltsprachfreunde ist, wertvolle dichterische Schöpfungen könnten sich fortan auch gleich des Esperantos als ihres sprachlichen Kleides bedienen — ein bequemes Mittel allerdings für den Poeten, um von vorn herein der Weltliteratur anzugehören! Es ist hierüber schon Treffliches von mehreren Andern gesagt worden, aber B. de C. wohl noch nicht zu Ohren gekommen. Ich erlaube mir folgendes aus Th. Gomperz' Aufsatz "Zur Frage der internationalen Hilfssprache" (Deutsche Revue, Dez. 1907) herzusetzen: "Eine Sammlung von Redewendungen, wie sie der Verkehr mit Schaffnern, Kutschern, Wirten, Warenverkäufern erheischt — solch ein Gesprächsbüchlein mag allerdings ohne allzu große Mühe dem Gedächtnis kunstsprachlicher Novizen eingeprägt werden. Ein unabsehbar weiter Weg aber führt von hier bis zur Bewältigung der Unmassen von Ausdrucksmitteln, über die eine Literatur-

sprache notgedrungen verfügen muß. Die Devise der Kunstsprachler ist und muß sein Sparsamkeit und Armut; der literarische, vor allem der poetische Ausdruck hingegen heischt Reichtum, ja Verschwendung. Der Dichter, aber auch der Historiker, der Redner, ja selbst der wissenschaftliche Darsteller seelischer Vorgänge und all der Themen, die man die geisteswissenschaftlichen nennen darf, muß mit seinem Gegenstande in voller Freiheit schalten, alle Gebiete der Natur und des Menschenlebens in buntem Wechsel zum Behufe der Verdeutlichung, der Beleuchtung seiner Darlegungen, nicht zum mindesten auch behufs der Ausschmückung seiner Rede durchmustern und verwerten können. Keine sprachliche Ersparungsrücksicht darf hier walten und die Bewegungsfreiheit hemmen. Größten Reichtum und äußerste Armut, diese Gegensätze zu versöhnen — dazu kann kein Genie eines Spracherfinders ausreichen". Man bildet sich wohl ein, bei der Arbeit der Übersetzung von großen Werken der Nationalliteraturen in die Kunstsprache den nötigen Vorrat an Worten und Wendungen allmählich beschaffen zu können. Aber gesetzt auch, dies ginge an, wer liefert das betreffende Wörterbuch oder richtiger die betreffenden Wörterbücher für alle beteiligten Nationen, und wann hofft man sie der Welt zur Benutzung vorlegen zu können?

Ferner Handel und Verkehr. Ich habe Zur Kritik S. 19 gesagt, daß hier eine Sprache wie das Esperanto vielleicht noch am ehesten am Platze sei, für die Korrespondenz mit dem Ausland, wenn auch der strebsamere Handelsherr auf die in der fremden Landessprache erscheinende Handelsliteratur keineswegs verzichten könne. Bei Verkehr dachte ich, wie Gomperz a. a. O., zunächst etwa an den Verkehr von Eisenbahnverwaltungen, Telegraphenämtern u. dgl., an die Sprache, in welcher Reisebillette, vielleicht auch Wechselblankette und ähnliche Instrumente des wirtschaftlichen Weltverkehrs abgefaßt sein könnten. In bezug auf diese Gebiete des Völkerverkehrs habe ich mich denn, scheint es, bis zu einem gewissen Grad des Beifalls meines Kritikers zu erfreuen, da dieser mir S. 427 darin Recht gibt, daß man sich mit einem derartigen "bescheidenen Anfang begnügen solle". Wo bleibt denn aber da, frage ich, das Programm der Délégation, wie es uns bisher von seinen Hauptvertretern erläutert worden ist, und dessen Ausführung in Bausch und Bogen B. de C. doch sonst nachdrücklich zu verlangen scheint? Machen wir uns

übrigens klar, daß auch in diesen Gebieten des Handels und Verkehrs vorerst noch sehr vieles in den betreffenden Kreisen vereinbart werden müßte, daß es durchaus nicht wahrscheinlich ist, das Esperanto, wie es heute ist oder morgen sein kann, könnte wenigstens hier schlichtweg angenommen werden.

Beiläufig mag es mir erlaubt sein, hier noch eine Frage zu beantworten, die Schuchardt a. a. O. an mich gerichtet hat. Er fragt, ob meiner Meinung nach, bei gutem Erfolg auf diesem beschränkten Gebiete, später die Grenzen weiter gezogen werden dürften. Ich sage: das ist der Zeit und den Umständen zu überlassen; jedenfalls tun Leute, die ein Weltreich gründen wollen und kaum die Mittel in der Hand haben, das Nächstgelegene zu bewältigen, gut, nicht gleich Expeditionen an die äußersten Grenzen ihres Zukunftstraums zu schicken, um diese zu besetzen und besetzt zu halten.

6. Letzte Frage: vermag die Délégation irgendwelche Garantien für eine längere Dauer der einzuführenden Hilfssprache zu geben? Esperanto soll ja auf Jahrhunderte, sogar Jahrtausende hinaus für schriftlichen und mündlichen Gebrauch Weltsprache werden, und ein baldiger Zusammenbruch der Institution, wie sie von der Délégation geplant ist, wäre für jedes Volk, das die Fremdsprachen zugunsten der éinen Hilfssprache auch nur um Weniges zurückgestellt hätte, ein unermeßlicher Schaden.

Ich habe in meinem Aufsatz die Frage, wie Andere, z. B. Diels und Mauthner, entschieden verneint, habe näher ausgeführt, daß trotz aller erdenkbaren Gegenmittel die Hilfssprache auf ihrem Territorium, neben den Landessprachen und mit unter ihrem Einfluß, mit der Zeit sich in einer Weise differenzieren müßte, daß ihr Zweck, Verständigungsmittel für die verschiedenen Völker zu sein, vereitelt würde.

Dabei hatte ich die Hilfssprache natürlich als gesprochene im Auge. Ich muß das betonen, weil jetzt Schuchardt a. a. O. (S. 259) wieder fragt: "Warum könnte die künstliche Gemeinsprache nicht eine ähnliche Rolle spielen, wie das Latein mindestens ein Jahrtausend hindurch gespielt hat?" Dieser Vergleich, der ein Versuch sein will, der Délégation zu Hilfe zu kommen, trifft nicht zu. Denn das mittelalterliche Latein war nur die Sprache des Klerus und der Gebildeten, eine papierne Sprache, die allerdings auch viel gesprochen wurde, aber doch nur so, daß die, die sich ihrer in mündlichem Verkehr bedienten, ihr

Leben lang auch mit den Augen Zusammenhang mit der papiernen Norm behielten. Die Mitglieder der Délégation aber wollen und auch B. de C. will das Esperanto auch dem niederen Volk zuführen. Und glaubt man nun im Ernst, daß ein Mann aus dem Volk, nachdem er in der Volksschule Esperanto gelernt, sich später um das geschriebene Esperanto noch viel kümmern würde? Man denke etwa an die Italiener, die als Arbeiter für Wegebau u. dgl. auf deutsches Sprachgebiet herüberkommen, oder an die aus den verschiedensten Teilen von Europa nach den Vereinigten Staaten Auswandernden, die den niederen Volksklassen angehören: man stelle sich vor, diese Leute hätten als Schulkinder Esperanto gelernt und kämen nun als Träger der internationalen Verkehrssprache ins fremde Land!

Da die Esperantogrammatik noch einer gründlicheren — drücken wir uns milde aus! — Revision bedarf, und da, was noch wichtiger ist, das Esperantowörterbuch, nicht nur was den Wortvorrat an sich betrifft, sondern namentlich auch in phraseologischer Hinsicht, selbst für die einfachsten Verkehrsverhältnisse noch auf lange hinaus nicht die erforderliche Abgeschlossenheit und Vollständigkeit haben wird, da also hier recht Vieles noch in flutendem Werden ist, so ist klar, daß, wenn das Esperanto jetzt schon in den Schulen eingeführt würde, die später hinzukommenden Verbesserungen die allergrößte Gefahr für den Bestand des Ganzen bildeten. Aber stellen wir uns auch einmal vor Augen, man wäre mit allem fertig (was man so fertig nennen könnte!), wie wäre dann das Ganze auf die Dauer in der nötigen Übereinstimmung zu erhalten? Denn es gälte nicht nur, das, was bestehen bleiben muß, unverrückt festzuhalten, sondern auch den immer und allerorten neu hinzukommenden Anforderungen an die Sprache gerecht zu werden.

Wie die Délégation oder das von ihr gewählte Komitee, die diesen so wichtigen Punkt jetzt endlich ebenfalls ins Auge gefaßt haben, darüber denken, mag man aus darauf bezüglichen Äußerungen von Ostwald und von B. de C. ersehen. Ostwald sagt a. a. O. (S. 2049): "Es ist undenkbar, daß ein so verwickelter Apparat wie eine allgemeine Sprache, selbst wenn die augenblicklich befriedigendste Form gefunden sein sollte, nunmehr unveränderlich bleiben könnte . . . So spricht alles dafür, nicht nur die als notwendig erkannten Verbesserungen jetzt anzubringen, sondern gleichzeitig eine feste und dauernde Insti-

tution zu schaffen, der die künftige Verwaltung des neuen Sprachgutes überantwortet sein wird . . . Je größer die Anzahl der Menschen wird, die sich der Hilfssprache bedienen, um so häufiger wird man Abweichungen und Freiheiten beobachten, die sich, wenn sie zweckmäßig sind, durchsetzen werden. Das internationale Sprachamt wird dann nicht die Aufgabe haben, solche Neubildungen zu unterdrücken, sondern sie zu prüfen. Zunächst daraufhin, ob sie mit den allgemeinen Grundsätzen in Widerspruch stehen. Ist dies der Fall, so wird es eine Warnung gegen den Gebrauch erlassen. Ist es nicht der Fall, was bei weitem häufiger vorkommen wird, so wird sie [lies: es] zunächst nur statistisch das Schicksal der Neubildung studieren und je nach dem Ergebnis diese als lebensfähig oder zum Aussterben bestimmt erkennen. Eine entsprechende Benachrichtigung der Allgemeinheit wird dann den Aufnahme- bzw. Ausscheidungsvorgang beschleunigen und bestimmter machen . . . . . So hoffe ich selbst noch den Tag zu erleben, wo zur Pflege der immer mannigfaltiger und wichtiger werdenden internationalen Institutionen . . . auch das internationale Sprachamt gefügt wird, das die eben beschriebenen Arbeiten neben vielen anderen durchführt. Alle solche Dinge haben ihren Ursprung aus privater Initiative genommen, der die Aufgabe zufällt, die Ausführbarkeit der Sache nachzuweisen. Sowie aber diese erkannt und begriffen ist [von wem?], treten die Staaten mit ihren größeren Mitteln und ihrer größeren Autorität ein". Gegenüber diesem beneidenswerten Optimismus, mit dem ein Naturforscher das künftige internationale Sprachamt nach Art des internationalen Bureaus für Gewichte und Maße u. dgl. walten und schalten sieht, wäre kein Wort zu verlieren, wenn nicht zu vermuten stände, daß das, was der Sprachforscher B. de C. über den Gegenstand sagt, in den Augen dieses oder jenes Laien eine Bestätigung biete. B. de C. bemerkt (S. 425): wie das internationale Maß- und Gewichtssystem, wie die internationale Münze usw., so müsse auch die internationale Sprache einer ständigen und sorgfältigen Kontrolle unterliegen; alle Idiotismen und lokal gefärbte Eigentümlichkeiten, wie ich sie in meinem Aufsatz befürchte, könnten zu keinem Zerfall führen, wenn sie durch die Kontrolle seitens des vom Bewußtsein geregelten Sprachunterrichts neutralisiert würden. Halten wir uns nun wieder, wie wir immer müssen, um einen festen Standpunkt gegenüber den

Weltsprachfreunden einnehmen zu können, an das Programm der Délégation, und nehmen wir die Menschen der europäischen Kulturwelt, wie sie von jeher gewesen sind, und nicht wie man wünscht, daß sie für gewisse Zwecke, denen man nachstrebt, sein möchten, so muß behauptet werden: weder der Sprachunterricht, dem der Einzelne allermeist nur kurze Zeit unterworfen werden kann, noch alle Maßregeln eines internationalen Sprachamts werden ausreichen, eine stetige Vergrößerung der schon gleich im Anfang nach den verschiedenen Ländern in Lautung, Syntax und Phraseologie vorhandenen "dialektischen" Differenz des Esperanto zu verhindern. Der Vergleich der Wirkungsart und des Wirkungserfolgs der internationalen Meterkommission und ähnlicher Institute mit der Wirksamkeit des erhofften internationalen Sprachamts (oder wie immer man die zukünftige Zentralstelle für Aufrechterhaltung der Einheitlichkeit des Esperanto nennen will) ist äußerst unpassend. Denn im Sprachlichen ist an den Einzelnen entfernt nicht so heranzukommen, wie an den, dem ich zumute, sich dieses Maßes oder Gewichtes zu bedienen und keines anderen; denn beim Sprechen ist man, mag man seine Muttersprache oder Esperanto sprechen und schreiben, nicht bloß einer Norm folgend und reproduzierend (einigermaßen rein reproduzierend ist man nur etwa, wenn man ein gelerntes Gedicht hersagt, bei Grußformeln u. dgl.), man ist dabei immer zugleich schöpferisch tätig. Und von den statistischen Studien und Prüfungen, wie sie Ostwald in Aussicht stellt, wäre nur dann eine Frucht zu erwarten, wenn das Sprachamt viele viele Tausende in den beteiligten Ländern als Wächter der Ordnung anzustellen in der Lage wäre, und selbst der auf diesem Wege zu erzielende Gewinn wäre voraussichtlich ein äußerst geringer, keiner, der irgend im Verhältnis stände zu dem gemachten Aufwand. B. de C. verspricht sich augenscheinlich Erkleckliches von der Wirkung der künftig an die Esperantosprechenden zu erlassenden Warnungen. Ich fürchte aber, es ist die alte Geschichte: weil man selber von dem Wert und der Nützlichkeit einer für das Wohl der Mitmenschen zu schaffenden Einrichtung voll überzeugt und für diese Einrichtung begeistert ist, stellt man sich auch diese Mitmenschen alle von gleichen Gefühlen beseelt vor. Gütliches Zureden wird schwerlich viel nützen. Und Zwangsmaßregeln, wie man sie etwa bei Maß und Gewicht hat, sind gegenüber den Vorgängen in und zwischen den Menschen, die man die menschliche Sprache nennt, nicht anwendbar.

7. So ergibt sich uns, von welcher Seite her wir uns das Programm der Délégation ansehen, ein merkwürdiges Bild. Man glaubt zu wissen, in der und der Richtung liege ein herrliches Land, wo man es sich könne wohl gehen lassen. Man hat ein großes Vehikel konstruiert, das soll uns hinbringen. Man hat zunächst gute Freunde, denen man davon erzählt hat, überredet einzusteigen, und sie sind eingestiegen. Nun weiß man aber nicht, ob es Straßen zu dem Land hin gibt, die für das Fahrzeug passierbar sind, ob die Wege nicht vermöge ihrer Beschaffenheit schon vor dem Ziel das Fahrzeug ruinieren werden. Ferner vermögen es die Zugtiere, die man bereits vorgespannt hat, kaum zwei Schritt weit von der Stelle zu bringen. Und an der Ausrüstung des Fahrzeugs selber fehlen noch gar manche, auch sehr wichtige Bestandteile, ohne die man eine so weite Fahrt nicht wagen darf.

Was ist da zu tun?

Ob die Freunde einstweilen in dem Wagen Platz behalten wollen, indem sie das Unternehmen mit B. de C. sub specie aeterni betrachten, das ist ihre Sache, es geht uns Andern nichts an. Jedenfalls aber rate ich, wie die Dinge heute liegen, keinem, noch dazu einzusteigen. Die Délégation aber wird, wenn sie nicht vorzieht auf alles zu verzichten, und wenn sie auf Mitwirkung der Zeitgenossen rechnen will (und auf diese Mitwirkung muß sie doch rechnen), vor allem gut tun, ihr bisheriges Programm ganz wesentlich einzuschränken. Ich wiederhole: weniger wäre mehr gewesen! Und die nach dieser Richtung hin, scheint es, zustimmenden Bemerkungen von B. de C. S. 427 erwecken die Hoffnung, daß wenigstens er sich überzeugen wird, daß nur von einem wirklich neuen Programm etwas zu hoffen ist.

Sollte jedoch die Esperantobewegung demnächst demselben Schicksal verfallen wie weiland die Volapükbewegung, so ist, denke ich, jetzt doch nicht alles umsonst gewesen. Es ist in der Debatte von verschiedenen Seiten auf diesen oder jenen wichtigen Punkt schärfer hingewiesen worden, der früher unbeachtet geblieben ist, es sind neue Erfahrungen gesammelt. Vielleicht empfiehlt es sich, daß jemand, der Lust und Zeit dazu hat, eine bibliographische Übersicht über alles das verfaßt, was aus Anlaß des Esperanto und anderer künstlicher Weltsprachen in diesen Jahren in den verschiedenen Ländern geschrieben worden ist und vermutlich noch wird geschrieben

werden. Wenn dann später wiederum diesen oder jenen die Lust anwandeln sollte, zugunsten einer internationalen künstlichen Hilfssprache (es könnte auch eine zweite, wesentlich erweiterte und verbesserte Auflage des Esperanto sein) eine Agitation einzuleiten, so könnte er, falls er überhaupt aus der Geschichte zu lernen fähig ist, sicher viel daraus lernen, und es würde sich vermutlich, im Gegensatz zu heute, so oder so eine erfreuliche Energieersparung konstatieren lassen.

Leipzig. K. Brugmann.

II.

Der Abschnitt von Baudouins Abhandlung Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen (Ostwalds Annalen der Naturphilosophie VI 385 ff.), der meine Kritik des Esperanto widerlegen soll, ist mir dadurch erfreulich, daß er wohl allen klar macht, wie viel Mühe und beständig wiederholte Übung nötig ist, um diese Sprache richtig zu sprechen, d. h. so zu sprechen, wie es von ihrem Erfinder verlangt wird. Baudouin leugnet nicht, daß manche der im Esperanto vorkommenden Laute und Lautgruppen ganzen großen Völkern nicht geringe Schwierigkeiten bereiten, findet aber daran nicht viel zu tadeln, und zuletzt läuft es immer darauf hinaus, daß in die Beschaffenheit des Esperanto, wie es von Dr. Zamenhof festgelegt und wie es von seinen Anhängern gebilligt und angenommen ist, die übrige Menschheit nichts drein zu reden habe, sondern sich anstrengen möge zu lernen, wenn es ihr auch noch so unbequem sei.

Ich hatte (Zur Kritik der künstl. Weltspr. S. 32) getadelt, daß den Deutschen zugemutet wird, die ihnen ungewohnten, z. T. in ihrer Sprache gar nicht vorkommenden Laute *tsch*, *dsch*, franz. *j* in einer Menge von Esperantowörtern anzuwenden. Baudouin antwortet darauf (S. 400): "Was die Laute betrifft, so kann man vor allem der deutschen Aussprache diejenige vieler anderer Völker (Italiener, Franzosen, Engländer, alle slavischen Völker usw.) entgegenstellen. Die Deutschen könnten also diese kleinen Opfer bringen und sich der Aussprache dieser ihnen von Geburt an fremden konsonantischen Laute ganz einfach anbequemen, wie wieder anderen Völkern eine Anbequemung an andere Laute und Lautkombinationen zufallen würde". Baudouin wird mir wohl

zutrauen, daß ich beim Niederschreiben jener Zeilen die Existenz von *tsch* usw. im Italienischen, Slavischen u. a. gekannt und daran gedacht habe, auch gewußt habe, daß ein Deutscher alle diese Laute lernen kann. Darum handelt es sich gar nicht, sondern darum, daß der Verfertiger einer Weltsprache die verdammte Pflicht und Schuldigkeit hat, die Sprachgewohnheiten der großen Kulturvölker zu berücksichtigen, und nicht nach seinem Gutdünken die von ihm aufgestellte Sprache mit Lautgebilden überladen darf, die eine davon nicht kennt. Wenn ein Italiener, Franzose oder Slave von mir verlangt, ich solle, wenn ich seine Sprache lerne, mich auch seiner Aussprachsweise anbequemen, so hat er vollkommen recht, und jeder wäre ein Narr, der es nicht täte. Woher aber dem Dr. Zamenhof die Berechtigung kommt, von den Deutschen zu verlangen, sich seinen Einfällen anzubequemen, möchte ich erst nachgewiesen haben.

Ich hatte (S. 32) bemerkt, daß die Diphthonge *au*, *eu*, *ai* usw., von denen das Esperanto voll ist, den Franzosen eine Menge für sie schwer sprechbarer Silben aufbürdet. Baudouin sagt, diese Schwierigkeit bestehe nicht. Daß, wie er meint, diese Laute "gerade für die Franzosen gar keine Schwierigkeit" bieten, leuchtet mir nicht ein. Aber mag das Beispiel ungeschickt gewählt sein, die Wortliste im Fundamento de Esperanto beweist, daß der Verfasser gar nicht daran gedacht hat, den Franzosen die für sie schwierigsten Lautverbindungen zu ersparen, z. B. *spron-* Sporn, *schpruts-* spritzen, *schraub-* Schraube, *schtrump-* Strumpf usw. Daß Franzosen lernen können, solche Silben zu sprechen, bezweifle ich natürlich gar nicht, ich frage nur wieder, wie kommt der Esperantoerfinder dazu, aus dem Deutschen Silben wie *schtrump-*, die nicht bloß für Franzosen, sondern für viele Völker äußerst schwierig sind, in eine Weltsprache aufzunehmen. Die Antwort ist für mich, weil er gedankenloserweise sich die Schwierigkeiten nicht klar gemacht hat.

Getadelt hatte ich (S. 32) die Aufnahme des deutschen 'Knabe' als *knabo* in das Esperanto, weil den Engländern eine ihnen nicht bekannte Lautverbindung *kn* aufgehalst wird. Darauf antwortet Baudouin (S. 404), man brauche den Engländern gegenüber nicht so zuvorkommend sein, "daß man ihretwegen gewisse Lautgruppen aus seiner künstlichen Sprache verjagt. Wenn die Engländer das Esperanto erlernen wollen, müssen sie es so nehmen, wie es ist, und sich bemühen, alle Laute und Laut-

verbindungen genau auszusprechen". Also die Engländer müssen; warum? weil Dr. Zamenhof sic vult, sic jubet; nach meiner Meinung mußte er vielmehr auf die Engländer Rücksicht nehmen und die zwei Wörter, die er im Fundamento mit *kn* hat, *knab-* Knabe, *kned-* kneten, nicht aufnehmen. Wenn mir jemand einen vernünftigen Grund angibt, warum er diese beiden deutschen Wörter seiner Sprache einverleibt hat anstatt irgend welcher anderen, die nicht mit *kn* beginnen, werde ich mich freuen; bis dahin nehme ich an, der einzige Grund, weshalb die Wörter dastehen, ist Gedankenlosigkeit des Esperantoerfinders.

Ich hatte (S. 33) darauf hingewiesen, daß die im Esperanto zahlreichen Lautverbindungen von Konsonant + *i* + Vokal (z. B. *kiu tiu tschia* usw.) sich im Munde der verschiedenen Völker wegen der eigentümlichen Einwirkung der *i*-Artikulation auf vorangehende Konsonanten leicht und stark verändern. Baudouin meint (S. 408), ich habe stark übertrieben, wenn ich behaupte, das Esperanto wimmele von solchen Silben. Wenn man aber bedenkt, daß gerade außerordentlich häufig in der täglichen Rede gebrauchte Wörter wie 'welche' *kiuj*, 'jene' *tiuj*, 'alle' *tschiuj*, solche Lautverbindungen enthalten, wird man wohl zugeben, daß die Rede des Esperantosprechenden von solchen Silben voll ist. Indes, ob mehr oder weniger, darauf kommt es nicht an, sondern auf die prinzipielle Seite der Sache, die in Baudouins Antwort liegt; er sagt nämlich (S. 408): "Gesetzt sogar, es sei wirklich wahr" (daß das Esperanto von Silben wie *kiu* usw. wimmle), "müßte man doch als die höchste Instanz das gegenseitige Einverständnis der esperantischen Sprachbeteiligten betrachten: wenn solche Lautgruppen in den in erster Linie Interessierten keinen Anstoß erregen, können sich die Fremdlinge alle Besorgnisse ersparen". Also, Dr. Zamenhof stellt eine 'künstliche' Sprache zusammen, die als internationale Verkehrssprache für alle erdenklichen Mitteilungszwecke von allen Klassen von Menschen verwendet werden soll; eine Anzahl gelehrter und ungelehrter Leute sind mit ihr zufrieden wie sie ist, nehmen sie an und werben für ihre Verbreitung. Wer außerhalb dieser Gemeinde steht, ist ein Fremdling und hat einfach das Maul zu halten, wenn ihm diese Art Weltsprache nicht gefällt, obwohl er doch auch zu der Welt gehört, die sie annehmen soll.

Die Gefahr, daß die Vokale *a*, *o*, *u* in unbetonten End-

silben leicht zusammen fallen — ich habe dabei natürlich an Sprachen mit stark exspiratorischem Akzent gedacht — und dadurch Formenunterschiede des Esperanto, wie etwa *mi ámos* ich werde lieben, *mi ámus* ich würde lieben, im Sprechen verschwinden, habe ich S. 33 betont. Daß es so kommen muß bei Deutschen, Russen usw., leugnet Baudouin an sich auch nicht, aber er hat wieder das bekannte Mittel (S. 410): "Die das Esperanto als gesprochene Sprache anwendenden Deutschen, Russen, Slovenen, Engländer . . . müssen sich abgewöhnen, unbetonte Silben zu schwachen und zu reduzieren und infolge dessen einzelne Vokale und überhaupt Laute, wie man sagt, zu verschlucken". Es ist doch eigentlich arg: die Millionen von Deutschen, Russen usw. müssen wieder, nur Dr. Zamenhof mußte, wie es scheint, nie etwas. Nach meiner Ansicht mußte er darauf bedacht sein, die oben genannten Verbalformen durch irgend welche Mittel so deutlich zu unterscheiden, daß auch die Hunderte von Millionen Menschen, die nun einmal die Gewohnheit haben, unbetonte Endsilben schwach zu artikulieren, sie doch ohne Mühe auseinanderhalten konnten.

Baudouin hat völlig recht, wenn er sagt (S. 405): "Eine ideale Leichtigkeit der Aussprache ist in einer künstlichen Sprache ebenso schwer zu erreichen, wie in den bestehenden traditionellen Sprachen. Wenn man sich eine künstliche Sprache aneignen will, muß man sich ebenso üben, wie bei jeder anderen Sprache". Allerdings, aber ich habe eine solche ideale Leichtigkeit garnicht erwartet oder verlangt, sondern was ich wollte, scheint mir deutlich genug S. 32 ausgesprochen: "Man dürfte erwarten, daß jemand, der für alle jene Völker ein gemeinsames Verständigungsmittel aufstellen will, sich die Frage vorlegt: welche Laute und Lautverbindungen sind ihnen allen gemeinsam oder annähernd bei ihnen gleich. Darnach hätte er weiter zu fragen: welche Laute und Lautverbindungen sind nach allgemeinen lautphysiologischen Erwägungen und nach Analogie der vorhandenen, allen gemeinsamen Laute noch als leichter sprechbar anzusehen. Auf Grundlage dieser Festsetzung wäre dann das Wortmaterial, also ein für die betreffenden Völker im ganzen leicht sprechbares, festzustellen und zu formen". Damit ist ein Prinzip aufgestellt, und ich gestehe ein, daß ich so schwach bin, nicht begreifen zu können, wie ohne ein solches Prinzip etwas Befriedigendes geschaffen werden kann. Daß man das

Prinzip nie wird strenge durchführen können, daß man lautliche Schwierigkeiten behalten wird, ist ebenso gewiß, aber das hebt die Verpflichtung nicht auf, für möglichste Beseitigung der Schwierigkeiten zu sorgen; eine solche wahllose Zusammenwürfelei, wie sie Zamenhof geliefert hat, ist damit nicht gerechtfertigt. Er und sein Anhang können freilich wieder sagen: Prinzip hin, Prinzip her, uns hat es so beliebt, ihr anderen habt zu schweigen und zu gehorchen.

In bezug auf die Lautverhältnisse komme ich noch auf eine Bemerkung Baudouins (S. 407), die einzige in seiner Schrift, die, wie ich gestehen muß, mich geärgert hat. Ich hatte (S. 33) gesagt: "Das *i* solcher Silben (nämlich wie *kia*, *tiu* u. dgl.) verwandelt sich, mag auch der Esperantogrammatiker vorschreiben, man solle es deutlich aussprechen, ohne weiteres in *j*". Er bemerkt dazu: " "Es verwandelt sich" ", "aber wo verwandelt es sich? Doch nicht in der Luft?" Folgt dann eine kurze Belehrung über das Wesen der sog. Lautgesetze. Den Laien — und von den Lesern des Aufsatzes werden wohl mehr als neun Zehntel sprachwissenschaftliche Laien sein — muß ich demnach als der Dummkopf erscheinen, der glaube, ein irgendwo selbstständig herumschwebendes *i* verwandle sich in irgend etwas anderes und wirke auf eben solche Wesen irgendwie ein. Ich weiß nicht, ob mir jemand zutraut, daß, wenn ich z. B. sage: der Barockstil ist aus dem Renaissancestil entstanden oder aus ihm hervorgegangen, ich damit sagen will, der Renaissancestil habe durch generatio aequivoca den Barockstil aus sich hervorgebracht oder ihn mit einem anderen Wesen erzeugt, und nicht vielmehr meine, daß denkende und empfindende, mit der Hand zeichnende und bauende Menschen unter Veränderung des bisher in der Baukunst Üblichen Gebäude neuer Art geschaffen haben. Es ist doch eine wunderliche Pedanterie, mir den kurzen Ausdruck "verwandelt sich" aufzumutzen, den kein heutiger Sprachforscher anders versteht, als daß Menschen unter bestimmten physischen, psychischen und sozialen Bedingungen ihre Sprechweise wandeln.

Auf den Teil, der das Morphologische behandelt (S. 411 f.), gehe ich nicht ein; auch Baudouin hat da viel am Esperanto auszusetzen; es heißt aber S. 416 doch: "Übrigens wenn es sich um Billigung oder Tadel esperantischer Formen handelt, muß man vor allem die Esperantisten selbst befragen. Wenn

ihnen ihre *ge-fratoj, ge-amikoj* usw. ebenso wie *patrino* neben *patro* und ähnliche munden, muß man damit einverstanden sein und die Tatsache so nehmen, wie sie ist". Immer der gleiche Refrain, die Esperantisten und ihr Häuptling können tun, was sie wollen, wir andern armen Menschenkinder müssen.

Zum Schluß noch eins: Ich habe S. 38 bemerkt, daß mir das Erlernen des Esperanto schwer geworden sei, habe damit natürlich, wie dort aus dem Zusammenhang hervorgeht, sagen wollen, daß es mir nicht leichter vorgekommen ist als andere Sprachen, die ich gelernt habe. Baudouin will S. 419 seine Erfahrung dagegen geltend machen: "Wenn ich die Zeit zusammenrechne, die ich auf das Esperanto verbraucht habe, werden es höchstens zwei Wochen sein, selbstverständlich Wochen intensiver Arbeit, nicht mit einem achtstündigen, sondern wenigstens mit einem zwölfstündigen Arbeitstage. Jetzt verstehe ich, bis auf wenige hie und da zerstreute Worte, jeden esperantischen Text ohne Schwierigkeit. Selbst zu sprechen oder zu schreiben habe ich bis jetzt weder versucht, noch Gelegenheit gehabt, glaube aber, daß es mir nach einer verhältnismäßig kurzen Praxis gelingen würde". Hier haben wir also eine bestimmte Angabe der Arbeitszeit, die gebraucht wurde; der Lernende ist ein Mann von außerordentlicher Sprachbegabung — wir sind alte Freunde, und ich weiß genau, daß er mich darin und in der Anzahl der ihm geläufigen Sprachen weit übertrifft —, er kannte die ins Esperanto übernommenen romanischen Wörter, ebenso auch die deutschen und englischen, selbstverständlich die slavischen, er ist ein geschulter Sprachforscher, der durch langjährige Praxis und systematische Betrachtung imstande ist, sprachliche Dinge schnell zu übersehen. Dieser Mann hat nun gegen 14 × 12 Stunden = 168 Stunden gebraucht und hat es unter den denkbar günstigsten Vorbedingungen dahin gebracht einen Esperantotext ohne Schwierigkeit zu verstehen. Ein besseres Zeugnis gegen die Leichtigkeit des Esperanto konnte ich mir gar nicht wünschen. Ich denke mir dem gegenüber einen deutschen Arbeiter, ordentlich begabt, aber ohne Kenntnis des Französischen, überhaupt andrer Sprachen als seiner Muttersprache, und nehme an, er habe wöchentlich zwei Stunden zum Esperantolernen übrig (mehr wird wohl selten sein), so braucht er, immer vorausgesetzt, er lerne trotz der mangelnden Vorkenntnisse ebenso schnell wie Baudouin, 84 Wochen, also über anderthalb Jahre; bei drei wöchentlichen

Stunden immer noch über ein Jahr. Rechnet man aber, was sicher gering gerechnet ist, daß der gänzliche Mangel erleichternder Vorkenntnisse das Lernen um das Dreifache erschwert, so kommen fast 5, resp. reichlich 3, und selbst bei sechs wöchentlichen Stunden immer noch über anderthalb Jahre heraus. Wenn mich ein solcher Mann fragte, ob er Esperanto lernen solle, würde ich ihm antworten: "Lieber Freund, lassen Sie das sein; mit der Zeit und Arbeit, die Sie auf das Esperanto verwenden müßten, können Sie soviel Englisch lernen, daß Sie sich unter den 125 Millionen englisch redenden Menschen damit forthelfen können, haben außerdem den Gewinn, eine nach allen Seiten wunderbar reiche Literatur benutzen und genießen zu können. Haben Sie noch weiter ebenso viel Zeit und Lust, so lernen Sie Französisch dazu und haben dann die gleichen Vorteile auf französischem Sprachgebiet".

Baudouin meint (S. 419), ich sei wohl an das Studium des Esperanto von vorn herein mit einem gewissen Widerwillen herangetreten, ein solches Unbehagen aber hemme die Arbeitskraft und verzögere den Erfolg. Es ist wahr, daß ich keine Schwärmerei für künstliche Weltsprachen habe und mir von ihnen keinen Gewinn für die Menschheit verspreche; allein einen Widerwillen gegen einen der vielen Versuche derartiger künstlicher Sprachen habe ich nie gehabt und habe auch das Esperanto in aller Ruhe betrachtet. Ferner weiß ich mich ganz frei von dem Fachmännerhochmut, den Baudouin S. 391 f. sehr energisch bekämpft. Was der ist, der es unternimmt, eine künstliche Sprache aufzustellen, ob Sprachforscher oder etwas andres, ist mir ganz gleichgiltig; ich frage nur, ob das fertige Werk etwas taugt oder nicht. Ein Recht der Kritik habe ich wie jeder, vielleicht als Sprachforscher doch etwas mehr als die Tausende, die sich zum Gebrauch des Esperanto überreden lassen, wie sie sich zu jeder beliebigen Weltsprache überreden lassen würden, wenn eine genügend kräftige Agitation sie antriebe. Jedenfalls darf man mir nicht damit kommen: die Esperantisten haben beschlossen, es soll so sein, damit ist die Sache erledigt; wollen Sie mitmachen, gut; wollen sie nicht, so schweigen Sie gefälligst. Von der seit dem Erscheinen unsrer kleinen Schrift von esperantistischer Seite herausgekommenen Literatur über das Esperanto ist mir nur zufällig eins oder das andere zu Gesicht gekommen; aus dem, was ich davon gelesen habe, und aus Briefen, die mir von

Esperantisten zugegangen sind, habe ich mit Verwunderung gesehen, wie stark das Selbstgefühl der Esperantisten ist, namentlich aus den Briefen, unter denen natürlich auch die unumgänglichen anonymen Postkarten nicht fehlen. Hübsche Prädikate bekomme ich da: lächerlich, rückständig, voreingenommen, vorurteilsvoll, leichtfertig, kritiklos, unwissend, verständnislos, ein zehnjähriges Kind habe mehr Einsicht als ich; es soll mich nicht wundern, wenn ich nächstens lesen werde, ich sei verrückt oder blödsinnig. Ich nehme es nicht übel, denn ich weiß, daß Fanatikern aller Art der Gegenstand ihrer Verehrung als sakrosankt gilt, und daß sie daher alle, die ihn nicht ebenso verehren, für dumm oder schlecht halten müssen. Wer einen Götzen angreift, muß gewärtig sein, daß dessen Anbeter ihn steinigen. Wenn die Menschheit sich von den Eiferern zum Esperanto bekehren läßt, ist alle Kritik hinfällig, dann hat niemand etwas drein zu reden und wird niemand drein reden; so lange aber nur ein winziger Bruchteil selbst der europäischen Menschheit sich dazu bekehrt hat, wird es nicht ausbleiben, daß die Seelen der Esperantisten zuweilen durch Kritiken empört werden.

Leipzig. A. Leskien.

Griech. θώς 'Schakal'.

Eine einleuchtende Etymologie der griech. Bezeichnung des Schakals ist bisher meines Wissens noch nicht gegeben worden; denn Ficks Zusammenstellung des Worts mit θοός 'schnell', δάος ..... ὑπὸ Φρυγῶν λύκος Hesych [1]) unterliegt lautlich mannigfachen Bedenken und wird von Solmsen KZ. 34, 49 mit Recht verworfen. Die Zugehörigkeit von θώς zu Wz. θεϝ- läßt sich höchstens in der Weise annehmen, daß man wie Brugmann Grundr. 2², 140 [2]) θώς auf ein älteres *θωυ̯ς zurückführt, das sich zu θεῖν verhalten würde wie κλώψ zu κλέπτειν oder φώρ zu φέρειν. Daß der Schakal aber als 'Läufer' bezeichnet worden sei, ist aus semasiologischen Gründen wenig wahrscheinlich; denn eine solche Benennung würde ziemlich matt sein. Gelingt es, eine Deutung zu geben, die auch zu dem ganzen Wesen des Tieres besser paßt, so ist diese jedenfalls der Brugmannschen vorzuziehen. Nun stellt

1) Spracheinheit der Indogermanen Europas S. 412 ff.
2) Ebenso Bechtel Hauptprobl. S. 274 ff.

Kretschmer Einl. in die Gesch. d. gr. Spr. S. 221 das phrygische δαϝος sehr einleuchtend mit slav. *daviti* 'würgen' zusammen, wozu weiter lit. *dõvyti* 'umherjagen, abquälen', lyd. Κανδαύλης = κυνάγχης Hipponax fr. 1 Bgk.⁴ [1]) kommen. Daß die Phryger den Wolf nach seiner Raubgier und Blutdürstigkeit als nach seiner spezifischen Eigenschaft benannt haben, wird niemand auffällig finden und es gewiß billigen, wenn wir auch θώς auf eine Wurzel von der Bedeutung 'fressen, verzehren' zurückführen. Stehen sich doch Schakal und Wolf auch sonst nahe, was bereits die Alten mehrfach hervorheben [2]). Glücklicherweise brauchen wir bei der Erklärung nicht einmal in die Ferne zu schweifen, da das Griechische selbst eine Verbalwurzel liefert, mit der sich θώς ungezwungen vermitteln läßt:

θῶσθαι · δαίνυσθαι, θοινᾶσθαι, εὐωχεῖσθαι. Αἰσχύλος Δικτυουλκοῖς (fr. 49 N.²). Hesych, θῶται · εὐθηνεῖται, θοῖναται. θῶνται · θοινῶνται, εὐωχοῦνται, εὐθηνοῦνται. θώσασθαι · εὐωχηθῆναι. θωθῆναι · φαγεῖν, γεύσασθαι. Id., τέθωται · τεθοίνηται Phot., fut. θωσούμεθα Epich. fr. 139 Kaib., dazu mit anorganischem σ (wie δρηστήρ, μνηστήρ, ὀρχηστήρ, -τής) θωστήρια · εὐωχητήρια. καὶ ὄνομα <ἑορτῆς> [3]) Hesych, vgl. θωστήριά θ' ἄμ' ἐπαινεῖ 'lobt unsere Schmauserei, unser Fest' Alkman fr. 23 (Parthen.), 81 Bgk.⁴, s. Diels Hermes 31, 366, von Wilamowitz ibd. 32, 257 [4]).

Die Wurzel θω- enthält, wie W. Schulze KZ. 27, 425 nachgewiesen hat [5]) Langdiphthong **ōi̯*, vgl. das mit ihr ablautende θοίνη, θοινᾶσθαι, mit dem unsere Sippe mehrfach interpretiert

1) Solmsen KZ. 34, 77 ff. [Vgl. auch Brugmann Ztschr. f. celt. Phil. 3, 596 f. und v. Rozwadowski Materyały i prace kom. językowej, Tom. II (Krakau 1907) S. 344 ff. — K. B.].

2) Aristot. hist. anim. 2, p. 507 b, 17 ἔχει δὲ καὶ ὁ θώς πάντα τὰ ἐντὸς ὅμοια λύκῳ, Hesych s. v. θώς · εἶδος θηρίου λύκῳ ὅμοιον.

3) Suppl. Reiske.

4) Bei Epich. fr. 71, 3 stellt Kaibel für das korrupte θωτέρω θώστριον 'cibus' her, das er mit στεγάστριον, θερίστριον, φαμμάστρια · τὰ ψαιστά. καὶ ἑορτή τις Hesych (ad gloss. lt. no. 4) in der Suffixbildung vergleicht. θωχθείς · θωρηχθείς, μεθυσθείς. Σοφοκλῆς Διονυσιακῷ (fr. 175 N.²). Hesych, ebenso Phot. enthält schwerlich die mit einem Guttural erweiterte Wurzel θω-, sondern gehört offenbar mit τέθωκται · τεθύμωται. τεθωγμένοι · τεθυμωμένοι, μεμεθυσμένοι. θῶξαι · μεθύσαι, πληρῶσαι Hesych zusammen, und diese Bildungen sind wohl mit θήγειν 'wetzen' zu verbinden, vgl. de Saussure mém. S. 155, Bechtel Hauptprobleme S. 236; vgl. auch θάξαι · μεθύσαι. τεθαγμένοι · μεμεθυσμένοι. τέθαξαι · (με)μέθυσαι Hesych und Ahrens Dial. 2, 182.

5) S. auch Hirt Ablaut § 79, S. 35.

wird. Dafür, daß θοίνη nicht nur von Gastmählern, sondern auch vom Fraße der Tiere im Gebrauche ist, mangelt es nicht an Belegen:

Eur. Ion 504 ἵνα τεκοῦcά τις | παρθένος, ὦ μελέα, βρέφος | Φοίβῳ, πτανοῖc ἐξώριcε θοίναν | θηρcί τε φοινίαν δαῖτα, πικρῶν γάμων | ὕβριν. Rhes. 515 cτήcω πετεινοῖc γυψὶ θοινατήριον. Ion 1495 οἰωνῶν γαμφηλαῖc φόνευμα θοίναμά τ' εἰc | Ἅιδαν ἐκβάλλει [1]). Auch δαίc wird bekanntlich katachrestisch gebraucht:

Α 4. 5 αὐτοὺc δὲ ἑλώρια τεῦχε κύνεccιν | οἰωνοῖcί τε δαῖτα [2]), Ω 43 (λέων) ὅc τ' ἐπεὶ ἂρ μεγάλῃ τε βίῃ καὶ ἀγήνορι θυμῷ | εἴξαc εἶc' ἐπὶ μῆλα βροτῶν, ἵνα δαῖτα λάβηcιν [3]), nachhomerisch außer der bereits zitierten Stelle aus Eur. Ion, wo sich δαίc neben θοίνη findet, Soph. Phil. 957 ἀλλ' αὐτὸc τάλαc | θανὼν παρέξω δαῖθ', ὑφ' ὧν ἐφερβόμην, Eur. Hecub. 1078 κυcί τε φονίαν δαῖτ' ἀνήμερον usw. (vgl. Lehrs Aristarch [2], S. 161).

Die Erklärung von θώc als 'Fresser' wird durch die griech. Literatur selbst an die Hand gegeben und bestätigt. Von der Gefräßigkeit der Schakale weiß bereits Homer zu erzählen. N 103 nennt er sie zusammen mit raubgierigen Pardeln [4]) und Wölfen:

ἐλάφοιcι .... αἵτε καθ' ὕλην | θώων παρδαλίων τε λύκων τ' ἤια πέλονται.

Ganz schlagend aber ist Λ 474 ff. Dort werden die Odysseus umringenden Troer mit δαφοινοὶ θῶεc (so 474) verglichen, die sich um einen von einem Jäger angeschossenen Hirsch scharen. Das Tier, das nur durch schnellen Lauf seinem Verfolger ent-

---

1) Vgl. auch θοινâcθαι = 'fressen' von Geschwüren: Eur. fr. 792 N. [2] φαγέδαιν' ἀεί μου cάρκα θοινᾶται ποδόc [: Äsch. fr. 253 N. [2] φαγέδαιν' ἀεί μου cάρκαc ἐcθίει ποδόc]. Übrigens ist φαγέδαινα, das zu φαγεῖν gehört, wie auch die zitierten Stellen bestätigen, eine neue Stütze für Kretschmers Etymologie (Einleit. S. 207, Anm. 5, Wochenschr. für klass. Philol. 1907, Sp. 513): γάγγραινα zu cypr. γρᾶ· φάγε Hesych, γράcθι Hoffmann Dial. 1, Nr. 144, 1, ἔγραε Kallim. fr. 200 Schn., γράccματα 'res consumptae' (Meister, M. Fraenkel) Argos I. G. IV, 554, 4, γραίνειν· ἐcθίειν Hesych. Die Zusammenstellung von γάγγραινα und γράω rät bereits E. M. p. 219, 28 sq.

2) So hat Zenodot (Athen. 1, p. 12 e), während in unsere Hss. πᾶcι geraten ist, durch Vermittlung eines Grammatikers (wahrscheinlich des Aristarch, der freilich nicht genannt wird), da nach Ansicht der Analogisten Homer δαίc nur vom Schmause der Menschen gebraucht, s. Cauer Homerkrit. S. 20.

3) Diese Interpunktion ist jedenfalls der hinter μῆλα vorzuziehen, welche ihrerseits ebenfalls nur jener einseitigen Beobachtung über den 'homerischen' Gebrauch des Wortes δαίc zuliebe gemacht ist.

4) Ebenso zählt Herodot 4, 192 unter den Tieren Libyens auch θῶεc καὶ πάνθηρεc auf.

ronnen ist, gerät in die Gewalt dieser ὠμοφάγοι θῶες (479), die schon dabei sind, es zu zerfleischen. Ein reißender Löwe aber stört die Bestien in ihrer Arbeit; die Schakale ergreifen die Flucht und geben das getötete Wild dem Löwen preis. Es lohnt sich, die Verse 479—481, die für uns besonders wichtig sind, wörtlich hier anzuführen:

ὠμοφάγοι μιν (ἔλαφον) θῶες ἐν οὔρεσι δαρδάπτουσιν
ἐν νέμεϊ σκιερῷ· ἐπί τε λῖν ἤγαγε δαίμων
σίντην· θῶες μέν τε διέτρεσαν· αὐτὰρ ὁ δάπτει.

Den besten Kommentar hierzu liefert Aristot. hist. anim. 9, p. 610 a, 13 sq.:

πολέμιοι δὲ καὶ ὁ λέων καὶ ὁ θὼς ἀλλήλοις· ὠμοφάγοι γὰρ ὄντες ἀπὸ τῶν αὐτῶν ζῶσιν.

In der Tat ist es, als habe Homer durch die den θῶες und dem λῖς gegebenen Epitheta die Urbedeutung dieser Tiernamen gleichsam paraphrasieren wollen. Denn auch λείων (l. λήων), λέων, λῖς gehören nach W. Schulzes schöner Etymologie [1]) zu einer Wurzel ***slēi-** : ***slei-**, ***slī-** in dem Sinne 'zerreißen' (vgl. germ. **slītan** [2])). Lit. **liūtas** [3]) 'Löwe' aber ist wahrscheinlich [4]) Entlehnung von slav. **ljutъ** 'χαλεπός, ἄγριος'. Bemerkenswerterweise findet sich slav. **ljutъ** zwar nicht als selbständige Bezeichnung des Löwen, wohl aber als Epitheton reißender Tiere, in Sonderheit des Löwen, vgl. namentlich Izbornik vom Jahre 1073 [5]): ***čto bo jestъ lъwa ljutěje?*** Auch die Schlange (*zméja*) führt oft dieses Beiwort, woraus sich slav. **ljutica** 'Viper' erklärt [6]). Hier können wir mithin den sprachgeschichtlichen Prozeß, demzufolge ein besonderes Charakteristikum allmählich zur Bezeichnung seines Hauptträgers ververwandt wird, im Lichte der Geschichte deutlich verfolgen.

Daß Schakal und Löwe [7]) den Griechen höchstwahrscheinlich von Anfang an nicht bekannt waren, enthält keinen Einwand

---

1) Quaest. ep. S. 70 ff.

2) *Slītan* : *slī-* = *giutan* : χυ-, s. Schulze a. O.

3) Germ. *lewo*, slav. *lьvъ* sind, wie Schulze ibd. Anm. 4 zeigt, Entlehnungen des lat. *leo* mit nachträglich eingefügtem *w*, *leo* wiederum von griech. λέων.

4) Jagič Archiv für slav. Phil. 2. S. 364, Brückner slav. Fremdwörter im Litauischen S. 105.

5) Brückner und Jagič a. O.

6) S. die genannten Forscher in den zitierten Abhandlungen.

7) Nach Schrader Reallex. S. 709 sollen die Griechen den Schakal erst auf kleinasiatischem Boden kennen gelernt haben, da er in Europa

gegen unsere Deutung, im Gegenteil, es ist eine neue Stütze für ihre Richtigkeit. Ebendeshalb scheinen sie diese Tiere, als sie ihnen zum ersten Male begegneten, nach demjenigen ihrer Züge benannt zu haben, der am meisten hervortrat und für die Menschheit die größten Gefahren in sich barg. Auch die nächsten Verwandten der Griechen, die Macedonen, haben sich von ähnlichen Gesichtspunkten leiten lassen, wenn sie den Löwen χάρων nannten[1]): sie haben also ἀπὸ τῆς χαροπότητος[2]) den Namen gewählt, während bei den Hellenen χαροπός nur als Epitheton des λέων fungiert (λ 611, hymn. Hom. Merc. 569, Ven. 70; 13, 4, Hes. theogon. 321, scut. 177).

Charakteristisch für die Art der Benennung von Tieren, mit denen die Griechen erst verhältnismäßig spät bekannt wurden, sind auch die Bezeichnungen des Hahns als ἀλέκτωρ und ἀλεκτρυών. Der Hahn wird literarisch nicht vor Theognis erwähnt, ist aber vielleicht schon im 7. Jahrhundert nach Ausweis der Vasenbilder aus dem Orient nach Griechenland hier und da importiert worden, vgl. Kretschmer KZ. 33, 559 ff. Kretschmer ist daher mit Recht der Ansicht[3]), daß dieser Περσικὸς ὄρνις von den Griechen mit jenem "aus dem Epos in doppelter Form bekannten heroischen Namen" benannt worden ist, "dessen Bedeutung [ἀλέκτωρ = 'Streiter, Abwehrer, Kämpfer'] dem streitbaren Charakter des Vogels entsprach". Wenn also auch dieser Fall den obigen nicht ganz analog ist, so lernen wir doch soviel aus ihm, daß auch hier eine charakteristische Eigentümlichkeit bei der Benennung eines in Griechenland erst in historischer Zeit heimisch gewordenen Tieres zum mindesten mitgewirkt hat.

θώς und λῖς bestätigen endlich auch eine auf dem Gebiete der idg. Wortforschung vielfach zu machende Beobachtung. Auch an der Hand weiterer Beispiele läßt sich wahrscheinlich machen, daß sog. zu Verbalwurzeln in Beziehung stehende und ihrer Bedeutung nach der Klasse der nomina agentis angehörende Wurzel-

nicht vorkam; der Löwe war nach ihm ibd. S. 508 ff. einst in ganz Europa verbreitet, hatte sich aber schon bei Beginn der neolithischen Periode nur noch in den an Asien unmittelbar angrenzenden Landstrichen unseres Erdteils erhalten.

1) Tzetzes zu Lykophron 455 [χάρωνος ὠμηστοῦ βορά] : χάρων ὁ λέων κατὰ Μακεδόνας. S. Hoffmann Maced. S. 43.

2) Hesych s. v. χάρων. Hoffmann erklärt richtig χάρων als Kurzform von χαροπός.

3) Schon vor ihm gibt dieselbe Erklärung Fick Curt. Stud. 9, 169.

nomina ebenso wie die nomina agentis auf -ός[1]) als Simplicia fast nur in übertragenem Sinne auftreten, vgl. außer θώς und λῖς noch δόρξ 'Gazelle' (δέρκεσθαι), κρέξ ein Vogel (κρέκειν), σκνίψ Ameisenart (σκνίπτειν), τρώξ 'Nager, Wurm' (τρώγειν), φώρ 'Dieb' (φέρειν) u. a.[2]), mit -τ-Erweiterung, z. B. πλώς 'Fisch' (πλώειν, πλεῖν), θής 'Lohnarbeiter, Knecht' (zu θεῖν?)[3]).

Als zweite Glieder von Komposita dagegen fungieren solche Nomina als reine nomina agentis[4]):

κρυσταλλοπήξ 'glacie constrictus', ὀξυπλήξ 'scharf treffend', κυαμοτρώξ 'Bohnenfresser' u. a., mit -τ- ἀγνώς 'nicht kennend' und 'unbekannt', ἀκμής 'unermüdet', σαρκοβρώς, σιδηροβρώς 'carnem, ferrum edens' u. v. a.

Ich komme auf diese ganze Frage demnächst in größerem Zusammenhange zurück.

Leipzig. **Ernst Fraenkel.**

---

1) Über letztere s. Verf. griech. Denom. S. 210 mit Anm. 2.

2) Die eigentliche Bedeutung eines nomen agentis haben θώψ 'Schmeichler' (τεθηπέναι etc., de Saussure mém. S. 156) und κλώψ 'Dieb' (κλέπτειν) bewahrt. Von den zweisilbigen Nomina wie ἅρπαξ, κόλαξ, θέραψ sehe ich hier ab. Bemerkenswert ist unter den Einsilblern namentlich πτώξ. Es erscheint X 310 [πτῶκα λαγωόν] noch ganz im eigentlichen Sinn 'schüchtern, feige', P 676 dagegen [πόδας ταχὺς — πτώξ] ersetzt es geradezu das gebräuchlichere λαγωός, λαγώς. Übrigens ist vielleicht auch λαγωός nach einer bekannten Eigentümlichkeit des Hasen geprägt worden, vgl. λάγνος 'geil' und Solmsen Unters. S. 111.

3) Brugmann IF. 19, 389.

4) Es bedarf wohl kaum einer besonderen Hervorhebung, daß schon idg. Wurzelnomina auch die Bedeutung von nomina actionis haben können und in solcher Funktion natürlich sehr oft auch unkomponiert auftreten, z. B. ῥώξ 'Riß, Ritze', φρίξ 'Aufschauern', φλόξ 'Glut, Entzündung, Flamme', mit -τ- δαίς 'Anteil, Portion, Mahl' [daneben δαίτη und δαιτύς, vgl. altind. *stut-* 'Lob, Preis' und *stuti-ḥ*], δώς 'Gabe', mit Präpositionen προβλής 'Vorsprung' (bei Homer nur adj., verb. mit ἀκτή und σκόπελος), σύγκλειτος (gen.) Larisa Coll. 345, 10 = Hoffmann Dial. II, Nr. 16 u. s. f. Für das Altindische sei der Kürze halber auf Whitney § 383 und 384 verwiesen. Es ist ja bekannt, daß diese nomina actionis seit Urzeiten feminines Geschlecht haben. Wie nahe sich nomina agentis und nomina actionis der Bedeutung nach stehen, sei an einem charakteristischen Beispiele demonstriert: Hesiod op. 356 δὼς ἀγαθή, ἅρπαξ δὲ κακή, θανάτοιο δότειρα. ἅρπαξ bedeutet hier abweichend von seinem gewöhnlichen Sinne ('räuberisch') 'Raub, Räuberei', wie altind. *druh-* nicht nur 'beleidigend, beschädigend, Peiniger, Unhold', sondern auch als fem. 'Kränkung, Schädigung' heißt.

Präsensstamm und perfektive Aktionsart.

Um zu einem klaren Urteil über das Verhältnis zwischen Präsensstamm und perfektiver Aktionsart zu gelangen, erscheint zunächst eine Erörterung des letztgenannten Begriffes erforderlich. Über den ersteren sei nur soviel bemerkt, daß damit an dieser Stelle die Gesamtheit der Präsentia und Imperfekta unter Ausschluß der starken Aoriste gemeint sein soll.

Der Ausdruck 'perfektive Aktionsart' wird von den Sprachforschern in doppeltem Sinne verwendet. Am deutlichsten unterscheidet Delbrück Vgl. Synt. 2, 151 beide Arten, wenn er sagt: "Entweder kann man sich vorstellen, daß die Handlung in ihrer Entwicklung und außerdem der Punkt der Vollendung dargestellt werden soll. . . Oder es kann die Handlung lediglich im Punkte der Vollendung erfaßt werden". S. 152 bezeichnet er diesen Unterschied mit linear- und punktuell-perfektiv. Dabei ist jedoch zu beachten, daß Delbrück und unter Berufung auf ihn auch Brugmann den Ausdruck auf die mit perfektivierenden Präpositionen zusammengesetzten Verben einschränkt, während er bei einfachen Verben im ersten Fall von terminativer Bedeutung (des Präsensstammes) und im zweiten Fall von effektiver Bedeutung (des griechischen Aorists) spricht[1]).

Veranlassung zu dieser Einschränkung gibt Delbrück, wie er S. 146 sagt, die Rücksichtnahme auf die richtige Erfassung der geschichtlichen Zusammenhänge. Für Delbrück ist die Punktualität ein ursprüngliches, immanentes Element der meisten Verbalwurzeln (S. 14); dagegen sieht er in der Perfektivierung durch Präpositionen offenbar eine jüngere, einzelsprachliche Erscheinung, die eine längere Bedeutungsentwicklung der Präpositionen voraussetzt; vgl. dazu auch Brugmann Gr. Gramm.[3] 482 f. Beide Elemente der Perfektivierung sind allerdings zweifellos verschiedenen Alters, ihrem Wesen nach aber vollkommen gleich. Die Punktualität einer Handlung ist, gleich der Perfektivierung durch Präpositionen, nicht ein in dem Wesen der betreffenden Wurzeln liegendes Moment, sondern ein im Vergleich zur präsentischen Aktionsart jüngerer Erwerb (IF. 21, 123 und 130).

Somit ist auch zwischen terminativer und linear-perfek-

1) [Die schweren Bedenken, die man gegen Delbrücks Auffassung geltend machen muß, sind IF. 11, 56 ff. ausführlich erörtert. W. Str.]

tiver Aktionsart kein wesentlicher Unterschied[1]). Die Erscheinung der Perfektivierung durch Präpositionen ist, soweit sie Präsens und Imperfekt betrifft, als die anderer Mittel sich bedienende Erneuerung der ursprünglichen, aber namentlich im Imperfekt im Kampfe mit der aoristischen Aktionsart immer mehr zurückweichenden Bedeutungsweite des Präsensstammes anzusehen, die auch Vorhandlung + Abschluß als natürliche Einheit einer Handlung zum Ausdruck bringen konnte (IF. 21, 119 und 123)[2]). Aus diesem Typus hat sich durch Abschwächung des Moments der Perfektivierung diejenige Variante der terminativen Bedeutung entwickelt, bei der nicht die Vollendung selbst ausgedrückt, sondern nur als Ziel ins Auge gefaßt ist; vgl. dazu die von Delbrück S. 53 ff. angeführten Beispiele, von denen namentlich κ 123 ἀνδρῶν τ'ὀλλυμένων νηῶν θ'ἅμα ἀγνυμενάων das angegebene Verhältnis veranschaulichen mag.

Diese Auffassung der Präsensaktion als eines Mittels, die Handlung in ihrer Vollständigkeit auszudrücken, steht freilich mit der üblichen in Widerspruch. Zwar hat Delbrück an der oben angeführten Stelle (S. 151) die Möglichkeit einer perfektiven Aktionsart in dem Sinn, daß Vorhandlung und Vollendung ausgedrückt werden sollen, zugegeben (vgl. auch Brugmann a. a. O. 483) und dann hiermit im Gebiet der einfachen Verba die terminative Aktionsart verglichen (S. 152). Aber hiervon abgesehen wird allgemein dem Präsensstamm das Moment der Vollendung, soweit es ein tatsächlicher Bestandteil der Handlung ist, abgesprochen; vgl. noch Brugmann a. a. O. 488.

Demgegenüber suchten die Ausführungen IF. 21, 118 ff. an der Hand von Beispielen und allgemeinen Erwägungen nachzuweisen, daß namentlich bei Homer, aber auch später noch der Präsensstamm die sich bis zum Abschluß entwickelnde Handlung, also linear-perfektive Aktionsart enthalten kann. Angesichts jedoch des streng gegensätzlichen Standpunkts Herbigs IF. 6, 200 ist es erwünscht, die Realität perfektiver Präsensaktion durch weitere Argumente zu erhärten.

1) Abgesehen natürlich davon, daß die Bezeichnung 'terminativ' auch von initiven Verben wie ὄρνυμι gebraucht wird.

2) Daß auch der Aorist an dieser Perfektivierung durch Präpositionen teilnahm, widerspricht nicht, da ja auch er die perfektive Bedeutung mehr und mehr einbüßte (Brugmann a. a. O. 482). Wenn Meltzer Gr. Gramm. 2, 32 die Perfektivierung durch Präpositionen leugnet, so geschieht dies offenbar auch in dem Bemühen, die perfektive Aktionsart vom Präsensstamm fernzuhalten.

Herbig spricht nur von der Unvereinbarkeit des Indicativus temporis praesentis mit der actio perfectiva. In der Tat muß es sich auch schwieriger gestalten, mit der Natur des entsprechenden Tempus der Vergangenheit, des Imperfekts, die actio perfectiva als unverträglich zu erweisen. Aber nur eine scheinbare actio perfectiva gesteht Herbig S. 209 dem Imperfekt zu; die von unserm Standpunkt vorhandene, aber nicht betonte Perfektivität der Handlung stecke in all diesen Fällen nicht im Imperfekt, sie ergäbe sich lediglich aus dem Zusammenhang. Schon IF. 21, 128 Anm. ist aus sprachpsychologischen Gründen hiergegen Stellung genommen. Solche Einwürfe sucht die hier vorgetragene Auffassung zu vermeiden. Man hat sogar ein Recht, die Handlung in ihrer Totalität neben der unvollendeten als das psychologische und sprachgeschichtliche Prius anzusehen; die Vorstellung der nicht abgeschlossenen Handlung setzt die der abgeschlossenen voraus.

Hinsichtlich des Präsens bemerkt Herbig a. a. O.: "Der Augenblick der Perfektivität ist ein Punkt, der genau genommen mit jenem andern [dem Zeitpunkt der Gegenwart] nicht zusammen treffen kann. Denn jedes Diktum beruht auf einer innern oder äußern Wahrnehmung, und die Wahrnehmung muß als Grund des Diktums diesem vorausgehen; die Perfektivität der Verbalhandlung einer solchen Wahrnehmung gehört also, wenn sie sprachlich wiedergegeben wird, bereits der Vergangenheit an". Das ist in der Hauptsache nur richtig, wenn es sich um einen momentan-perfektiven, d. h. um einen aoristisch aufgefaßten Vorgang handelt. Zwei Punkte, die an einander vorbeieilen, der Moment des Geschehens und die (in solchem Fall nur momentan zu denkende) Gegenwart des Sprechenden, stehen eben nur einen einzigen Augenblick in Konjunktion. Auf diesen Augenblick wäre noch die Aussprache zu fixieren; und damit der Bedingung zu präsentischer Zeitgebung zu genügen, ist freilich eine mathematisch genau kaum zu erfüllende Forderung.

Die nach psychologischen Rücksichten verfahrende Sprechtätigkeit zieht sich hier doch weitere Grenzen; von diesem Standpunkt ist auch die Möglichkeit präsentischer Auffassung nicht ganz von der Hand zu weisen. Griechische Beispiele wüßte ich freilich kaum in diesem Sinne zu verwerten. Wenn aber Herzog Wilhelm bei Uhland im Hinstürzen ruft: *Ich fass' und ergreife dich, Engelland*, so läßt eine Stelle dieser Art die fragliche

Deutung nicht nur zu, sondern die präsentische Auffassung verdient auch in psychologischer Würdigung der Situation, worauf es allein ankommt, vor präteritaler oder futurischer den Vorzug. Darauf, ob die Worte zeitlich mit dem momentanen Vorgang genau zusammenfallen, kommt es nicht so sehr an; das Entscheidende ist vielmehr, daß der Sprechende beides in dem Trieb, den Ausdruck möglichst aktuell und lebendig zu gestalten, auf einen Moment verlegen will, und diese Absicht ist an der angeführten Stelle zweifellos vorhanden. Dem Sinne nach ist dies auch bei Xenoph. Anab. 1, 8, 26 τὸν ἄνδρα ὁρῶ der Fall; ist diese Beurteilung der Stelle richtig, so würde daraus hervorgehen, daß das kursive ὁρῶ mangels einer punktuellen Gegenwartsform die Funktion einer solchen übernommen hat. Ähnlich erscheint die Sachlage 2, 5 16 ἀλλ' ἥδομαι ('das macht mir aber Freude'), namentlich wenn wir unter denselben Umständen verwendetes ἥcθην zur Vergleichung herbeiziehen, worüber unten S. 382 mehr. Nahe gelegt wird die lebhaftere punktuelle Auffassung von ἥδομαι auch durch das charakteristische ἀλλά; gemeint ist also der Kulminationspunkt der freudigen Erregung, der die gleichzeitige Aussprache auslöst. Eine solche, wenn auch nur annähernde Gleichzeitigkeit des momentanen Vorgangs und der auf ihn bezüglichen Aussprache wird namentlich dann für den Sprechenden möglich sein, wenn, wie in dem letztgenannten Beispiel, der Moment des Geschehens vorauszusehen ist.

Leichter aber assoziiert sich mit präsentischer Bedeutung die terminative oder, was von unserm Standpunkt aus dasselbe ist, die linear-perfektive Aktionsart. Ein Ausweichen des Moments der Perfektivität in die Vergangenheit oder Zukunft wird hier dadurch erschwert, daß dieser Zeitpunkt durch die innige Verbindung mit der als gegenwärtig gedachten und im Augenblick des Abschlusses zur Aussprache drängenden Vorhandlung einen festen Halt gewinnt und umgekehrt ihr einen solchen gewährt. Es ist psychologisch sehr natürlich, daß in solchen Fällen der Sprechende mit dem in lebendiger Gegenwart erfaßten Augenblick der Vollendung die in ihm sich erfüllende Vorhandlung auch in einheitlicher Zeitgebung zu einem sachlichen Ganzen verbindet; ein signifikantes Beispiel dieser Art ist Penelopes Wort ψ 230 πείθεις δή μοι θυμόν, das von langem Bemühen und seinem eben eintretenden, die starre Zurückhaltung der Königin lösenden Erfolg berichtet. Hier und in ähnlichen Fällen wird erst die

sich vollendende Handlung namhaft gemacht, erst sie hat Anspruch auf den der Verbalwurzel eigentümlichen Bedeutungsinhalt.

Falls sich der Augenblick des Abschlusses merklich später einstellt als die Äußerung, so wird allerdings die perfektive Bedeutung von selbst in die kursive übergehen, aus πείθεις = *du überredest* wird ein kursives Präsens werden in der Bedeutung *du redest zu*, und in dieser Richtung hat sich in der Tat die Bedeutungsentwicklung der Präsentia in der attischen Zeit vielfach bewegt; vgl. Delbrück a. a. O. 83. Andererseits wird der Sprechende da, wo eine bis zu ihrem natürlichen Ziele geführte Vorhandlung vorliegt, den Eintritt des perfektivierenden Moments noch leichter als bei momentanem Geschehen voraussehen und danach den Zeitpunkt seiner Äußerung regulieren können.

Wie aus der linear-perfektiven Bedeutung auch ohne irrtümlich gewählten Moment der Äußerung durch stetige Verschiebung der Gegenwart des Sprechenden perfektische Bedeutung entstehen kann, ist IF. 21, 135 ff. gezeigt. Grade die Möglichkeit einer solchen Verschiebung beruhte auf linear-perfektivem Präsens; vgl. a. a. O. S. 136.

Das Ergebnis ist also, daß das perfektive Präsens weder einen Widerspruch in sich trägt, noch auch dem Griechischen tatsächlich fremd ist. Zuzugeben ist nur, daß es seiner Natur nach leicht gewissen Modifikationen ausgesetzt ist. Die Modifikation, die das linear-perfektive Präsens erleiden kann, ist schon erwähnt. Die momentan-perfektive Aktionsart, die im Bereich der Vergangenheit sich ungehemmt im Aorist entfaltet hat, weicht in der Gegenwart leicht in das Bereich präteritaler oder futurischer Bedeutung aus. Futurische Bedeutung konnte sich dann mit ihr assoziieren, wenn der zeitliche Unterschied zwischen der früher erfolgenden Aussprache und dem spätern Eintritt des Geschehnisses so merklich war, daß vielleicht nicht nach der Absicht des Sprechenden, wohl aber nach dem tatsächlichen Eindruck der temporale Charakter der Äußerung sich von selbst in futurischem Sinne verschieben mußte. Im Griechischen ist diese Verschiebung nur bei wenigen Verben usuell geworden (vgl. Delbrück a. a. O. 120). In andern Fällen hat die momentan-perfektive Aktionsart einen Übergang von präsentischer zu präteritaler Bedeutung zur Folge gehabt, eine Modifikation, die ihren Ausdruck in der Anwendung des Aorists findet; vgl. dazu Brugmann Gr. Gramm.[3] 490 und IF. 21, 137.

Meist lag jedoch ein Bedürfnis zu punktueller Ausdrucksweise im Präsens gar nicht vor, und man verblieb innerhalb präsentischer Aktionsart. Dasselbe meint Delbrück, wenn er, gemäß seiner Ansicht von der Ursprünglichkeit punktueller Aktionsart, von einer Anziehung der punktuellen Präsentia durch die zahllosen Indikative des Präsens der andern Klassen spricht (a. a. O. 71). Aus diesen Gründen unterblieb die Ausbildung einer besondern Form für einen aoristischen Indikativ des Präsens. Wenn man gleichwohl in gewissen Fällen, wie den angeführten Beispielen aus Xenophons Anabasis, wo eine punktuelle Auffassung nahe liegt, zur Form der präsentischen Aktionsart griff oder greifen mußte, so konnte doch die zutreffende aktionelle Färbung durch die Gesamtsituation hindurchscheinen.

Das Fehlen einer punktuellen Präsensform hielt vom Indikativ des Präsens die Konkurrenz fern, die dem Imperfekt und den Modis des Präsens aus dem Aorist erwuchs; man müßte denn, wozu man ein Recht hat, eine solche in Aoristen wie ἐγέλαcα, ᾔcθην usw. erblicken (IF. 21, 137). Über die Wirkungen jener Konkurrenz vergleiche man IF. 21, 128f.[1]). Dagegen ist das Umsichgreifen kursiver Bedeutung beim Indikativ des Präsens in attischer Zeit wohl nicht mit Delbrück auf den Gegensatz von φεύγω und ἔφυγον (a. a. O. 71), sondern auf den oben S. 381, Z. 4ff. erwähnten Umstand zurückzuführen.

Es erübrigt noch, nach außergriechischen Parallelen des perfektiven Präsens umzuschauen. Ein Orientierungsmittel hierzu bietet die *kann*-Bedeutung der linear-perfektiven Aktionsart des Präsens (und Imperfekts); vgl. dazu die Ausführungen IF. 21, 120f. Beachtenswert ist nun, daß auch das Slavische und namentlich das Irische diese *kann*-Bedeutung des perfektiven Präsens entwickelt haben, worüber das Nähere bei Sarauw KZ. 38, 173ff. zu ersehen ist.

Eine weitere Stütze für die Tatsache eines linear-perfektiven Präsens im Griechischen bietet eine germanische Parallele, die durch die Vergleichung mit dem griechischen Sprachgebrauch ihrerseits eine schärfere Beleuchtung erhält.

Die *kann*-Bedeutung des zielstrebig-perfektiven Präsens (und Imperfekts) hat, wie aus der obigen Verweisung hervorgeht, im Griechischen zuweilen an seine Stelle die Umschrei-

[1]) Es muß an dieser Stelle statt Präsens schlechthin genauer natürlich Indikativ des Präsens heißen.

bung mit δύναμαι und dem Infinitiv (meistens Aoristi) treten lassen; οὐ τανύω = οὐ δύναμαι τανύσαι = *ich kann nicht spannen*. In positiven Sätzen, in denen die *kann*-Bedeutung weniger scharf hervortritt, ist mir ein Beispiel, das als Ersatz des perfektiven Präsens durch δύναμαι mit dem Infinitiv gedeutet werden könnte, nicht bekannt. Mit der umschreibenden Wendung des Griechischen ist nun zu vergleichen der mit *ga-* (*ge-*) zusammengesetzte Infinitiv nach *mag* (*kann*). Streitberg hat PB. 15, 107 f. gezeigt, daß diesem beweglichen *ga-* (*ge-*) des Gotischen und des älteren Deutschen perfektivierende Kraft innewohnt, wenn sie auch vielfach durch die ältere Stufe soziativer Bedeutung und durch jüngere Mechanisierung, namentlich im Dienste der Metrik, verdunkelt wird. Daß die Partikel so häufig vor die von *mag* (*kann*) abhängigen Infinitive tritt, erklärt er aus der Bedeutung dieser Verba. Der griechische Gebrauch zeigt uns, daß es wohl richtiger ist, *ga-* nicht auf die Einwirkung von *mag* zurückzuführen, sondern beide Elemente, *ga-* und *mag* aus dem zielstrebig- perfektiven Sinn herzuleiten, der dem im Infinitiv stehenden Verbum vom Sprechenden beigelegt wird. Eine weitere in der Natur der Sache liegende Übereinstimmung zwischen griechischem und germanischem Sprachgebrauch zeigt sich darin, daß, entsprechend dem griechischen οὐ δύναμαι mit dem Infinitiv des Aorists, im Germanischen *ga-* vor dem von *mag* abhängigen Infinitiv am häufigsten in negativen Sätzen erscheint, vgl. v. Monsterberg ZfdPh. 18, 315.

Die Vergleichung von οὐ τανύω und Ähnlichem mit verwandten Erscheinungen anderer idg. Sprachen soll natürlich nicht auf eine historische, sondern lediglich auf eine psychologische Verwandtschaft hindeuten. Aber auch so erhält das perfektive Präsens des Griechischen eine erwünschte Anknüpfung an entsprechende Erscheinungen verwandter Sprachen.

Duisburg-Meiderich. E. Rodenbusch.

Sachregister.

Wortregister.

I. Indogermanische Sprachen.

Altindisch.

Neugriechisch.

Makedonisch.

Lateinisch.

Italisch.

Oskisch.

Umbrisch.

Französisch.

Italienisch.

Keltisch.

Gallisch.

Irisch.

Bretonisch.

Kymrisch.

Manx.

Gotisch.

Westgotisch.

Krimgotisch.

Burgundisch.

Gepidisch.

Herulisch.

Langobardisch.

Althochdeutsch.

Mittelhochdeutsch.

Neuhochdeutsch.

Altsächsisch.

Mittelniederdeutsch.

Neuniederdeutsch.

Altniederfränkisc

Altniederländisch

Mittelniederländis

Neuniederländisch

Friesisch.

Angelsächsisch.

Mittelenglisch.

Neuisländisch.

Ostnordisch.

Altnorwegisch.

Neunorwegisch.

Altschwedisch.

Neuschwedisch.

Dänisch.

Litauisch.

Lettisch.

Preußisch.

Altbulgarisch.

Czechisch.

Polnisch.

Russisch.

Kleinrussisch.

Serbisch.

Slovakisch.

Slovenisch.

Niedersorbisch.

Obersorbisch.

II. Nichtindogermanische Sprachen.

Arabisch.

Assyrisch.

Leipzig-Gohlis. H. Hirt.

Berichtigungen.

Anzeiger XX S. 166 Z. 38 lies: Y. *10*. 12 statt *9*. 28.
— — S. 170 Z. 13 lies: *pasubya staoraēibya vayaēibya pataretaēibya.*
— — S. 171 Z. 11 lies: **hūkəhrpa* statt **hūkəhrpahe.*
— — S. 172 Z. 26 lies: 326, Z. 9 statt 328, Z. 9.

IF. XXII. S. 407 Z. 23 v. o. lies: S. 406 statt S. 381.

ANZEIGER

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG

ZWEIUNDZWANZIGSTER BAND

STRASSBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1908.

M. DuMont Schauberg, Straßburg i. E.

Inhalt.

Ergänzungsheft:

ANZEIGER
FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN
HERAUSGEGEBEN
VON
WILHELM STREITBERG.

ZWEIUNDZWANZIGSTER BAND.

Brugmann Karl u. August **Leskien** Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen. Straßburg, Karl J. Trübner, 1908. 8°. 38 S. *M* 0,80.

Vor mehr als fünfundzwanzig Jahren war ich in Kissingen mit einem holländischen Kaufmann zusammen, der lebhaft für die Universalsprache focht; und als ich bei meinem Widerspruch beharrte, wurde er ärgerlich und sagte: "Natürlich, die Philologen wollen sich ihr Geschäft nicht verderben lassen!" Vielleicht habe ich in diesem Vierteljahrhundert in meiner Kenntnis der künstlichen Weltsprachen etwas Fortschritte gemacht; aber daß die 'Weltsprachler' in ihrer Beurteilung der philologischen Bedenken Fortschritte gemacht hätten, kann ich nicht finden.

Deshalb darf man nicht aufhören, diese Bedenken ruhig und sachlich vorzubringen. In meiner Studie über 'Künstliche Sprachen' suchte ich sie wissenschaftlich zu begründen; Diels hat sie in der bekannten Akademierede vorzugsweise vom praktischen Standpunkt aus vorgetragen; Brugmann und Leskien fassen nun, wie vor ihnen Gustav Meyer, theoretische und praktische Bedenken übersichtlich und klar zusammen — Brugmann die gegen die sprachlichen 'Homunculi' überhaupt, Leskien gegen den dermaligen Favoriten 'Esperanto', der wohl trotz der Zurufe begeisterter Chemiker und Mathematiker wie 'Volapük' und Genossen vor dem Ziel zusammenbrechen wird. Die sklavische Abhängigkeit der Zamenhofschen Erfindung von den Nationalsprachen setzt sie dabei noch tief unter die geistreicheren Dekokte früherer Spracherfinder, über die soeben L. Wiener (in der 'Internationalen Wochenschrift') eine lehrreiche Parade abhält.

Die Zweifel, die Brugmann gegen eine universale Brauchbarkeit der Universalsprachen vorträgt, die berechtigte Kritik der berühmten 'leichten Erlernbarkeit' durch Leskien, die Verwahrung gegen die übliche Verwechselung jedes beliebigen auf anderem Gebiet ausgezeichneten Gelehrten mit Sachverständigen auf dem Gebiet des Sprachlebens (wobei mir doch das allgemeine Urteil über Max Müller, nicht das in dieser Spezialfrage, etwas hart scheint) — dies alles scheint mir unwiderleglich. Nur in einem Punkt möchte ich Brugmanns Einwurf — den ich früher ebenfalls ausgesprochen habe — nicht mehr so unbedingt wiederholen. Ist wirklich auch bei einer solchen künstlichen Sprache die Dialektbildung notwendig von so unbegrenzter Ausdehnung wie bei Nationalsprachen? Kann sie nicht durch die unveränderliche Schriftsprache stark in Zaum gehalten werden wie — trotz dem mündlichen Gebrauch der Kleriker, der Ungarn

und Polen — das mittelalterliche Latein es blieb? Könnte bei dem starken internationalen Tauschverkehr der Esperantisten nicht die Ausgleichung zentripetaler wirken als bei den verhältnismäßig geringfügigen der dialektsprechenden Bewohner eines Landes?

Doch das ist eine reine Doktorfrage. Zur praktischen Lösung wird sie schwerlich kommen, da eine Durchführung der künstlichen Weltsprache Vorbedingung für dies interessante Experiment wäre. Aber all' die sonderbaren Vorzüge, die Leskien dem Esperanto nachweist, werden den Herren Couturat und Leau wohl kaum den Sieg über die bösen Philologen — und die schlimmeren Verhältnisse ermöglichen. Eine künstliche Sprache ist, wie Peter Schlemihl, ohne Schatten: nur vernunftmäßige Klarheit (wenn auch überhaupt die!), nichts von den klanglichen, assoziativen, historischen Reizen der gewordenen Sprache. So mag Peter Schlemihl denn mit Siebenmeilenstiefeln wandern — heimisch wird er nicht werden und sein Glück nicht machen!

Berlin. Richard M. Meyer.

Möller H. Semitisch und Indogermanisch. I. Teil: Konsonanten. Kopenhagen, H. Hagerup, 1907. 8°. XVI u. 395 S.

Möller macht in seiner Studie über Semitisch und Indogermanisch, deren erster die Konsonanten behandelnder Teil vor uns liegt, den kühnen Versuch, den weiten Abgrund zu überbrücken, der anscheinend Semitisch von Indogermanisch trennt. Zum erstenmale wird hier von einem mit genauer Kenntnis beider Sprachgebiete ausgerüsteten und dabei methodisch geschulten Forscher etwas gewagt, was vielen von vornherein für unausführbar gilt. Aber auch solche, die keine prinzipiellen Bedenken dagegen haben, sind leicht geneigt, ein Unternehmen, wie Möller es ins Werk setzt, für verfrüht anzusehen. Sind doch die beiden zu vergleichenden Faktoren bisher sehr ungleich durchforscht und erkannt: dem Indogermanischen, dessen Entwickelungsphasen bis in seine Urzeit hinein ziemlich aufgedeckt sind, steht das Semitische als ein Komplex von Sprachen gegenüber, deren Zusammengehörigkeit mehr gefühlt als definiert ist, und hinter die den Horizont einer semitischen Ursprache zu stellen gerade noch in einem mit Möllers Buche gleichzeitig erschienenen Buche ein 'Phantom' genannt wird, dem "ernsthafte Forscher heute kaum mehr nachjagen" (Brockelmann, Grundriß der vergl. Gramm. d. sem. Spr., Zur Einführung.). Möller erkennt wohl die Schwierigkeiten seines Themas, hat aber den Mut, dort, wo ihn die bisherige semitistische Forschung im Stiche läßt, sich mit eigener Kraft weiterzuhelfen. So ist sein erster Band eigentlich von vorn bis hinten Neuland der semitischen Wissenschaft.

Der Wagemut Möllers zeigt sich auch darin, daß er dem Semitischen den hamitischen Sprachkomplex als organische Ergänzung anhängt. Weitgehende Ähnlichkeiten zwischen semitischen und hamitischen Spracherscheinungen werden seit längerer Zeit von den Semitisten zugegeben; eine eigentliche Vergleichung beider Gebiete gilt jedoch als ein Noli me tangere. Bezeichnend ist hierfür die Äußerung Brockelmanns (Grundr. S. 4): "Eine voreilige Vergleichung hamitischer Spracherscheinungen mit semitischen kann daher nur zu leicht zu irrigen Schlüssen führen". Daß aber das Unterlassen jeder Vergleichung von zwei als ähnlich erkannten Sprachgebieten schlimmer ist als gelegentliches Irren in sprachlichen Konklu-

sionen, und daß überhaupt jeder Fortschritt der Wissenschaft naturgemäß mit Fehlern rechnen muß, wird dabei gern übersehen. Was Möller über die Verbindung des Semitischen mit dem Hamitischen denkt, steht schon seit langem auf dem Programm von Leo Reinisch; wenn M. dieses und damit das gewaltige Lebenswerk von Reinisch, die Erschließung der lebenden hamitischen Sprachen, außer Acht gelassen hat, so rächt sich das bei ihm dadurch, daß unter seinen Händen Hamitisch eigentlich zu Altägyptisch zusammenschrumpft. Diese Sprache, von deren Konsonantismus vieles, von deren Vokalismus aber fast alles unerschlossen ist, hätte, um aus ihr exakte Begriffe von Hamitisch zu gewinnen, unbedingt erst durch ein paar der lebenden hamitischen Sprachen, wie Bilin und Somali, gestützt und ergänzt werden müssen.

Um den hamitisch-semitischen Sprachstammbaum hat sich M. anscheinend nicht gekümmert; oder liegt eine Behauptung, daß Hamitisch eigentlich die ältere Schicht des Semitischen sei, in der Aufstellung, daß die Hamiten sich aus asiatischen Sitzen über Afrika verbreitet hätten? An einem Beweise hierfür läßt M. es fehlen. Beachtet man aber, daß wir hamitische Sprachen bisher nur in Afrika kennen, und zwar in reichster Mannigfaltigkeit, so könnte man mit viel größerer Wahrscheinlichkeit die Hypothese von der afrikanischen Herkunft der hamitischen Sprachen aufstellen. M.'s Ansicht wird lediglich die Konsequenz davon sein, daß nach ihm auch alle semitischen Sprachen ursprünglich in Asien beheimatet waren; dazu steht aber gewissermaßen im Gegensatz, daß er bei den afrikanischen Semiten eine Gruppe ursemitischer Laute (labialisierte Gutturale) konstatiert, die er den asiatischen Semiten abhanden gekommen sein läßt. In letzter Hinsicht mußten ihm wohl auch deshalb Hamiten und Semiten als Asiaten erscheinen, weil zu ihrer Verknüpfung mit den Indogermanen kein anderer Boden besser geeignet scheint als der asiatische: es liegt somit eine petitio principii vor.

Die Beschränkung, die bei M. bezüglich des Hamitischen besteht, läßt die Resultate seiner hamitischen Untersuchungen meines Erachtens ziemlich mager ausfallen; ungleich reicher ist der Anteil, der für das Semitische bei seiner Forschung abfällt. Vor M. bedeutete semitische Lautlehre das Nebeneinanderstellen der historisch überlieferten Laute ohne Rücksicht auf ihr organisches Verhältnis zueinander; M. stellt dieser bequemen Methode die schwierigere, aber auch gründlichere entgegen, die historischen Laute mit den aus ihnen zu erschließenden vorhistorischen als ein organisches System zu begreifen. Es ist M.'s hohes Verdienst, mit der Anwendung dessen, was in der indogermanischen Lautforschung als Anfang aller tieferen Forschung gilt, auf das Semitische einmal Ernst gemacht zu haben. Bei dieser Arbeitsweise mußte sich ihm auf Schritt und Tritt Neues einstellen. Von solchem bezeichnet er selber (S. XV ff.) als Wichtigstes:

1. die Nachweisung der palatalen Reihe *ś* (= שׁ), *đ* (*z*), *ṣ*, (arab.) *ḍ*, sich verhaltend wie *t*, *d*, *T*, *D* (zu *ṭ*) und *k*, *g*, *K*, *Ģ* (zu *ḳ*);

2. die Beleuchtung der Herkunft der emphatischen Konsonanten;

3. der Nachweis der ursprünglichen Regelmäßigkeit der Beziehungen von *k*, *t*, *ś* zu *ḳ*, *ṭ*, *ṣ*, von *p* zu *b*, von *g*, *d*, *đ* zu *Ģ* (zu *ḳ*), (arab.) *ẓ*, *ḍ*.

Diese drei Aufstellungen hat M. untereinander in systematischen Zusammenhang gebracht, sodaß Annahme oder Ablehnung der einen von ihnen leicht die der übrigen nachziehen könnte. Nun liegt ihre Begründung

bei M. ebensosehr auf indogermanischem wie auf semitischem Gebiete: das erschwert dem Semitisten eine feste Stellungnahme zu ihnen. Ich will von vornherein als wohl möglich hinstellen, daß M. in diesen drei Kardinalpunkten recht haben könne, möchte aber doch einige Einwände nicht zurückhalten; wenn sie vielleicht ein Steinchen des Systems lockern sollten, so würde das nach dem eben Gesagten gewichtige Folgen für das ganze System nach sich ziehen.

Wenn M. *ś*, *z*, *ṣ*, *ḑ* aus k_1, g_1, $\underset{.}{K}_1$, $\underset{.}{G}_1$ vornehmlich durch Palatalisierung entstanden sein läßt, so hat das etwas bestechend Einfaches an sich und bietet eine gute Erklärung für die Erscheinung, daß das historische Semitisch mit Spiranten überreichlich ausgestattet ist. Aber wie stellt sich dann M. zu der Tatsache, daß von obigen vier Lauten zweie (*ś* im Mehri und *ḑ* im Altarabischen) lateral auftreten? Gibt es eine Analogie dafür, daß Palatalisierung zu lateraler Artikulation führt? Wird man nicht vielmehr in der lateralen Lautbildung eine ursemitische Erscheinung zu erblicken haben? Weiter hätte M. beachten sollen, daß neben *ṣ* im Mehri in häufigen Fällen ein *ẓ*, in zahlreichen anderen Sprachen gelegentlich *z* (wohl urspr. *ẓ*) steht; dieser Laut, der gemäß seiner großen Verbreitung alt sein dürfte, paßt aber nicht in M.'s System der alten palatalen Laute.

In M.'s Auffassung der Entstehung der Emphase paart sich Eigenart mit Einfachheit; dennoch ist auch hier ein Zweifel am Platze. M. konstruiert hier ganz ohne Berücksichtigung des Wesens der historischen Emphase; man findet bei ihm keine Bemerkung darüber, daß zwischen der afrikanisch-semitischen und der asiatisch-semitischen Emphase ein großer Unterschied besteht, noch weniger, welche von beiden für älter zu nehmen sei. Jede Emphase ist nach ihm die Fortbildung vorsemitischer Stimmhaftigkeit der Tenues und Medien. Wäre nun dies der Fall, so erwartete man wohl, daß die Affektion, welche das Wesen der Emphase ausmacht, auch einheitlicher Natur sei. Das ist aber nicht der Fall: z. B. gibt es im Arabischen, dessen Lautbestand M. trotz des Fehlens der labialisierten Gutturale für den altertümlichsten erklärt, sowohl stimmhafte wie stimmlose emphatische Laute. Indem ich M. zugebe, daß die Emphase unter den Formen, wie sie das historische Semitisch zeigt, nicht im Vorsemitischen bestanden haben wird, möchte ich ihre Entstehung doch unter einem anderen, weiteren Gesichtspunkte erklären. Neben der Lautverstärkung, wodurch z. B. *t* zu *ṭ*, *k* zu *ḳ* wird, gibt es auch noch eine (von der Gemination zu trennende) Dehnung: z. B. von Labialen (vgl. tunisisches *m̄* und *b̄*, amharisches m^u und b^u), von *r* und *l* (vgl. amhar. r^u und l^u, vielleicht auch neuarab. *l* in *'alāh* 'Gott') — Erscheinungen, die M. nicht berücksichtigt hat. Ich halte es nun für möglich, daß diese und die emphatische Lautverstärkung gleichen Ursprungs seien, nämlich auf vorsemitische Konsonantdehnung zurückgehen. Unter welchen Umständen eine solche einmal eingetreten sei, wäre noch näher zu untersuchen: vielleicht trat sie nur im Gefolge der Begriffsbildung auf und stellt ein Gegenstück zur Stammvokaldehnung und Silbenverdoppelung der intensiven Aktionsarten dar (so daß einmal *k̄atal*, *kātal* und *katatal* [zu *kattal*] nahe verwandt gewesen wären).

Mit M.'s zweiter Aufstellung hängt seine dritte unmittelbar zusammen: er behauptet, es habe einmal ein geordneter Wechsel im Gebrauche stimmhafter (bezw. emphatischer) und stimmloser (bezw. einfacher) Laute innerhalb der Wurzeln bestanden. Ähnlich wie beim indogerm. gram-

matischen Wechsel' sei der Ton in seinen verschiedenen Abstufungen und Stellungen als Ursache dieses Wechsels anzusehen. Hierfür liefert aber keine semitische Sprache irgendwie überzeugende Belege. Emphatische und nichtemphatische Wurzellaute gehen innerhalb der einzelnen Sprachen unverändert durch alle Phasen der Wortbildung hindurch, und es ist schon etwas seltenes, wenn sich von einer zur anderen Sprache das Verhältnis der emphatischen Radikale um ein Geringes verschiebt. Hat ein stärkerer Ton, wie M. andeutet, als Ursache der Emphase, bezw. Stimmhaftigkeit, zu gelten, so muß man es auffällig finden, daß keines der Erweiterungselemente (Präfixe, Suffixe, Infixe) einen emphatischen Laut aufweist — sie, die in alter Zeit doch wohl zu den tonstärksten Wortelementen gehört haben werden. Hinsichtlich der Fälle, wo emphatische Wurzelelemente einer Sprache nichtemphatischen einer anderen Sprache gegenüber stehen, wird man sich einstweilen begnügen müssen, daran zu appellieren, daß ein emphatischer Radikal nicht selten den benachbarten auch emphatisch werden läßt, ferner anzunehmen, daß sich einige alt- oder ursemitische emphatische Laute nicht hätten halten können und in einen verwandten emphatischen oder auch einfachen Laut übergegangen seien, z. B. *ẓ* in *ṣ* oder *z*, stimmh. *q* in stimml. *q* oder *g*, *ḅ* in *p*, *p* oder *b*. Mit der Existenz des erwähnten *ḅ* sowie eines *p* im Ursemitischen rechnet M. — wie ich meine — durchaus mit Recht. Im historischen Semitisch läßt er sie, mit Ausnahme von sporadisch vorkommendem *p*, alle in *b* übergegangen sein; dabei hat er aber übersehen, daß das Syrische in einer Reihe von Wurzeln ein *p* hat, welchem arab., hebr., auch äthiop. *b* gegenüber steht (z. B. *pī* 'schön sein': arab. *bahija*; *pâpâ* 'Seite': klass.-arab. *'ibṭun*, neuarab. *bāṭ* 'Achsel'; *pīlâ* 'Elefant': klass.-arab. *'ibilun*, beduin.-arab. *bīl* 'Kamel(e)'; *paṣṣi* 'befreien': äth. *bēzaua*; *pâḳuḥ* 'geziemend': äth. *baḳʷeja* 'geziemend s.'; *paḳḳek* 'schwatzen': arab. *baḳḳa*; *pejâ* 'blöken': arab. *bagbagatun* 'Geblök'). Sucht man nach einer Erklärung für diesen auffälligen Wechsel, so dürfte am nächsten liegen, ihn mit untergegangenem *ḅ* in Verbindung zu bringen.

War für M. das Vorkommen von *p* im Altäthiopischen entscheidend, um den gleichen Laut dem Ursemitischen zuzusprechen, so trägt er auch kein Bedenken, die durch die äthiopischen und kuschitischen Sprachen weit verbreiteten labialisierten *K*-Laute in das vorsemitische Lautsystem einzusetzen. Er folgt darin im wesentlichen meinen Ausführungen in Z. D. M. G. 55, 411 ff., die für Brockelmann (Grundr. S. 44) wegen der dabei "befolgten Methode der Etymologie unannehmbar" sind. Nur möchte M. für den von mir aufgewiesenen Übergang zahlreicher labialisierter Gutturale des Äthiopischen in Hintergaumen- oder Kehlkopfspiranten nicht meine Erklärung gelten lassen, daß hier Aspiration oder altes wurzelhaftes *h* im Spiele sei, sondern läßt eine Reihe hinterster *K*-Laute (ohne Labialisation) Vorgänger dieser Laute gewesen sein. Ich bin geneigt, ihm zuzugeben, daß bezüglich der Fälle, wo regelmäßiger Wechsel zwischen äthiopischem labialisierten Guttural und asiatisch-semitischer Spirans vorliegt, seine Ansicht manches für sich hat, falls man sie dahin modifiziert, daß die ursem. Reihe schon labialisiert gewesen sei; doch halte ich daran fest, daß auch die mechanische Verbindung velarer *K*-Laute mit *h* zur Spirierung geführt habe, und daß solche besonders dort anzunehmen sei, wo neben labialisierter Explosiva des Äthiopischen im asiatischen Semitisch bald einfache Explosiva, bald Kehlkopfspirans steht.

Unschwer ließen sich gegen M.'s Aufstellungen noch weitere prin-

zipielle Bedenken oder Zweifel vorbringen. So wird es vermutlich auf Seiten der Indogermanisten nicht an Einwürfen fehlen gegen seine These von den Nachwirkungen alter Gutturale von der Art des semitischen 'Aleph, Ḥeth und ʿAjin. Auch von meinem Standpunkte habe ich gegen seine Gutturaltheorie einzuwenden, daß die Annahme eines vorsemitischen doppelten Aleph (A_1 und A_2) durch den alleinigen Hinweis auf das Ägyptische ungenügend begründet ist; denn was hier die durch 'Adler' und 'Schilfblatt' ausgedrückten Laute eigentlich sind, bezw. ob und wodurch sie sich von einander unterscheiden, ist den Ägyptologen selber noch ein Rätsel. Wenig überzeugt bin ich auch von der Annahme M.s, daß im semit. *ḥ* außer vorsem. *ḥ* auch vorsem. χ_1, oder daß im sem. *ġ* auch vorsem. g_1 enthalten sei. Mir scheint, die χ_1 und g_1 stehen in M.s Lautsystem an einer Stelle, wo man sie recht gut vermissen könnte. Bezüglich der ursem. *S*-Laute mit ihren historischen Vertretern hätte M. vermutlich manches anders oder genauer dargestellt, wenn er die Sibilanten des Amharischen in seine Forschungen einbezogen hätte; so würden Beispiele wie amh. *šangobut* (mit ፕ) 'Fliege am Kinn' : arab. *zaġabun* 'Flaumhaar', amh. *šagʷafa* 'hineinstecken' : arab. *zakata*, amh. *ašabara* 'schaudern' (hebr. *šāmar*!) : arab. *izbaʿarra* 's. sträuben (vom Haare)' ihm gezeigt haben, daß ursem. *ś* nicht allein in *z*, sondern auch in *š* nachlebt.

Es wird gut sein, bei der Beurteilung von M.'s Buch vorläufig von allen Kleinigkeiten abzusehen, besonders auch nicht an manchen bedenklich scheinenden Beispielen herumzumäkeln, zumal der vorliegende Band uns noch über die Ansicht des Verfassers bezüglich der Stammerweiterungsmittel im Ungewissen läßt. Hingegen wäre dringend zu wünschen, daß seine prinzipiellen Aufstellungen eine vielseitige, eingehende Debatte hervorriefen. Die Entscheidung darüber, ob M., wie er hofft, mitgewirkt habe, "die Gewinnung eines erweiterten Gebietes und erweiterter Erkenntnismittel für die indogermanische wie für die semitisch-hamitische Sprachforschung des 20. Jahrhunderts anzubahnen", wird wohl auf indogermanischer Seite fallen müssen; würde man hier M. z. B. in seinem kühnen Vorgehen zur Rekonstruierung vorindogermanischer Kehlkopflaute Recht geben, dann dürften auch die meisten seiner anderen Thesen haltbar sein. Immerhin will ich schon jetzt nicht mit dem Geständnis zurückhalten, daß M.'s Buch auf mich einen bedeutenden Eindruck gemacht hat. Mag M. in seinen Einzelaufstellungen Recht oder Unrecht haben: durch die geistvolle Art, wie er Probleme erkennt und zu lösen trachtet, hat er sich ein Verdienst um die semitische Wissenschaft und vollen Anspruch auf Beachtung seitens ihrer Vertreter erworben.

H. Grimme.

Brugmann K. und B. **Delbrück**, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. Kurzgefaßte Darstellung der Geschichte des Altindischen, Altiranischen (Avestischen und Altpersischen), Altarmenischen, Altgriechischen, Albanesischen, Lateinischen, Oskisch-Umbrischen, Altirischen, Gotischen, Althochdeutschen, Litauischen und Altkirchenslavischen. 2. Band: Lehre von den Wortformen und ihrem Gebrauch, von Karl Brugmann. 1. Teil: Allgemeines. Zusammensetzung (Komposita). Nominalstämme. Zweite Bearbeitung. Straßburg, Karl J. Trübner, 1906. Gr. 8°. XIV u. 685 S. ℳ 17,50.

Der vorliegende Teil der Neubearbeitung meines Grundrisses entspricht den ersten 462 Seiten des 2. Bandes der ersten Auflage. Das Mehr von 226 Seiten, das die neue Auflage aufweist, ist hauptsächlich hervorgerufen durch Hinzufügung eines 'Motive und Arten der Wortbildungsvorgänge' betitelten Abschnitts zu den Vorbemerkungen und durch eine mehr ins Einzelne gehende Neubearbeitung des Abschnitts über die Bedeutung der Nominalstammklassen, der von 29 auf 103 Seiten gekommen ist.

Im Verhältnis zu dem Raum, der der Betrachtung der Form der Nominalstämme gewidmet ist, hätte diese Bedeutungslehre freilich immer noch erheblich ausführlicher sein dürfen. Aber nicht an meiner Neigung lag es, daß das in dieser Beziehung heute Wünschenswerte in der neuen Auflage noch nicht geleistet ist, sondern die Rücksicht auf den Umfang des ganzen Werkes gebot Beschränkung und Verzicht. Ist doch überhaupt — bei der Fülle und Mannigfaltigkeit des zu verarbeitenden Materials und bei dem Umstand, daß gerade die Einzelerscheinung mit ihren Besonderheiten in der Regel das Interessanteste und oft auch das Lehrreichste ist — dem Bearbeiter eines solchen das Ganze kurz zusammenfassenden Werkes, wie dieser Grundriß ist, während der Ausarbeitung ununterbrochen Entsagung auferlegt.

Ich benutze diese Gelegenheit, einige Verbesserungen, Zusätze und sonstige Bemerkungen zu dem vorliegenden 1. Teil des 2. Bandes anzubringen. Die Verbesserungen — natürlich sind es nicht alle Korrekturen, die ich jetzt schon vorzunehmen hätte — sind großenteils durch die Rezensionen von Henry Rev. crit. 1906 S. 261 ff. und Streitberg Liter. Zentralbl. 1907 Sp. 167 ff. an die Hand gegeben worden. S. 18 Z. 5 v. u. und S. 74 Z. 14 v. u. ist für *ad alteram se convertere* zu lesen *ad alterum*. Denn da man eheliche Treue ursprünglich nur von der Frau forderte, wird *adulterare*, auf dem *adulter*, *adultera* beruhen, zunächst nur von der Frau gesagt worden sein. Vielleicht ist es nicht zufällig, daß von den entsprechenden Adjektiven des Altindischen, *anya-ga-*, *anya-gāmin-* das Petersb. Wtb. nur das Femininum (*anyagā-*, *anyagāminī-*) belegt (Kathās. 19, 27. 21, 56). — S. 22 Z. 1 v. u. und S. 106 Z. 18 v. o.: Da ich für νήκεστος, νήγρετος u. dgl. auf meinen Aufsatz Ber. der sächs. Ges. der Wiss. 1901 S. 99 ff. verweise, sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß ich mittlerweile darauf aufmerksam gemacht wurde — was mir bis jetzt entgangen war —, daß bereits Hirt Der idg. Akz. 1895 S. 312 geäußert hat, vielleicht sei νη- eine falsche Abstraktion von Formen, in denen *ne-* mit einem anlautenden Vokal kontrahiert war. Freilich ist Hirts Ausdruckweise mindestens unklar, weil man seine Worte logischerweise so verstehen muß, als halte er νη- in allen unmittelbar vorher von ihm aufgeführten Beispielen — worunter sich auch solche wie νήγρετος (ἐγείρω), νήνεμος (ἄνεμος) befinden — für eine falsche Abstraktion, während diese Bezeichnung nur auf νη- in νή-ποινος (ποινή) u. dgl. anwendbar ist. Überdies verkennt Hirt, daß man anzunehmen genötigt ist, **ne* sei von uridg. Zeit her, genauer von derjenigen Zeit her, in die wir von den historischen Einzelsprachen aus zunächst zurückgelangen, nur die Negation des Verbums gewesen. Immerhin war aber Hirt mit jener Äußerung bereits auf dem richtigen Weg zur Lösung des Problems, und dies hier hervorzuheben, ist mir eine angenehme Pflicht. — S. 23 Anm.: Zu den lat. Zahlwortbildungen *bīnī*, *ternī trīnī* usw. vergleiche man jetzt

Verf. Die distributiven und die kollektiven Numeralia der idg. Sprachen. Leipzig 1907. — S. 41 Z. 11 v. u.: Die Worte '*un ultra* = *ultralibéral* u. dgl.' hat Henry S. 264 mißverstanden; '*ultralibéral* u. dgl.' sollte kurzer Ausdruck für Einen sein, der in seinen politischen Ansichten zu extrem ist. Daß *ultra* auch einen Ultraliberalen bedeutet, lehren die Lexika. — S. 43 Z. 10 v. u. lies: (über got. *Ulfila Wulfila* s. Luft KZ. 36. 264), statt: (got. *Wulfila*). — S. 88 Z. 14 v. u.: Lat. *cini-flo* ist zu streichen. Denn wahrscheinlich war das Wort volksetymologische Zustutzung eines griechischen Wortes, dessen Anfangsbestandteil κικιννο- war. Vgl. Keller Lat. Volksetym. 102. Solche Formen dürfen mit echt einheimischen bezüglich der Stammbildungsverhältnisse nicht auf gleiche Linie gestellt werden. — S. 106 Z. 7 v. o.: Zu askl. *ne-ję̂tra*, *ne-jęsytъ* sieh jetzt die Nachträge zu Meillets Études (S. 506), wo *ję-* anders und, wie es scheint, richtiger beurteilt wird. — S. 127 Z. 12 v. u. lies: rauschend, statt: rauchend. — S. 198 zum Formans *-ejo-* und S. 254 zu den *no*-Formantien füge hinzu: Jul. Schwede De adiectivis materiem significantibus quae in prisca Latinitate suffixorum *-no-* et *-eo-* ope formata sunt, Breslau 1906. — S. 208 Fußn. 2: Füge hinzu F. Ribezzo Il tipo tematico *-ā(j)* nella declinazione indoeuropea, Napoli 1906. — S. 211 Z. 8 v. u. und S. 217 Z. 10 v. u.: Zu Sommers Deutung des lat. *mīlle* sieh Streitberg S. 168 und Verf. IF. 21. 12 f. — S. 218 Z. 12 v. o. sind die Worte ai. *máhiṣī* bis *máhiṣ-vant-* zu streichen — S. 244 Z. 14 v. u.: Neben die Deutung von ὕμνος, daß es zu ὑμήν gehöre (Curt. Stud. 9, 256), ist jetzt die ebenfalls mögliche und ansprechende Erklärung von W. Schmid (Rhein. Mus. 61, 480) getreten, wonach das Wort aus *ὕδμος (zu ὑδέω) hervorgegangen ist. — S. 271 Z. 10 v. u. lies: *tuenner* 'zwei', statt *tuenner* 'je zwei'. Denn *tuenner* heißt zwar Distributivum, ist das aber nicht. — S. 327 Z. 7 v. u. lies: Vendryes, statt: Niedermann. — S. 330 Z. 10 v. o. lies: ὕστρος, statt ὕστος. — S. 333 Z. 4 v. o. lies: **suésor-*, statt **suéror-*. — S. 371 Z. 1 v. o. lies: *currūlis curūlis* (1 S. 815) zu *currus*. — S. 383 Z. 9 v. u. füge hinter got. *riurs* hinzu: (Nom. Sg. unbelegt). — S. 394 § 291 Z. 19 lies: adjektivischer, statt: adjektischer. — S. 440 § 328: Die von Henry S. 265 gegen meine Auffassung der Feminina auf -τῦς gerichtete Bemerkung, que les thèmes latins en *-tūt-* offriraient une corrélation plus approchée, beruht auf einem Mißverständnis. Denn ich selber habe ja -τῡ- dem Bestandteil *-tū-* des lateinischen Formans *-tūt-* gleichgesetzt. S. dazu S. 453. — S. 469 Z. 4 v. o. Zu den griech. Nomina auf -αδ- sieh jetzt Ciardi-Dupré Sui temi nominali in -αδ-, Studi italiani di filol. class. 14. 177 ff. — S. 537 Z. 13 v. u. lies: fiisnam, statt: fiisnúm. — S. 538 § 411 füge hinzu: uridg. **snusó-s* 'verwandtschaftliche Verbindung', dann Bezeichnung der Schwiegertochter, zu ai. *snā́van-* 'Band, Sehne' griech. νεῦρον aksl. *snovati o-snyvati*; das Wort als *o*-Stamm erhalten arm *nu*, Gen. *nroy*, griech. νυός, in die *u*-Deklination übergegangen lat. *nurus*, in die *ā*-Deklination übergegangen ai. *snuṣā́* ags. *snoru* aksl. *snъcha* (IF. 21. 315 ff.). — S. 541 § 414 füge lat. *sexus -ūs* hinzu. Ursprünglich **sekso-s*, zum Neutr. *secus* 'Geschlecht'. Der Gen. *sexūs* war vielleicht eine alte Dualform (Danielsson Paulis Altital. Stud. 3, 187 ff., Walde Et. lat. Wtb. 569), doch ist diese dann auf den Stamm **sekso-*, nicht (mit Walde) auf den Stamm **sekes-*, zu beziehen. — S. 563 § 443 a und S. 570 § 449. Daß der uridg. Nom. Sg. Mask. und Neutr. auf **-us* (neben Nom. Sg. Mask. **-uōs*, Neutr. **-uos*) auch ins Italische gekommen ist, dafür ist das zu *sequor*

gehörige *secūs* der beste Beleg. In seiner adverbialen Verwendung ('dicht nach, dicht hinter, gemäß', vgl. auch *altrin-secus* u. dgl.) wird *secus* von Sommer IF. 11, 66 als Neutrum angesehen. Es kann aber auch erstarrtes Mask. gewesen sein, wie *versus adversus quāquāversus* zeigt. Bei *hērēs secus* = *hērēs secundus* (z. B. CIL. III 387, vgl. Zimmermann Wölfflins Arch. 11, 585) soll, nach Walde Lat. et. Wtb. 558, die neutr. adverbiale Form attributiv geworden sein ('der Erbe danach'). Aber da dieses selbe *secus* auch als Cognomen erscheint, mit dem heteroklitischen Akkusativ *Secum* (Zimmermann macht mich brieflich aufmerksam auf CIL. IV 737 *L. Ceium Secum*, 693 *L. Popidium Secum*, wofür an andern Stellen desselben Bandes des CIL. *L. Ceius Secundus*, *L. Popidius Secundus*), so ist es wahrscheinlich, daß *secus* im Italischen von Anfang an als Mask. vorhanden war. Ob allein als Mask., oder als Mask. und Neutr. zugleich, bleibt fraglich. — S. 612 Z. 4 v. o. lies: *prāśū-ṣ*, statt: *praśū-ṣ*. — S. 618 Z. 13 v. u. lies: cφενδόνη, statt: cπενδόνη. — S. 668 Fußn. 1: Zu der Literatur über die Deminutiva füge hinzu: Stickelberger Die Deminutiva in der Berner Mundart, in: Philol. Studien, Festg. für E. Sievers, S. 319 ff., Puşcariu Die rumänischen Diminutivsuffixe, Leipzig 1899, Dorn Die nominalen Augmentativ- und Diminutivsuffixe im Altitalienischen, Leipzig 1906.

Nachtrag. Seit der vor etwa Jahresfrist erfolgten Einlieferung der vorstehenden Anzeige an die Redaktion des Anzeigers hat sich mir wieder eine größere Anzahl von Nachträgen und Verbesserungen ergeben. Von diesen seien einige hier noch mitgeteilt. S. 85 Z. 4 v. u. Für den Kompositionstypus *pitṛ-ṣ́rdvaṇa-s* ist außer Ἀνδρά-πομπος (Grabinschrift aus Melos) ein neues Beispiel in ἀνδρα-φόνος (aus Solons Ἄξονες) hinzugekommen (Solmsen Rhein. Mus. 62, 318 f.). Ein weiteres ist ἀνδρα-κάς, wenn ich es richtig als Kompositum (-κάς ai. *-śás* 'nach etwas anordnend, nach Maßgabe von', zu W. *ḱens-*) gedeutet habe (Die distrib. u. kollekt. Numeralia der idg. Spr. 17 ff.). — S. 88 Z. 13. Von derselben Art wie av. *awō-dāta-* sind griech. κρηcφύγετον, nach der Deutung von Charpentier BB. 30, 156 (*κρᾱδ[ε]c- oder *κρηδ[ε]c- zu got. *hrōt* N. 'Dach'), und lat. *sīspes*, nach der Deutung von Ehrlich KZ. 41, 285 (*sīd[e]s-potis* 'die über das Gestirn, den Mond, mächtige'). — S. 133 Z. 2. Nach Bloomfield Album Kern 193 f. hätte *drāras* sein *d*- statt *dh*- durch den Einfluß von *drāú* bekommen. — S. 135 Z. 1 füge hinzu: Nom. Plur. *rēs* vermutlich aus *rē[i̯]es = ai. *rāyas*. — S. 145 Z. 13. Zu lat. *testis* vgl. auch Bartholomae Woch. f. klass. Phil. 1908 Sp. 67, der wieder, wie Meringer, von *trito-st-* ausgehen möchte. — S. 177 Z. 13. Thurneysen IF. 21, 176 deutet πολλό- aus *πολυ-λο-, was morphologisch ansprechend, aber in lautgesetzlicher Hinsicht nicht unbedenklich ist. — S. 184 Z. 15 v. u. Über ai. *pandyya-s* u. dgl. s. jetzt auch Bartholomae Woch. f. klass. Phil. 1908 Sp. 64 f., KZ. 41, 321 ff. — S. 191 Z. 8 fügt hinzu: Zu demselben Wort (aksl. *zemlja*) gehört das aksl. *zmьja zmija* 'Schlange'. — S. 196 § 119 füge hinzu arm. *kanamb-i* 'Ehemann', vom Instr. Sing. *kanam-b*, zu *kin* 'Frau'. — S. 231 § 162 Z. 5. βέλεμνον ist vielmehr, wie Thurneysen IF. 21, 176 gesehen hat, dem Plural βέλεμνα nachgebildet, dessen ursprünglicher Singular *βέλεμα war. — S. 240 Z. 12 ff. Thurneysen macht mich darauf aufmerksam, daß *talam* als F. ein Versehen in Windischs Wörterbuch ist (das Wort ist vielmehr stets M.), und daß *anim* hier nicht in Betracht kommt, weil es wohl Lehnwort sei und nur seiner Endung wegen schon im Air. manchmal *n*-Flexion annehme. —

S. 271 Z. 16 v. u. Ansprechend betrachtet Meillet Mém. de la Soc. de l. 14, 360 lit. *jáunas* aksl. *junъ* als eine Umgestaltung des konsonantischen Stammes ai. *yúvan-* usw. nach der Analogie des begrifflichen Gegenstücks lit. *sẽnas* usw. — S. 291 Z. 13. Lat. *vēnuī* (vgl. *vēnō* S. 261) war, als eine junge Neubildung nach *ēsuī* usw. (Pokrowskij Rhein. Mus. 62, 325 f.), hier nicht zu nennen. — S. 306 Z. 9 ff. Ein aus vorgerm. Zeit mitgebrachter fem. *n*-Stamm scheint *qinōn-* 'Weib' gewesen zu sein, s. IF. 22, 171 ff. — S. 310 Z. 18 v. u. Ai. *pāvaká-s* ist beiseite zu lassen nach Bartholomae Zum altiran. Wtb. 97 Fußn. 4. — S. 342 Z. 16 v. u. und S. 345 Z. 13 v. u. Zu den Nomina agentis wie *cnaut* s. jetzt auch Pedersen KZ. 39, 403. — S. 401 § 298 Z. 11. βροτός hält Buck Class. Philol. 2, 275 für einen Äolismus, lautgesetzlich aus *βρατός entstanden (vgl. στροτός usw.). — S. 425 Z. 17. Ags. *hæle* war vielmehr urgerm. **haliþ*, eine ursprüngliche Neutralform, s. Weyhe PBrB. 31, 71 ff. und Verf. IF. 22, 181. — S. 460 Z. 4. Zu ir. *dēt* s. Thurneysen KZ. 37, 423 f. — S. 461 Z. 9. Zu ir. *lōche* s. Thurneysen Z. f. celt. Phil. 5, 20. — S. 504 Z. 16. Umbr. veskla nicht zu lat. *vasculum*, sondern zu kelt. **lestro-* N. 'Gefäß' ir. *lestar* kymr. *llestr*, s. Thurneysen IF. 21, 175 f. — S. 536 § 409 Z. 15. Zu *fās* vgl. Vetter Wien. Stud. 24, 531 ff. — S. 538 § 411. Bei der geringen Beachtung, die das Formans *-so-* als altüberkommenes Bildungsmittel bisher erfahren hat, seien außer dem schon oben in dieser Anzeige erwähnten **snusó-s* 'Schwiegertochter' noch folgende Formen dieser Art genannt: av. *gaēsa-* 'Haar' ir. *gaoisid* 'crinis' = **ghaitso-*, zu griech. χαίτη, und ir. *fēs* 'Haar' preuß. *wanso* 'der erste Bart' aksl. *ǫsъ* 'barba' = **u̯endh-so-* **u̯ondh-so-*, zu ir. *find* 'Haar' ahd. *wint-* 'Haar' in *wint-brāwa*, S. Lidén IF. 19, 318 f. 347 f., Charpentier KZ. 40, 472 f. — Druckfehler: S. 339 Z. 9 lies ἀστήρ, statt ἀτήρ. S. 373 Z. 17 lies *krēczù*, statt *kēczù*. S. 472 Z. 9 v. u. lies breiten statt bereiten. S. 621 Z. 5 v. u. lies: wieder *ansiedelung*, statt: *wieder ansiedelung*.

Leipzig. K. Brugmann.

Brugmann K. Die distributiven und die kollektiven Numeralia der indogermanischen Sprachen. Mit einem Anhang von Eduard Sievers: altnordisch *tvenn(i)r, þrenn(i)r, fernir*. Abhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, phil.-hist. Kl. XXV, 5. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 80 S. ℳ 3,60.

Die Grundbedeutung der lat. Zahlwörter *bīnī, ternī trīnī, quaternī quadrīnī* usw. war nicht, wie man bisher allgemein angenommen hat, der Gebrauch, nach dem sie seit der römischen Nationalgrammatik benannt sind, der distributive, sondern der seit Beginn der Überlieferung daneben erscheinende kollektive, wie z. B. *bīnī bovēs* 'zwei Ochsen zusammen, ein Paar Ochsen'. Aus diesem hat sich der distributive ebenso entwickelt, wie bei griech. σὺν δύο (σύνδυο), σὺν τρεῖς (σύντρεις) usw., die wie die lateinischen Zahlwörter beide Bedeutungen vereinigen. Blindes Sichabhängigmachen von den technischen Benennungen der lat. Grammatik hat dann bei andern, neueren idg. Sprachen ebenfalls eine schiefe oder auch gänzlich falsche Auffassung von gewissen Zahlwortkategorien, die man mit der lat. Klasse *bīnī* usw. in Parallele setze, zur Folge gehabt. Insbesondere ist das beim Litauischen und beim Nordgermanischen geschehen. So hat man z. B. die lit. *dvejì, trejì* usw., weil sie wie lat. *bīnī, trīnī* usw. bei Pluralia tantum statt der Grundzahl erscheinen, ebenfalls Distributiva ge-

tauft und im Wörterbuch und in der Grammatik, zur Unterscheidung von *dů, trȳs* usw., mit 'je zwei', 'je drei' usw. übersetzt, obwohl sie diesen Sinn nie und nirgends gehabt haben. In der slavischen Grammatik, wo bei *dvoje, troje* usw. der gleiche Namensmißbrauch geschah und geschieht, ist doch seit einigen Jahrzehnten für Distributiva daneben auch der zutreffendere Name Kollektiva in Gebrauch, und diese Bezeichnung ist es, die ich für das ganze idg. Sprachgebiet akzeptiert, d. h. auf die entsprechenden Zahlwortklassen der andern idg. Sprachen ausgedehnt habe.

Es werden nun beide Klassen, die distributive und die kollektive, durch alle idg. Sprachen hindurch sowohl nach der formalen als auch nach der semasiologischen Seite hin näher behandelt. Ich versuche für sie zunächst alles, was der Bildungsweise nach zusammengehört, zusammenzubringen und dann bezüglich der mannigfachen Bedeutungsentwicklungen wenigstens die Grundlinien festzustellen. In letzterer Hinsicht war diese Beschränkung geboten, weil der Stoff überreich ist und es eines umfänglichen Buches bedurft hätte, um jeder Einzelheit in den verschiedenen Sprachen und Dialekten ihren Platz im Ganzen der Entwicklung zuweisen zu können. Auch hätte für eine solche erschöpfende Behandlung in mehreren Sprachzweigen meine Kenntnis der betreffenden Sprachquellen nicht ausgereicht.

Besonders störend war mir meine Unbewandertheit im Nordgermanischen. An der Hand der mir in Wörterbüchern und grammatischen Darstellungen zugänglichen Zitate aus den altnordischen Texten vermochte ich nur das zu konstatieren, daß den Skandinavisten das bedeutungsgeschichtliche Verhältnis zwischen *tuennr tuenner, þrennr þrenner, ferner* und den andern Zahlwortklassen bisher dunkel geblieben, und daß der von ihnen jener Klasse zugeschriebene distributive Sinn ihr abzusprechen ist. Was ich nun so, von den andern Sprachen herkommend, nur vermutete, wurde durch eine eingehendere Untersuchung des Gebrauchs, den mein Kollege E. Sievers an der Hand der Texte vornahm, bestätigt. Seine Darstellung, die er mir freundlichst zur Verfügung stellte, und durch die der wahre Sinn der Zahlwortkategorie *tuennr* usw. jetzt zum erstenmale zur Anschauung gebracht wird, ist als Anhang meiner Schrift beigegeben.

Leipzig. K. Brugmann.

Horrwitz E. A Short History of Indian Literature. With an Introduction by Prof. T. W. Rhys Davids. London, T. Fisher Unwin, 1907. 8°. XXXI and 188 S.

Eine Literaturgeschichte ist das vorliegende Büchlein in keinem Sinne des Wortes. Es sind einige flüchtig hingeworfene Skizzen über allerlei aus der indischen Literatur, Religion, Philosophie und Geschichte. Vom Veda hören wir auf drei Seiten nur einige Oberflächlichkeiten über vedische Mythologie, für die eigentliche Vedaliteratur werden wir auf einen zweiten Band vertröstet. Ebenso wird das Drama bloß im Vorwort erwähnt; ein zweiter Teil soll sich ausführlich damit beschäftigen. Trotzdem wird das Buch auf dem Titelblatt nirgends als 'erster Band' oder 'erster Teil' bezeichnet. Ziemlich flüchtige und ungenaue Inhaltsangaben von Mahābhārata und Rāmāyaṇa müssen für die volkstümliche Epik genügen. Nach den Epen folgt erst eine Seite über die zum Veda gehörigen Brāhmaṇas und einige armselige Seiten über die Upaniṣads. Daran

schließen sich einige Mitteilungen aus dem Inhalt der Sūtraliteratur. Ein 'Vedānta' überschriebenes Kapitel endet mit einer Verherrlichung des Christentums und der britischen Herrschaft in Indien, aber von der indischen Vedāntaphilosophie erfährt der Leser herzlich wenig daraus. Eine dürftige Buddhabiographie ist alles, was uns vom Buddhismus und von der buddhistischen Literatur erzählt wird. Nach einigen Mitteilungen aus Manus Gesetzbuch folgen — man weiß nicht recht warum — zwei historische [1]) Kapitel über 'Later Phases of Buddhism' und 'The Huns and the Rise of Ujain'. Von den Purāṇas weiß der Verfasser, daß sie um das 6. Jahrhundert zuerst niedergeschrieben wurden — leider verrät er uns nicht, woher ihm diese Kenntnis kommt. Neu und überraschend ist auch, daß die Mythen und Legenden der Purāṇas von 'Altertumsforschern und Theologen' ähnlich gesammelt worden sein sollen, wie die 'Kinder- und Hausmärchen' von den Brüdern Grimm. Leider hinkt der Vergleich allzu sehr. Nach den Kapiteln über 'Purāṇas und Tantras' und 'Hindu Legends and Festivals' kommt der Verfasser plötzlich wieder zur Nala-Episode des Mahābhārata zurück und widmet auch dem Sāvitrilied ganze fünf Zeilen, worauf mit ein paar Seiten über die Gedichte Kālidāsas und das Gītagovinda die ganze indische Kunstdichtung erledigt wird. Darauf werden Bāṇas Harṣacarita zwei Seiten gewidmet und Subandhu ehrend erwähnt — damit sind 'History and Fiction' abgetan. Einige Zeilen über die Jātakas und ein paar Seiten über Pañcatantra und Hitopadeśa genügen für die Märchenliteratur. Und damit ist die ganze indische 'Literatur' auch schon zu Ende, denn das noch folgende Schlußkapitel, 'Languages and Nations' betitelt, enthält nur noch einige Notizen über Sanskrit, Pali, Hindi und Hindustani. Recht ausführlich sind die sehr gelehrt aussehenden Indices.

Als eine Art Aufputz zieht sich durch das ganze Buch eine reiche Fülle etymologischer Belehrung, teils in Anmerkungen, teils in Exkursen. Diese Etymologien, welche oft nur in allerentferntester Beziehung zu dem behandelten Gegenstande stehen, sind ohne Zweifel manchmal richtig, manchmal aber auch recht — merkwürdig. Mehr als merkwürdig ist die Erklärung des Sanskritwortes avatāra: "Latin ab (from) corresponds to Sanskrit ava, and trans (beyond) to tār. Avatār means 'from beyond' the skies, heaven-descended" (S. 102). Dampati soll gleich pater familiae sein (S. 77). Manu 'bedeutet' (signifies!) mind, manas, mens (S. 83). Und S. 55 f. werden māyā, matter, mater, material, measure, manas, mantra, metre zusammengebracht, und von der Mutter heißt es da: "The mother provides a body for her babes; she cuts out their physical material, so to speak; hence she is called mater in Latin". Parama ist 'dasselbe Wort' wie supreme (S. 106). Sonderbar ist auch die Erklärung von vānaprastha; sie sind "the sages of antiquity who, in a spirit of self-sacrifice, went forth (pra) from their native villages, henceforth to stay (stha) in the solitude of the 'forest' (vana)" (S. 151).

Sehr interessant ist die wertvolle Einleitung von Rhys Davids. Doch erwartet man nach den wohlwollenden Worten, mit denen dieser

1) Zur Charakteristik des Verfassers als Historiker genügt die naive Bemerkung auf S. 90: "To make our point clear we have taken the liberty to paraphrase and intermingle the interesting accounts of Indian life given by Megasthenes and Hiouen Thsang, although the two distinguished writers are separated by the interval of a thousand years".

ausgezeichnete Forscher das Buch empfiehlt, etwas ganz anderes als das, was es bietet.

Prag. M. Winternitz.

Bartholomae Chr. Zum altiranischen Wörterbuch. Beiheft zum 19. Band der "Indogermanischen Forschungen". Straßburg, Karl J. Trübner, 1906. 8°. XIII und 287 S. 10 ℳ (Für die Abonnenten der "Indogermanischen Forschungen", 9 ℳ).

In so vast a work as the Altiranisches Wörterbuch a certain number of typographical errors, and even of omissions, were almost inevitable, despite the marvellous exactitude and care of the author. Of this his own list of addenda and corrigenda is sufficient proof. But there are two other elements to be reckoned with — the accumulation of additional material and the results of later investigations. To the latter two factors the book under consideration is devoted, and all who make any use of the Altiranisches Wörterbuch, which is absolutely indispensible to any investigations whatsoever of the literature of Ancient Iran, must necessarily consult this supplementary work of its author.

The book is divided into two parts: a masterly 'excursus' on the vowels and vowel-signs in the Estrangelo Middle Iranian manuscripts of Turfan; and a detailed supplementary discussion of specific articles in the Wörterbuch in which Bartholomae has felt himself constrained either to criticise the comments of others or to set forth the results of investigations subsequent to the appearance of his dictionary. These two parts are preceded by a brief introduction defending certain problems of transcription. That this latest contribution of Bartholomae's is a most admirable piece of work goes without saying. Whatever Bartholomae does, is well done. His progress from the Altiranisches Verbum in 1878 to this contribution twenty-eight years later epitomises in itself the progress of Iranian philology. No longer are we bound to a tradition which, however valuable, true, and suggestive it be in many passages — almost, we might say, in the majority of cases —, often plays us false; nor are we restricted to the 'linguistic' method, foisting alien concepts on Iranian thought. The truth, self evident yet too often ignored, is that both tradition and comparative linguistics must be combined into a happy synthesis, wherein history and the science of religion must also be considered, if a true knowledge of either the Avesta or the Old Persian inscriptions is to be attained.

Turning from the general remarks to a more detailed discussion, we may first consider Bartholomae's prefatory notes on transcription (pp. 6—16). Though I no more claim to be an expert in Iranian palæography than Bartholomae himself, it seems to me that he has effectually established his position with regard to the three signs *h·*, *š*, and *ṯ*. Bartholomae's remarks with regard to *h·* and *ṯ* may be dismissed with simple approval, but as to *š* the case is more involved. At all events, the character can scarcely be a ligature of וחר, nor need it necessarily represent חרת. May it not equally well be a ligature of רת, thus explaining the equations Skt. *martya*, OPers. *martiya*, Av. *mašya*, NPers. *mard*? This is, of course, to be regarded merely as a tentative suggestion, not as a positive theory. At all events, it seems safe to conclude, with

Bartholomae (p. 12), that the evidence is inconclusive that the character usually transcribed *ϑ* was pronounced either *hr* or *uhr*. What its exact connotation was, remains to be determined. The defence of the term 'Avesta' for the language of the Iranian scriptures has, it may be remarked in passing, the reviewer's full approval (pp. 16—20).

Perhaps the most valuable portion of the book, in the sense of a general and sweeping, rather than a detailed and minute, addition to our knowledge of Iranian, is the 'excursus' on the Turfan vowels and vowel-signs (pp. 25—90), in which Bartholomae's accuracy and scholarship appear in their happiest expression; while a wealth of new forms and readings are here added to the material for some future Pahlavi dictionary — one of the most urgent needs of Iranian scholarship. Yet here we miss any information concerning the treatment of the consonants in the Turfan manuscripts; and though the Turfan consonantism differs little from that of the book-Pahlavi, some general statement of this fact might well have been given. Attention might surely have been called to the late character of the consonant-system, as evidenced, for instance, by Turfan *vazurg* (p. 33), 'great', but book-Pahlavi *vazurk*; Turfan *mān-bêd*, "lord of the house" (p. 41), but book-Pahlavi *mān-pat*; or the change of intervocalic *d* and *g* to *y* (pp. 27—28, 76—77); or the development of a prothetic vowel before an initial consonant-group (pp. 79—83). Furthermore, we have a tantalisingly brief allusion to points of resemblance between the Turfan-Pahlavi and the Persian Central dialects (pp. 31, note 1, 60, 61—62). We thus find in this 'excursus' a mass of valuable detail, but no generalisation, such as would be most acceptable; and but half the phonology is discussed, the consonantism receiving scarcely a mention.

The remainder of the Zum altiranischen Wörterbuch, except for a list of errata in the Wörterbuch itself (pp. 247—256) and the very complete indices (pp. 261—287), is devoted to the addenda and corrigenda of the work to which it forms a supplement. This portion of the book is unfortunately marred by a spirit of criticism of other scholars which can scarcely be termed anything but polemic. The matter of Bartholomae's critiques, however, is to the point and convincing in practically every case; while the addenda are of the utmost value. The reading of this section in particular accentuates a desire that I have long felt, that the author of the Altiranisches Wörterbuch may some day give us a new translation of the Avesta itself, on the same general lines as his version of the Gāthās. Of such a translation there is, it seems to me, a very distinct need, and of all living scholars Bartholomae is the best qualified to prepare one from the linguistic point of view, with due regard to Iranian traditional renderings at the same time.

In discussing Bartholomae's addenda and corrigenda, I shall mention but two points. On p. 227, the comments on *viϑin*, "zum (königlichen) Haus gehörig", seem to loose sight of the fact which I have sought to bring out in my forth-coming article on the Achæmenians in Hastings's new Dictionary of Religion and Ethics, that the word must still be held to mean 'all', as is clear from the Babylonian and New Susian renderings by *gabbi* and *marpepta*, 'all', in passages of the Achæmenian inscriptions (Babylonian: Persepolis H. 24; Ca. 11, 13; Cb. 21, 25; Van. 26; New Susian: Persepolis H. 21). I think that, methodically, I have at least some justification for adhering still to my view as there expressed. In

the second place, I still miss a word which, though it does not occur in an Iranian text, should, I think, have been included — the *Markazanaš* of Bh. 3, 43, if this represents, as it would seem, an Old Persian *margazana*, "bird-brood (month)".

The great value and importance of this latest work of the brilliant Orientalist of Giessen is incontestible, and it is in itself a justification of the honourable name which he has won in the realm of scholarship.

Newark, N. J., U. S. A. Louis H. Gray.

Lidén E. Armenische Studien, Göteborg, 1906. 8°. 150 S. (Göteborgs Högskolas Årsskrift, XII, 2).

Durant de longues années, les recherches de phonétique et de morphologie historiques ont absorbé le meilleur des forces des comparatistes, et l'étymologie proprement dite a été relativement négligée ; les hypothèses étymologiques n'apparaissaient guère que comme les conséquences ou les accessoires d'études sur le développement des phonèmes ou des formes grammaticales. Maintenant que le gros du travail sur ces questions fondamentales semble fait, on revient aux études de vocabulaire, et l'étymologie indo-européenne s'enrichit presque journellement de nouveaux rapprochements, dont la plupart sont, il est vrai, ou évidemment faux ou douteux. C'est que le terrain n'est guère solide ici. En effet, les formes grammaticales ne s'empruntent guère d'une langue à l'autre, et l'on part du principe qu'un état morphologique donné doit trouver dans un état morphologique antérieur tous les éléments de sa formation — la direction de l'évolution pouvant du reste être déterminée par des influences étrangères comme le montrent les parlers créoles. Au contraire, les mots sont éminemment sujets à l'emprunt ; et l'on n'est jamais en droit d'affirmer a priori qu'un mot donné est d'origine indo-européenne ; l'hypothèse d'un emprunt est presque toujours également licite, sinon plus vraisemblable a priori. Et l'on n'a rien gagné quand on a constaté que le mot étudié n'est emprunté à aucun idiome connu ; car, en couvrant l'Europe entière et une partie de l'Asie, les idiomes indo-européens ont éliminé quantité de langues dont il ne subsiste plus de traces, ou dont il reste seulement des noms propres. Pour évidente qu'elle soit, cette proposition semble ignorée de beaucoup d'étymologistes qui raisonnent comme si tout mot d'une langue indo-européenne devait être tenu pour indo-européen jusqu'à preuve de l'emprunt.

Il ne dépend pas de M. Lidén que ce principe ne vienne pas mettre un élément de doute sur la plupart des étymologies indo-européennes : tout au plus peut-on lui reprocher — comme à tous les étymologistes — de ne pas le rappeler expressément et de ne pas marquer assez quelle incertitude principielle subsiste en pareille matière. Mais on louera sans réserve le tact dont fait preuve M. L. dans ses rapprochements, la rigueur avec laquelle il évite d'admettre la moindre infraction aux lois phonétiques ou de comparer des mots trop éloignés pour le sens ; ses discussions sont des modèles de correction et pour la phonétique et pour la sémantique. Et cette correction ne nuit pas à l'invention ; personne, depuis quelques années, n'a proposé plus de rapprochements heureux que M. L. L'auteur a d'ailleurs un sens juste de ce qui est possible et vraisemblable, et l'on en peut citer un exemple piquant. Les dictionnaires arméniens

ont un mot qui se transcrit *twair* dans le système de Hübschmann (pour transcrire lettre à lettre, je noterais *tuayr*), et qui est traduit par 'dot donnée par le mari à la femme'; le mot a été rapproché de certains autres noms de sens un peu différent; M. L. repousse le rapprochement, et il a bien raison; car, n'étant attesté qu'au XII[e] siècle, à en juger par le dictionnaire de Venise, *tuayr* doit en réalité se lire *duayr*, et c'est le français *douaire*. Partout on se sent en sûreté avec M. L. qui sait unir l'invention à la prudence.

L'ouvrage se compose de 88 notes étymologiques indépendantes, dont chacune appellerait une discussion distincte. Un bon nombre des étymologies sont suspectes par cela seul qu'elles portent sur deux groupes de dialectes seulement; sauf certains cas particuliers, où des circonstances spéciales viennent confirmer le rapprochement, la ressemblance de mots communs seulement à deux langues indo-européennes ne peut passer pour probante; pour que l'hypothèse d'une ressemblance fortuite soit exclue, il faut en général l'accord d'au moins trois langues. Quand donc M. L. rapproche le mot — assez tardivement et assez peu attesté — arm. *tuar* 'brebis, troupeau' de v. h. a. *zebar* 'victime', v. angl. *tiber* (et got. *tibr?*), on demeurera sceptique, malgré la correction de la phonétique et la ressemblance du sens; le mot obtenu est trop isolé en indo-européen, et a une physionomie trop singulière pour un mot isolé. Si l'on était assuré que arm. *tik* 'outre' est d'origine indo-européenne, ou si même la glose δίζα· αἴξ. Λάκωνες Hes. se laissait exactement concilier avec le terme germanique occidental v. h. a. *ziga* 'chèvre', v. angl. *ticcen* 'chevreau', on serait peut-être convaincu; mais, en l'état des choses, pourra-t-on faire plus que d'admirer la science et l'ingéniosité de l'auteur? Parfois ces rapprochements entre deux langues seulement viennent échouer devant quelque difficulté phonétique; par exemple, M. L. compare arm. *ołork* 'poli, uni' et irl. *lerg* 'plaine'; mais i.-e. *l* n'est représenté par arm. *ł* qu'en fin de mot ou devant consonne: quand on trouve *ł* intervocalique, c'est dans des formes obscures, ou par suite d'extensions analogiques, ou par transformation de *r* (par dissimilation dans l'emprunt à l'iranien *saławart* 'casque' par exemple). Mais, là où il s'agit de mots peu suspects d'être empruntés comme la famille du got. *qiþan* 'dire' par exemple, on a lieu de croire a priori que, tout isolé qu'il soit, le verbe *qiþan* est d'origine indo-européenne; en rapprochant arm. *koćem* 'j'appelle', M. L. comble d'une manière heureuse une lacune accidentelle; mais il ne faut sans doute pas identifier exactement arm. *koćem* à v. sax. *queddian*, etc., comme le fait M. L., p. 69; il ne semble pas que le verbe arménien soit un itératif-causatif du type indo-européen en **-eye-*; c'est plutôt un présent en *-ye-* à vocalisme radical *o*, comme v. sl. *borją*, *kolją*; le vocalisme *o* apparait en effet en particulier dans les présents de verbes indiquant des bruits (v. MSL. 14, 335).

M. L. est au courant de tout ce qui a été écrit sur la grammaire comparée de l'arménien; il manie le vocabulaire arménien avec aisance et sûreté. On peut n'être pas d'accord avec lui sur tel détail — et le détail prêterait à des discussions infinies —, mais on ne peut contester la précision de ses connaissances. On ne s'arrêtera ici qu'à un petit point, touché incidemment par M. L. On lit, p. 61, que arm. *alikh* 'barbe blanche, vagues' aurait un *a* initial répondant à l'*o* de gr. πολιός; mais d'abord cet *a* n'a pas toujours été initial; il y avait à l'origine un *h*, issu de *p*,

et surtout rien ne prouve qu'il ne s'agisse pas ici d'un degré zéro du vocalisme, soit **p°liyo-*, comme dans lat. *palumbēs*, et aussi dans *palleō*, *pallidus*; car on ne voit pas comment l'*a* latin pourrait s'expliquer, sinon par **palido-* (de **p°lido-* ou **p°lədo-*, cf. πελιδ-νός, ou de **pelito-*); la voyelle intérieure a été syncopée; le traitement est le même que dans lat. *Pollux* ou dans *mellis* en face de gr. μέλιτος. On voit par *uolnus* qu'on ne saurait poser ici un suffixe **-no-*, car *-ln-* se conserve en latin après syncope.

Presque tous les rapprochements proposés par M. L. sont corrects et plausibles, et un bon nombre doivent passer pour des enrichissements durables de l'étymologie indo-européenne; par exemple la comparaison de *orot* 'tonnerre' et de sl. *perunŭ* semble évidente, de même que celle de *harkanem* 'je frappe' et de irl. *orgaim* 'je frappe, je tue'; dans les deux cas, il s'agit d'une même racine, et M. L. constate avec raison qu'il y a ici une confirmation de la remarque due à M. Pedersen que le *h* issu de *p* initial est sujet à tomber devant *o*: cf. *otn* 'pied' et *het* 'trace de pas', *orth* 'veau'. Il est impossible de relever tout ce qu'il y a lieu de tirer de définitif de l'ouvrage de M. L., et il serait superflu de le tenter, car on y trouvera tant de choses que tous ceux qui s'intéressent aux questions étymologiques devront l'étudier de près. L'auteur promet une suite à cette première série; il est à souhaiter qu'il ne la fasse pas attendre trop longtemps.

Paris. A. Meillet.

Fraenkel E. Griechische Denominativa in ihrer geschichtlichen Entwicklung und Verbreitung. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1906. VI u. 296 S. (ursprünglich Berliner Dissertation). 8 *M*

Fraenkels Abhandlung bedeutet entschieden einen wichtigen Fortschritt in der Erforschung der großen griechischen Denominativtypen. Am meisten gilt das vom ersten Buch, das die Nasalbildungen untersucht. Hier ist es Fr. in einer Untersuchung über den Weg der Ausbreitung des Suffixes -αίνω großenteils gelungen nachzuweisen, wie die analogische Übertragung von -αίνω auf Bedeutungsverwandtschaft beruht, indem -αίνω von einigen wenigen alten Vorbildern aus produktiv wurde zur Bildung von Faktitiva und Intransitiva in gruppierbaren Spezialbedeutungen. Für -ύνω verzichtet Fr. fast ganz auf eine ähnliche Untersuchung und schreibt das Übergreifen von -ύνω hauptsächlich einem dissimilatorisch-rhythmischen Prinzip zu; dem gegenüber habe ich in meiner Dissertation (Zu den konson. *jo*-Präsentien im Griech., Straßb. 1907, S. 70 ff. = IF. 21, 82 ff.) darzulegen versucht, wie auch bei -ύνω die Begriffsverwandtschaft der maßgebende Faktor gewesen ist; auf dieselbe Arbeit kann ich für Einzelheiten über -αίνω und -ύνω verweisen, ebenso für Fr.'s Exkurs (S. 285 ff.), der eine neue Hypothese über die Entstehung der Verba auf -ύνω darstellt. — Das zweite Buch enthält eine Revision der Auseinandersetzungen von L. Sütterlin (Zur Geschichte der verba denom. im Altgriechischen, Straßb. 1891) über die Verba auf -όω. Das Gesamtbild der Entwicklung von -όω wird allerdings wenig verändert; am wichtigsten ist die entscheidende Beantwortung der Frage nach dem Zustandekommen des Typus: Fr. erbringt S. 108 ff. mit Hilfe einer Statistik der homerischen Formen von -όω den unwiderleglichen Beweis, daß bei der Neuschöpfung des Typus in erster Linie der Aorist beteiligt war (also -ῶσαι nach -ᾶσαι), während Sütterlin (S. 96 ff.) ähnliches bloß ver-

mutet hatte. Im Übrigen folgt Fr. in der ganzen Anlage großenteils, in einzelnen Begriffsgruppierungen und Worterklärungen öfter den Spuren Sütterlins [1]), ist aber fast überall durch neue Spezialisierung und Gruppierung tiefer eingedrungen. — In entsprechender Weise behandelt Fr. im dritten Buch den Typus -εύω, wo er wieder ohne nennenswerte Vorarbeiter ist. Für die nicht von Subst. auf -εύς abgeleiteten stellt er einzeln oder gruppenweise in vielen Fällen eine Bedeutungsverbindung mit den Analogievorbildern, den von -εύς abgeleiteten, her; der Rest ließe sich gewiß durch eine erneute genaue Vergleichung aller Verba auf -εύω auf ein viel kleineres Minimum reduzieren. — Das vierte Buch, das 'die Ableitungen auf -μα und -σις von den behandelten Denominativbildungen' bespricht, liefert manchen wichtigen Beleg für den Einfluß des Ionischen auf den Wortschatz der κοινή. — Noch ein Wort über Fr.'s Materialsammlung. Fr.'s Listen umfassen die Belege bis auf Aristoteles; für die spätere Zeit sollen sie nur eine zufällige Auslese geben, womit ein Verfolgen der Entwicklung über die klassische Zeit hinaus ausgeschlossen wird. Aus den Inschriften läßt sich z. B. mit Hilfe von Sütterlin (S. 111 ff. und 128) das Fehlen verschiedener Belege aus Collitz und aus CIA konstatieren. Ergänzungen zum Material über -αίνω und -ύνω, auch einige aus klassischer Zeit, sind in meiner obengenannten Dissertation jeweilen gegeben. Aufgefallen ist mir bei Fr., daß aus Xenophon, besonders aus den 'Scripta minora' eine Reihe von Belegen fehlen und zwar nicht nur Komposita wie ὑπερσεμνύνεσθαι (Συμπ. 3, 11), διαπλατύνειν (Λακ. πολ. 2, 6), εἰσοικειοῦσθαι (Ἑλλ. V 2, 25), sondern auch ἅπαξ εἰρημένα der klassischen Zeit wie γοργοῦσθαι (Περὶ ἱππ. 10, 4), κημοῦν (ibd. 5, 3), λυκοῦσθαι (Κυρ. VIII 3, 41), σκυλακεύειν (Κυνηγ. 7, 1). — Doch alle diese Aussetzungen sollen dem Gesamtwert der Arbeit keinen Abbruch tun; sie bleibt eine wertvolle Förderung unserer Kenntnis der griechischen Sprachgeschichte und bildet einen weitern Baustein für eine Gesamtgeschichte der griechischen Denominativa, zu der Fr. S. 205 ff. durch die Ermittelung des Verhältnisses von -εύω zu -έω einen beachtenswerten Anfang gemacht hat.

Schiers (Graubünden). A. Debrunner.

Lambertz M. Die griechischen Sklavennamen. S.-A. aus dem 57. u. 58. Jahresbericht des K. K. Staatsgymnasiums im 8. Bezirk Wiens. Wien Im Selbstverlag des Verfassers 1907. 89 S.

Der Verfasser behandelt die griechischen Sklavennamen, die innerhalb Griechenlands durch Inschriften und Literatur (Komödie) überliefert sind. Der reichhaltige Stoff ist gruppiert nach den verschiedenen Arten der Sklavenbenennung (Name des Herrn, Heimat, Spitznamen usw.). M. E. hätte es sich wohl empfohlen, die Einteilung Bechtels (in seinen "Attischen Frauennamen") zu wählen, vor allem die zwei Hauptgruppen, Vollnamen mit ihren Kurzformen einerseits und die sonstigen Namen anderseits, einander gegenüberzustellen, statt die Vollnamen mitten einzuordnen, ja sie sogar auf zwei getrennte Abschnitte zu verteilen (8. Vollnamen, welche als ersten Bestandteil den Namen eines Gottes haben, 14. Vollnamen mit

1) Vgl. z. B. -όω für Krankheiten bei Fr. 94 f. und 97 mit Sütt. 121, -όω für 'Bestrafen mit etw.' bei Fr. 72 f., 95, 98 f. mit Sütt. 123, δαπανόω bei Fr. 96 mit Sütt. 128, στεμματόω bei Fr. 99 mit Sütt. 122.

ihren Kurzformen). Auch würde ich innerhalb der einzelnen Gruppen eine chronologische Anordnung vorgezogen haben, damit die Resultate der Untersuchung unmittelbar in die Augen springen. Unter diesen Resultaten, die S. 73 ff. gegeben werden, ist kulturgeschichtlich am meisten bemerkenswert, daß die Namengebung der Freien und Sklaven im Laufe der Jahrhunderte allmählich ausgeglichen wird, d. h. daß die charakteristischen Unterschiede beider immer mehr verschwinden. Im Athen der klassischen Zeit war der Vollname den Sklaven verwehrt, in der hellenistischen Zeit kommen Vollnamen auch bei Sklaven mehr und mehr in Gebrauch, und in der Kaiserzeit tragen Bürger wie Sklaven beliebige Namen; in andern Landschaften beobachtet man größere Zurückhaltung in der Verwischung der beiden Klassen — mit Ausnahme von Lakonien, wo die Sklaven durchgängig wie die freien Bürger benannt werden. Diese Ergebnisse zeigen, wie dankbar die Bearbeitung des Themas war. Aus dem Stoffe ist übrigens besonders hinsichtlich seiner kulturhistorischen und literarischen Verwertung noch nicht alles herausgeholt, was herauszuholen ist. Aber der Verfasser hat mit seiner fleißigen und umsichtigen Sammlung die Grundlage für weitere Beobachtungen gegeben. Ich vermisse z. B. eine genauere Untersuchung des Verhältnisses von Voll- und Kurznamen, sowie der dichterischen Sklavennamen im Verhältnis zur Wirklichkeit des Lebens. Ich begnüge mich mit diesen allgemeinen Bemerkungen, da eine erneute Bearbeitung und Ergänzung des Themas von anderer Seite in Aussicht steht.

Marburg. Albert Thumb.

Reik K. Der Optativ bei Polybius und Philo von Alexandria. Leipzig, Buchh. Gust. Fock, 1907. 8°. XII u. 197 S. ℳ 3,50.

Der Verfasser der W. Schmid in Tübingen gewidmeten Doktorabhandlung hat die beiden vielfach von einander abweichenden Vertreter des hellenistischen Griechisch mit Absicht einander gegenüber gestellt — u. a., um ihr Verhalten zu dem seit dem zweiten vorchristl. Jahrh. beginnenden Rückgang des Optativs zu untersuchen. Dabei beschränkt er sich für Polybios auf die kritisch herausgegebenen fünf ersten Bücher, in der durch Stichproben bestärkten Überzeugung, daß auch die Herbeiziehung des weiteren für ihn noch zur Verfügung stehenden Materiales kein wesentlich anderes Ergebnis zutage fördern würde; bei Philo berücksichtigt er die ihm ächt erscheinende Schrift *De aeternitate mundi* in der Ausgabe von Cumont; überhaupt hat er durchweg die besten Hilfsmittel zugrunde gelegt.

Zunächst behandelt er den Optativ bei Polybios nach Form und Inhalt. Der des Präsens der Kontrakta ist selten, der des Perfekts Akt. kommt nur 1 mal vor, ebenso der des Mediums. Der Opt. Aor. Akt. erscheint in der 3. Person Sg. 20 mal mit -αι, nur vor Konsonanten 18 mal mit -ειε(ν), 14 mal vor Kons., 4 mal vor Vokalen, in der 3. Plur. 23 mal mit -αιεν, 1 mal mit -ειαν; der Aor. Pass. auf -θην zeigt 3 mal -θεῖεν, dazu 1 mal ἐπιβαῖεν, der auf -ην 2 mal -είηcαν, dazu 1 mal είηcαν. Ferner ist zu erwähnen, πρόθοιτο (προθοῖτο) 1 mal wie auch im Attischen.

Was die Syntax (bezw. Semasiologie) des Optativs anbelangt, so ist zu unterscheiden der modale und der temporale Gebrauch, wobei unter letzterem die sog. Aktions- oder Zeitart verstanden wird. Als Grundbedeutung faßt Reik mit Kühner-Gerth die der Vorstellung.

Im wünschenden Sinne kommt der Optativ, wie in einem Geschichtswerk leicht erklärlich ist, nur 3mal vor, darunter 2mal mit εἴη. Als Potentialis erscheint er, sowohl im selbständigen als im abhängigen Satz, und zwar findet man in Hinsicht auf das Genus Verbi: es kommen

	im selbständ. Satz		im abhäng. Satz.	Zus.
auf das Aktiv	59	+	34	93
Medium	10	+	11	21
Passiv	5	+	2	7
Depon. Pass.	2	+	1	3
				124 Fälle.

Außerdem hebt Reik hervor, daß die Zahl der den Optativ beim Präsens verwendenden Verben sehr beschränkt sei, während der Aorist erheblich größere Freiheit aufweise. Der Optativ Praesentis ist gebunden unter 24 Fällen

in 16 (14 im selbständ. + 2 im abh. Satz) an εἶναι
in 6 (2 + 4) an δύναcθαι
in 2 an βούλεcθαι, dazu gesellen sich 8 Einzelfälle.

Dagegen haben wir bei den 79 (80) Optativen des Aoristes

11 Fälle (8 im selbst. + 3 im abh. Satz) bei εὑρίcκειν (1 mal ἄν εὑρεθείη)
5 Fälle (1 + 4) bei τολμᾶν
4 Fälle 3 + 1) bei φαίνεcθαι
3 Fälle (2 + 1) bei δοκεῖν
3 Fälle (i. selbst. S.) bei εἰπεῖν
3 Fälle (ebenso) bei φῆcαι
3 Fälle (ebenso) bei θαυμάζειν
3 Fälle (in abh. Satz) bei ποιεῖν (1 mal med. ποιήcαιτο)
3 Fälle (nur im Inf.) bei παθεῖν
2 Fälle (im selbst. Satz) bei ἀπορεῖν
2 Fälle (1 + 1) bei χρῆcθαι
2 Fälle (im selbst. Satz) bei νομίζειν
2 Fälle (1 + 1) bei λήγειν
2 Fälle (i. selbst. Satz) bei ἐφικνεῖcθαι
2 Fälle (1 + 1) bei δύναcθαι.

Was die Bedeutung des Potentials im einzelnen betrifft, so stehen

68 Fälle für die Möglichkeit
41 Fälle für die gemilderte Behauptung
3 Fälle für den Willen
1 Fall für den Wunsch

Zus. 113 Fälle.

Hinzuzufügen ist, wie im Attischen, daß ἄν niemals fehlt, daß ebensowenig Optat. Fut. mit ἄν auftritt wie Infin. oder Indikat. Fut. mit ἄν, daß dagegen der Opt. Präs. oder Aor. mit ἄν manchmal futurähnlich erscheint, daß der Optat. mit ἄν sich auf Zukunft und Gegenwart beschränkt und nicht (wie bei Herodot) auch auf die Vergangenheit übergreift. Abweichend vom Attischen wird vermißt der Optativ mit ἄν in der Schlußfolgerung und der Optativus urbanitatis. Die zwei Hauptergebnisse lauten (S. 20): 1. Der potentiale Optativ ist bei Polybius sowohl in Tempus als Verwendung im Rückgang begriffen, im Präsens auf wenige bestimmte Verbalausdrücke (stereotyp) beschränkt und in rhetorischem Gebrauche selten. 2. Im übrigen wird er in schlichter, natürlicher, mit dem attischen Vorgang übereinstimmender Weise gesetzt.

Es folgt nunmehr der Optativ im abhängigen Satz, dessen einzelne Arten erschöpfend behandelt werden. An erster Stelle steht der ideelle Optativ, d. h. der in Aussagesätzen mit ὅτι, ὡς usw. nach Nebentempora, wozu auch das Präs. historicum gehört. Dabei entsprechen die Optative der verschiedenen Verbalstämme den betr. Indikativen. Im Präsens tritt eine Vorliebe für wenige bestimmte Verben hervor: 8 εἴη, 1 παρείη, 1 δέοι, 2 δύναιτο, 3 ἔχοι. Dabei soll Wechsel zwischen Optativ und Indik., z. B. I, 32, 4 σφαλείησαν-δυνήσονται auf den Unterschied des (subjektiveren) Frage- und des (objektiveren) Aussagesatzes weisen. An anderen Stellen wie III, 11, 5—6 ἔφη — μέλλοι — κατασπεῖσαι — βούλεται soll ein Wechsel des Standpunktes mitgewirkt haben: die Optative geben nach Reik die Worte Hannibals, der Indikativ (im indirekten Fragesatz) die seines Vaters wieder. III, 26, 3—4 ὑπάρχοιεν — ἔδει — ὑπερέβαινον soll der Wechsel der Modi auf einen Standpunktwechsel des Polybios selbst hindeuten, indem er zuerst als Kritiker des Philinos, dann aber einfach als Referent von dessen Worten auftrete. Derartige Fälle zählt der Verfasser noch mehrere auf und erklärt sie in derselben Weise. Im allgemeinen stellt er fest, daß Polybios den Optativ selten gebraucht und fast stets den Indikativ angewandt hat und zwar gewöhnlich auch im Tempus der direkten Rede; jedoch soll dem Präsens 5 mal das Imperfekt und dem Perfekt 1 mal das Plusquamperfekt entsprechen. Statistisch ausgedrückt ist das Verhältnis von Optativ zu Indikativ = 23 : 216 = 1 : 9,4. Wenn schon das Attische eine Vorliebe für die Beibehaltung des Modus der unabhängigen Rede hat, so ist diese bei Polybios noch weit stärker. Da nun bei ihm der Indikativ auch da steht, wo die Äußerung oder der Gedanke gar nicht der Wirklichkeit entspricht, z. B. nach πρόφασις u. ä., so hält sich Reik zu dem Schlusse berechtigt, daß das Zurücktreten des Optativs bei ihm nicht auf einen inhaltlichen Grund, d. h. der Verschiedenheit des Subjektivitätsgrades, sondern "auf einer tatsächlichen Abneigung des Schriftstellers gegen den Gebrauch des Optatives" beruhe (S. 29). Auf derselben Seite jedoch macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß die verschiedenen Satzarten sich verschieden verhalten im Gebrauch des Optativs und Indikativs, und zwar ergibt sich für die Aussagesätze 1 : 10,4, für die ideell abhängigen Relativsätze 1 : 19,5, für die andren ideell abhängigen Nebensätze 1 : 18, dagegen für die Fragesätze 1 : 4, 9, d. h. also, in letzteren tritt der Optativ doppelt oder dreimal so häufig auf als in den anderen Satzarten: diese Tatsache nun führt Reik auf den subjektiveren Charakter der Frage zurück und meint, das verschiedene Frequenzverhältnis sei somit "ein natürlich gegebenes und wohlbegründetes" und es sei darin "klar ausgesprochen, daß auch bei dem relativ seltenen Gebrauch dieser Art des Optativs Polybius sich doch dessen natürlicher Bedeutung und der korrekten Verwendungsweise wie sie von den Attikern entwickelt worden war, noch wohl bewußt war".

Was die Zeitformen anbetrifft, so verhalten sich Optativ zu Indikativ im Prasens wie 13 : 106, im Perfekt wie 1 : 19, im Aorist wie 7 : 19, im Futur wie 2 : 53, d. h. 1 : 8, 1 bezw. 19 bezw. 2, 7 bezw. 26, 5, d. h. sehr selten ist der Optativ des Futurs und des Perfekts, recht häufig der des Aorists, während auch hier das Präsens zurücktritt. Hieran anschließend sucht Reik nochmals nachzuweisen, daß da, wo der Optativ trotz der Abneigung des Schriftstellers gegen diesen Modus steht, er durch innere Gründe hervorgerufen, um nicht zu sagen entschuldigt sei: so bei ἐγκαλεῖν,

wo er mit Ausnahme einer einzigen Stelle immer auftrete, weil es ein Verbum des Affektes sei; ja III, 15, 12 ὅτι . . εἴη πολεμητέον cαφῶc εἰδότεc soll heißen "mit Bedauern einsehend, daß der Krieg nicht zu vermeiden sei" und die "Farbe des Affekts" tragen. Ähnlich soll in abhängigen Fragesätzen I, 33, 3 ἐβουλεύοντο, πῶc καὶ τί πρακτέον εἴη und III, 84. 5 διαβουλευόμενοι, τί δεῖ πράττειν dort ein "subjektives Stimmungsbild", hier ein "einfacher objektiver Bericht" gegeben sein oder V, 20, 2 ἠπόρουν, τί δέον εἴη ποιεῖν der Schriftsteller von seinem eigenen Standpunkte aus über die Motive der Messenier berichten, dagegen I, 60, 6 διηπόρει, τί δεῖ χρῆcθαι "eine lebhafte Hineinversetzung in den Gedankengang des Lutatius" stattfinden.

Reik glaubt hieraus schließen zu dürfen, daß Polybios da, wo er den Optativ neben dem viel häufigeren Indikativ beibehält, ein begründetes und natürliches Verfahren befolge: wo er ihn überhaupt gebraucht, da geschehe dies, "wenn er die zu berichtende Äußerung oder Vorstellung nicht in der ursprünglichen, klaren, authentischen Form, wie sie gesprochen oder gedacht wurde, sondern mehr unbestimmt, etwa als Symptom einer Stimmung, eines Affekts, ohne Rücksicht und Betonung der ursprünglichen Form, auffaßt, d. h. wenn er seinen Gegenwartsstandpunkt, nicht den der Vergangenheit, einnimmt".

In einem Nachtrag verbreitet sich der Verfasser sodann noch über den Acc. c. inf. bei Relativen. Wie im Lateinischen und Attischen tritt er dann auf, wenn der Nebensatz nur in loserem Zusammenhang mit dem Hauptsatze steht, also in den Fällen, für die kürzlich Stahl in seiner Syntax des griechischen Verbums den Ausdruck "parathetisch" geprägt hat: Reik findet, daß Polybios diese Art der Anreihung da, wo er nicht den Indikativ beibehält, immer noch der optativischen vorzieht. Übrigens möchte ich zur Erwägung stellen, ob nicht III, 11, 6 ἐπεὶ δὲ καλλιερήcαc καταcπεῖcαι . . . καὶ ποιῆcαι τὰ νομιζόμενα vielmehr καταcπεῖcαι und ποιῆcαι zu lesen angebracht wäre.

Der potentiale Optativ mit ἄν wird bei Polybios so wenig als bei den Attikern durch die abhängige Rede beeinflußt; er tritt 34 mal auf. Die Frage, ob der Optativ an Stelle des Konjunkt. deliberat. nach Nebentempus vorkommt, entscheidet Reik negativ: I, 62, 2 ποίοιc ἡγεμόcιν πολεμήcειαν οὐκ εἶχον hat die beste Überlieferung πολεμήcειν; außerdem findet sich der Konj. delib. selbst in den 5 ersten Büchern (und vielleicht auch sonst) nicht; endlich bedient sich Polybios sonst der Umschreibungen mit δεῖ, δέον εἴη, χρή oder dem Adj. verb. oder dem Futur. Darum schlägt der Verfasser vor, "aus dem πολεμήcειν das der Form nach wenig abweichende πολεμητέον zu korrigieren" und so den an Stelle des Konjunkt. deliber. tretenden Optat. obliq. endgültig auszumerzen; ich bekenne, nicht überzeugt zu sein. Zusammenfassend ergibt sich: 1. in ideell abhängigen Sätzen tritt der Optativ hinter dem objektivierenden Indikativ auffallend zurück und steht für den Konj. delib. vielleicht gar nicht. 2. Andererseits zeigt Polybios ein richtiges Verständnis für die Eigenart des Modus und bewegt sich hier in den Bahnen der Attiker.

Was den Optativ nach Nebentempus in Final- und Befürchtungssätzen angeht, so erscheint er im Finalsatz nur 1 mal, im Befürchtungssatz 3 mal, dagegen der Konjunktiv dort 39 mal (22 mal im Präsens, 17 mal im Aorist), hier 33 mal (22 mal im Präsens, 11 mal im Aorist), d. h. der Optativ ist hier neben dem Konjunktiv fast völlig ge-

schwunden. Reik ist nun durch dieses merkwürdige Zahlenverhältnis zu der Frage geführt worden, ob nicht auch hier sachliche Gründe mitherein spielen und glaubt solche wirklich zu finden: Der Konjunktiv ercheint nach ihm da, wo der regierende Satz das Subjekt enthält, dessen Absicht der abhängige Satz mitteilt, und der Schriftsteller hat entsprechend seiner scharf ausgeprägten Neigung zu objektiver Darstellung den Modus der direkten Rede beibehalten, indem er sich auf den Standpunkt des redenden bezw. denkenden oder aber des handelnden Subjekts stellt; in 6 Fällen reicht die Handlung bis in die Gegenwart herein. Dagegen ist in dem einzigen Beispiele mit Optativ (III, 43, 3) das übergeordnete Subjekt eine Sache, die nicht zum Träger "bewußter Absicht, bewußten Handelns gemacht werden kann. Der Schriftsteller kann sich also hier nicht auf den Vergangenheitsstandpunkt eines handelnden Subjekts stellen, dessen Absicht er durch einen Konjunktiv objektiv berichten könnte; er kann die beabsichtigte Handlung nur noch von seinem, der Gegenwart, Standpunkt aus vorgestellt — durch den Optativ —, nicht mehr als vom handelnden Subjekt erwartet — durch den Konjunktiv — bezeichnen". Auch in den übrigen Büchern, außer I—V soll diese Unterscheidung zutreffen. In VIII, 28, 4 ἵνα — κατοπτεύςῃ . . . , ἀλλ' οἱ μέν — γίνοιντο . . . , οἱ δὲ ἀναγγέλλοιεν soll "der Moduswechsel sehr wohl durch einen Wechsel des Standpunktes des Schriftstellers erklärbar sein, indem der Konjunktiv "unmittelbar den Befehl Hannibals" wiedergibt, die Optative dagegen die Folgen des von Hannibal negativ gefaßten Zweckes des Befehls in positiver Form als Ergänzung des Schriftstellers weiter ausführen.

Noch näher liegt es bei den Verben des Fürchtens, daß der Berichtende, sich auf den Standpunkt des Subjekts stellend, nach Nebentempus den Konjunktiv gebrauche: unter 33 Fällen tut er es tatsächlich 30 mal und bei den 3 Optativen läßt sich überdies ein besonderer Grund aufdecken: IV, 71, 6 cυνεcταμένον εἴη ist das Ereignis schon eingetreten und darum die Vorstellung hiervon stärker als der Wunsch des Gegenteils; sonst mag, meint Reik, optativische Umgebung oder ein potentialer Nebengedanke mitgewirkt haben. Auch der Indikativ Perfekti kommt einmal (III, 111, 1) vor: der Verfasser denkt daran, daß die Vorstellung der Wirklichkeit in Betracht zu ziehen sei, jedoch genügt es, auf das attische Vorbild hinzuweisen, das diesen Gebrauch bekanntlich ebenfalls kennt. Das Gesamtergebnis lautet auch hier wieder: 1. Der Optativ ist fast verschwunden. 2. wo er steht, ist er dem korrekten attischen Gebrauch entsprechend verwandt. Interessant sind die Vergleichszahlen, die zeigen, daß sich Konjunktiv und Optativ verhalten bei Herodot wie 86 : 47 (1, 8 : 1), bei Thukydides wie 168 : 60 (2, 8 : 1), bei Polybios I—V aber wie 72 : 4 (18 : 1), insgesamt (nach Diel) wie 164 : 13 (12, 6 : 1). Nach Reik ist dies ein zweifelloses Anzeichen für den natürlichen Rückgang des Optativs.

In Relativsätzen steht der Optativ bei Nebentempus wie im Attischen entweder als Iterativus oder als Obliquus bei ideeller Abhängigkeit für den Konjunktiv mit ἄν, der übrigens nach Reik auch im ersteren Fall zugrunde liegt, wofür ich einen Beweis vermisse, ohne den ich diese Ansicht nicht für begründet halten kann. Der Iterativus erscheint 16 mal (nach ὅτε, ὁπότε, εἰ, εἴτε 4 mal im Präsens, 12 mal im Aorist, das regierende Verb stets im Imperfekt); I, 2, 2 ὁςάκις ἐτόλμηςαν . . . ἐκινδύνευςαν ist auch nach attischer Norm korrekt, weil es sich hier um einen zu-

sammenfassenden Gesamtüberblick handelt. Alles in allem genommen zeigt "daß der iterative Optativ in Temporalsätzen sich bei Polybius seine volle Geltung bewahrt hat". Ganz anders ist es bei dem Optativus obliquus an Stelle von Konjunktiv + ἄν: hier ist das Verhältnis nur wie 2 : 30 (1 : 15). Er tritt hier also wie auch sonst fast ganz zurück. Dabei glaubt Reik gefunden zu haben, daß Polybios auch hier ein festes Prinzip befolgte, indem er sich da, wo er die vergangenen Worte oder Gedanken in klarer, bestimmter Form vor Augen habe, auf den Standpunkt des Redenden oder Denkenden, also den der Vergangenheit, stelle und im ursprgl. Modus berichte, sonst aber den Optativ wähle. Ja, selbst der inhaltliche Unterschied der Verben soll hereinspielen. βούλεcθαι als ein Wort der Absicht schlechtweg soll den Optativ begünstigen, κρίνω dagegen, bei dem es sich um einen klar bestimmten, in scharf ausgeprägter Fassung gedachten Entschluß handle, soll dem Konj. mit ἄν näherliegen u. ä., und die Abneigung gegen den ideellen Optativ denkt sich der Verfasser sogar soweitgehend, daß er annimmt, in Fällen wie I, 30, 9 οὐκ ἀνέμειναν ἕως παρετάξαντο, wo die Handlung des Nebensatzes doch augenscheinlich rein gedacht sei, weil sie garnicht wirklich werde, sei der Indikativ eigentlich wider den Sinn gesetzt, nur um dem Optativ zu entgehen, eine Ansicht, die mir angesichts ähnlicher attischer Fälle und der Möglichkeit, im deutschen schließlich ebenso 'hatten' zu setzen, wie 'hätten' nicht zwingend erscheint. An zwei Stellen (IV, 32, 5—6 und XIII, 7, 10) will er ὅταν mit Ind. Ipf. bezw. Aor. halten und darin ein Zeichen erblicken: "davon, daß Polybius' Sprache sich von der Korrektheit des Gelehrten fernhält und mit der lebendigen Sprache seiner Zeit in Berührung steht"; auf Grund welches Zeugnisses er der letzteren diese Erscheinung zuschreibt, gibt er nicht an, da die Verweisungen auf Schmids Attizismus kaum zureichen werden, ihr Vorhandensein zu erhärten. Er hätte wohl besser getan, den Indikativ des histor. Tempus mit ὅταν für Polybius ebenso anzuzweifeln wie er ὅταν mit Optativ bestreitet. Das Gesamtergebnis für diesen Abschnitt lautet: 1. Der Optat. iterat. entspricht dem gut attischen Sprachgebrauch. 2. Der Opt. obliq. an Stelle des Konj. mit ἄν tritt völlig zurück. 3. Gar nicht findet er sich zur Bezeichnung der in der Vergangenheit erwarteten Handlung.

Auch im Relativsatz ist der Optativus iterativus an 6 Stellen "in ungeschmälertem Umfang und in korrekter Weise gebraucht".

Was den Optativ im hypothetischen Satzgefüge betrifft, so ist der potentiale Fall 7 bezw. 9 mal ganz nach attischer Art gebraucht; dazu würde ich 1, 4, 6 zählen, wo Reik statt ὑπολάβει vielmehr ὑπολαμβάνει vermutet, während mir wirklich ὑπολάβοι näher zu liegen scheint: das ὅπερ ἐcτὶν οὐδαμῶc εἰκόc spricht nicht dagegen, weil εἰκόc nicht wie der Verf. sagt, die 'Nichtwirklichkeit', sondern nur die Nichtwahrscheinlichkeit der Behauptung bezeichnet. εἰ mit Optativ anstatt ἐάν mit Konj. erscheint 18 mal, von denen 13 die Folgen des ursächlichen Verhältnisses als gewiß, 5 als in der Zukunft möglich darstellen. Dagegen ist ἐάν mit Konj. beibehalten an 57 Stellen (21 mit Präs., 36 mit Aor.), wobei IV, 35, 3 ἀcφάλειαν παρεcκεύαζε τὸ ἱερόν, κἂν θανάτου τιc ᾖ κατακεκριμένοc gefaßt wird als eine Art sehr freier oratio obliqua mit Nachwirkung der formelhaften Tempelgesetzessprache. Während sich also im Temporalsatz der Optat. obl. zu ἄν mit Konj. verhält wie 2 : 30 = 1 : 15, im hypo-

thetischen Relativsatz wie 3 : 16 = 1 : 5, 3, bietet das Bedingungsgefüge die Zahlen 18 : 57, d. h. 1 : 3, 2, und ist darnach dem Optativ günstiger. Dabei wird wieder auf einen inhaltlichen Unterschied der regierenden Verben hingewiesen: bei Verben des Sagens stehen nur 2 Optative gegen 41 Konj. mit ἄν, bei solchen des Denkens aber 16 gegen 16, d. h. dort ist das Verhältnis 1 : 21, hier 1 : 1. Bei eigentlich indirekter Rede also behält auch hier Polybius fast immer den ursprünglichen Modus bei und verschmäht den Optativ. Wo Wechsel stattfindet wie in IV, 15, 9 f. ἐάν ἀφιστῶνται . . . ἐψηφίσαντο, dann aber εἰ . . . ἄγοιεν . . ., ἐπήγγελλον, εἰ . . . ἕλοιντο . . ., ἐποίουν, soll der Konj. in durchaus objektiver Weise den Wortlaut des Beschlusses wiedergeben; dann aber komme mit πρᾶγμα πάντων ἀλογώτατον ein Urteil des Schriftstellers und dieses begründe er im folgenden, insofern er den Beschluß nun in dem Lichte vorführe, in dem er ihm erscheine; wir hätten es demnach wieder mit einem Standpunktwechsel des Schriftstellers zu tun. V, 104, 1 ἔφη δεῖν . . . χάριν ἔχειν . . . εἰ . . . δύναιντο stimmt allerdings zu diesem Gesichtspunkt nicht, aber Reik meint, dieser Fall beweise höchstens, 'daß Polybius in seiner Modusbehandlung nicht nach der Schablone verfahren ist'. Im übrigen jedoch betont er, daß auch hier ein Unterschied der Verba festzustellen sei: nach denen des Erkennens und Überlegens überwiege der Konjunktiv mit ἄν, nach denen der Annahme, des Wollens und Affektes der Optativ. Im einzelnen steht bei Ausdrücken der Annahme 7 mal der Optativ, 1 mal der Konj., nach denen des Wollens 3 mal bezw. 1 mal, nach denen des Affekts 2 mal bezw. 0 mal, dagegen nach denen des Erkennens 1 mal bezw. 9 mal, des Überlegens 0 mal bezw. 2 mal. Nach Reik folgt hieraus, daß beim Konj. mit ἄν "der Schriftsteller den vom vorstellenden Subjekt vollzogenen geistigen Akt selbst gewissermaßen mitvollzogen, also auch die in demselben enthaltene Erwartung mitempfunden hat und sie nun im Sinn des erwartenden Subjekts reproduziert, während er uns im zweiten Fall, sich auf den Standpunkt seiner Gegenwart stellend, die Erwartung zur bloßen Vorstellung abgeschwächt zeigt". Selbst wo gleiche oder synonyme Verben verschieden konstruiert werden, soll derselbe Unterschied hervortreten, so I, 82, 2 gegenüber II, 33, 3, wo dort ὁρῶν mit Optat. eine innere Wahrnehmung subjektiver Natur, dagegen hier συνεωρακότες eine durch objektive äußere Wahrnehmung gewonnene Erfahrung bezeichnen. Wiederum lautet das Ergebnis des Verfassers dahin, daß Polybius den Optat. an Stelle des Konj. mit ἄν nur dann verwendet habe, wenn er das Vergangene vom Standpunkt der Gegenwart aus berichten wollte; er tat das selten, dann aber in ganz korrekter Weise. II, 50, 8 ἠγωνία . . ., εἰ . . . βουλεύσοιτο, μή . . . ἀναλάβῃ wird der auffallende Moduswechsel in ausführlicher psychologischer Ausdeutung gleichfalls auf einen Wechsel im Standpunkt des Schriftstellers zurückzuführen versucht. Endlich ist zu erwähnen, daß 10 Fälle von εἰ mit Indik. in abhängiger Rede nur 1 mit Umsetzung in den Optativ gegenübersteht: "die Beibehaltung des ursprünglichen Modus ist also hier die Regel". Das Gesamtergebnis für die Wennsätze lautet: 1. Der Optativ tritt gegenüber ἐάν c. Conj. stark zurück, wird aber, wo er auftritt, richtig gebraucht. 2. In den übrigen Formen der hypothetischen Periode "verfährt er in der Optativbehandlung durchaus nach den Grundsätzen des attischen Sprachgebrauchs". 3. Unregelmäßigkeiten begegnen nicht (außer in einem überdies anscheinend anfechtbaren Falle).

In völlig entsprechender Weise wird der Optativ bei Philon bis in seine Einzelheiten verfolgt und dabei hinsichtlich der Aktionsarten dasselbe, dagegen hinsichtlich der modalen Seite ein wesentlich abweichendes Ergebnis gewonnen: Während der Optativ bei Polybios äußerlich im Rückgang begriffen ist, dabei aber mit richtigem Sprachgefühl gesetzt erscheint, befindet er sich äußerlich betrachtet bei Philon wieder im Vordringen, wird dagegen, wie mannigfache Erscheinungen, besonders sein Vorwiegen als obliquus nach Haupttempus, zeigen, in unnatürlicher Verwendung gebraucht und verdankt dies lediglich einer künstlichen Wiedereinführung. So bietet uns der eine, im Mutterlande lebende, Schriftsteller das Bild der natürlichen Sprache seiner Zeit, der andere, in Alexandria angesessene, dagegen verrät bereits den Einfluß des nachahmenden Attizismus; in Wirklichkeit spricht er dafür, daß der Optativ noch weiter erloschen war als bei Polybios.

Wir stimmen diesem Ergebnis Reiks bei und zweifeln nicht, daß es als gesicherter Posten in die Bücher der historischen Syntax des Griechischen aufgenommen werden wird. Jedoch weichen wir von seiner Auffassung in einigen Punkten ab, die wir mit Beschränkung auf Fragen von grundsätzlicher Bedeutung hiermit zur Sprache bringen.

Fürs erste möchte ich bemerken, daß die von dem Verfasser einfach aus Krüger, Kühner-Gerth usw. herübergenommenen Ansätze für die Aktionsarten des Präsens- und Aoriststammes nicht durchweg zutreffend sind und nicht ohne weiteres stets die beste Unterlage für die Interpretation abgeben, wie dies u. a. von mir dargelegt worden ist in Bd. 12 und 17 der IF. und zuletzt in einer ausführlichen Besprechung der Abhandlung von Mario Barone "Sull uso dell' aoristo", welche demnächst in der Berl. philol. Wochenschr. erscheinen wird.

Sodann ist nicht über allen Zweifel erhaben, daß der Konjunktiv, wo er abhängig von einem Nebentempus steht, das Ursprüngliche sei: der ausgezeichnete amerikanische Gelehrte Basil E. Gildersleeve macht auf Seite 129 seiner feinen "Problems of Greek Syntax" (Baltimore 1903) unter Hinweis auf Bd. 5 und 8 des von ihm geleiteten American Journal of Philology die Bemerkung: "Nothing would be more unhistorical than the statement that after historical tenses the optative is permissible only, not necessary . . . It is the — unconventionality of the subjective after the historical tenses that gives it the charm of dramatic directness, of what is called *repraesentatio*". Gildersleeve bemerkt noch, daß der Anfang dieser *revolution* bei Herodot zu suchen sei, und Wackernagel nebst Thumb haben kürzlich auf der Basler Philologenversammlung den Gedanken geäußert, es möchte die geradezu einen Bruch mit dem Attischen darstellende Verdrängung des Optativs durch den Konjunktiv im späteren Griechisch ähnlich wie die des attischen Passivfuturs auf -σομαι durch das auf -(θ)ήσομαι auf Rechnung des Ionischen zu setzen sein, das ja unbestreitbar von den Mundarten am meisten zum Aufbau der κοινή beigetragen hat.

Im Zusammenhang hiermit möchte ich dem Zweifel Ausdruck verleihen, ob es denn überhaupt wahrscheinlich sei, daß sich Polybios noch eines inhaltlichen Unterschiedes von Konjunktiv (und Indikativ) einerseits, Optativ andrerseits bewußt gewesen wäre. Reiks Bemühungen, dies durch den Hinweis besonders auf die Eigenart der regierenden Verben darzutun, sind ebensoviele Zeugnisse seines Scharfsinnes, bewähren sich aber meines Erachtens bei näherem Zuschauen nicht als stichhaltig. Selbst wenn seine

Annahme für eine frühere Zeit Geltung hätte, so würde diese sich nicht ohne weiteres auf Polybios erstrecken, weil die Schöpfung eines Sprachgebrauches doch ein ander Ding ist als seine — je nachdem typisch-konventionell erstarrte — Fortpflanzung: auf die uns drohende Gefahr, in den Schriftsteller mehr hinein zu deuten als in ihm liegt, hat soeben Hans Jakobsthal in seiner Schrift Z. Gebr. d. gr. Temp. u. Mod. i. d. gr. Dial. Inschr. im Beiheft zu den IF. 21, besonders S. 15 und 33 hingewiesen. Allein ich gehe weiter, indem ich behaupte, daß der von Reik (augenscheinlich im Anschluß an Krüger) behauptete Unterschied in Wahrheit gar nicht bestanden habe. Dabei stütze ich mich außer auf mein eigenes Sprachgefühl sowie die Tatsache der Personenverschiebung und der Beibehaltung des Indikativs Präs. und Perf. nach Nebentempus zum Ausdruck der Vergangenheit auf einen der ersten Kenner dieser Dinge, den gar nicht hoch genug zu schätzenden Ad. F. Aken, der auf S. 258 seiner auf eigenen wissenschaftlichen Forschungen aufgebauten Schulgramm. (Berl. 1868) klipp und klar sagt: "Zwischen Opt. or. obliq. und Indik. Präs. besteht hier nicht der mindeste Unterschied: φλέγεται . . . soll nur Behauptung des Meldenden, nicht des Schriftstellers sein, gerade wie φλέγοιτο; ebenso soll in beiden Fällen als wirklich gemeldet sein. Der Unterschied ist also rein formell wie zwischen —(a+b) und —a—b, daher gibt es den Indik. häufig von Unwahrheiten und Lügen, auch vom Schriftsteller so angesehenen". Aken nennt auch den psychologischen Grund der Erscheinung; er findet ihn in der Auffassung des Objektsverhältnisses solcher Sätze, sodaß Erklärungen wie die durch "bloß ideelle Abhängigkeit, Wirklichkeit, Lebhaftigkeit" sich als nichtssagend erweisen. Wie bereits bemerkt, zeigt in ἔλεγεν ὅτι βούλεται schon die Beibehaltung des Tempus (Präsens), daß das Wollen aus dem Sinne des Redenden und nicht aus dem des Schriftstellers zu ersehen ist; ἔλεγεν ὅτι ἐβούλετο dagegen wäre doppeldeutig, weil es bedeuten könnte 1. aus dem Gedanken des Redenden heraus: er sagte, "daß er gewollt habe", 2. vom Standpunkte des Berichterstatters aus: "daß er damals wollte". Im letzteren Fall haben wir überhaupt keine abhängige Rede im herkömmlichen Sinne vor uns, und darnach scheint mir die Auffassung der 7 von Reik auf S. 26 angeführten Sätze zu berichtigen. Ganz in dieselbe Richtung weisen nun aber auch die Worte des neuesten Darstellers dieser Probleme, J. Stahls, in seiner Syntax des griechischen Verbums, Straßburg 1907, S. 552, und ganz besonders S. 329; es "erscheinen oft, besonders bei Herodot und Thucydides in demselben Satzgefüge beide Ausdrucksformen nebeneinander oder entsprechen sich, woraus sich ergibt, daß es verkehrt ist, hier einen Unterschied in der Sache annehmen zu wollen, wie es mitunter, namentlich bei Finalsätzen, geschehen ist. Die relative Modalität, die in beiden Fällen vorhanden ist, gelangt in dem einen auch zum formalen Ausdrucke, in dem andern nicht". Auf S. 332 erfahren wir, daß sich bei Herodot und Thucydides, ganz im Unterschied von Xenophon, zumal in Finalsätzen, eine große Vorliebe für die Form der direkten Rede geltend macht und diese sich zu der obliquen verhält wie 2 : 1 bezw. 2,5 : 1; ob das wohl irgendwie in Zusammenhang steht mit dem ionischen bezw. ionisierenden Charakter ihrer Schreibweise? Auf S. 481 wird für die abhängigen Finalsätze nochmals ausdrücklich festgestellt: "Ein Bedeutungsunterschied ist zwischen dem Konjunktiv und dem obliquen Optativ, abgesehen davon, daß die indirekte Rede bei diesem auch zum formalen Ausdruck gelangt, nicht

vorhanden". Dabei wird wieder auf die parallelen Stellen verwiesen. Im übrigen muß noch erwähnt werden, daß zwischen den Verben des Sagens und denen des Wahrnehmens ein deutlicher Unterschied obwaltet: die letzteren begünstigen ja bekanntlich die nicht oblique Darstellung, d. h. die mit dem Nebentempus, die ich allein als 'objektivierend' gelten lassen würde.

Gegen des Verfassers an nicht wenigen Stellen stark hervortretendes Streben, den Wechsel von Indikativ und Optativ aus inhaltlichen Gründen begreiflich zu machen, habe ich noch zweierlei einzuwenden. Erstens, wenn er bei Verben des Affekts und in abhängigen Fragesätzen den Optativ für angebrachter hält wegen ihrer ausgeprägteren Subjektivität, so belehrt uns ein Blick auf Kühner S. 54, 2 eines anderen; es genügt zu verweisen auf Xen. Anab. III, 5, 13 ἐθεῶντο θαυμάζοντες ὅποι ποτὲ τρέψονται οἱ Ἕλληνες καὶ τί ἐν νῷ ἔχοιεν: hier erklärt sich der Wechsel innerhalb derselben Satzgattung, der Frage, nicht inhaltlich, sondern formal aus der Abneigung gegen den Optativ des Futurs. Sodann aber hat sich mir ein Bedenken methodologischer Art aufgedrängt: wurde der Indikativ auf der einen, der Optativ auf der andern Seite vom Sinne selbst gefordert oder meinethalben auch nur nahegelegt, so lag für den Schriftsteller des attischen Zeitalters ebensowie für den des hellenistischen keine oder doch eine geminderte Veranlassung vor, den letzteren zu verwenden, wo die ihm günstige Voraussetzung wegfiel. Dann aber ist in solchen Fällen das Nichtauftreten des Optativs für sprachgeschichtliche Schlüsse nicht zu brauchen.

Endlich möchte ich aufmerksam machen auf eine sehr beherzigenswerte Mahnung von Gildersleeve, die er in dem ersten Artikel seiner angeführten 'Problems' in überzeugender Weise ausgeführt hat. Er warnt dort (S. 6) vor den Versuchungen der zahlenmäßigen Betrachtung des Sprachlebens und spricht: "of that statistical dulness into which we have been drifting of late"; demgegenüber dürfe der Forscher nie vergessen, daß "aesthetic syntax is an organic part of his work, an inevitable part of his work . . . The sphere must be considered. Each department of literature has a history of its own; each author has a stylistic syntax of his own . . . Grammatical figure cannot be divorced from rhetorical figure . . . Language as art, is the art of arts . . . he did good service who entitled his book Grammar of ornaments *(Syntaxis ornata)*". Es scheint ein Bedürfnis, daß fortan die Sprachstatistik sich immer mehr an diesem stilistisch-ästhetischen Moment orientiere. Vielleicht in keiner Literatur ist der eidographische Gesichtspunkt von so ausschlaggebender Wichtigkeit wie in der griechischen, in der die Tradition der Typen eine solche Rolle spielt; es sei hier verwiesen außer auf E. Nordens Antike Kunstprosa besonders auf B. Croces Storia ed arte[2], Roma 1896, sowie K. Vosslers Sprache als Schöpfung und Entwicklung, Heidelberg 1905.

In der virtuosen Handhabung eben der statistischen Methode, in der sich der Verfasser als Meister erweist, liegt die Glanzseite der übrigens auch in der Interpretation in die Tiefe dringenden Arbeit, in der Art, wie er den Stoff sammelt, sichtet und anordnet, offenbart sich eine außergewöhnliche Schärfe des Denkens und Schließens, verbunden mit der Kunst, übersichtlicher Vorführung, die auch in Tabellen und Zusammenstellungen ihren gedrängten Ausdruck findet. Fügen wir noch hinzu, daß der Stil sorgfältig gefeilt und der Druck sehr gut überwacht ist, so gelangen wir zu dem Endurteil, daß wir eine Leistung vor uns haben, die als ein sehr

wertvoller Beitrag zur historischen Syntax der späteren Gräzität bezeichnet werden muß und der gegenüber gesagt werden darf, daß sie in der hervorgehobenen Richtung als Muster für Untersuchungen ähnlicher Gattung zu dienen berufen sein wird.

Stuttgart. Hans Meltzer.

Wahrmann P. Prolegomena zu einer Geschichte der griechischen Dialekte im Zeitalter des Hellenismus. 8°. 23 S.

Der Verfasser der buchhändlerisch nicht genauer bezeichneten Abhandlung (!) hat sich eine interessante Aufgabe gestellt: die Kriterien zu untersuchen, die wir für das Fortleben der griechischen Dialekte in hellenistischer Zeit besitzen. Anknüpfend an meine Ausführungen (Die griech. Sprache S. 28 ff.) möchte er beweisen, daß sich die Dialekte zäher behauptet haben, als ich im allgemeinen annehme. Mit meinem Hauptargument und Ausgangspunkt, der Tatsache, daß die alten Mundarten heute überhaupt geschwunden sind, und daß dieser Vorgang aus sprachlichen Gründen mindestens in die Zeit des ausgehenden Altertums gesetzt werden müsse, beschäftigt sich der Verfasser nicht, dagegen werden die Zeugnisse der Alten eingehend erörtert. Daß der ionische Dialekt noch in der Zeit des Crassus bestanden habe, halte ich für absolut ausgeschlossen und kann darum der Quintilianstelle Inst. or. XI 2, 50 auf keinen Fall die Bedeutung beimessen, die ihr W. gibt, wenn ich auch auf meiner eigenen Hypothese keineswegs bestehe. Der Verfasser kommt S. 7 zu der Folgerung, "daß im 2. Jahrhundert der Fortbestand des Dorischen mit Sicherheit, der der übrigen Dialekte mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmen sei . . . Es ist nicht ausgeschlossen, daß die alten Mundarten nur mehr in stark veränderter, durch die Koine beeinflußter Form bestanden und ihr bereits so gut wie erlegen waren". Diese Auffassung steht der meinen sehr nahe; ich habe ja selbst die Ansicht ausgesprochen, daß es in der Kaiserzeit noch Reste des Dorischen sowie vielleicht eine stark ionisierende Koine (in Kleinasien) gegeben habe; der letzteren stand eine mehr neutrale Sprachform in den griechischen Expansionsgebieten gegenüber, wo wir einen ägyptischen und asiatischen Kreis unterscheiden können. Auf die Grammatikerausgaben über das Fortleben der Dialekte dürfen wir schon deshalb nicht zuviel Gewicht legen, weil die jüngeren die älteren abschrieben und weil sie ihre Kenntnisse überwiegend (wie auch der Verf. hervorhebt) aus literarischen Dialektquellen schöpften. Der Verf. unterschätzt meines Erachtens die Bedeutung der Inschriften für das in Rede stehende Problem. Warum man z. B. den lakonischen Lautwandel von θ in σ "viel höher" über die Zeit der inschriftlichen Belege hinaufrücken soll, wird nicht begründet. Und auch für das siegreiche Vordringen der Koine haben wir die Inschriften als Abbild der wirklichen Verhältnisse zu betrachten, solange nicht das Gegenteil bewiesen wird. W. bekämpft meine Heranziehung der Inschriften, indem er "den Ursprung und Charakter der letzten Inschriften auf griechischem Boden durchprüft". Dabei ergibt sich, daß die Dialektinschriften des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. weit überwiegend öffentliche Urkunden, die dialektfreien (hellenistischen) privater Natur sind. W. meint, daß die Gemeinden an ihrer dialektischen, überkommenen Kanzleisprache aus "Partikularismus" festgehalten haben. Warum aber finden wir dann in den vorhergehenden Jahrhunderten ein Zurücktreten dieser Kanzlei-

sprache? Die Tatsachen scheinen durchaus meiner eigenen Auffassung Recht zu geben: der Dialekt war eben aus dem lebenden Gebrauch geschwunden — daher sein Fehlen in Privatinschriften —, aber die offiziellen Urkunden verfielen in erster Linie der Tendenz, die in der Kaiserzeit herrschte, dem bewußten Archaisieren der gebildeten Kreise. Gerade die mundartlichen Texte der Kaiserzeit verraten durch das Künstliche ihrer Sprache, daß man nicht mehr an den lebenden Dialekt anknüpfen konnte, weil er nicht mehr bestand. Wollte der Verf. meine Methode der Inschriftenverwertung nachprüfen, so hätte er das Verfahren anwenden müssen, das ich auf die Inschriften von Rhodos und Lesbos angewendet habe. Aber der Verf. übergeht mit völligem Stillschweigen das von mir gewonnene Ergebnis, daß der Prozeß der Dialektnivellierung (Abnahme der Dialektformen und Zunahme der hellenistischen Formen) kontinuierlich, d. h. gesetzmäßig verläuft: so gesetzmäßig, daß sich der Prozeß in einer charakteristischen Kurve darstellen läßt. Selbstverständlich handelt es sich dabei um Vorgänge der gesprochenen, nicht der geschriebenen Sprache; was S. 20 über schriftliche und mündliche Koine gesagt wird, scheint mir schief und mißverständlich.

Die Fragen, die der Verf. von neuem angeschnitten hat, sind komplizierter Natur: eine Erörterung der Methoden ist durchaus berechtigt und nützlich, besonders wenn sie von neuen Einzeluntersuchungen begleitet ist; wenn der Verf. die Einzeluntersuchungen weiterführen wird, so wird ihm die Wissenschaft dafür dankbar sein.

Marburg i. H. Albert Thumb.

Meister R. Beiträge zur griechischen Epigraphik und Dialektologie. V. Abdruck aus den Berichten der phil.-hist. Klasse der K. Sächs. Gesellsch. der Wiss. zu Leipzig. 57. B. 1905. S. 272—286.

Der Verfasser handelt in diesem Beitrag über pamph. ἐλυψα = ἐλλυψαν (d. i. ἐγλυψαν) auf einer Münzaufschrift, dann über eine neue lakonische Inschrift (Annual of the Brit. School of Athens 10, 173 und 188, nr. 15), sowie über einige böotische Inschriften (Bull. de corr. hellén. 23, 193 ff., 25. 361 f., 28, 431), für welche neue Lesungsvorschläge geboten werden. Am meisten sprachliches Interesse erregen die beiden ersten Aufsätze. Die Deutung von ἐλυψα scheint mir einwandfrei zu sein; ob aber gerade eine Assimilation von γλ zu λλ vorliegt, ist mir nicht so sicher. M. hat selbst in seiner Behandlung der Inschrift von Sillyon (Ber. der Sächs. Ges. d. Wiss. 1904) auf Indizien für spirantische Geltung des γ (z. B. in μhειαλετι) aufmerksam gemacht, und so möchte ich vermuten, daß auch in ἐλυψα nichts anderes vorliegt als die ungenaue Darstellung eines ʒl durch einfaches λ.

Die lakonische Inschrift aus Thalamae ist wichtig, "weil sie — wie der Verfasser selbst bemerkt — in dem altdorischen Dialekt verfaßt ist, den wir bisher fast nur aus Sparta kennen". Sie macht daher die Annahme Meisters um so unwahrscheinlicher, daß die jungen, außerhalb Spartas gefundenen lakonischen Inschriften Zeugen eines besonderen Periökendialektes seien (vgl. Ref. Neue Jahrb. 1905, 386 ff.); M. scheint denn auch in seiner Hypothese schwankend geworden zu sein, wie die Bemerkungen S. 280 f. vermuten lassen.

Was die Erklärung der Inschrift betrifft, so ist M.'s Auffassung

von χρῆcται als χρῆcθαι ohne weiteres anzuerkennen; daß wir nun auch in Lakonien einen zweiten Beleg für cτ = cθ erhalten, ist mir mit Rücksicht auf meine Ausführungen über die lakonische Entwicklung von cτ und cθ wichtig (vgl. Neue Jahrb. a. a. O.). Aber M.'s Übersetzung des folgenden Passus will mir nicht einleuchten: προβειπάhαc τά(c) ciῶ ποτ' Ἀνδρίαν cυνεφορεύοντα ἀνι[c]τάμεν Νικοcθενίδαν ἐ[ν] τῶι ἱ[ε]ρῶι "weil einstens die Göttin laut und öffentlich gesagt hatte, Nikosthenidas solle die Statue des Andrias, seines Genossen im Ephorat, im Heiligtum errichten". Ich ziehe ποτ' als ποτί (nicht ποτέ) im Sinne des ersten Herausgebers vor und übersetze lieber "weil die Göttin gegenüber Andrias ... erklärt hatte, Nikosthenidas solle (eine Statue) errichten". Daß das Objekt "eine Statue" zu ἀνιcτάμεν ausdrücklich hinzugefügt werden müsse, wie M. verlangt, scheint mir nicht nötig, da es ja auch in den Einleitungsworten (nach ἀνέcηκε) nicht ausgedrückt ist.

Marburg i. H. Albert Thumb.

Inscriptiones graecae ad inlustrandas dialectos selectae scholarum in usum iterum edidit F. Solmsen. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. VIII u. 96 S.

Das rasche Erscheinen einer zweiten Auflage zeigt, wie sehr das Büchlein einem dringenden Bedürfnis abgeholfen hat. In der Anlage und in der Auswahl der Texte ist es unverändert geblieben (vgl. die Besprechung der ersten Auflage im Anz. 15, 230); jedoch hat der Verfasser im einzelnen seine Texte sorgfältig revidiert und die neu erschienene Literatur gewissenhaft benützt und hinzugefügt. Besonders der Labyadeninschrift ist eine neue Revision von A. Nikitskij zugute gekommen, die die Lesung in nicht unwichtigen Punkten berichtigt. Auch der inzwischen vorgenommenen Neunumerierung der verschiedenen Abteilungen des Inschriftenwerkes der Berliner Akademie (Durchzählung nach Bänden) hat S. Rechnung getragen, indem er die alten Verweise entsprechend veränderte.

Marburg. Albert Thumb.

Kretschmer P. Der heutige lesbische Dialekt verglichen mit den übrigen nordgriechischen Mundarten. Mit einer Karte. Wien, Alfred Hölder, 1905. XI u. 614 Sp. 25 ℳ [Kais. Akad. d. W.: Schriften der Balkankommission. Linguistische Abteilung III. Neugriechische Dialektstudien, 1. Heft.]

Unter den nordgriechischen Dialekten war bisher nur einer, der von Velvendos in Makedonien, durch eine exakte wissenschaftliche Darstellung (von Ἐ. Μπουντώναc in den Ἀρχεῖα τῆc νεωτέραc ἑλλην. γλώccηc I, 2, Athen 1892) bekannt. Ich selbst hatte einmal vor Jahren die Absicht, den Dialekt von Thasos zu studieren, wurde aber durch widrige Umstände solange im Pontosland festgehalten, daß ich meinen Plan nicht verwirklichen konnte. Was bisher an Veröffentlichungen über die nordgriechischen Dialekte dem Verfasser bekannt gewesen ist, hat er in dem vorliegenden Werk Sp. 10 ff. verzeichnet. Zur Vervollständigung dieses Verzeichnisses und der Bibliographie G. Meyers (in den Neugriech. Studien I), die von K. nicht vollständig wiedergegeben ist, vermag ich folgende nachzutragen:

I. Festland.

1. Thrakien (bezw. Bulgarien): Δ. Κράχτογλουc, Συλλογὴ τῶν ἐν Βάρνῃ καὶ τοῖc πέριξ αὐτῆc ἐν χρήcει δημωδῶν παροιμιῶν. Athen 1880 (mir nur dem Titel nach bekannt). Über einen bulgarisch-griechischen

Mischdialekt im Rhodopegebirge vgl. G. Meyer Neugriech. Stud. 2, 90 ff. Über den Dialekt von Stenimachos (Bulgarien) einiges in der Zeitschr. f. allg. Erdkunde VIII (1860) 384 f.

2. Makedonien: Für den Dialekt von Serrai kommt Byz. Zeitschr. 3, 284 ff. in Betracht, wo auch eine Studie von I. Τςικόπουλος angeführt ist; über ein Wörterverzeichnis von Salonik vgl. Ἑςτία 1893 (II) 221.

4. Epirus: Ich mache auf einen älteren Text aufmerksam, eine Biographie in 4500 Versen, verfaßt von einem mohammedanischen Epiroten in einer allerdings nicht rein volkstümlichen Sprache, die jedoch stark dialektisch gefärbt ist, vgl. darüber Leake Travels in Northern Greece I, 463 ff. (wohl identisch mit der Reimchronik, von der zahlreiche Proben bei Ἀραβαντινός, Ἱςτορία Ἀλῆ Πακᾶ, Athen 1895, 531 ff. mitgeteilt sind?).

7. Lokris: über den Dialekt von Doris und Phokis verzeichnet K. nichts; zu jenem vgl. Μηλιαράκης, Νεοελληνικὴ γεωγραφικὴ φιλολογία (Athen 1889) Nr. 456; über den Dialekt im Gebiet des Parnaß vgl. Ulrichs Reisen und Forschungen in Griechenland I (1840) 123. 132 ff. 141 ff. Ross Königsreisen I, 50 f. 58 (wenig charakteristisch).

II. Die nordgriechischen Inseln.

1. Thasos: K. hat übersehen, daß Conze Reise auf den Inseln des thrak. Meeres S. 5 auch ein Volkslied aus Thasos mitteilt.

9. Tenos: Lexikalisches Material bei Ἀ. Ν. Βάλληνδας Πάρεργα φιλολογικὰ πονημάτια. Ἑρμούπολις 1887.

10. Andros: Wescher im Annuaire pour l'encouragement des ét. gr. IV (1870) 136—146.

11. Euboea, Kyme: Ein kleines unvollendetes Glossar bei Τρίμης, Κυμαϊκά (Athen 1894) 71—80 (wenig wert!).

III. Kleinasien. Ich beschränke mich auf den Nordwesten, der allein eine engere Beziehung zu den genannten Dialekten hat.

Kyzikos: einiges Material bei Φιλήντας, Γραμματικὴ τῆς ῥωμαϊκῆς γλώςςης (Athen 1902).

Aber mit Ausnahme des schon genannten Μπουντώνας sind alle bisherigen Mitteilungen über einzelne nordgriechische Dialekte entweder sehr lückenhaft oder ungenügend in der genaueren Wiedergabe des mundartlichen Tatbestandes und zwar gerade hinsichtlich desjenigen Merkmals, das für die nordgriechischen Dialekte besonders charakteristisch ist, nämlich der Behandlung von unbetontem *e*- und *o*-, *i*- und *u*-Laut. Wie vor allem der Schwund von *i* und *u* das ganze Lautbild der Wörter beeinflußt, wußten wir bis auf Μπουντώνας nur durch die zwar treffliche, aber doch nur summarische Erörterung von Hatzidakis (Einleitung 342 ff.), von dem die Einteilung in nord- und südgriechische Dialekte stammt. Aus Kretschmers Werk (65—94) lernen wir jetzt die mannigfachen Wirkungen der nordgriechischen Vokalgesetze in extenso kennen und zwar nicht nur für Lesbos, sondern auch für eine Reihe anderer nördlichen Mundarten; das aus gedruckten Quellen zugängliche Material hat K. durch eigene Feststellungen aus Lemnos, Skopelos, Skyros und sonst ergänzt. Der ergebnisreichen Darstellung stimme ich in allen wesentlichen Punkten zu. Wie alt die nordgriechischen Vokalgesetze (insbesondere die Reduktion der *i*- und *u*-Laute) seien, wird in der Einleitung (6 ff.) besprochen. Die Frage ist wichtig für die weitere Frage nach dem Alter der neugriechischen Dialekte. Ich verlege die Anfänge der Vokalgesetze noch ins erste Jahr-

tausend unserer Zeitrechnung (Die griech. Sprache S. 166, Neue Jahrb. f. d. kl. Altertum 1906, 259); K. ist geneigt, den Vorgang für ziemlich jung zu halten, wenn er auch die Möglichkeit zugibt, "daß die nordgriechischen Dialektmerkmale in eine sehr alte Zeit zurückreichen". Meine Vermutung stützt sich vorläufig mehr auf allgemeine Erwägungen als auf textliche Zeugen; denn die letzteren sind mehrdeutig, wie K. mit Recht hervorhebt. Es ist jedoch zu beachten, daß die älteren griechischen Elemente des Slavischen (Aksl., Russ.) vielfach nordgriechischen Charakter zeigen, vgl. Vasmer Greko-slavjanskie etjudy (Petersburg 1906). Eine genauere sprachgeschichtliche Untersuchung dieser Elemente, die uns hoffentlich bald von Vasmer zuteil werden wird [1]), wird daher feste chronologische Anhaltspunkte für das Alter der nordgriechischen Vokalgesetze ergeben. Übrigens brauchen wir nicht den vollen Schwund, sondern nur den Beginn der Reduktion für alt zu halten, d. h. die starke quantitative Verschiedenheit zwischen betonten und unbetonten Vokalen, die dem Nordgriechischen eigen ist (vgl. Hatzidakis Einl. 342 f.). Diese Quantitätsverteilung mochte den Anfang der großen Dialektspaltung bilden: sie hat in den verschiedenen Sprachgebieten des Nordens bald stärker bald schwächer den Vokalismus beeinflußt. Da jenes Quantitätsprinzip noch heute in den nordgriechischen Dialekten besteht, so läßt sich auch verstehen, daß die Vokalschwächungsgesetze noch in neuerer Zeit eintreten bezw. zu Ende geführt werden konnten. Haben wir nicht etwas ähnliches auch in der deutschen Sprachgeschichte? Die exspiratorische Betonung, welche im Übergang vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen die Schwächung der unbetonten Vokale bedingte, wirkte in jüngerer Zeit in den süddeutschen Mundarten weiter, indem sie z. B. das auslautende *-ĕ* beseitigte (*der Bōt* = *Bote*, *die Blum*, *die Nächt* = *Nächte*); das gilt auch für Entlehnungen aus der Schriftsprache.

Wir haben das wichtigste Merkmal des lesbischen Dialekts in den Vordergrund gestellt; die Stellung des Dialekts, über die K. eingehend Sp. 51 ff. handelt, wird natürlich durch jenes Merkmal allein nicht bestimmt. Der Verfasser zeigt in sehr instruktiver Weise, daß die Dialektgruppe, zu der Lesbos samt anderen Inseln (wie Lemnos, Samos, Skyros, Skopelos) gehört, zwar als 'nordgriechischer Inseldialekt' an die nordgriechischen Festlandsdialekte anzugliedern ist, daß aber jene Gruppe und insbesondere der Dialekt von Lesbos durch eine Reihe von besonderen Zügen (Kontrakta wie ἀγαπῶ [nicht ἀγαπάου], die Endungen -ουcι und -αcι, Typus βαcιλέc) Berührungen mit den südgriechischen Inseldialekten zeigt; wir erwarten das auch nicht anders. Von den ganz speziellen Eigentümlichkeiten, die man nach dem gegenwärtigen Stand der neugriechischen Dialektforschung dem Lesbischen zuweisen kann (57 f.), scheinen mir der "Kappazismus" (Entwickelung eines Dentals zu einem *k*-Laut), der Imperativ Aor. Pass. auf *-tsi* (= *-κε) und die Pronominalbildung *ėjtutus*, *ėjtsinus* am bemerkenswertesten. Wie ferner in § 4 (45 ff. "Dialektverhältnisse auf Lesbos") gezeigt wird, gibt es auf der Insel wiederum eine Reihe zum Teil erheblicher Dialektvarietäten, die vom Verfasser durchgehends berücksichtigt worden sind.

Schon aus diesen allgemeinen Bemerkungen geht hervor, daß der

1) Inzwischen erschienen als 2. Heft der genannten Studien (Petersburg 1907) [Korr.-Note].

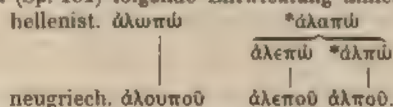
Verfasser einen guten Griff getan hat, indem er sich zur Aufzeichnung und Bearbeitung des neulesbischen Dialekts entschloß. K. hat sein Material im wesentlichen durch systematisches Ausfragen geeigneter Bewohner der Insel gewonnen (s. das Vorwort) — ein Verfahren, das auch ich angewendet habe; man besitzt ja immer in der Beobachtung des zwanglosen Sprechens der Einheimischen eine Kontrolle für das durch Ausfragen erhaltene Material. K. hat ganz Recht, wenn er dieses Verfahren vorläufig für das gangbarste erklärt; denn in einem Sprachgebiet, wo noch so viel sprachlicher Rohstoff gänzlich unbearbeitet ist, kommt man so am schnellsten zu sprachwissenschaftlich brauchbaren Ergebnissen. Wer jetzt schon mit Hilfe feiner Beobachtungsmethoden in phonetische Details einzudringen versucht, bevor wir über das "Gröbste" orientiert sind, der kommt mir wie ein Geograph vor, der die topographische Aufnahme eines unerforschten Landes mit Meßtischaufnahmen beginnen wollte.

Der sprachwissenschaftlichen Darstellung des Dialekts hat K. zwei Abschnitte über die Geographie und Geschichte der Insel (25 ff.) vorausgeschickt (wozu außerdem der Anhang Sp. 579 ff. gehört). Wir finden hier auch die Literatur über die Insel verzeichnet. Zur Bibliographie über die Insel ist nachzutragen L. de Launay Description géologique des îles de Mételin et de Thasos. Paris 1891 und Chez les Grecs de Turquie. Les Pays et les mœurs. Paris 1897, S. 35 ff. (Da sich K.'s Bibliographie auf Volkskunde überhaupt nicht erstreckt, so unterlasse ich die Anführung der mir bekannten Literatur.)

Besonderes sprachwissenschaftliches Interesse bietet die Sp. 39 berührte Frage nach den Nachwirkungen des antiken aeolischen Lokaldialekts. Nur bei einigen Ortsnamen läßt sich daran denken; und von den wenigen Fällen, die K. anführt, scheinen mir nur Ἄργεννος (mit seinem νν) sowie die ἐθνικά auf *-ayóts* (*Vrisayóts* u. a., vgl. dazu Sp. 188 f.) ernsthaft in Frage zu kommen; *Vrisayóts* wird auf altlesb. Βρησαώτης für Βρησαιώτης zurückgeführt und soll den lesb. Übergang von αι in α vor Vokalen (wie Μυτιλήναοι) zeigen. Eine vom Verfasser nicht beachtete Schwierigkeit scheint mir darin zu liegen, daß ein in die Κοινή gelangtes Βρησαώτης vermutlich zu *Βρησάτης geworden wäre (wie χαώνω zu χάνω); doch gebe ich zu, daß die Kontraktionserscheinungen der Κοινή in diesem Punkt noch nicht völlig aufgeklärt sind (vgl. K. Dieterich Untersuch. 76). —

K.'s Werk ist die vollständigste Darstellung eines neugriechischen Dialekts, die wir besitzen; sie übertrifft an Reichtum des Inhalts und der Belehrung z. B. die Arbeiten Morosis über griechische Mundarten Unteritaliens. Außer der Grammatik im engeren Sinn (worin die Lautlehre den größten Raum einnimmt, Sp. 65—265) enthält das Buch im 2. Teil (349 ff.) eine Darstellung der Wortbildung und des Wortschatzes, im 3. Teil (473 ff.) Sprachproben, unter denen die Märchen (aus verschiedenen Teilen der Insel) sprachlich am wertvollsten sind; der Verfasser bemerkt mit Recht (Sp. 549), daß die Volkslieder "viel weniger treue Dialektproben als prosaische Texte bilden", und ist daher auf das Sammeln von Volksliedern weniger ausgegangen. Den 274 Sprichwörtern ist eine Übersetzung, gelegentlich auch ein Nachweis von Parallelen beigegeben. Hinsichtlich der Schreibweise der Dialektformen hat K. ein zweifaches Verfahren gewählt: in der Grammatik bedient er sich einer phonetischen (lateinischen) Umschrift, während der lexikalische Teil und die Texte überwiegend in griechischer (historischer) Orthographie geschrieben sind. Natürlich läßt sich

gegen die Wahl einer rein phonetischen Umschrift vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus nichts einwenden; wenn aber K. selbst die griechische Orthographie nicht ganz ausschloß, so scheint er wohl empfunden zu haben, daß praktische Gründe es empfehlen, sich an die übliche, in vielen Punkten allerdings zu verbessernde Schreibweise der Griechen anzuschließen. Da wir es dringend wünschen müssen, daß die Griechen sich mehr als bisher der wissenschaftlichen Erforschung ihrer Dialekte annehmen, so möchte ich dem widerraten, daß europäische Gelehrte in der Transkription ein besonderes Verfahren wählen; wenn man sich der griechischen Orthographie im Prinzip anschließt und damit der Einheitlichkeit der schriftlichen Fixierung ein kleines Opfer bringt, so werden beide Teile am besten fahren. Doch das sind Äußerlichkeiten, die den inneren Vorzügen von K.'s Buch keinen Abbruch tun. Indem K. die speziellen Dialekterscheinungen in die gesamte Entwickelungsgeschichte des Neugriechischen einreihte, förderte er zugleich das Verständnis der neugriechischen Grammatik überhaupt: die verschiedenen sprachgeschichtlichen Probleme sind mit Umsicht und unter gründlicher Prüfung der Tatsachen sowie der einschlägigen Literatur behandelt. Daher wirft das Buch auch einen Gewinn ab hinsichtlich jenes älteren Abschnitts der griechischen Sprachgeschichte, der vor allen mit dem Neugriechischen in ständiger Fühlung sein muß, ich meine, der Κοινή. Der Gewinn liegt natürlich mehr im gesamten Resultat als in den Einzelheiten. Aber auch für Einzelheiten springt immer etwas heraus. Ich verweise z. B. auf die Erörterung des (alt- und neugriechischen) dissimilatorischen Vokalausfalles (109 ff.) in σκόρ(ο)δον u. dgl. Ich hatte K.'s Behandlung der Sache schon früher (gegen K. Dietrich) zugestimmt: jedoch möchte ich μόν = μόνο [1]) nicht hierher rechnen, ferner (peloponnesisches) ἀλποῦ 'Fuchs' (113) etwas anders erklären: K. geht von der Grundform ἀλουποῦ aus, nimmt also an, daß dissimilatorischer Vokalverlust auch eintrat, wenn die beiden gleichen Vokale durch eine Explosiva (π) getrennt waren. Hier gibt K. sein eigenes Lautgesetz auf, wonach der Schwund des einen von zwei gleichen Vokalen dazwischenstehende Liquida oder Nasalis zur Voraussetzung hat. Wir haben vermutlich neben ἀλωπώ eine hellenistische Grundform *ἀλαπώ (mit Vokalassimilation wie ὀλοθρεύω zu ὄλεθρος, κάλανδαι = lat. *calendae*) anzusetzen, sodaß ich statt K.'s Stemma (Sp. 101) folgende Entwicklung annehme:



Wir ordnen auf diese Weise neugriech. ἀλεποῦ (nordgriech. ἀλιποῦ) in den Lautwandel α zu ε (ἀλακάτη zu neugriech. ἀλεκάτη u. dgl.) ein, den ich Griech. Spr. 17 und 196 f. besprochen habe, während *ἀλπώ aus *ἀλαπώ nach Kretschmers Gesetz zu erklären ist. Das erschlossene *ἀλαπώ (das uns vielleicht einmal ein Papyrus oder eine Inschrift als belegte Form beschert) und das überlieferte ἀλωπώ sind vermutlich mundartliche Varianten der Κοινή. Daß neugriechische Dialektverschiedenheiten unter Umständen in die hellenistische Zeit zurückzuprojizieren sind, ist ein Grundsatz, den auch K. anerkennt und anwendet; ein schönes Beispiel

1) Bei dieser Gelegenheit mache ich auf μ'ὁ = μόνο ὁ aufmerksam, das ich in einem maniatischen Lied aufgezeichnet habe.

dafür ist seine Erörterung von neugriech. dial. δουλεύγω (statt δουλεύω) und was dazu gehört (193 ff.). Daß die neugriechische Dialektdifferenz -εύω — -εύγω in die Κοινή zurückreicht, wird von K. in sehr einleuchtender Weise ausgeführt; ich bemerke dazu, daß dieser Gedanke implicite schon in meinen Ausführungen über das 'irrationale' γ Griech. Spr. 188 f. enthalten ist. Die phonetische Begründung des in δουλεύγω usw. vorliegenden Lautwandels scheint mir einwandfrei bis auf das seltsame αὐγό 'Ei', das ich auch nach K.'s Darlegung nicht für aufgeklärt halte. —

Ich muß natürlich darauf verzichten, weiter im Einzelnen anzuführen, was alles der Verfasser zum Verständnis der neugriechischen Sprachgeschichte beigetragen hat. Ich gebe dafür lieber noch einige Anmerkungen zu Punkten, wo ich nicht ohne weiteres zustimme oder etwas hinzuzufügen habe. — (80 ff.) In Fällen wie lesb. *aγurdjs* = ἀγοράζεις, *θaγurdjs* = θὰ ἀγοράςῃς, *éjsa* = ἔζηςα oder ikarisch θὰ γυρίςῃς = θὰ γυρίςῃς möchte ich daran festhalten, daß es sich um Dissimilation eines Zischlautes handelt; es mag sein, daß die Dissimilation an ein dazwischen stehendes (ursprüngliches) *i* gebunden ist; vielleicht gehört auch die Stellung des Akzents unmittelbar vor dem dissimilierten Laut zu den Bedingungen der Dissimilation (*θaγurdjs*, aber *aγórasis* = ἀγοράςεις). — (120 ff.) Daß meine Erklärung von ὁ βαςιλέϲ = βαςιλέας nicht ohne Schwierigkeiten ist (die sich aber überwinden lassen), gebe ich zu; aber mit der üblichen Erklärung (βαςιλέϲ sei Umgestaltung eines aus der Schriftsprache entlehnten *vasilefs*) kann ich mich noch weniger befreunden. Man wundert sich, warum dann die Form nur auf einem geographisch engbegrenzten Gebiet vorkommt und sich nicht an beliebigen Orten (vor allem in der Umgangssprache) findet. Solange keine bessere Erklärung gefunden wird, sehe ich keinen Anlaß, meine eigene Hypothese aufzugeben. Wenn K. einwendet, daß das aus εα kontrahierte η in πάθη u. dgl. im Neugriechischen zu *i* geworden sei, niemals aber zu *e*, so ist darauf zu erwidern, daß jenes attische η und das in relativ junger Kontraktion entstandene dorische η von βαςιλῆ phonetisch nicht gleichartig sein müssen. — (125 f.) Die Formen εἴ̯δα (in Skopelos), νὰ εἰ̯δῶ, εἰ̯δέ u. dgl. (im Gebiet des Pelion) sind wohl nicht durch Analogiebildung, sondern vielmehr durch Epenthese aus *εἴδι̯α, νὰ 'δι̯ῶ zustand gekommen. Regelmäßige Epenthese dieser Art habe ich in der südlichen Maina (Kitta) beobachtet: so nicht nur ἀςκάϊ̯δα = ἰςχάδια, μάϊ̯τα = μάτι̯α, ποϊ̯δά = ποδιά 'Schürze', δόϊ̯ντα = δόντι̯α, κουλούϊ̯ρα = κουλούρια, ἐ̯ϊδάηϲε = ἐδι̯άβηκε, παϊ̯δά (*pejdá*) = παιδι̯ά, sondern auch φρύϊ̯δα (*friida*) = φρύδι̯α, φιϊ̯δα = φίδια. — (149) Meiner Liste der Dialekte, welche *k*-Laut palatalisieren, hat K. u. a. Kumi auf Euboea hinzugefügt; Kyme, das er kurz vorher aus meiner Liste anführt, ist mit jenem Kumi identisch. — (153) Den Wandel von ϲ in *š* vor Konsonant (*škízu* = ϲχίζω, ϲκίζω) kennt K. nur aus Epirus; ich habe diese Aussprache auch sonst öfter, besonders im Peloponnes, beobachtet (ϲκέφτομαι u. dgl.). — (161) Zu dem Lautwandel χέρζι aus χέρι (auf Skyros), wo ρζ eine '*r* sibilans' darstellt, ist zu vermuten, daß er nur die Kombination ρj (χέρι̯α) betrifft und daß Fälle wie χέρζι statt χέρι nach χερζοῦ, χέρζα analogisch geschaffen sind; dazu stimmen die aus Nisyros und Patmos angeführten Formen χωρžό = χωρι̯ό, *avržo* = αὔρι̯ο. Es handelt sich bei dieser Behandlung von *j* wohl um einen Spezialfall des Wandels von *j* in *ž'*, den ich in der Maina beobachtet habe (Πελαž'ία = Πελαγία u. ä.). Der Übergang von spirantischem *j* in *ž'* entspricht dem ziemlich weit verbreiteten

Wandel von χ' in *ϑ'* und *ϑ*, vgl. Handbuch § 21. — (162 f.) Zum Wandel von λ in ρ in ἐρπίδα u. ä. vgl. jetzt auch Psichari Essai de grammaire historique sur le changement de λ en ρ devant consonnes (Paris 1905, aus den "Mémoires orientaux"). — (173 ff.) Zu den Belegen für γλέπου, δλέπου und λέπου = βλέπω füge ich noch λέπου aus der Maina hinzu. — (220) K. äußert berechtigte Zweifel an der Erklärung, die Ökonomides für die pontische Artikelform *ti* (Gen. S.) gegeben hat: eine lautliche Ableitung aus τοῦ halte ich für unmöglich, eine analogische Erklärung liegt dagegen nahe. K.'s Zusammenstellung der verschiedenen Artikelformen sei zunächst durch die von mir im Pontos (in der Gegend von Samsun) aufgezeichneten Artikelformen ergänzt:

Singular:

Nom. m. ὁ, f. ἡ, n. τό
Gen. m. f. n. *ti*, vor Vokalen *t* (z. B. τ' Ἀράπ = τοῦ Αράπη, τ' Ἑλέγκονος = τῆς Ἑλέγκως)
Akk. m. τόν, f. τήν, n. τό.

Plural:

Nom. m. f. οἱ, n. τά
Gen. m. f. n. *ti*, vor Vokalen *t*.
Akk. m. *ti* (auch *si*), f. *ti*, vor Vokalen *t*, n. τά.

Das Bestreben, die verschiedenen Formen einander ähnlich oder gleich zu machen (vgl. allgemein Nom m. f. οἱ, Akk. f. τοὶς), äußert sich in den Dialekten in verschiedener Weise. So ist der Gen. Pl. *ti* statt τῶ(ν) offenbar dem Nom. Plur. οἱ angeglichen; der Gen. S. m. *ti* erscheint mir auf einem Ausgleich zwischen τοῦ und τῆς zu beruhen, wobei die Differenzierung von Deklinationstypen wie m. τοῦ κλέφτη und f. τῆς μάχης mitgewirkt haben mag; wenn dann *ti* auch auf das Femininum übertragen wurde (für τῆς), so hat das der schon vollzogene Ausgleich im Plural (Gen. und Nom.) bewirkt. Für den Akk. Pl. *ti* denke ich mir endlich folgende Entwicklung: zunächst entstand für m. τούς und f. τές eine Ausgleichsform **tis* nach dem Nom. m. f. οἱ, worauf sich Nom. *i*, Akk. **tis* noch weiter ausglichen zu der Differenzierung *i* — *ti*. Der pontische Zustand bezeichnet noch nicht das Ende der Ausgleichsbewegung: denn während im Pontos wie sonst Nom. S. m. ὁ und f. ἡ noch geschieden sind, ist in anderen Dialekten (so auch in Lesbos) auch dieser Unterschied gefallen (*i* für Mask. und Fem.), worüber man genaueres bei K. findet. — (259 f.) Die Erklärung von *éftos* neben *ftos* = αὐτός (bzw. αὗτος) als junge Zusammensetzung eines deiktischen ἐ[1]) + *ftos* will mir nicht einleuchten. Wie man in ἐτοῦτος eine Analogiebildung nach ἐκεῖνος (neben κεῖνος) sieht, so wird man in Formen wie ἔουτος, *éftos* ein Weiterwuchern jenes ἐ- annehmen dürfen; die Akzentverhältnisse scheinen mir keine Schwierigkeiten zu machen. — (270) Auch die Erklärung von τίτοιος (τέτοιος) als Kontamination von τί ἄνθρωπος 'was für ein Mensch' und τοῖος ἄνθρωπος 'ein solcher Mensch' kann ich mir nicht zu eigen machen: ich verstehe nicht recht, wie diese Kontamination zustande gekommen sein soll, und würde erwarten, daß ein so entstandenes τίτοιος 'qualis', aber nicht 'talis' bedeutet. Warum die alte Erklärung (enkl. τι + τοῖος) nicht möglich sei, sehe ich nicht ein. — (278) Wenn K. von den bisherigen Erklärungen

1) Der Verf. belegt diese Partikel nur aus Leukas; sie ist mir jedoch aus der Konversation ziemlich geläufig.

des -ι in ἔξι (= ἔξ) nicht befriedigt ist, so stimme ich ihm darin bei; aber auch sein eigener Vorschlag (ἔξι nach εἴκοcι) ist nur ein Notbehelf und scheint den Urheber selbst nicht zu befriedigen. — (343) Was den Gebrauch des bloßen Akkusativ statt εἰc c. acc. (auf die Frage wohin?) betrifft, so möchte man wissen, ob es sich um eine allgemeine Verwendung des Akkusativs im angegebenen Sinn handelt oder ob die Konstruktion sich nur in gewissen Redensarten findet; denn eine Wendung wie πᾶμε cπίτι 'gehen wir nach Hause' ist ganz gewöhnlich, so daß die vom Verfasser aus dem Dorf Mesotopos belegte Konstruktion nicht gerade isoliert ist.

Der zweite Teil des Werkes "Zur Wortbildung und zum Wortschatz" bringt nicht so viel Eigenartiges wie die Laut- und Formenlehre; es ist aber sehr dankenswert, daß der Verfasser auch diesen Dingen seine Aufmerksamkeit zugewendet hat. Kap. I behandelt die Stammbildung (hervorzuheben sind die Diminutiva auf *-el* = -έλλιον), II. die Adverbia, III. die Partikeln; das IV. Kapitel (367 ff.) gibt eine hübsche Übersicht über Herkunft und Geschichte der neugriechischen Namengebung, wobei zum Verständnis der Sache auch geeignete folkloristische und kulturhistorische Bemerkungen eingestreut sind. Nicht nur Tauf- und Familiennamen, sondern auch Spitznamen, sowie Tier- und Monatsnamen sind berücksichtigt. Endlich ist Kapitel V (406 ff.), das die 'Lehnwörter' des Dialekts bietet, eine wichtige Ergänzung der vorhandenen lexikalischen Zusammenstellungen. Natürlich sind die italienischen Elemente am zahlreichsten, während die slavischen, albanesischen und rumänischen Elemente völlig zurücktreten. Warum die an Zahl jedenfalls nicht wenigen türkischen Lehnwörter nicht besonders behandelt, sondern in das allgemeine Glossar (435 ff.) eingereiht sind, dafür gibt der Verfasser keinen Grund an. Die meisten der angeführten Lehnwörter sind natürlich sonst schon (besonders bei G. Meyer) verzeichnet. Diejenigen, bei denen dies nicht der Fall ist, brauchen jedoch deshalb nicht speziell lesbisch zu sein: bei unserer mangelhaften Kenntnis des mundartlichen Wortschatzes läßt sich die Verbreitung vieler Lehnwörter überhaupt noch nicht feststellen. Ich kann z. B. folgendes nachtragen:

βιλ'έττου = *biglietto*: mir aus der Umgangssprache bekannt; vgl. auch μπουλέτο bei Λυκούδηc in der Ἑcτία 1894 (I) 33.

dΖója = *gioia*: vgl. τζόγια bei Ξενόπουλοc, Ἑcτία 1893 (II) 37.

κάτcα 'Jagd': cτὴν κ. τὸν ἔβdλανε 'sie machten Jagd auf ihn' in den Ἐθνικὰ ᾄcματα (Athen 1896) S. 115.

μιλιγούν 'Million': wohl allgemein μιλιούνι.

μόδα 'Mode', παπαγάλλοc 'Papagei', ποῦρο 'Zigarre': weit verbreitet.

ράτcα 'Rasse': bei Ξενόπουλοc, Ἑcτία 1893 (II) 29.

τρατάρου 'bewirte': wohl ziemlich verbreitet; in der Bedeutung 'handeln' finde ich das Wort in einer Urkunde aus Naxos v. J. 1818, s. Ἑcτία 1892 (II) 334 f.

τcιγάρου 'Zigarette': allgemein gebraucht.

Die lateinischen Elemente hat K. im allgemeinen Glossar untergebracht; καλικεύω 'reiten' (lesb. *kal'tsévγu*) wird meines Erachtens fälschlich zu den zwei oder drei rumänischen Elementen gerechnet; es handelt sich offenbar um ein lateinisches oder genauer 'balkan-lateinisches' Lehnwort (vgl. alban. *kal* 'Pferd').

Das allgemeine Glossar (435 ff.) beschließt die sprachliche Dar-

stellung der Mundart; es ist eine Ergänzung zum Wortregister (591 ff.), mit dem es am besten zusammengearbeitet worden wäre; es enthält nur die selteneren und merkwürdigen Wörter und gibt gelegentlich Belege aus anderen Dialekten und etymologische Bemerkungen. Da ich nicht weiß, nach welchem Grundsatz der Verfasser diese Beigaben ausgewählt hat, so verzichte ich darauf, weitere Belege beizusteuern; so ist mir z. B. die Redensart εἶνε στουπί 'er ist total betrunken' (458) ganz geläufig: sie scheint allgemein im Gebrauch zu sein.

Ueber den dritten Teil, die Texte, habe ich schon oben gesprochen. — Zu den Nachträgen noch eine Bemerkung: epir. *šaúl'* ist, wie K. (118) richtig gesehen hat, eine Umbildung von σαγόνι (Ersetzung des Suffixes -όνι, -ούνι durch -ούλι); das alban. und epir. *tšaúl'* hat den Verfasser nachträglich irregemacht: doch ist die Entlehnung des alban. Wortes aus dem Griechischen ganz sicher, wie übrigens schon Bugge BB. 18, 188 vermutete. Der Uebergang des Zischlautes in eine Affrikata (*s*, *š* zu *ts*, *tš*) ist gerade aus dem Griechisch von Epirus (sowie aus dem Albanesischen) zu belegen, vgl. Ref. IF. 14, 358. —

Jeder Neogräzist wird dem Verfasser für seine schöne Gabe dankbar sein; es gebührt sich aber auch, mit Dank hervorzuheben, daß dieses Werk durch die reichen Mittel ermöglicht worden ist, über welche die 'Balkankommission' der Wiener Akademie offenbar verfügt, und man muß sich freuen, daß sich die Balkankommission in so liberaler Weise der neugriechischen Dialektforschung annimmt. Denn die Griechen selbst, denen diese Aufgabe naturgemäß zukäme, tun so gut wie nichts: tüchtige Anläufe zu einer Förderung neugriechischer Dialektstudien sind infolge Mangels an Geld und an wissenschaftlich geschulten Kräften stecken geblieben. Wenn die griechische Regierung oder reiche Griechen sich die Tätigkeit der Rumänen oder der Balkankommission zum Muster nehmen würden, so ließe sich gewiß in kurzer Zeit recht Ansehnliches erreichen.

Marburg i. H. Albert Thumb.

Hahn L. Rom und Romanismus im griechisch-römischen Osten. Mit besonderer Berücksichtigung der Sprache. Bis auf die Zeit Hadrians. Eine Studie. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1906. XVI u. 278 S. 8 ℳ

Der Verfasser ist, wie die Vorrede (S. V) zeigt, durch eine Bemerkung von mir (Die griech. Spr. S. 157) angeregt worden, den Einfluß Roms auf die griechisch-orientalische Welt zu untersuchen. Er nennt seine Arbeit eine 'Studie', da er den Gegenstand nicht nach allen Seiten erschöpfend behandelte. Der Wege sind verschiedene, um das Thema zu bearbeiten. So konnte — um von rein sprachgeschichtlicher Betrachtung abzusehen — das Auftreten lateinischer Lehnwörter nach Inhalt, Ort und Zeit festgestellt werden, damit man daraus ein Bild des römischen Einflusses gewinne; es ist der gewöhnliche Weg solcher Untersuchungen. H. wählt den entgegengesetzten Weg: er schildert die geschichtlichen Verhältnisse, welche zu einer Durchdringung des Ostens mit römischem Wesen führten, beschreibt die mannigfachen Beziehungen zwischen Westen und Osten im öffentlichen und privaten Leben und weist so die äußeren Bedingungen nach, durch welche die sprachliche Beeinflussung gegeben war. Der Stoff ist nach fünf Zeitabschnitten gegliedert: Italische Zeit, von Pyrrhos bis Polybios, von der Zerstörung Korinths bis zur Schlacht bei Actium,

Zeit des Augustus, erste Kaiserzeit. Jedes Kapitel (außer I) schließt mit einer Darstellung der "lateinischen Sprache im Osten"; der Einfluß des Lateinischen auf das Griechische wird jeweils gesondert behandelt nach den verschiedenen Sprachdenkmälern (Schriftsteller, Papyri, Inschriften), sodaß wir die verschiedenen Texte der griechischen Sprache nach der Stärke ihrer fremden Beeinflussung beurteilen können. Diese Behandlung hat ihre Vorzüge, wenn auch daneben eine Zusammenfassung (nach Zeitabschnitten) sehr erwünscht wäre.

Der Verfasser hat eine gewaltige Fülle von Tatsachen der antiken Geschichte, Kultur und Literatur gesammelt und geordnet; die Masse der Einzelheiten schließt sich zu einem großen, allerdings oft nur mosaikartigen Bilde zusammen. H. verfügt über eine ausgedehnte Belesenheit. Die großzügige Art, wie er sein Thema behandelt, verrät einen weiten philologischen Gesichtskreis; man vergleiche z. B., wie die Stellung des Apostels Paulus in den Rahmen des Themas eingefügt ist (153ff.). Freilich war hierbei nicht ganz die Gefahr zu vermeiden, daß gelegentlich Dinge zur Sprache kamen, die zum Thema selbst nur in loser Beziehung stehen.

Immer wieder zeigt der Verfasser, wie imponierend Rom und seine Herrschaft auf den hellenistischen Orient in allen Lebensgebieten einwirkte. Um so auffallender ist die relativ geringe sprachliche Wirkung, die sich aus der Darstellung Hahns ergibt. Ich glaube, daß der Verfasser die Kraft des Romanismus überschätzt — wenigstens für den Zeitraum, den er bearbeitet hat; es ist eine Übertreibung zu sagen (S. 70): "Die Masse der Römer und Italiker, die sich von den Provinzen des Orients nährten und immer mehr zunahmen, mußte eine ähnliche romanisierende Wirkung auf die Bevölkerung gehabt haben, wie sie sich im Westen in einem allerdings weit stärkeren Grade (!) geltend machte". Denn die Tatsachen zeigen eben, daß zwischen den Provinzen des Westens und dem griechischen Osten ein wesentlicher Unterschied besteht: jene erlagen wirklich der Macht des Romanismus, diese aber — nicht. Und man muß die Frage aufwerfen, warum der griechische Osten nicht dem gleichen Schicksal verfiel. Der Verfasser meint: "Roms Kräfte waren für eine gleichzeitige Besiedelung des Okzidents und Orients unzureichend" (S. 96), gibt aber auch zu, daß die Griechen "weit schwerer" zu romanisieren waren (S. 97, vgl. auch S. 110). Der Verfasser scheint mir an anderer Stelle (S. 149) der Sache näher zu kommen, wenn er sagt: "Je entfernter sich diese Kolonien von den Zentren des Hellenismus befanden und je mehr sie in barbarische Gegenden hinausgeschoben waren, umsomehr Bestand hatte der Romanismus" (vgl. auch S. 216). Tatsächlich haben die Römer auch im Osten, nämlich im Norden der Balkanhalbinsel, dieselbe Kraft wie im Westen eingesetzt und haben auch dasselbe erreicht: eine fast völlige Romanisierung dieser Gebiete. Da aber die Römer in den griechischen Ländern nicht nach der Art der Seldschuken und Türken verfuhren, die in Kleinasien die Bevölkerung einfach ausrotteten oder ihre Nationalität mit roher Gewalt zerstörten, so fand die Romanisierung an der alten Kultur des Ostens von selbst einen Widerstand; diese Kultur wollten die Römer nicht vernichten, nachdem sie von ihr bereits stark beeinflußt waren. Sie haben dagegen im Osten in gleicher Weise wie im Westen Erfolge erreicht, wo sie nicht mit der griechischen Kultur in Wettbewerb traten; und andererseits ist auch im Westen die Romanisierung griechischer Gebiete wie Massilia, Unteritalien und Sizilien nur

sehr langsam vor sich gegangen, ja im Altertum überhaupt nicht zu Ende geführt worden. Endlich läßt sich kaum die Meinung des Verfassers aufrecht erhalten, daß die größere oder geringere ethnographische Verwandtschaft der Unterworfenen und der Römer den Prozeß der Romanisierung erleichtert habe: denn die Griechen standen den Römern näher als die nicht-indogermanischen Iberer, bei denen die Romanisierung überraschend leicht gelang.

Es wäre eine lohnende Aufgabe, einmal die numerische und geographische Verbreitung griechischer und lateinischer Inschriften in den Außenländern festzustellen; H. macht darüber nur ganz allgemeine Angaben (S. 221). Jiriček (Die Romanen in den Städten Dalmatiens. I. Denkschr. d. Wiener Akad. 48. Bd. Nr. 3 [1902]) hat mit Hilfe der Inschriften die Sprachgrenze zwischen Romanen und Griechen in der nördlichen Balkanhalbinsel bestimmt: ich vermisse diese wichtige Abhandlung in dem Buche Hahns, wenn sie auch nicht unmittelbar in den Rahmen der Arbeit gehört. Wer aber den eben berührten Problemen nachgeht, muß das Thema zeitlich weiter fassen, als es der Verfasser getan hat. So verdienstlich und gelehrt das vorliegende Buch ist, so mußte es doch gerade in seinen sprachlichen Ergebnissen Stückwerk bleiben, weil die Darstellung der behandelten Probleme nicht bis zum Ausgang des Altertums, bezw. bis zur Trennung des Ostens und Westens fortgeführt wird. Gerade der sprachliche Einfluß, den der Verfasser besonders berücksichtigen wollte, wird erst in der Zeit nach Hadrian immer stärker bemerkbar. Die Zahl der lateinischen Lehnwörter ist z. B. in den Papyri der vom Verfasser gesteckten Zeitgrenzen noch sehr gering (S. 232 ff.), wächst aber in der Kaiserzeit von Jahrhundert zu Jahrhundert. Man braucht nur einen Abschnitt der griechischen Fassung des Edictum Diocletiani anzusehen, um den Unterschied vor und nach der Zeit Hadrians zu erkennen. Einen guten Maßstab für die Stärke dieses lexikalischen Einflusses besitzen wir in den lateinischen Elementen des Neugriechischen. Ngr. Wörter wie ὁσπίτι(ον) = *hospitium* und πόρτα = *porta*, die für Hahns Zeitbegrenzung noch nicht in Betracht kommen, d. h. noch nicht belegt sind, zeigen die nachhaltige Wirkung des Romanismus weit besser als die Entlehnung speziell römischer Begriffe, die in den Wortlisten des Verfassers die Hauptrolle spielen: er hat nur selten Gelegenheit, auf das Fortleben lateinischer Wörter im Neugriechischen hinzuweisen, und doch ermöglichen eben die lateinischen Elemente des Neugriechischen ein abschließendes Urteil über die Wirkungen des Romanismus im Osten. Denn für die Frage, in welchem Umfang lateinische Wörter Fremd- oder Lehnwörter geworden sind, ist das Neugriechische ein zuverlässiger Ausgangspunkt. Die Stoffanordnung des Verfassers erschwert eine sichere Entscheidung in dieser Hinsicht. Ein wichtiges Kriterium ist die durch das Griechische besorgte Vermittlung lateinischer Wörter an die orientalischen Sprachen: der Verfasser hat diesen Punkt wohl beachtet, aber leider sind wir über die griechischen und lateinischen Elemente der orientalischen Sprachen noch unvollkommen unterrichtet. H. verwertet nur die Untersuchungen von Krauß (über griechische Elemente des rabbinischen Schrifttums), scheint aber meine Arbeit über die griechischen Elemente des Armenischen nicht zu kennen; ich habe Byz. Zschr. IX, 430 ff. über das Problem "Griechisch als Durchgangsstation für lateinische Wörter" eingehender gesprochen. Nebenbei bemerke ich, daß der Verfasser auch den keltischen (und nordischen) Wörtern, welche durch das Lateinische

nach dem Osten gelangt sind, seine Aufmerksamkeit geschenkt hat (vgl. den Index S. 274); er ergänzt dadurch meine Bemerkungen a. a. O. (Die griech. Spr. S. 141 f.) in wesentlichen Stücken. — Übersehen ist übrigens vom Verfasser, daß ἰμπεράτορα bereits auf einer rhodischen Inschrift v. J. 70 v. Chr. erscheint (Ref. a. a. O. 159).

Der Verfasser hat nicht nur die Frage des direkten sprachlichen Einflusses, sondern auch die Einwirkung der lateinischen auf die griechische Ausdrucksweise wiederholt erörtert. Dahin gehören z. B. die griechischen Übersetzungen römischer Begriffe, worin schon Magie De Romanorum iuris publici sacrique vocabulis (Leipzig 1905) vorgearbeitet hat. Es ist bemerkenswert, daß die Ausdrucksweise des Griechischen nur selten durch die des lateinischen Begriffes in enge Fesseln geschlagen worden ist — wenigstens innerhalb der Zeitgrenzen des Verfassers; man braucht als Beispiel nur ein so gut griechisches Wort wie ἀρχιερεύς als Übersetzung von *pontifex maximus* zu nennen. Auch die Phraseologie ist nur in geringem Grade vom Lateinischen beeinflußt worden, und ganz unbedeutend ist die grammatische Einwirkung. Daß in griechischen Urkunden des römischen Staates oder bei Schriftstellern, die sich mit römischen Dingen beschäftigen, der lateinische Untergrund gelegentlich durchschimmert, ist nicht verwunderlich. Den Polybios aber als "Typus des so seltenen romanisierten Griechen" zu bezeichnen (S. 42), schießt meines Erachtens über das Ziel hinaus: die Sprache berechtigt sicher nicht dazu. Man darf überhaupt in der Annahme von Latinismen nicht zu weit gehen, wie W. Schulze in dem Programm "Graeca Latina" (Göttingen 1901) gezeigt hat. Daß z. B. κινεῖν dem lat. *movere* die Bedeutung 'aufbrechen' (so auch im Ngr.) verdanke (S. 43), halte ich nicht für ausgemacht. Ein so vulgärer Text wie das Neue Testament ist von Latinismen so gut wie unberührt, obwohl er in seinen lateinischen Lehnwörtern durchaus den Charakter der Umgangssprache zeigt (S. 264 ff.); wenn demgegenüber das Evangelium des Lukas auffallend wenige lateinische Wörter besitzt (264), so ist daran die attizistische Neigung des Schriftstellers schuld. Von den wenigen inneren Latinismen, die H. aus dem Neuen Testament anführt (S. 259 f.), ist mir τὸ ἱκανὸν ποιεῖν = *satisfacere* und besonders πελεκίζω (Apokal. 20, 4) = ngr. πελεκῶ zweifelhaft: was soll überhaupt das letztere Wort im Lateinischen sein?

Ich habe aus dem gelehrten Werke des Verfassers einige Punkte herausgegriffen, die besonders den Sprachhistoriker interessieren und zur Diskussion anregen. Daß auch der Kulturhistoriker in dem Buche reiche Anregung und mannigfaches Material findet, wurde schon angedeutet: ich muß es mir versagen, auf diese Seite der verdienstlichen Arbeit näher einzugehen.

Marburg i. H. Albert Thumb.

Meillet A. De quelques innovations de la déclinaison latine. Paris, C. Klincksieck, 1906. 47 S. 2 Fr.

Der Inhalt der vorliegenden, L. Havet gewidmeten Schrift besteht aus drei Kapiteln, von denen sich das erste mit der 'instabilité' der lateinischen Kasusformen, das zweite mit der Reduktion der grammatischen Kategorien (Zahlen, Geschlechter, Kasus), das dritte mit der Vermischung der *i*-Stämme mit den konsonantischen beschäftigt. Dem zweiten Kapitel

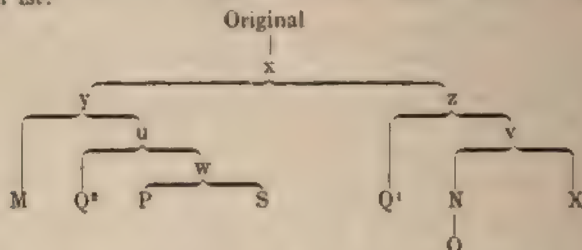
ist ein Exkurs über das Neutrum des Adjektivs beigegeben, dem dritten je einer über die Adjektivthemata von der Art von *praecox* usw. und über die Bildung des Genitivs und Dativs der Demonstrativpronomina. Der rühmlichst bekannte Sprachforscher hat eine Reihe zum großen Teil nicht neuer Beobachtungen aus dem Bereiche der lateinischen Sprachgeschichte nach den angegebenen Gesichtspunkten zu geschlossenen Bildern vereinigt und in ihrem engen Zusammenhang mit den entsprechenden Erscheinungen der indogermanischen Grundsprache zur Darstellung gebracht. Aus dem reichen Inhalt des Schriftchens sei insbesondere hervorgehoben, daß der Verfasser hinsichtlich der Auffassung der Bildung des Akkusativs des Singulars der *i*-Stämme und Dativs des Singulars überhaupt von den gegenwärtig herrschenden Ansichten abweicht. Er betrachtet die Akkusative auf *-em*, welche von *i*-Stämmen abgeleitet sind, als die lautgesetzliche Entwicklung aus den Grundformen auf *-im*, während die tatsächlich vorhandenen, in der historischen Latinität nachgewiesenen Akkusative auf *-im* ihrem Grundstocke nach auf ī-Stämme zurückgehen sollen. Dieser Auffassung entsprechend wird auch *quem* als die lautgesetzliche Entwicklung von **quim* betrachtet. Hinsichtlich des Dativs kehrt M. zu einer schon früher von Fick, Henry, Hoffmann vertretenen Ansicht zurück, derzufolge die zur Bildung dieses Kasus in der indogermanischen Grundsprache verwendete Endung **-ei* gewesen sei. Das dazu gehörige schwundstufige *-i* erkennt M. in den griechischen Dativen auf -ι, z. B. κυνί (neben ai. *śúne*, lat. *canī*), das er demnach nicht, wie es bisher geschehen ist, für eine Lokativform, sondern für eine echte, alte Dativform hält. Es läßt sich leicht denken, daß ein Sprachforscher von der Bedeutung M.'s eine von ihm aufgestellte Ansicht mit Scharfsinn und Umsicht begründen wird, trotzdem kann ich nicht umhin, einzugestehen, daß mich seine Ausführungen im vorliegenden Falle nicht zu überzeugen vermochten. Hinsichtlich des Exkurses über die Bildung des Genitivs und Dativs des Singulars der geschlechtigen Pronomina sei noch bemerkt, daß M., der den letzten von Sommer Handbuch S. 470 ff. gemachten Erklärungsversuch wohl nicht mit Unrecht als wenig wahrscheinlich bezeichnet, die Dativform *cuī* als ein Kontaminationsprodukt aus **quei* (Dativ des *i*-Stammes) und **quōi* (von M. mit einem Fragezeichen versehen) auffaßt, während er hinsichtlich des Genitivs *cuius* überhaupt davon absieht, 'arbitraires et invérifiables' Hypothesen aufzustellen. Es darf bezweifelt werden, daß die angeführte Erklärung allgemeinen Beifall finden werde. Schließlich gestatte ich mir noch die Bemerkung, daß M. doch wohl nicht mit Recht in dem Kapitel vom Dual (S. 8 f.) die von einigen Gelehrten als Nominative des Duals erklärten Formen auf *-o* in den inschriftlichen Belegen *M. C. Pomplio N. f. dedron Hercole* (von Wilamowitz bei Leo Plaut. Forsch. 333), *Q. K. Cestio q. f. Hercole dedero* (W. Schulze Berl. phil. Woch. 1896, 1365) und *T. C. Vomanio* (Ders. Zur Geschichte lateinischer Eigennamen S. 117) gänzlich totgeschwiegen hat. Mag er vielleicht auch auf dem Standpunkt Ernouts' (Mém. d. l. s. d. lingu. 13, 346) stehen, der die Formen in wenig glaubhafter Weise als Nominative des Plurals mit geschwundenem *-s* erklärt, so durften die Ausführungen von Schwyzer IF. 14, 287 f. (vgl. 17, 442 f.) und die Bemerkung Brugmanns KVG. § 473 Anm. 1 doch nicht vollständig ignoriert werden.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Från Filologiska Föreningen i Lund Språkliga uppsatser III. Tillegnade Axel Kock. Lund, Gleerupska Univ.-Bokhandeln und Leipzig, O. Harrassowitz. 8°. IV u. 315 S. 5 Kr. = ℳ 5,50.

Diese dritte Sammlung sprachlicher Aufsätze ist von der philologischen Gesellschaft zu Lund ihrem Wortführer Axel Kock gewidmet und beginnt mit einem Beitrag 'Gibt es im Altsächsischen einen Gen. Sing. *suno*?' von Ernst A. Kock, worin die Form *suno* 5790 Cott, die vielfach, so noch von Holthausen, für einen altertümlichen Genetiv erklärt worden ist, mit Sievers als Akkusativ aufgefaßt und diese Auffassung durch Parallelstellen unterstützt wird.

S. 5 folgt E. Walberg mit 'Classification des manuscrits de la Vengeance d'Alexandre de Jean de Nevelon', deren Ergebnis folgender Stammbaum ist:



S. 31 ff. behandelt Fredrik Wulff 'Le Développement de la canzone *Amor, se vuoi*, de Pétrarque, selon le ms. Vat. lat. 3196, fol. 12 recto', d. h. er stellt die Zeitfolge der Entstehung der verschiedenen Strophen und Redaktionen dieser Canzone und *Che debb' io* fest.

S. 43 untersucht Hjalmar Lindroth den Ursprung und die verschiedenen Formen des Wortes 'Dagsmeja' in den nordischen Mundarten. *Dagsmeja* bedeutet die tauende Sonnenwärme zur Mittagszeit in der zweiten Winterhälfte und kommt im Beginn des 16. Jahrh. einmal als *dags megn*, einmal als *dagzmedhen* vor. In den einzelnen Mundarten hat sich nun das Wort, dessen sicher erklärbare Formen auf ein altes *meg(i)n* 'Kraft' zurückgehen, mit allen möglichen Wörtern assoziiert, vor allem mit *midja* 'Mitte', aber auch mit *meim* 'Streifen', mit *meja* 'tauen' u. a.

S. 59 folgt 'Svenska kippa m. m. En semologisk-etymologisk studie' af Emil Olson. Das Schwedische kennt ein Zeitwort *kippa* in zweierlei Bedeutungen: in der Sippe *kippa ned skorna* 'die Schuhe nachlässig anziehen', d. h. entweder so, daß man das Afterleder umtritt, oder ohne erst vorher Strümpfe anzulegen, dazu *kippskodd* 'barfuß in den Schuhen', und dann in dem Ausdruck *kippa efter andan, efter luft* usw. 'nach Atem, nach Luft schnappen'. Daneben kommt vor *kipa* 'keuchen'. Olson untersucht nun das Vorkommen beider und sucht sie etymologisch zu erklären. Dabei lehnt er einen Zusammenhang von *kippa* mit isl. *skeifr* 'schief' ab, weil 'die Bedeutungen nämlich alle auf den Begriff "heftige, plötzliche Bewegung" als den zentralen hinweisen'. Meines Erachtens mit Unrecht. Ich bin geneigt, in *kippa* (*ned skorna* usw.) das gleiche Wort zu sehen wie in deutsch *kippen* 'auf die Kante stellen, ohne den Gegenstand von der Stelle zu entfernen', *umkippen* intr., 'so umfallen, daß eine am Ort festbleibende Kante die Drehungsaxe bildet'. Und beim Schnappen wird ja auch der bewegliche von den beiden Kiefern in der gleichen Weise bewegt, daß die

Drehung um eine unveränderliche Axe geht. Und wer weiß, ob nicht doch unser mitteldeutsches *schnappen* 'hinken' etymologisch eins ist mit dem '*schnappen*' nach etwas: der Winkel, den der Körper des Hinkenden mit dem Boden macht, wechselt bei jedem Schritte genau so, wie beim Schnappen der Winkel, den die beiden Kiefer zu einander bilden. Anders bekanntlich das Deutsche Wörterbuch und Kluge, Etym. Wb. Vielleicht können wir dann überhaupt die beiden Sippen von *schnappen* = hinken und von *schnappen* (nach Luft), *Schnabel* zusammenbringen in eine mit der Grundbedeutung 'sich im Sinne des "Gewerbes" — nicht des "Gelenkes" — bewegen'. Wir hätten also in *schnappen* und *kippen*, schwed. *kippa* zwei etymologisch verschiedene, aber in der Bedeutung und ihrer Entwicklung vollständig die gleichen Wege gegangene Wortsippen. *kipa* 'keuchen' trennt Olson wohl mit Recht von *kippa* 'umtreten', dagegen möchte ich seine Anerkennung der Möglichkeit von *kipa* 'keuchen' > *kippa* 'schnappen' ablehnen, nicht infolge etymologischer Schwierigkeiten, sondern weil das schwedische *kippa ned skorna* nach meiner Überzeugung dasselbe ist wie unser deutsches *kippen*: es wird ja das Afterleder um die Kante gekippt. Die Bedeutung 'barfuß in die Schuhe schlüpfen' ist dann natürlich erst später entwickelt auf dem Weg über die Zwischenstufe 'nachlässig und hastig die Schuhe anziehen'.

S. 75 ff. teilt uns Gustav Ernst den Hauptinhalt mit von 'La grammaire française de Pourel de Hatrize (1650)', der ersten schwedischen Grammatik des Französischen, denn die von Du Clou 1626 bestand doch nur aus Ausspracheregeln. Für uns ist natürlich auch bei Hatrize die Aussprache das Wichtigste, weil sie in ihren Beispielen auch die Geschichte der schwedischen Aussprache beleuchtet.

Einen langen Aufsatz 'De latini verbi finiti collocatione et accentu quaestiones' scripsit Axel W. Ahlberg S. 95—128, in dem er nachweist, daß 1. das Aussageverbum außer in der Kunstsprache durchaus nicht den Satz zu schließen braucht, wie meist gelehrt wird, und daß 2. die Enklitiken, also auch die enklitischen Verbalformen (*sum*, *es*, *est* usw. *vis*, *do*, *das* usw.) in der Regel die zweite Stelle im Satz einnehmen.

Die 'Kleinen Notizen' von Axel Moberg S. 129 ff. (1. Das Regenbuch Ibn Doreids in der Kgl. Bibliothek zu Berlin, 2. Gedichte Balais im Cod. orient. Palat. No. 71 der Biblioteca Mediceo-Laurentiana in Florenz) entziehen sich als semitische Literaturgeschichte meiner Berichterstattung, doch erkenne ich soviel: 1. ist, wie schon Brockelmann vermutet hatte, identisch mit dem Werkchen, das Wright, Opuscula arabica S. 15—16 herausgegeben hat, und unter 2. untersucht eben Moberg, was in der angegebenen Sammlung Balai zuzuschreiben ist.

Auf das Berührungsgebiet von Altertumskunde und Mythologie führt uns der Beitrag von Knut Stjerna 'Mossfynden och Valhallstron' S. 137 ff. Bekanntlich sind die Gegenstände der Moorfunde so gut wie alle vor der Versenkung in die Moore unbrauchbar gemacht worden: Schwerter zerbrochen oder verbogen, Schildbuckel eingedrückt, Ringe und Kettenpanzer zerschnitten usw. Dies ist nach Stjernas Ansicht geschehen, damit die Seelen dieser Gegenstände der Seele ihres Herrn im Jenseits dienen konnten; daher mußten diese Waffen usw. auch sterben, d. h. unbrauchbar gemacht werden. Die Moore, in denen solche Funde gemacht werden, sind alte Schlachtfelder oder solchen benachbart, und die Seelen der Gefallenen hatten ihre Waffen im Jenseits nötig, weil sie — nach dem Grundsatz der

Iteration (Reiteration) — in Ewigkeit ihren letzten Kampf weiterkämpfen mußten. Und von diesem Ernstkampf des älteren Glaubens ist der Scheinkampf der Einherjer in Valhall nur eine spätere Umgestaltung.

S. 162 ff. bringt Theodor Hjelmqvist 'Rättelser och förklaringar till några äldre nysvenska texter', indem vielfach von den Herausgebern und Exzerptoren beanstandete Lesungen sich nach erneuter Einsicht der Urschriften doch als richtig erweisen und auch durch Parallelen aus dem zeitgenössischen Schrifttum ihre Erklärung finden.

S. 169 ff. bespricht Ernst J. Wigforss 'Några fall av oregelbunden behandling av framljudande vokal i de nordiska språken', die da zeigen, daß in gewissen Fällen anlautender Vokal gedehnt worden ist in Lautgruppen, wo im Inlaut keine Dehnung eingetreten wäre, und daß unter sonst gleichen Umständen anlautender Vokal früher gedehnt worden ist als inlautender, z. B. halländisch *īa* Strudel = isld. *iða*, aber *lēra* = Schrspr. *lifva*, d. h. alte Dehnung von *i* zu *ī*, jüngere zu *ē*.

An 12 ter Stelle erklärt Evald Ljunggren S. 181—185 das dänische Wort 'Passiar' Plauderei als durch die Seemannssprache aufgenommen übers holländische *pitsjaren* aus dem malajischen *bitjāra* Überlegung, Beratschlagung, das seinerseits wieder aus dem aind. *vicara* entlehnt ist.

Unter der Überschrift 'De Plutarcho atticista' bringt Claes Lindskog S. 185 ff. aus den Lebensbeschreibungen des Theseus und Romulus ein paar Beispiele dafür, daß auch Plutarch gegen seinen eigenen Willen bisweilen dem Sprachgebrauch der Attizisten folgt.

31 Seiten widmet E. Wallstedt der Frage 'Enklisis oder nicht? Zur Betonung des Possessivums bei Plautus und Terentius' und kommt an der Hand einer langen Reihe von Gegenüberstellungen zu dem Ergebnis, 'daß sie (d. h. die Enklisis) sehr oft vorgekommen sein muß, aber immer als eine natürliche Folge gewisser äußeren Bedingungen, welche, wenn das dem Possessivum unmittelbar vorausgehende Wort spondeisch, trochäisch, iambisch oder anapästisch war, nicht vorhanden waren'.

'Skärkindsstenens runinskrift' ist nach Julius Swenning S. 220—222 zu lesen *sk[i]npale ubaʀ*, das wäre aisl. **Skinnle Úfr*, also: dem Skinnal (setzte) Úfr (diesen Stein).

S. 223 f. 'In legem Bantinam' annotationem scripsit Martin P. Nilsson, in der er ausführt, in den Worten der lex Bantina v. 4 *neire is in poplico luci praetextam neive soleas h[abeto]* liege kein Beispiel für ein seltenes *lux* masc. vor, sondern *luci* sei eine Variation zu *in poblico*, ein Wort gleichbedeutend mit *palam*.

Die nächsten 37 Seiten nehmen Carl Collins 'Semasiologiska studier över abstrakter och konkreter' ein, in denen er sich gegen Darmesteters Aufstellung wendet 'Dans aucune langue dont nous pouvons étudier l'histoire, il n'y a de mot abstrait qui, si l'on en connaît l'étymologie, ne se résolve en mot concret' und an zahlreichen Beispielen aus germanischen und bes. nordischen Sprachen nachweist, daß wenigstens auf dem Gebiete des Substantivs das Umgekehrte weit häufiger der Fall ist. Gewöhnlich geht die Bedeutungsentwicklung auf gewisse verbale Wendungen zurück, so konnte z. B. *ein Glas bis zur Neige leeren* so verstanden werden, daß auch der Bodensatz mit ausgetrunken wurde, und es nahm das Wort *Neige* die Bedeutung 'Bodensatz, Rest' an, oder weil der Isländer eben so gut sagen konnte *ganga til hvílu* 'zur Ruhe gehen' wie *ganga til rekkju* 'zu Bett gehen, so nahm das Wort *hvíla* allmählich auch die Bedeutung Bett (-statt) an.

S. 262—278 behandelt Ebbe Tuneld 'Udbhaṭas framställning av *upamā*. Ett kapitel ur den indiska poetiken', wobei er aber nicht nur über dieses breiteste Kapitel in Udbhaṭas *Alaṁkārasārasaṅgraha* Bericht erstattet, sondern auch auf die Behandlung des poetischen Vergleiches bei seinen Vorgängern eingeht.

Herman Söderberg untersucht im nächsten Aufsatze 'Den tvåstafviga takten i svensk hexameter'. Schon Beckman und Sylwan wollen die Bezeichnung Spondeus aus der schwedischen Metrik entfernen, und daraufhin hat nun Söderberg die neuschwedische Dichtung in Hexametern durchgesehen und ist auch zu dem Ergebnis gelangt, daß der Unterschied zwischen Spondeus und Trochäus fürs Schwedische tatsächlich nicht aufrecht zu erhalten ist, und man eigentlich nur von einem zweisilbigen Versfuß sprechen kann, der aber überhaupt nicht sehr häufig angewendet wird.

Der 21. und letzte Aufsatz der Sammlung '*Labet* och *bet*' hat Nils Robert Palmlöf zum Verfasser, der sich gegen die bisherige Auffassung wendet, das in Stiernhielms Hercules v. 153 vorkommende Wort *la-bete* sei 'ein anderer Name für das L'Hombre-Spiel', denn die Quelle dieser Ansicht, Maison des Jeux académiques Paris 1668, verbindet ja in den Worten 'L'homme, autrement dit la Beste' gar nicht das La Bête-Spiel mit dem L'Hombre, sondern mit einem ganz anderen Spiel. Der schwedische Spielausdruck *labet* geht nun offenbar zurück auf *faire la bête* 'das Spiel verlieren' im französischen L'Homme-Spiel, während *bet* = Strafeinsatz vielleicht früher als im L'Homme im L'Hombre sich entwickelt hat, möglicherweise unter dem Einfluß des spanischen *puesta*.

Erlangen. August Gebhardt.

Delbrück B. Synkretismus. Ein Beitrag zur germanischen Kasuslehre. Straßburg, Karl J. Trübner, 1907, 8°. VII und 276 S. 7 ℳ

Delbrück ist der erste gewesen, der mit der Erschließung der urgermanischen Syntax Ernst gemacht hat. Was er in seinem Aufsatz in Paul und Braunes Beiträgen Bd. 29 (nicht 19, wie leider im Vorwort steht) für den germanischen Optativ versuchte, das unternimmt er jetzt in einem besonderen Buch für das schwierige Gebiet der Kasuslehre. Nachdem Winklers Untersuchung über den gotischen Dativ in ihrer jeden Synkretismus leugnenden Grundanschauung ziemlich allgemeine Ablehnung erfahren hatte, galt es zwar wieder als Tatsache, daß im germanischen Dativ vier idg. Kasus zusammengefallen seien; es fehlte aber noch immer an einer gründlichen Prüfung des einschlägigen Materials, es fehlte an einem Versuche, die vorgeschichtlichen Vorgänge, die sich beim Zusammenfall der Kasus abgespielt haben, durch vergleichendes Verfahren aus dem Bestande der Einzelsprachen nach Möglichkeit aufzuhellen. Diese Aufgabe hat nun Delbrück herzhaft angefaßt und ihre Lösung besonders durch Beschaffung zuverlässigen Materials in bestimmten Punkten erheblich gefördert. Freilich ist auch nach D.'s eindringender Arbeit noch vieles im Dunkeln geblieben. Das konnte gar nicht anders sein. Für Rekonstruktionsversuche liegen die Verhältnisse auf syntaktischem Gebiet sehr viel ungünstiger als auf dem Gebiet der Laut- und Formengeschichte. Es fehlt eben überall das Zwingende der Gesetzmäßigkeit. Auch für die älteste uns erreichbare Stufe und selbst bei annähernd gleichen Stilformen

muß doch die Individualität des Autors als unmeßbarer Faktor in Rechnung gezogen werden. Bei der Dürftigkeit der Belege kann oft nicht entschieden werden, ob eine syntaktische Erscheinung als Ausdruck des allgemeinen Stilgefühls oder als subjektive Äußerung des einzelnen Schriftstellers gebucht werden muß; und das ist natürlich grade für die Beurteilung der Übergänge, der Vermengungen und Vermischungen ursprünglich verschiedener Formationen von größter Wichtigkeit. So kann denn auf diesem Gebiet vieles gar nicht über das Niveau der Vermutung erhoben werden. Doch die Arbeit mußte unternommen werden, auch wenn sie verhältnismäßig geringen Ertrag an unumstößlichen Ergebnissen versprach. Es konnte für sie nicht leicht einer besser gerüstet sein als Delbrück, dem die unersetzliche Erfahrung in der ein Leben lang geübten sprachvergleichenden Methode zur Seite stand. Die Sicherheit in ihrer Handhabung wiegt meines Erachtens reichlich das auf, was der weniger auf die Sammlungen anderer angewiesene Germanist an genauerer Kenntnis des Materials einzusetzen gehabt hätte. Besonders dankbar muß man Delbrück dafür sein, daß er — entsprechend seiner ganzen wissenschaftlichen Vergangenheit — nicht in blendenden Hypothesen zu machen sucht, zu denen der Stoff einen minder besonnenen und abgeklärten Forscher leicht verführen konnte, sondern in vollster wissenschaftlicher Ehrlichkeit sein ignoramus zu sprechen nicht müde wird. Bei dieser Lage der Dinge bleibt für den Kritiker kein weiter Spielraum; denn ob er eine vom Autor als wahrscheinlich oder möglich hingestellte These um eine Nuance wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher findet, kann niemanden sonderlich interessieren. Wo sich stärkere Zweifel regen, da findet man fast immer irgendwie angedeutet, daß auch dem Verfasser Bedenken gekommen sind; und damit fällt die Nötigung, Widerspruch zu erheben, weg.

Nur weniges möchte man ohne Vorgang des Verfassers mit einem Fragezeichen versehen. So erscheint es zweifelhaft, ob der bei ahd. Übersetzern begegnende Dativ neben dem Komparativ noch als Fortsetzer des alten Ablativs anzusehen ist. Auch die Abgrenzung von Dativ und Ablativ bei den Verben der Trennung (S. 201 f.) entspricht nicht ganz meinem Gefühl; ich finde, daß sämtliche Fälle eine rein dativische Auffassung zulassen. Wenn S. 158 in der Otfridschen Wendung *thu hungiru nirstirbist* ein Instrumentalis der 'Folge' gefunden wird, so ist diese Bezeichnung wohl nicht zutreffend; der Hunger ist doch nicht die Folge, sondern die Veranlassung des Todes (wie auch S. 172 gesagt wird). Man kann übrigens den Kasus in dieser Wendung meines Erachtens unbedenklich als Instrumentalis des Mittels auffassen und braucht darin nicht eine Singularität zu finden, wie S. 166 geschieht, wo es heißt, daß "dieser Ausdruck nicht einem bestimmten Typus, wie etwa dem des Mittels angehört". Aber das sind für das Ganze belanglose Kleinigkeiten. Nützlicher als sie zu häufen mag es sein, hier in raschem Durchblick durch das Buch die wichtigsten Ergebnisse herauszuheben und mit ein paar beurteilenden Bemerkungen zu begleiten.

Den umfangreichsten und wichtigsten Teil des Buches (S. 5—151) bildet eine sorgfältige alphabetisch geordnete Zusammenstellung der erschlossenen urgermanischen Verba, Adjektiva und Präpositionen mit ihrer Kasusrektion, ziemlich gleichmäßig aufgebaut auf dem Bestande des Gotischen, Altisländischen, Angelsächsischen, Altsächsischen und Althochdeutschen. Ein solches Verzeichnis wird hier zum erstenmal gegeben;

mag es im einzelnen der Vervollständigung fähig sein, so ist es doch schon in seiner jetzigen Gestalt außerordentlich lehrreich und von bleibendem Wert, auch für den, der aus dem vorgelegten Material andere Schlüsse ziehen will. Es bildet die Grundlage für die folgenden abhandelnden Kapitel. Von diesen bringt das erste eine Darstellung des erhaltenen Instrumentalis nach seiner Form und Anwendung. Delbrücks Ausführungen darüber, so verdienstvoll sie im einzelnen sind, leiden doch stark unter der Unvollständigkeit des Materials und bilden dadurch eine lebhafte Mahnung an die Fachgenossen, dies Gebiet endlich aufzuarbeiten. Es folgt ein Abschnitt über den urgerman. Instrumentalis, wie er sich teils aus dem erhaltenen Instrumentalis, teils aus dem Dativ, in dem er aufgegangen ist, erschließen läßt. Als urgermanisch ergeben sich im wesentlichen dieselben Gebrauchstypen wie sie aus dem Indogermanischen bekannt sind: der komitative Instrumentalis, der Instrumentalis der begleitenden Umstände, des Zusammenkommens, des Agens beim Passivum usw. Den breitesten Raum nahm unzweifelhaft der Instrumentalis zur Bezeichnung des Mittels ein; doch läßt sich sein Umfang aus den Einzelsprachen nicht mit voller Sicherheit nachweisen, da er hier noch eine lebendige Kategorie darstellt und in manchen Fällen gewiß als Neuschöpfung anzusehen ist. Der Instrumentalis bei Verben des Beraubens (z. B. alts. *hobdu bihauwan*), den D. früher auf den Ablativ zurückgeführt hatte, wird jetzt mit Bernhardt als Instrumentalis der Beziehung ('am Haupte') erklärt; das ist durchaus einleuchtend und bringt zugleich eine erwünschte Vereinfachung in die synkretistischen Vorgänge; denn damit entfällt überhaupt die Nötigung, eine Vertretung des Ablativs durch den Instrumentalis anzunehmen. Da nun auch der sogenannte Genitiv der Trennung, wie schon öfters ausgesprochen ist und von D. im einzelnen erörtert wird, sich offenbar nicht auf ablativischer Grundlage entwickelt hat, sondern einen echten Genitivgebrauch darstellt, so kommen wir zu einer weiteren Vereinfachung der verwickelten Verhältnisse: der idg. Ablativ ist weder mit dem Instrumentalis noch mit dem Genitiv verschmolzen, sondern allein im Dativ aufgegangen. Da ferner gewiß noch ein Teil der Fälle, die man als ablativischen Dativ anspricht (vgl. S. 200ff.), als echt dativisch in Abzug zu bringen ist, so ist es klar, daß der Ablativ im Urgermanischen von vorneherein nur eine sehr mäßige Ausdehnung gehabt haben kann; er wurzelte nicht allzu tief im Sprachbewußtsein, und da er überdies im Plural seit alters auch formell mit dem Dativ übereinstimmte, so war sein Schicksal besiegelt. — In dem Abschnitt über den Dativ stellt D. die Verba zusammen, die sich im Urgermanischen entweder mit diesem Kasus allein verbanden oder außer ihm noch einen Objektskasus (Akkusativ oder Genitiv) zu sich nehmen konnten. Es ergibt sich, daß schon das Urgermanische transitive Verba kannte, die nicht auf den Akkusativ als Objektskasus angewiesen waren, sondern sich auch mit dem Dativ verbinden konnten. Die Wahl des Kasus war offenbar davon abhängig, wie intensiv die Einwirkung der Verbalhandlung auf das Objekt gedacht war: der Akkusativ bezeichnete die betroffene, der Dativ die beteiligte Person. Hier zeigt sich also ein ganz ähnliches Differenzierungsbedürfnis wie es bei der Unterscheidung des partitiven Genitivobjekts vom Akkusativobjekt zutage tritt. — Besondere Sorgfalt hat D. der Untersuchung des Dativgebrauchs im Altnordischen zugewendet; als Resultat kann eine ziemlich starke einzelsprachliche Ausdehnung des Dativs bei Verben des Bewegens

und Vernichtens festgestellt werden. — Beim Genitiv erweisen sich die meisten Typen als urgermanisch; es zeigt sich aber in D.'s Darstellung noch deutlicher als es sonst wohl der Fall ist, daß dieser Kasus im Westgermanischen seine Sphäre ganz beträchtlich erweitert hat. Das gilt besonders von dem sogenannten separativen Genitiv. Hier zeigt sich ja auch die Sprache noch bis ins Mittelhochdeutsche, ja selbst bis ins Frühneuhochdeutsche hinein schöpferisch tätig.

Aus dem zusammenfassenden Schlußkapitel hebe ich die interessante Auseinandersetzung D.'s mit Winkler hervor, der bekanntlich die sämtlichen Verwendungen des got. Dativs aus der Grundbedeutung dieses Kasus erklären wollte. Winklers Ausdehnungstheorie, die schon früher von verschiedenen Seiten angefochten war, hat durch Delbrücks Ausführungen den letzten Stoß erhalten, und der Streit ist zugunsten der Verschmelzungstheorie nun endgültig entschieden.

Kiel. Otto Mensing.

Suter P. Die Zürcher Mundart in M. Usteris Dialektgedichten (Abhandlungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. VII).

Es mag als eine recht auffällige Erscheinung gelten, daß aus der Stadt Zürich, in welcher das schweizerische Idiotikon erstellt wird, noch nie eine größere Arbeit hervorgegangen ist, die die Mundart der Stadt und der Landschaft Zürich zum Gegenstand gehabt hätte.

Allerdings darf nicht übersehen werden, daß das genannte schweizerische Monumentalwerk ganz besonders auch der Erkenntnis des Züricher Dialektes zugute gekommen ist und daß die sprachlichen Untersuchungen von Staub und Tobler ebenfalls über diese Mundart Licht verbreitet haben. Doch werden hiedurch unsere bezüglichen Kenntnisse vorwiegend nach der lexikalischen Seite bereichert, und was wir in lautlicher Hinsicht erfuhren, war mehr nebensächlicher Natur. Warum also in genannter Stadt, die seit einer langen Reihe von Jahren so viele rührige und tüchtige Germanisten zählt, noch keine speziellen grammatischen Studien über die fragliche Mundart erschienen sind, ist beinahe rätselhaft.

Ein Grund dürfte vielleicht darin zu suchen sein, daß die gewaltige Arbeit, welche durch die Erstellung eines so weit ausholenden Wörterbuches bedingt wird, gerade wegen des einen großen Zieles alle Kräfte in Bann geschlagen und gefangen gehalten hat, sodaß zunächst alle anderen Untersuchungen zurücktreten mußten. Es ist nicht wohl anzunehmen, es habe das schroffe Urteil Humboldts über die Züricher Mundart eine solche Verstimmung hervorgerufen, daß auch spätere Generationen ihre Redeweise als ungeschlacht erachtet hätten. Wie solche Worte zu interpretieren sind, weiß jeder, der sich mit Dialektstudien befaßt, und daß das wegwerfende Urteil für Zürich gar nicht zutrifft, ist eine längst bekannte Tatsache.

Mit Freuden muß es daher begrüßt werden, daß sich jetzt eine Schrift der Erforschung des Züricher Dialekts zuwendet und umso größer ist der Genuß des Lesers, wenn es in so trefflicher Weise geschieht, wie in dem obengenannten Werk von P. Suter.

In der ansprechend geschriebenen Einleitung gibt der Verfasser ein Bild der schweizerischen poetischen Literatur aus der Zeit, als Usteri seine Lieder und Idyllen dichtete. Er weist darauf hin, daß in der Ära der staatlichen Umwälzungen am Ende des 18. Jahrhunderts es nicht sowohl

ästhetische als praktische Ziele waren, worauf das Entstehen der mundartlichen Gedichte in der Schweiz zurückzuführen sei.

Den Reigen eröffnete, sofern wir das damals gedruckt Vorliegende ins Auge fassen, der Pfarrer zu Hochdorf, Bernhard Häfliger, mit seinen Liedern im helvetischen Volkston, die um die Wende des 18. Jahrhunderts auf fliegenden Blättern durchs Land wanderten und dergestalt Anklang fanden, daß eine große Zahl falscher Spottgedichte unter seinem Namen in Umlauf kamen, gegen deren Autorschaft er dann in der Vorrede zu seinen 1801 gesammelten Liedern eine entschiedene Verwahrung einlegen mußte.

Nicht unwillkommen wäre ein Vergleich mit dem zeitgenössischen ebenfalls luzernischen Dialektdichter Joseph Ineichen gewesen, dessen Gedichte S. übergehen zu können glaubte, da sie erst 1859 gesammelt und gedruckt wurden.

Nicht sowohl unter Häfligers als unter Hebels Einfluß steht der Berner Lyriker J. G. Kuhn, der mit seinem "Han an em Ort es Blüemli gseh . . ." im Schweizervolk fortleben wird, solange Freud' und Leid des Menschen Brust durchzittern.

Wie seine im Jahre 1806 erschienene Sammlung von mundartlichen und schriftdeutschen Gedichten Anklänge an die Hebelsche Poesie aufweisen, so die in den "Alpenrosen" von 1811 ff. veröffentlichten, obschon er gegen Hebel eine durchaus selbständige Stellung einnimmt und namentlich durch den spezifisch lyrischen Ton, auf den fast alle seine poetischen Erzeugnisse gestimmt sind, sich scharf von ihm unterscheidet.

Im Banne der Kuhnschen Muse sowie der seiner Mitarbeiter an den Alpenrosen, der beiden Wyß vornehmlich, steht J. M. Usteri, dessen Werke in einer Gesamtausgabe im Jahre 1831 — vier Jahre nach seinem Tode — von D. Heß veröffentlicht wurden. Zu seinen Lebzeiten erschienen nur zwei Dialektdichtungen im Drucke, obwohl er oft gedrängt wurde, etwas herauszugeben. Der Umstand, daß er seine mundartlichen Gedichte hauptsächlich zur Unterhaltung seiner Freunde schrieb und ihnen keinen besonderen literarischen Wert beimaß, ist mit ein Grund, daß er sie ziemlich flüchtig niederschrieb und die Reinheit der Mundart nicht genügend berücksichtigte. Obwohl der Herausgeber D. Heß sich alle Mühe gegeben hat, sprachliche Inkorrektheiten, wie sie sich in den Manuskripten etwa noch vorfanden, zu verbessern, blieben doch noch einige stehen. Auch finden sich inkonsequente Schreibweisen, was indessen leicht zu entschuldigen ist, wenn wir bedenken, daß der Herausgeber den Druck in Leipzig nicht selbst überwachen konnte.

Suter hat sich nun die dankenswerte Aufgabe gestellt, die Mundart der Stadt Zürich im Lichte dieser Gedichte vorzuführen.

Die sprachliche Untersuchung bezieht sich auf die Laute, die Flexion, die Syntax und den Wortschatz. Die zwei ersten Teile sind ziemlich eingehend behandelt, während die zwei letzten summarisch absolviert werden, aber immerhin eine erfreuliche Gabe bedeuten.

Das Material ist durchgängig gut beigebracht und verarbeitet, sodaß wir über die Züricher Stadt-Mundart jetzt hinlänglich orientiert sind. In einigen Fällen sind abweichende Erscheinungen aus den benachbarten Ortschaften Äsch, Birmensdorf und Zollikon zum Vergleiche herangezogen.

Es ist zu begrüßen, daß S. für seine Zwecke auf eine möglichst einfache Transkription sein Augenmerk richtete, daß er bei Figurierung

der Konsonanten die tonlosen Explosivlenes durch *b d g* wiedergibt und nicht durch *p t k*, wie das jetzt in einigen Arbeiten Mode geworden ist und in der Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten gefordert wird. Eine Gefahr, die süddeutschen bezw. schweizerischen *b*, *d*, *g* den entsprechenden romanischen auch qualitativ gleichzustellen, besteht keineswegs, darf man doch als allgemein bekannt voraussetzen, daß diese Beziehung nur in quantitativer Beziehung Berechtigung hat.

Wenn also S., indem er in diesem Punkt an dem überlieferten Schriftbild festgehalten und sich dem Vorgange anderer schweizerischer Forscher angeschlossen hat, so verdient er volle Zustimmung. Für die Reibelaute werden drei Spielarten namhaft gemacht: Lenes, Fortes, Geminatae. Bei den Sonorlauten sei, abgesehen von den genannten benachbarten Ortschaften, Geminataartikulation sehr zweifelhaft, und ob auf dem Land Verschlußgeminatae vorkommen, wird nicht gesagt.

Was die Darstellung der Doppelvokale anbelangt, so kann diese nicht gerade als glücklich bezeichnet werden. "Um nicht unnötigerweise von der Überlieferung abweichen zu müssen", sagt der Verfasser, "werden die Zeichen: *ai* für *ăi*, *au* für *ău*, *ău* für *ǫi* gewählt". Das ist keineswegs nachahmungswert. Gerade hier war es besonders geboten, von der Tradition, d. h. vom gewöhnlichen Schriftbild zu lassen. Einmal sind diese Entsprechungen nicht für ein beträchtliches Gebiet der alemannischen Idiome zutreffend, sodann ist es überhaupt für jedermann etwas ganz Ungewohntes, beim Durchgehen einer Dialektstudie genötigt zu sein, fortwährend eine Umwertung der fraglichen Lautzeichen vornehmen zu müssen.

Bezüglich der Diphthonge wäre die Auskunft erwünscht gewesen, ob sie kurz oder lang ausgesprochen werden.

Hinsichtlich der einfachen Vokale notieren wir die Angabe, daß die Züricher Mundart die mittlere, d. h. halboffene Klangfarbe des *e* nicht besitzt, daß sie nur geschlossene, offene und überoffene *e* kennt. Letzteres ist für die Züricher meines Erachtens recht kennzeichnend.

Die kurzen *i*, *u* und *ü* sind nach S. nicht so geschlossen, wie die entsprechenden Längen. Hiebei will ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß einige Mundarten des Landbezirks die betreffenden Laute, sofern sie in der Tonsilbe stehen, ganz geschlossen artikulieren.

So sagt Bülach: *Uf dər Rapperšwiler bruk ligəd drū tụnį, hölj, lērj, lawwj, rörlj und dur diə drū tụnə, hölə, lērə rörlj lērnəd d' lüt rächt redə.*

Die Notiz, daß *a* eine leichte Neigung nach *o* habe, ist wohl ein Versehen. Die Angabe bezieht sich doch zweifellos nur auf den Fall, wo mhd. *â* in der Züricher Mundart zunächst in *-ô* übergegangen ist und sich dann wieder dem *-â* genähert hat, ohne aber die *o*-Färbung zu verlieren. S. macht indessen zwischen diesen verschiedenen *a* keinen Unterschied, was sehr befremdend ist (vgl. S. 27).

Über den Vokalismus sei ferner folgendes hervorgehoben:

Umgelautetes mhd. *a* erscheint als *e*, *ę* oder *ä*; *ę* begegnet vor *r*-Verbindung: *hęrbšt*, *hęrt*, *gęrtəl*, *fęrtig*.

Umlauts-*e* erscheint vor Nasal und Nasalverbindungen stets als *ä*. Besonders kennzeichnend ist dieses *ä* vor (vereinfachtem) Doppelnasal: *bränə*, *šwämə* etc.

Den Übergang des *a* zu *e* zu *ö* in *öpfəl*, *löffəl* illustriert die Züricher Mundart auch noch mit *šöməl* (schemel).

Mhd. *ë* ist in *ä̈* d. h. überoffenes *e* gewandelt worden und hat sich mit dem Sekundärumlaut vermischt.

Mhd. *i* setzt sich in einigen Beispielen als *ü* fort: *trülə* (drillen), *brülə* (brille), *brünə* (brinnen), *šwümə*, *wümə* (windemen), *wüsə*, *zwüšət* etc.

In der Landschaft ist mhd. *o* in *a* übergegangen:

hāf (hof), *trāg* (troc). Suter hält dafür, daß dieser Prozeß sich auch in der Stadt vollzogen habe, daß aber später wieder *o* eingetreten sei. Reste dieses Wandels finden sich noch bei den Formen *knū*, *nānig*.

Mhd. *u* und *i* sind in Übereinstimmung mit den meisten Schweizer Dialekten vor Nasal und Nasalverbindungen erhalten: *sunə*, *sumər* etc.

Ich muß jedoch auf die interessante Sonderstellung des Rafzer Dialektes (Norden des Kantons Zürich) aufmerksam machen. Hier heißt es: *sonnə* (nhd. Sonne), *šp̧ennə* (nhd. spinnen), *kšponnə* (nhd. gesponnen).

Daß mhd. *â* in *ô* übergegangen ist und sich dann wieder dem *â* genähert hat, ist oben bemerkt worden. Es mag darauf hingewiesen werden, daß nicht alle Mundarten des Kantons Zürich an dieser rückläufigen Bewegung teilgenommen haben. *ō* für mhd. *â* (außer vor Nasal) wird beispielsweise noch in der Mundart Rafz, die sich überhaupt stark von den Züricher Idiomen abhebt, gesprochen. Ferner begegnet *ō* für mhd. *â* z. B. am rechten Seeufer, von Uetikon aufwärts, im Oberland und Bauernland. Über die Formen *mōnət mose* hätte etwas bemerkt werden sollen.

Seite 29 heißt es: Die Berner haben entsprechend ihrer Mundart die *ā*-Formen außer in *Mōn*. Diese Angabe ist nicht ganz richtig. In den nördlichen Gebieten dieses Kantons sind alle langen alten *a* in *o* gewandelt worden, während die südlichen Gegenden den betreffenden Laut unangetastet gelassen haben. Sigriswyl (im südlichen Teil) nimmt eine Ausnahmestellung ein, indem auch hier mhd. *â* in *ō* übergegangen ist, aber nur vor Nasal! Man sagt also dort: *hākə*, *jār*, *ābə*, aber *stō*, *gō*, *lō* etc.

Kuhn und Wyss, deren Mundarten zum *a*-Gebiet gehören, haben das Wort *mōn* den nördlichen Dialekten entlehnt oder sind vom Schriftdeutschen beeinflußt worden.

Für Kuhn wäre eine Anlehnung an die Mundart von Sigriswyl, wo er einige Jahre als Vikar amtete, denkbar.

Über die *ā*-*ō*-Linie, soweit sie den Kanton Bern betrifft, mag hier beiläufig folgendes angemerkt werden.

Sie beginnt südöstlich von Ins an der Freiburger Grenze, geht zwischen Kallnach und Siselen hin gegen den Bielersee, wendet sich nördlich von Walperswyl nach Osten, läuft zwischen Bühl und Kappelen nördlich von Frienisberg gegen Münchenbuchsee, das zum *ā*-Gebiet gehört, berührt dann Hindelbank und Burgdorf. Von dort bildet die Emme auf eine Strecke die Grenze. Südlich von Rüegsau und nördlich von Lützelflüh sich hinziehend, schlägt sie die Richtung nach Nordosten ein und streicht zwischen Sumiswald und Wasen gegen den Napf.

Der oben angeführte Wandel des *ō* (aus *â*) in *ō̦* ist, wie mir der Mitredaktor des schweizerischen Idiotikons, Herr Dr. Schoch, gütigst mitteilt, in einigen Gegenden des Kantons Zürich im 17., bei andern am Ende des 18. Jahrh. eingetreten.

Auch aus der heutigen Sprache kann der Beweis erbracht werden, daß fragliches *ō* einmal existiert hat. Die Formen *špǫ̈ter*, *sprǫ̈chlə*, *hǫ̈rli*

können nur einen Umlaut von *ō* aufweisen, was S. richtig bemerkt. Warum es aber *męndig*, *gę̄b*, *nę̄m* usw. heißt, möchte man ebenfalls erfahren.

Den mhd. *ê*, *ô*, *œ* entsprechen durchweg geschlossene Laute in der Züricher Mundart.

Beim Kapitel der Diphthongierung der alten Längen *î*, *û*, im Hiatus (§ 28), treffen wir die Formen *bī* (bei), *bū* (im Sinne von Dünger, sonst *bou*), *chnū* (Knie), welche dem Spaltungsprozeß im Gegensatz zu *drei* aus *drî*, *frei* aus *frî* usw. Widerstand geleistet haben.

Ein ganz besonders interessanter Fall begegnet bei den Diphthongen, die infolge Verflüchtigung eines Nasals vor Spirans entstanden sind. (Es ist das Wort *Möüchhöf* aus *Münchhof*.) Die Züricher Mundart gehört nicht zu den Sprachsippen, die den Nasal vor gutt. Spirans verflüchtigen lassen. Und diese Erscheinung wird um so auffälliger, wenn man weiß, daß in Gegenden, wo der Schwund des Nasals in besagter Nachbarschaft ein striktes Lautgesetz darstellt, die Formen *münch* beziehungsweise *minch* vorkommen.

Mhd. *ei* verwandelt sich in *ăi* oder *ǫi*.
Mhd. *ou* wird zu *ău*, *öu* zu *ǫi*.

Mhd. *ei* und *öu* münden also in manchen Fällen in denselben Laut aus. Wie störend Suters Transkription ist, ersieht man besonders aus dem hier beigebrachten Material.

Bei den Entsprechungen germ. *eu* : mhd. *iu*, *ie* (§ 34) finden wir in den Verbalformen *ū* vor Lab., Gutt. u. Dent. wie in Schaffhausen, während Mundarten wie z. B. Basel, Aargau (Fricktal) durchweg *iə* oder Leerau (südl. Aargau) vor Dental *iə*, vor andern Konsonanten *ū* aufweisen.

Wenn Usteri das Adjektiv *teuf* verwendet, so haben wir es ohne Zweifel mit einer Entlehnung aus den Schriften von Kuhn oder Wyss zu tun.

Über die quantitativen Veränderungen der Vokale sei folgendes bemerkt:

Kurzer Vokal wird vor auslautender Lenis gedehnt. Ausgenommen sind die Verbalformen. Der neue Laut ist offener als die Kürze: *bīr birə*, *birli*, *špīl*, *špilər*, *tǖr*, *türli*, *slę̄g* (Pl.), *šlegli*, *gū̦f*, *gufə*, *sį̄* (Sinn), *sinə* (Verb).

Seine eigenen Wege hat *o* eingeschlagen, indem es nach Suters Notierungen in der Dehnung qualitativ sich gleich bleibt: *hōf*, *-hofə* in Zusammensetzungen, *borə*, *šporə*, *gibōrə*, *fərlōrə* usw.

Von inlautender Lenis weisen *a*, *ă*, *ę* Dehnung auf, außer vor *m* und den Bildungssilben *-el*, *-er*:

mālə (maln), *grābə*, *wāgə*, *trāgə*, *lādər*, *jāsə* — aber *chamər*, *hamər*, *zădəl*, *habər*.

e, *i*, *u*, *ü* werden nicht gedehnt: *redə*, *tribə*, *bogə*, *gufə*.

Im Gegensatz zu der Nordwestgruppe der Schweizer Dialekte (Basel-Stadt, Basel-Land, Solothurn und der nordwestliche Teil des Aargaus) und einiger Mundarten des St. Gallischen Rheintales, welche die Dehnung der Vokale vor in- und auslautender Lenis konsequent durchgeführt haben, ist die Züricher Mundart auf halbem Wege stehen geblieben. Welches der weitere Dehnungsprozeß in diesem Idiom sein wird, bleibt abzuwarten. Suter neigt der Ansicht zu, daß unter dem Einfluß benachbarter Dialekte eine Rückbildung sich vollziehe.

Was die durch Monophthongierung entstandenen Kürzungen anbetrifft (§ 39), so sind sie eine gemeinschweizerische Erscheinung: *fīnd*, *frūnd* usw.

Die älteren Längen *î*, *û*, *iu* sind von keinem quantitativen Wandel betroffen worden, auszunehmen sind bloß *sidə*, *šwigə* (swîgen), *hüt* (hiute), da wir die Formen *uss* (ûze), *uff* (ûfe, ûffe) aus satzphonetischen Gründen aus dem Spiel lassen können.

Mit Rücksicht auf die Konsonanten mag auf folgende Punkte aufmerksam gemacht werden. Wie hinsichtlich der obigen vokalischen Längen hat sich die Mundart in betreff der auslautenden Explosivlenes und -fortes konservativ verhalten. Wir finden allerdings im Vergleich zum Mittelhochdeutschen einige Potenzierungen der Dentallenes, die aber, die Nordwestgruppe ausgenommen, in den meisten Schweizer Mundarten sich zeigen, nur wäre es wünschenswert gewesen, wenn der Verfasser die Fälle, in denen ma. *t* auf germ. *d* (*đ*) oder *þ* zurückgeht, vollständig aufgeführt und reinlich geschieden hätte (vgl. § 54).

Eine Parallele zu der Reduktion in *tum* (tump), *tumə*, *chlimə* (klimben) bieten die Formen: *šwümə* (swimmen), *brunə*, *kchänə*, *brünə* (brinnen), *rünə*, *günə*, ferner: *falə*, *zelə*, *welə* (wellen). Bemerkenswert ist ferner die Schwächung der spirantischen Fortis *ss* in *müəsə*, *lõsid* (Konj. Präs.); *ff* bleibt durchweg unangetastet. An Stelle des *w* ist *n* getreten in: *blänə*, *gränə* (zu *blâ*, *grâ*); *w* ist in *b* übergegangen: *ēbig*, *ruəbə*.

Wir hätten noch der Intensitätsverringerung der rom. Fortes vor der Tonsilbe zu gedenken, doch ist das Gesetz nicht völlig durchgedrungen. Bei § 69 wäre als Ausnahme *kchapdl* beizufügen (vgl. § 142).

Das Züricher Idiom gehört zu den Dialekten, deren sämtliche Verben im Plural Präs. Ind., sowie im Pl. Präs. und Prät. Konj. auf dentalen Verschlußlaut endigen. Im Plur. Präs. Ind. gilt die Endung *-əd*, im Konj. Präs. *-id*, im Konj. Prät. *-id*, doch häufiger *-əd*.

Die ahd. *-ên*, *-ôn*-Verben haben in den Schweizer Mundarten tiefgehende Spuren hinterlassen. Die Zugehörigkeit dieser Klassen wird erwiesen durch die Bindevokale *i* und *ə* in der 2. und 3. Sing. des Präs. Ind., ferner durch die Endung *ət* im Part. Prät.:

tañkchišt, *badišt*, *fluəchišt*, *tañkchət*, *badət* usw. Doch sind durch analogische Übertragungen die ursprünglichen Verhältnisse da und dort getrübt worden.

Die Endung der starken und schwachen Verben im Präs. Konj. 1. u. 3. Sing. ist *-i*.

In § 106 führt S. die starken Verben an, die sich dieser Regel entziehen, nennt darunter aber auch die Form *haig* des schwachen Verbes *haben*.

Es sind indessen nicht nur einige starke Verben, die sich obiger Regel nicht fügen, sondern auch die Prät. Präs., eine Erscheinung, die in manchen Mundarten wiederkehrt, so z. B. in Kerenzen (vgl. Winteler Kerenzer Mundart S. 159 ff.).

S. 92 vermißt man die naheliegende Erklärung des *t* in *waisst*.

S. 96 wäre über die Analogiebildungen *chində*, *kširər* etwas zu bemerken gewesen. Als Kuriosum mag notiert werden, daß Usteri in einem Dialektgedicht noch das Imperfekt anwendet, das zweifellos schon bedeutend früher der Mundart nicht mehr geläufig war.

Bei *tuən*(*ə*) *gan*(*ə*) usw. wäre es wohl ratsamer, eine Beeinflussung durch zweisilbige Verbalformen anzunehmen, als von syntaktischen Voraussetzungen auszugehen.

S. 99 finden wir einsilbige Substantivformen, denen in manchen

Gegenden zweisilbige gegenüberstehen: *flüg*, *bīr*, *chērz*, *chrōn*, *guss*, *glok*, *gūf*, *hōl*, *kchapdl*, *muk*, *pflanz*, *salb*, *sun*, *špin*, *tūb*, *aich*, *štb*, *züpf*.

S. 100 sollte zwischen *hērd* und *ērdə* der Bedeutungsunterschied hervorgehoben sein.

S. 102. Der Komparativ *wēsər* zu *wē* ist höchst merkwürdig.

S. 109 (§ 149) ist wahrscheinlich durch den Setzer eine Verschiebung der Ausdrücke Neutrum und Femininum eingetreten.

Bei den Possessivpronomen verweise ich auf die Formen Plur. N. Akk.: *mīnər*, *mīni*, *mīnər*, *dīnər*, *dīni*, *dīnər* usw., die zwar bei Usteri sich nicht finden und mehr den ländlichen Dialekten eignen.

In den syntaktischen Ausführungen werden zweierlei genitivische Endungen der Familiennamen genannt. Der Ausgang der starken Deklination begegnet bei mehrsilbigen Namen, die mit *r*, *l* oder Vokal schließen, während die schwache Flexion bei einsilbigen auftritt, ferner bei allen auf Zischlaut endigenden und allen mehrsilbigen, deren Auslaut nicht *r*, *l* oder Vokal ist.

Ich vermute, daß die von Adjektiven abgeleiteten Familiennamen, wie *s- Rōtə*, *z- Freiə* und die mit Zischlaut endigenden das Muster für sämtliche Fälle der schwachen Flexion abgegeben haben.

In dem letzten Abschnitt, der von dem Wortschatz handelt, weist S. darauf hin, daß Usteri auch hier unter dem Einfluß der Berner Dichter stand und bietet sodann eine schöne Lese von alten Wörtern der Züricher Mundart, die dem heutigen Dialekt teilweise verloren gegangen sind

Bei Besprechung der Vorsilbe *zer-*, die dem Züricher Idiom fremd ist, könnte man vermuten, der Verfasser habe an eine Entlehnung aus dem Schriftdeutschen gedacht. Es möchten indessen dem Dichter Usteri wohl schweizerdeutsche Formen vorgeschwebt haben, singt ja doch sein Freund Kuhn: Der Ustig wot cho, der Schnee zergeid scho.

In dem resümierenden Schlußsatz hebt S. unter anderem hervor, daß weit stärker als die mundartlichen Vorbilder die Schriftsprache auf die Gestaltung von U.'s Mundart eingewirkt hat. Denn so vertraut ihm diese war, wenn er sie sprach oder sprechen hörte, trat sie ihm doch jetzt, da er sie schreiben sollte, als ein Neues, Fremdartiges gegenüber. Da drängte sich die Schriftsprache, die ihm geläufig war, dienstfertig herbei und bot ihm ihre reicheren Mittel an. Vor allem fand U. in ihr eine ausgebildete Orthographie. Indem er sich dieser zur Fixierung der Mundart bediente, übertrug er oft die Lautform der Schriftsprache auf die Mundart und gab so ein verzerrtes Bild der letzteren. Zur richtigen Würdigung von U.'s Dialektgedichten muß aber, wie schon angedeutet wurde, in Betracht gezogen werden, daß sie mit wenigen Ausnahmen nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren.

Ich schließe mit dem Wunsche, es möchten bald andere Zürcher Dialekte so allseitig und gründlich behandelt werden.

Basel. P. Schild.

Endzelin I. Latyšskije predlogi (Lettische Präpositionen). I časť Jurjev (Dorpat) Tipografija K. Mattisena 1905. gr. 8°. VIII und 220 S., II časť ebd. 1906. IV und 144 S.

Der 1. Teil der Schrift beginnt mit zwei §§, die mit dem eigentlichen Thema nur lose zusammenhängen. Im § 1 ist die Rede von *-z(ə)*

in gewissen slavischen Präpositionen: in slav. *bez[ъ]*, lett. *bez* neben lit. *be* sieht E. ein affigiertes vorslav. **-zĭ*. Was die slavische Präpositionendung *-dъ* anbelangt, stimmt der Verfasser Brandt zu, welcher slav. **per-dъ*, *na-dъ* nach dem Nebeneinander von *po* (echte Präp.) und *podъ* (: lit. *pãdas*, slav. *podъ*, *poda* 'Boden', zu urspr. griech. πέδον usw.) entstehen läßt. Ich möchte hier doch an ai. *bahir-dhā* 'draußen' neben *bahiḥ* aufmerksam machen, ferner auf die bekannten Fälle, wo wahrscheinlicherweise Ableitungen der Wz. *dhē-* mit uralten Präpositionen verbunden werden, lit. *iñ-das*, *inda* 'Gefäß' u. dgl. Leskien Die Bildung der Nomina (Abh. d. kgl. sächs. Ges. d. Wiss. XII) 198f., 233, *nů-dė* 'Sünde' 281 (auch *pra-dė = pra-džiá* 'Anfang', *pradėm* 'beständig' bei Miežinys), ai. *sam-dhā* 'Übereinstimmung' u. dgl., *saṃ-dhyā*, *saṃ-dhiḥ* m., *vi-dhā*, *vi-dhiḥ* m. u. dgl., slav. *sǫ-dъ* 'Gericht, Faß': ich kann mir ganz wohl vorstellen, daß gewisse uralte zur Wz. *dhē-* gehörige Nominalbildungen (bezw. Adverbialbildungen nominalen Charakters) in slav. **per-dъ*, *na-dъ* (ja vielleicht auch in der Präp. und auch im Nomen *po-dъ*) zugrunde liegen könnten. Wenn man von einer Wz. *dhē-* spricht, so muß man doch wohl heute nicht mehr in erster Reihe die verbale Wurzel vor Augen haben [1])? — § 2 handelt von Schwankungen in der Schreibung von Präpositionen im Preußischen (*en* : *an*, *ab-* : *eb-* u. dergl.), wobei auch die Frage auftaucht, ob das Preußische ein *ā* gehabt: E. verneint sie. — § 3—75 werden nun die lettischen Präpositionen einzeln besprochen. E. gibt genaue Auskunft über deren Lautform und Gebrauch in verschiedenen Mundarten und sonstigen Quellen, wobei auch die bei Präpositionen allerdings so oft Schwierigkeiten bereitende Etymologie sowie die Rolle der Präpositionen in nominalen Zusammensetzungen zu Worte kommt; es sei hier ausdrücklich auf den Hexensabbath verschiedener durcheinander fließender Formen aufmerksam gemacht, die E. unter *aiz* behandelt: ob da alles je mit Sicherheit zu entwirren sein wird, wird erst die Zukunft zeigen. Ich kann hier nur einige Randglossen

1) Im RV. II, 12, 3 liest man ein rätselhaftes *apadhā* : *yó gā udā́jad apadhā́ valásya*. Man sucht in diesem Worte einen Instrumental der Trennung (etwa 'aus dem Versteck des Vala'), oder einen Instrumentalis instrumenti ('mittels des Eröffners des Vala' Ludwig V, 53). *Apadhā* könnte zu *ápa* in demselben Verhältnis stehen wie *bahirdhā* zu *bahiḥ*; vielleicht bedeuten jene Worte weiter nichts als 'welcher (Indra) die Kühe hinaustrieb, weg vom Vala, in der Richtung vom Vala weg'; der Gen. *valásya* würde gut zu dem nominalen Charakter des Wortes stimmen; wenn bei *bahirdhā* 'im Außen von . . .' der Ablativ steht, so ist er natürlich ebensogut zu begreifen. Wer bei einem Adverbium genau wissen muß, welcher Kasus darin stecken mag, kann in *bahirdhā*, *apadhā* meinetwegen einen Instrumentalis sehen. Slav. *po* scheint z. T. urspr. **ápo* zu repräsentieren; ist dies wahr, steht slav. *podъ* vielleicht etymologisch gar nicht sehr weit von vêd. *apadhā* entfernt. Ich halte die adverbielle Bedeutung in diesen (und in manchen anderen) Formationen für die ursprüngliche: falls sich nachträglich in einzelnen Fällen die rein nominale z. B. auch einen Nominativ ermöglichende Bedeutung entwickelt hat (z. B. vielleicht in slav. *podъ*, lit. *pãdas* 'was unter mir, unter einem Gegenstande ist'), so ist dies wohl um kein Haar weniger begreiflich, als wenn z. B. der Deutsche von einem Nebeneinander, Hintereinander u. dgl. spricht. — Ähnlich *ṛju-dhā* 'in richtiger Art und Weise' neben *ṛjú*.

wagen: eine Reproduktion des Inhaltes der einzelnen Abschnitte würde selbstverständlich gar zu viel Raum einnehmen müssen. — Was die Verstümmelungen im Auslaut anbelangt, die eine so große Rolle im Lettischen spielen, so kann man nie mit Bestimmtheit sagen, was eigentlich abgefallen ist. Z. B. *zem* 'unter' deutet E. vermutungsweise aus *zemē* (Lok. Sing.), bezw. *zemeň* (37): ebensogut könnte man an ein **zemi* denken, welches (in der Endung) dem griech. χαμαί usw. entsprechen würde[1]. — Daß slav. *i* 'et, etiam' zu lit. *iř* gehöre (40), ist doch wenig wahrscheinlich; man würde doch im Slavischen ein anl. *ь-*, bezw. *jь-* erwarten? — Zu S. 45[1] sei bemerkt, daß auch Ulmann *ar* mit Gen. (allerdings nur Fem.) kennt. Das Kapitel über *ar* 'mit' bietet ein interessantes Beispiel, wie eine ursprünglich nicht übliche oder höchstens fakultative Präposition allmählich sich verbreiten und obligat werden kann, ein umso interessanteres, als ja *ar* sicherlich, wie auch E. annimmt, ursprünglich keine Präposition, sondern eine kopulative Partikel 'auch' ist (*tēvs gāja ar dēlu* bedeutete ursprünglich, als das Lettische noch auch mit dem bloßen soziativen Instrumental *dēlu* ausreichte, offenbar dasselbe wie čech. *otec šel i* [*ar*] *se-synem* [*dēlu*] 'pater ibat etiam cum-filio', was wie ein verstärkter Soziativ, etwa wie d. *der Vater gieng sammt dem Sohne* gebraucht wird). Das Lettische fand in diesem *ar* ein bequemes Mittel, den ursprünglichen präpositionslosen Instrumental, welcher im Laufe der Zeit im Sing. mit dem Akkus., im Plur. mit dem Dat. zusammengefallen war, von diesen Kasus zu unterscheiden. Es ist übrigens merkwürdig, daß der Soziativ und Instrumental auch sonst eine so große Neigung zeigt, sich mit Präpositionen zu verbinden. Ai. *sahá* ist ursprünglich ein fakultatives, später sogut wie obligates Umstandswort des Soziativs (eigentlich ursprünglich ein Adverb wie griech. ἅμα), verbindet sich aber frühzeitig (St.-Petersburger Wtb. VII, 885 f.?) mit dem Instrumentalis instrumenti, in *abhyanujñātum icchāmaḥ sahāibhir munipuṃgavāiḥ* Rām. III, 8, 7 (Bombay) 'entlassen werden wollen wir von diesen Büßeranführern' erscheint es mit dem Instrumental des aktiven Subjektes: wie man sieht, die Präposition, die ursprünglich ihre bestimmte Bedeutung gehabt, sinkt zum bloßen formellen Bestandteil des Instrumentals herab. Analoges gibt es auch sonst, z. B. im Iranischen. — S. 55 hätte die schwierige Frage von dem Verhältnis von lit. *atólas*, lett. *atāls*, pr. *attolis* 'Grummet', lett. *attālētēs* 'wieder zu sich kommen', lit. *ató-dēna* 'desselben Tages', *atód-ūgiai* 'Roggen, der in demselben Sommer gesäet und gemäht wird', auch *atåd-augiai* geschrieben, *ató-rētei ató-rēczei* 'Sommerkorn, Sommerweizen', slav. *otava* berührt werden sollen. — S. 59[2] wird slav. *opętь* 'zurück, wieder' u. dgl. wohl richtig zu lit. *atpenti atpent atpeñcz* und *péntis* m. 'der Rücken der Axt, der Sense' gestellt; ich vermisse hier das semasiologisch hier so wichtige slav. *pęta*

1) Es scheint mir, E. gehe zu weit, wenn er z. B. so oft (*zemen* : *zem*, *secen* : *sec* usw.) den Wegfall von urspr. zweisilbigen Endungen zuläßt. Aber es läßt sich, wie gesagt, darüber nicht leicht etwas bestimmtes sagen. Aber, wie im Ai. im wesentlichen mit gleicher Bedeutung *sácā*, *sáci* Śat. Br. IV, 1, 3, 7, *sākám* (im Altiran. *hačā hačo*, *hakaṭ*) nebeneinander steht (vgl. Listy filol. XXX, 6 f.), kann das Baltische einmal neben lett. *secen* (aus balt. **sekeną* oder dgl.) auch eine dem ai. *sácā* (**seqē*) oder *sáci* (**seqi*) entsprechende Form besessen haben, die dann in lett. *sec* stecken würde.

'Ferse' (und ferner lit. *pentinas* 'Sporn') Miklosich Etym. Wtb. 239. — S. 62 f. bespricht E. das schwierige Verhältnis zwischen slav. *bezъ*, lett. *bez*, lit. *bè* 'ohne', ai. *bahiḥ* 'draußen' (preuß. **be bhe* 'und' kann man wohl beiseite lassen, ebenso lit. *bèt* 'aber'); er hält es für möglich, lett. *bez* sei aus *be* durch slavischen Einfluß schon in jenen Zeiten entstanden, wo das Lettische mit dem Slavischen noch so verwandt war, daß die Vorfahren der heute geschiedenen Völker noch einander verstehen konnten. So weit zurück braucht man wohl angesichts der unzweifelhaften Beeinflussung des Lettischen durch das Slavische auch in den historischen Zeiten nicht zu gehen, vorausgesetzt, daß sich der Urlette mit dem Urslaven wirklich je hat verständigen können; das Adverbium *be-šā* läßt sich, wie auch E. sieht, nur aus **be-tjā* begreifen, und ein russifiziertes *bez* für echt balt. *be* ist um nichts unbegreiflicher als das russifizierte Zahlwort lett. *četri* 'vier'. Ich möchte slav. *bezъ*, balt. *be* von ai. *bah-iḥ* (offenbar mit derselben Endung wie *āv-iḥ* gebildet) nicht trennen: slav. **bez* : balt. *be* aus vor-bslav. **bež *bhežh* können ja am Ende weiter nichts als leicht begreifliche Satzdoubletten sein? — S. 168 ist unter den Belegen der Postposition *-p mājup* 'nach Hause' nachzutragen (Austrums XIII, 506, 669; XIV 93). Die Endung *-up*, *-ûp* enthält jedenfalls eine Kasusendung mit der Postposition: um welchen Kasus es sich da handelt, ist schwer zu sagen. In *kājup kājûp* 'auf die Füße' sucht E. einen urspr. Gen. Pl., wohl mit Recht, nachdem *-pi -p* im Litauischen auf die Frage wohin? den Genitiv, auf die Frage wo? den Lokal regiert. Aber es scheint, die Endung *-up*, *-ûp* sei frühzeitig einfach zu einer grammatisch nicht mehr verstandenen Adverbialendung erstarrt, und es dürfte nicht recht sein, in *lejup*, *augšup augšûp* usw. Akkussative Sing. mit *-p* zu suchen: es sind dies mechanische Nachbildungen nach *kājup kājûp*, deren Zustandekommen vielleicht gar auch noch durch ndd. Adverbien auf *-up* (*-auf*) mit begünstigt wurde. *Savrup* 'abseits' (Lerch II, 66 schreibt *sawruhp*, also mit langem *u*) deutet E. aus **savur-p*, wie *tur-p* 'dorthin', *šur-p* 'hieher', *kur-p* 'wohin': es gibt jedoch kein **savur* (etwa 'bei sich'?). Bei Mieżinys steht ein lit. *saurūpei* 'sua sponte', welches den Eindruck macht, als ob es zu *rūpėti* 'am Herzen liegen' gehören sollte, und welches, falls verbürgt, sicherlich nicht von lett. *savrup* zu trennen ist. Leider hat man da mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich öfters wiederholen, handelt es sich um lettische Endungssilben: ist *-u-* in diesen Bildungen kurz oder lang? Dieses lit.-lett. *-p(i)* (aus **pē* im Auslaut gekürzt, wie alit. *tos-pie-g* S. 169 zwar nicht beweist aber höchst wahrscheinlich erscheinen läßt) dürfte samt der lett. Präp. *pē* doch wohl zu griech. ποι 'πρός' gehören. Endzelin verneint dies S. 170, indem er meint, ποι lasse sich nicht von ποτί trennen. Wenn man alle Präpositionen, deren Gebrauch sich in verschiedenen Sprachen und Mundarten deckt, für etymologisch identisch erklären sollte, müßte dies ja z. B. auch von griech. προτί : ποτί, ai. *práti* : av. *paiti*, griech. μετά : πέδα usw. gelten: und wenn heutiges *Pē-balga* (Pebalg in Livland) im 13. Jahrh. noch *Prē-balga* hieß, so beweißt dies, daß *prē* im Lettischen allmählig vor *pē* weichen mußte, aber nicht, daß *pē* selbst nicht ursprünglich sei. Auch noch sonstige Tatsachen machen es höchst wahrscheinlich, die Ursprache müsse einen bedeutenden Vorrat an partikelhaften Adverbien gehabt haben, die zur näheren Bestimmung lokaler und sonstiger Verhältnisse dienten, im Laufe der Zeit mitunter zu Umstandswörtern wurden, deren Zahl jedoch dadurch reduziert wurde, daß ein einziges Umstandswort die

Rolle anderer mit übernahm: ein solcher Vorgang erscheint auch angesichts des Verhältnisses von lit.-lett. *-pi*, *-pė-gi*, *prē̃*, *pė* usw. viel wahrscheinlicher, als z. B. Endzelins oder Schmidts Annahme, griech. ποτί sei zu *πότ und *πο reduziert, *πο dann wiederum durch Nachahmung des Verhältnisses *πότ : ποτί abermals zu *πόι, ποῖ[1]) erweitert worden. — Merkwürdige Schwankungen in der Endung bietet des Vorwort *pret* 'gegen': *pretī*, *pretē*, *pretā*, *pretē̃*, *pretim*, *pretīm*, *pretēm*, *pretin* (*preti*?), *pretibe pretib* (im Katechismus 1586 und Psalmen 1587); dazu kommt slav. *proti* (dessen *-i* ja nicht urspr. *-i* sein kann), kslav. *protivą*, kasch. *procim*, wruss. *preci*, poln. *przeciw* (189 f.). Welche von diesen Endungen mögen alt, welche Neubildungen sein? Und nach welchen Mustern mögen diese Neubildungen zustande gekommen sein? Im Inflantischen kommen sogar Formen wie *pet*, *petim* vor, die an griech. ποτί, airan. **pati* anklingen. Endzelin wagt es nicht, diese Rätsel zu lösen. Nebenbei gesagt: die Form *pretibe*, *pretib* (wohl mit langem ī zu lesen, wie die Schreibung *prettibe* mit nicht verdoppeltem *b* nahe zu legen scheint) neben *pretīm*, welches ja einen Vokal verloren haben muß, erinnert in verführerischer Weise an den bekannten Wechsel *bh* : *m* in der Deklination. — Zu lit. *vidùs* 'das Innere' usw. (200) möchte ich an das ai., leider nicht belegte Nomen *viduḥ* m. 'die zwischen den beiden Erhöhungen auf der Stirn des Elephanten befindliche Gegend' erinnern. — S. 202 f. folgen nicht uninteressante Einzelnheiten über Sandhierscheinungen an Präpositionen (auch in Komposition), S. 206 f. eine kurze Erörterung der merkwürdigen Doppelformigkeit einiger balt. Präpositionen (wie lit. *nù̃*, *prē̃* : *nu-*, *pri-*). Die schwächeren Formen leitet E. mit großer Wahrscheinlichkeit aus den stärkeren als Produkte der Proklise ab: z. B. statt *nù̃*, *prē̃* als Präposition hat das Lit. *nu-*, *pri-* als Präverbium, nachdem das Präverbium meist vortonig ist. Doch erfordert die ganze Erscheinung, die sich ja nicht bloß auf das Baltische, sondern auch auf das Slavische zu erstrecken scheint, eine eingehendere und umfassendere Betrachtung, als ihr E. gewidmet hat; es gehören sicher auch Fälle wie lit. *apē̃* : *api-* : *apý* u. dergl., höchst wahrscheinlich Intonationswechsel wie lit. *per̃* und *pér-*, z. B. auch wohl Quantitätsschwankungen wie čech. *pře-vézti pří-vézti* 'überführen', 'zuführen' neben *převoz* 'Überfahrt, Zufahrt' usw., Dinge, die noch manche Belehrung über Detailfragen der baltisch-slavischen Akzent- und Intonationsverhältnisse zu bringen versprechen. Dazu gehört aber auch noch § 82 f. (S. 208) bei E., "Die Intonation der Präpositionen und der Präfixe", ein Thema, welches unmöglich auf 2—3 S. zu erledigen ist.

Der II. Teil bringt zunächst ein Kapitel von der **Rektion der Präpositionen**, welches im Lettischen etwas verwickelter ist als sonst. Wir stoßen da zunächst auf die Frage, warum die lett. Präpositionen nie, die litauischen sogut wie nie, den Lokal regieren: dieselbe läßt sich wohl nicht im allgemeinen geben, sondern man müßte auf einzelne Präpositionen eingehen, bei denen man einen Lokal zu erwarten hätte. Übrigens erinnere ich daran, daß auch im Ai., etwa *antár* abgerechnet, welches ein Adverbium ist, sowie das im Vēda und Avesta so farblos auftretende postpositive *ā*, welches dieselbe Rolle spielt, wie **en* in baltischen Lokalen (IF. 6, 289 f.), der Anteil des Lokals an Präpositionalausdrücken kein besonders großer ist. Sonst erklärt E. z. B. den Nominativ bei Präpositionen wie

[1]) Kennt man den Akzent von gr. ποι 'πρός'?

Mühlenbach IF. 13, 235 f. (Märchentitel wie *ap diw brōl'i gudri, treš duraks* möchte ich jedoch lieber etwa 'von zwei klugen Brüdern, der dritte ein Dummkopf' übersetzen, also *treš duraks* als selbständige, vom Umstandswort nicht abhängige Ergänzung betrachten). Verbindungen wie *par kam* 'warum', *par tam* 'darum' usw., vgl. Mühlenbach ebd. 241 f., zu welchen richtig auch lit. *potám* 'darnach' (so auch *põ mažám* 'nach kurzem', *povisám* 'gänzlich', Kurschat § 1472), *prė-g-tám* 'dazu, daneben' gestellt wird, deutet E. so, daß sie zu einer Zeit aufgekommen seien, als die Präpositionen noch Adverbien waren, welche wie Adverbien auch sonst mit Dativen verbunden wurden. Ferner werden die Formen des Pron. pers. (vgl. Mühlenbach 263 f.), feminine Genitivformen (ebd. 262) bei Präp., die Verbindungen *aiz kû* 'warum' u. dgl. (ebd. 258), endlich die merkwürdige Erscheinung besprochen, daß alle Präpositionen, mögen sie im Singular welchen Kasus immer regieren, im Plural den Instrumental (Dat.) verlangen (ebd. 147 f.). — Es folgt ein Kapitel über den Gebrauch von Präverbien (S. 18 f.), abermals mit reichem Material an Belegen aus verschiedenen Mundarten und Quellen ausgestattet. Nach dem einleitenden § 3, welcher insbesondere auch die Tmesis im Lett. und Lit. berührt (interessant ist *sader mëzis ar apini, sa zālīte ar âbûlu* 'zusammen paßt Gerste mit Hopfen, zusammen Gras mit Klee') werden die einzelnen Präverbien durchgenommen. Selbstverständlich kommen da auch die Aktionsarten zu ihrem Rechte: und einzelnen hierher gehörigen Erscheinungen ist noch speziell das letzte Kapitel (S. 105 f.) gewidmet. Hier finden wir u. a. eine ausführliche Besprechung der Art und Weise, wie sich die Sprache in jenen Fällen behilft, wo ein Präverb zwar seine eigentliche Bedeutung auch in der Komposition behält, aber dem Verbum gleichzeitig die perfektive Bedeutung verleiht: das Verbum erscheint da ohne das Präverbium, und die Begriffsmodifikation, welche durch das Präverbium hätte zum Ausdruck kommen sollen, wird durch ein entsprechendes selbständiges Adverbium, oder sonst durch eine Adverbialbestimmung, eventuell auch gar nicht ausgedrückt: man sagt z. B. *aiz-līst aizkrāsnē* (oder *aiz krāsns*) 'hinter den Ofen sich verkriechen', wo *aiz-* etwa 'hinter' bedeutet aber gleichzeitig das Verbum *līst* zu einem Perfektivum umwandelt, nicht perfektiv dagegen *līst aizkrāsnē*; oder *aiz-ēt* 'fortgehn' perfektiv, *prûjām ēt* 'weg gehn' imperfektiv; oder *atdût* 'zurückgeben' perfektiv, *rûkā dût* (eig. 'in die Hand geben') imperfektiv. Natürlich kann die selbständige Adverbialbestimmung auch bei komponiertem Verbum perfekt. stehen (*uzkāpt augšā* pft., *kāpt augšā* impft. 'hinaufsteigen'): doch werden insbesondere selbständige, im wesentlichen mit dem Präverbium gleichbedeutende Adverbien in diesem Fall lieber vermieden. Das Adverbium fehlt auch beim Imperfektivum, wenn es die Deutlichkeit zuläßt: z. B. *at-vest* pft., *vest* impfk. '(herbei)führen', *nu-cirst* pft., *cirst* impft. '(ab)hauen' u. ä. E. führt (aus Kurschat) auch lit. Analogien an, wie *isz-eĩti* pft., *laũkan eĩti* impft. 'hinausgehen'. Das Slavische hat den Mangel eines imperfektiven Kompositums dadurch wettzumachen gewußt, daß seine Rolle durch von Haus aus iterative, durative u. ä. Komposita übernommen wird: doch findet man die offenbar ältere, dem lit. und lett. Gebrauche entsprechende Weise daneben noch immer am Leben, und z. B. in Böhmen ist sie gerade bei der sprachlich konservativeren Landbevölkerung meist die üblichere. Č. *zalezu za pec* 'ich verkrieche mich hinter den Ofen', perfektiv, hat in der Regel die Futurbedeutung (daneben kann es unter Um-

ständen die perfektive zeitlose Form sein, z. B. in lebhafter Erzählung das Präs. histor.); das Präsens dazu (impft.) kann wohl lauten *zalézām za pec*: doch bedeutet dieses, insbesondere auf dem Lande, eher 'ich pflege mich hinter den Ofen zu verkriechen', und als einfaches Präsens, 'ich verkrieche mich hinter den Ofen' wird lieber *lezu za pec* gesagt (eig. bloß 'ich krieche hinter den Ofen'). Hierbei stimmt das Slavische insofern eher mit dem Litauischen überein, als das Lettische bei Imperfektiven mitunter selbständige Adverbia setzt, die dem Litauer oder Slaven überflüssig erscheinen, wie *cēti* 'fest', *val'ām*, *val'ā* 'los' (wie *aizslēgt* pft., *slēgt cēt* impft. 'verschließen'). Auf mich haben dergleichen Adverbien immer den Eindruck gemacht, sie seien dem deutschen Einflusse zuzuschreiben: E. führt sie, wie es scheint mit Recht, auf den Einfluß des Livischen (und Esthnischen) zurück (136f.).

Über die Aktionsarten des lettischen (und im wesentlichen auch des litauischen) Zeitworts äußert sich E. (teilweise in Anschluß an Ul'janov Anz. 8, 100f., teilweise von ihm abweichend) S. 134f. wie folgt: "Es gibt Zeitwörter ohne Aktionsbedeutung und solche mit Aktionsbedeutung. Zu den ersteren gehören alle nichtzusammengesetzte Stämme mit Ausschluß der Iterativstämme, ferner solche zusammengesetzte, die ... den Charakter von nichtzusammengesetzten angenommen haben [dies ist der Fall, wo nichtzusammengesetzte Zeitwörter wenig gebräuchlich oder ungebräuchlich sind oder in der Bedeutung gar zu abweichen, z. B. *pa-zīt* 'kennen', wo es kein **zīt* gibt; S. 79]. Diese Stämme können sowohl imperfektive als perfektive Handlungen bezeichnen ... Zur anderen Gruppe gehören nichtzusammengesetzte Iterativstämme, und alle zusammengesetzte Stämme (mit Ausschluß derjenigen, die den Charakter von nichtzusammengesetzten angenommen haben): diese sind perfektiv". Belege mit imperfektiver Bedeutung kommen bei den leztgenannten z. B. im Volkslied als Archaismen vor: wie die Möglichkeit einer Tmesis, die außerhalb des Volkslieds nicht vorkommt, ist dies mit der ursprünglichen Selbständigkeit des Präverbiums in Zusammenhang zu stellen. Doch gibt es Fälle [die eingehend besprochen werden], wo perfektive und imperfektive Stämme ohne Unterschied gebraucht werden: besonders oft stehen so Partiz. Präs. auf *-nt-*, *-dams*, *-ams* von zusammengesetzten Zeitwörtern für imperfektive Handlungen, wie *es šķitûs izaugdama* 'ich glaubte mich emporwachsend ...'.

Der Hauptwert von Endzelins Arbeit liegt in sorgfältigen Sammlungen von syntaktischem Material, vorwiegend aus Volkstexten stammend. Daß z. B. in den etymologischen Erörterungen über die lett. Präpositionen auch nach Endzelin gar manches dunkel bleibt, darunter manches, was Endzelin zu deuten versucht und vielleicht gedeutet zu haben vermeint, wird gerade auf diesem so schwierigen Gebiete wohl jedermann begreiflich finden. Endzelins Name gehört in Letticis bereits zu den (leider so wenigen) wohlbekannten, und auch seine Magisterdissertation über die lett. Präpositionen bedeutet eine sehr wesentliche Förderung unseres Wissens.

Smichow. **J. Zubatý.**

Brentano H. Lehrbuch der Lettischen Sprache für den Selbstunterricht. Mit zahlreichen Beispielen, Übungsaufgaben, Lesestücken nebst Anmerkungen, einem lettisch-deutschen und deutsch-lettischen Wörterverzeichnisse (Die Kunst der Polyglottie, 94. Teil). Wien und Leipzig, A. Hartleben's Verlag (s. a.). kl. 8°. VIII und 183 S. K. 2.20 = 2 M.

Ein anstelliges Büchlein, welches zwar zunächst praktische Ziele verfolgt, aber auch sprachwissenschaftlichen Kreisen anempfohlen sein mag. Die schöne und dem Litauischen gegenüber so selbständige lettische Sprache verdient es ja, wegen ihres inneren Wertes, sowie wegen ihrer aufstrebenden Literatur nicht immer gewissermaßen als eine Dépendance des Litauischen angesehen zu werden. Das Material wird hier sehr vollständig vorgeführt; vielleicht wird sogar mehr geboten als der Anfänger auf einmal wird bewältigen können. Ob es für den Unterrichtszweck dienlich ist, mit den Deklinationen anzufangen und gleichzeitig in den Übungen dem Lernenden noch unbekannte Verbalformen anzubringen, wollen wir dahingestellt sein lassen. An und für sich sind die Übungen reichlich: es reihen sich daran 3 Seiten Sprichwörter und einige Zusammenhängende Stücke (einzelne sind schon früher im Buche gelegentlich als Übungen verwertet worden), darunter eine längere Erzählung von A. Needra.

S. 6 würde ein Sprachforscher wohl mehr über die lett. Tonqualitäten zu hören wünschen, es wäre ihm z. B. auch lieb gewesen, dieselben wenigstens im Wörterbuch angegeben zu finden; doch ist das Buch in erster Reihe nicht für Sprachforscher bestimmt. Auch das, was § 9, 2 über die Länge von Endungen gegeben wird, ist gar zu dürftig ausgefallen. Sonst ist mir folgendes aufgefallen. S. 8 *beefchi ween* bedeutet nicht 'oft allein', sondern etwa 'gar oft'; ebd. ist die angegebene Aussprache für *nofagt* (als *nuòasahkt* für *nuòafakt*) falsch. § 19 wird den Eindruck erwecken, *tas* werde in der Weise des deutschen Artikels *der* gebraucht. § 24 genügt es nicht zu sagen, das verneinende Fürwort schließe die nochmalige Verneinung beim Zeitwort nicht aus: es hätte sollen gesagt werden, die Verneinung müsse wiederholt werden (*neweens runà* würde unlettisch sein). § 13 hätte ich gerne gelesen, daß das Lettische einen Instrumental besitzt, der allerdings lautlich im Sing. mit dem Akk., im Plur. mit dem Dat. zusammengefallen ist. Ein grammatisch geschulter Kopf — und andere werden sich wohl kaum mit dem Buche beschäftigen — wird z. B. stutzen, findet er S. 72 in *kahjàm un degunu* 'mit den Füßen und mit der Schnauze' den Dat. mit dem Akk. in einem Gespann, wo es sich in Wirklichkeit nur um zwei Instrumentale handelt. Der Verfasser (oder die Verfasserin) selbst scheint von dem Instr. nicht zu wissen: sonst wüßte er, daß die Präp. *ar* 'mit' den Instr. regiert (nach der landläufigen Regel § 59 regiert *ar* im Sing. den Akk., im Plur. den Dat.; auch S. 72 wäre *ar kahjàm un ar degunu* geläufiger) und hätte S. 18 nicht den groben Fehler machen können, *ar* zweimal mit dem Akk. Plur. zu verbinden, einen Fehler, den ich mir nur so erklären kann, daß an den sonst richtigen Übungsbeispielen, die urspr. *ar* mit Sing. gehabt, eine des Lettischen unkundige Hand sich nachträglich herumgetummelt haben muß. Solche Schnitzer liegen auch in *tee meitas* 'illi puellae' Nom. Plur., *leeli azis* S. 14, 20 vor, wo weibl. Substantiva mit männl. Attributen konstruiert werden. Hoffentlich wird solches Zeug niemand damit entschuldigen, daß es lett. Dialekte gibt, welche *ar* mit dem Akk. Plur. verbinden (Endzelin Latyšskije predlogi I, 49 f., II, 3), oder das Femininum allmählich aufgeben? § 55 liest der Schüler vom Stammwechsel in Komposition, in den Beispielen findet er aber ohne weiters auch solche ohne Stammwechsel. § 70 hätte ausdrücklich auch das Reflexivum dativum Erwähnung finden sollen; wie wird sonst der Leser z. B. die Sätze S. 58, Z. 17 verstehen können? § 83 Anm. 1 steht in Widerspruch mit § 78. Nach § 95 ist die Vokativendung *-o* im Adj. nur männlich; und doch stehen

S. 27 im Buche selbst Beispiele, wo die Form ein Femininum ist. Druckfehler, in einem Übungsbuch immer ein mißliches Ding, sind — und zwar gerade in lettischen Wörtern — durchaus nicht selten. Falsch ist wohl *bèdre* S. 4, Z. 3, sonst ist z. B. zu lesen *biji* 14, 33, *sulainim* 38, 28, *neatl'auj* 38, 31, *gribeji* 38, 35, *sulainis* 64, 15; 71, 2, *mekleju* 70, 34, wohl *nekahdu* 129, 20, *krahsns* 133, 39, *ifnahkt* 134, 40. Das Angeführte, sowie noch einige sonstige Ungereimtheiten stimmen natürlich die Freude an dem Büchlein um einiges herunter.

Smichow. J. Zubatý.

Mitteilungen.

Bericht über die Indogerm. Sektion auf der Basler Philologenversammlung 1907.

Die indogermanische Sektion der 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Basel 1907 begründete sich am Montag, den 23. Sept. um 2 ½ Uhr. Zu Obmännern wurden gewählt Prof. Dr. F. Sommer-Basel und Dr. E. Schwyzer-Zürich, zu Schriftführern Dr. H. Meltzer-Stuttgart und Dr. A. Debrunner-Basel. Die Zahl der eingeschriebenen Teilnehmer erreichte die stattliche Ziffer 30. Vorträge wurden in 3 Sitzungen 9 gehalten, darunter 3 gemeinsam mit der philologischen Sektion, nämlich 4, 5 und 6.

1. Am Mittwoch, den 25. Sept. sprach zuerst Dr. M. Niedermann-Zug über Ein rhythmisches Gesetz des Lateinischen. Abweichend von Thurneysen-Berneker-Meillet nimmt er an, daß der idg. Zustand der Verben auf *-io* — kurzvokalisches Suffix nach kurzer, langvokalisches nach langer Wurzelsilbe — im Italischen stark zugunsten des langvokalischen verändert wurde und zwar in der Weise, daß auf ungerade Morenzahl des präfixalen Wortstückes kurzvokalisches, auf gerade aber langvokalisches Suffix folgte (*săpĕrĕ*, aber *rĕsĭpīrĕ*). Ausnahmen erklären sich nach den experimentalphonetischen Untersuchungen von E. A. Meyer daraus, daß im heutigen Englisch ein Vokal vor *l r n* wesentlich länger ist als vor Verschlußlaut, während das Schwanken von *ŏrior* zurückzuführen ist auf die von Vietor, Grégoire und Rousselot beobachtete Tatsache, daß die Dauer eines Vokals abnimmt in dem Maße wie die Zahl der folgenden Laute wächst, was bei den zahlreichen Kompositis von *ŏrīōr* der Fall ist.

An der Erörterung beteiligten sich die Herren Thurneysen und Sommer; der Vortrag soll in den Mélanges Meillet erscheinen.

2. Sodann verbreitete sich Dr. Hans Meltzer-Stuttgart über Rasse und Sprache in der griechischen Urgeschichte. Auf dem Boden Griechenlands haben sich im 2. Jahrtausend v. Chr. augenscheinlich zwei Rassen gemischt, eine einheimische, mittelmeerische und eine zugewanderte, nordische. Damit stimmt überein die besonders von P. Kretschmer und A. Fick nachgewiesene Möglichkeit, in der griechischen Sprache zwei Bestandteile zu scheiden, einen ägäischen und einen arischen. Der erstere geht zurück auf die Urbevölkerung, die uns unter mannigfachen Bezeichnungen entgegentritt als Eteokreter, Karer, Leleger, Pelasger, Tyrrhener;

auch Φοίνῑκες sind ursprünglich kaum die erst viel später in jenen Gegenden zu größerer Bedeutung gelangenden 'Phöniker', sondern vielmehr die 'Rothäute' (zu φοινός vgl. lat. *Poenus*). Ihre Spuren haben sie zurückgelassen nicht nur in einer stattlichen Reihe von Eigennamen, besonders für Örtlichkeiten, und von Einzelworten, meist für Tiere, Pflanzen und Gebrauchsgegenstände, sondern auch in ganzen Klassen von Formativen, vor allem -νθος und -σσός (-ττός). Mit Hilfe der eindringenden, an tatsächlichen Verhältnissen der Gegenwart gewonnenen Beobachtungen von Schuchardt, Windisch, Hempl, Sarasin, Finck u. a. läßt sich der Versuch wagen, eine anschauliche Vorstellung davon zu gewinnen, wie es tatsächlich bei solchen Sprachverdrängungen zugeht und wie es im besonderen zugegangen sein mag, als die Nordländer im Mittelmeergebiet festen Fuß faßten. Wahrscheinlich ist dabei weniger an eine einmalige Überrennung als vielmehr an einen in wiederholten Nachschüben erfolgenden und Jahrhunderte beanspruchenden Einsickerungs- und Durchdringungsprozeß zu denken. Der Vortragende machte zum Schluß noch darauf aufmerksam, wie fruchtbar sich neuerdings der Bund zwischen Sach- und Sprachforschung gestaltet habe, und betonte die Notwendigkeit, künftighin bei der Etymologie griechischer Wörter der vorarischen Unterschicht erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, etwa in der Art, wie vor kurzem J. E. Harrison in den 'Prolegomena to the study of Greek religion' diesen Gesichtspunkt auf einem verwandten Gebiet zur Geltung gebracht hat.

An der Erörterung beteiligten sich die Herren Osthoff, Wackernagel und Schwyzer.

3. Prof. Dr. R. Thurneysen-Freiburg i. B. spendete Beiträge aus der keltischen Philologie zur indogermanischen Grammatik.

a) Ai. *pibati* 'trinkt' sowie air. **ébraid* 'wird geben' neben πορεῖν legt die Vermutung nahe, daß frühidg. *b* im Anlaut zu *p* verschoben wurde. So könnten lat. *pōtāre* und griech. πορεῖν ursprüngl. mit *b* begonnen haben; vielleicht ist auch *vinibua* 'Weinsäuferin' bei Lucilius zu *pōtāre* zu stellen, ebenso wie *dē-bilis* zu *polleō*, *pascō* zu βόσκω, *palūs* zu lit. *balà*, *pinguis*, παχύς zu ai. *bahuh*.

b) Eine genaue Entsprechung zu der Erklärung der sogenannten epischen Zerdehnung durch Wackernagel bieten irische Texte, in denen in ursprünglich zweisilbigen, später einsilbigen Wörtern der Vokal verdoppelt wird; z. B. wird für (einsilbiges) mittelir. *coir cooir* geschrieben, für *triar siur triaar siuur*.

c) Eine gewisse Parallele zum historischen Infinitiv des Lateinischen treffen wir in keltischen Sprachen des Mittelalters. Im Mittelkymrischen findet man Weiterführung der Erzählung nach einem Verbum finitum durch Infinitiv: "Peredur stand auf und gehen zu spielen mit dem braunen Burschen und die Hand erheben gegen ihn und ihm einen gewaltigen Streich hauen". Oder nach dem Präteritum von 'tun': "Aufstehen tat Peredur und ein Pferd nehmen und . . . aufbrechen". Oder in konjunktionellen Nebensätzen: "Als seine Mutter ihn aufgezogen hatte und sein zu Jahren Gekommensein", wohl ausgegangen von präpositionalen Wendungen wie "Nach seiner Erziehung und seinem zu Jahren Gekommensein". Endlich im Zusammenhang mit der explikativen Verwendung des Verbalabstraktums mit *do*: "Wenn dieses Tor geöffnet wird und der Teufel dort hineinzulassen".

An der Erörterung beteiligten sich die Herren Osthoff, Sommer, Sütterlin, Meltzer.

4. Am Donnerstag, den 26. Sept. entwickelte Prof. Dr. G. Hale-Chikago seine Indogermanische Modussyntax, eine Kritik und ein System. Nach einer Beleuchtung der auf metaphysische Spekulationen, besonders Wolfs und Kants, aufgebauten früheren syntaktichen Theorien, wandte sich der Redner Delbrück zu, dessen Verdiensten er zunächst warme Anerkennung zollte, um jedoch hierauf eine abweichende Auffassung einiger Hauptpunkte zu begründen: Relativsätze mit ἄν, κε sind nach ihm nicht volitiv, sondern prospektiv. Ebenso kann der Optativ nicht in dem Umfang als potential gefaßt werden, wie es meist geschieht: so z. B. nicht der Optativus obliquus, bei dem ἄν, κε stets fehlt.

Leider nötigte die Kürze der Zeit Herrn Hale seine Ausführungen stark zusammenzudrängen und ließ es rätlich erscheinen, auf eine Erörterung zu verzichten.

5. Prof. Dr. Osthoff-Heidelberg führte an der Hand eines umfassenden, auf Lichtglanzerscheinungen bezüglichen Vergleichungsmateriales in seinen Darlegungen über Regenbogen und Götterbotin aus, daß ἶρις (aus (F)ῖρις zu (F)ἵ(ι)εμαι, (F)οἶμος, sanskr. *vītā*, *vīthī*, lat. *via* usw.) ursprünglich 'Streifen, Pfad' bedeutet habe. Ἶρις sei auf dem Wege der bekannten Metonymie, nach der sich aus einem Abstraktum ein Konkretum entwickeln kann, in der Weise entstanden, daß sich der Begriff *via* zu dem von *viātrix* fortgebildet habe, deutsch etwa 'Gängerschaft' zu 'Gängerin'. Nach Homer habe die mythenschaffende Volksphantasie zwischen dem Eigennamen und dem verwandten Gattungsnamen ein neues Band geschlungen, wodurch die homerische Götterbotin zur Personifikation des Regenbogens wurde.

Der Vortrag ist in ausführlichem Wortlaut in Dieterichs "Archiv für Religionsgeschichte" 11, 44ff. erschienen.

An der Besprechung nahm teil Herr Finsler-Bern.

6. Prof. Dr. Jakob Wackernagel behandelte Probleme der griechischen Syntax. a) Die neuerdings fast nur von J. Stahl abgewiesene Lehre, daß die passiven Futura auf -σομαι und -θήσομαι (-ήσομαι) sich unterscheiden nach dem Gesichtspunkt der imperfektischen und aoristischen Aktion, ist nicht zu halten. Seit etwa 300 v. Chr. ist -σομαι erloschen und höchstens künstlich neubelebt, während es umgekehrt vor Aischylos die regelrechte Form war und -θήσομαι noch ganz fehlte. Der Unterschied beider Bildungen liegt nicht in der Bedeutung, sondern ist rein formaler Natur; φανοῦμαι heißt so gut 'werde erscheinen' als 'werde scheinen'. Seit dem 5. Jahrh. tritt φανήσομαι auf; da dieses, allerdings nach ἐφάνην, überwiegend aoristisch gebraucht wurde, so wandte sich φανοῦμαι mehr nach der imperfektischen Seite.

b) Im hellenistischen Griechisch wird der Optativ durch den Konjunktiv verdrängt. Das Attische bevorzugt den ersteren, das Überwuchern des letzteren ist wohl auf den freilich in seinen letzten Gründen noch unerklärten Einfluß des Ionischen zurückzuführen.

c) Der vokativische Gebrauch von *deus* ist durch die Christen aufgekommen und stammt aus dem ὁ θεός der griechischen Bibel, das selbst Hebraismus ist wie λαός μου in der Anrede. Andere Fälle von Nominativ für Vokativ sind uralt, besonders die Adjektive haben wohl keine eigene Vokativform gehabt (φίλος ὦ Μενέλαε), zumal die possessiven (γαμβρός ἐμός, oculus meus).

d) Daß Dativ und Lokativ in der 2. Deklin. durch ursprüngl. Dativ-, in der 3. durch ursprüngl. Lokativform gegeben werden, ist nicht erst griechisch; denn ebenso ist es bei *ənd* 'mit' im Armenischen; vielleicht sind auch manche der lateinischen *ō*-Formen von *o*-Stämmen bei Präpositionen dem Dativ und nicht dem Ablativ zuzuweisen.

In die Debatte griffen ein die Herren Thumb, Osthoff, Sütterlin, Diehl.

7. Der Freitag, 27. Sept., brachte zuerst den Vortrag von Prof. Dr. Hoffmann-Krayer über Ursprung und Wirkungen der Akzentuation. Während anfänglich die drei Arten der Betonung, die nach Stärke, Höhe und Dauer völlig frei gewaltet und die spätere Flexion ersetzt haben, sind sie dann erstarrt. Beobachten lassen sie sich heute noch beim Kinde und in der volkstümlichen Rede, u. a. auch an Wirkungen, die sie hinterlassen haben und die durch sprechende Beispiele veranschaulicht wurden. An der Erörterung beteiligten sich die Herren Wackernagel und Sütterlin.

8. Prof. Dr. Thumb-Marburg gab an der Hand von zwei Tabellen lehrreiche Aufschlüsse über experimentelle Versuche Zur Psychologie der Analogiebildungen. Darnach sind Geläufigkeit, Schnelligkeit und Spontaneität die drei Gesichtspunkte, die hiebei in Betracht kommen. Wertvoll ist Ablenkung der Aufmerksamkeit. Gebildete und Ungebildete zeigten keine Verschiedenheiten in der Reaktion, wohl aber Erwachsene und Kinder, woraus die Hoffnung zu schöpfen ist, daß später noch einmal der Kindersprache förderliche Erkenntnisse für die allgemeine Sprachwissenschaft abgewonnen werden können, in der Art, die W. Wundt kürzlich angebahnt hat.

An der Erörterung beteiligten sich die Herren Sütterlin, Reisch und Bohnenblust. Der Vortrag wird im 22. Bd. der Idg. Forschungen erscheinen; ein Auszug ist in dem Sitzungsber. d. Ges. z. Bef. der ges. Naturwissensch. z. Marburg 1907, Nr. 2, veröffentlicht.

9. Prof. Dr. Osthoff unterbreitete der Sektion einige Vorschläge Zur Technik des Sprachforschungsbetriebes, bes. a) die Schreibung für die drei indog. Gutturalreihen *k̂ ĝ*, *q g*, q^{u} g^{u} ist dahin umzuändern, daß künftig für die reinvelaren schlechthin *k g* und für die labiovelaren einfach *q g* gewählt wird; in den seltenen Fällen der Unbestimmbarkeit möge zu k^{x} g^{x} gegriffen werden. b) Die Anführung einzelner Sanskritwörter soll durchweg in der 'Pausaform' oder 'Form des absoluten Auslauts' geschehen. So soll *-ḥ* (Visarga) für etymologisches *-s* und *r*, die Tenues *t k p* auch für etymologische Mediae und Mediae aspiratae, sowie Tenues aspiratae erscheinen. Insbesondere ist zu verwerfen die Setzung von *-s* für jedes wortschließende idg. *-s*, aber auch die Schreibung *-š* oder *-ṣ* für den zerebralen Zischlaut hinter nicht *ă*-Vokalen, letzteres, weil es meistens historisch unbezeugte, nur erschlossene Wortformen zu verwenden Veranlassung gibt. c) Als Vertreter altindischer Verbal- und Nominalsysteme hat man für die Verba nicht die nackte Wurzel, sondern in der Regel die 3. Sing. Ind. Akt., für die Nomina nicht die Stammform, sondern den Nom. Sing. zu setzen, letzteres wegen der Übereinstimmung mit dem sonst bei der Schreibung von Worten aus anderen idg. Sprachen allgemein üblichen Verfahren. — d) Im Griechischen sind die Verba kontrakta nicht offen zu schreiben τιμάω, φιλέω, δουλόω, sondern τιμῶ usw., da man sich auch sonst an die attische Gestalt hält; zu näherer Kennzeichnung könnte man im Bedürfnisfall den Verbalcharakter in Klammer andeuten, mithin τιμῶ(ā),

φιλῶ(η), δουλῶ(ω) schreiben. — e) Der von Brugmann in Umlauf gesetzte Ausdruck Formans als zusammenfassende Bezeichnung für die Unterbegriffe Suffix, Präfix, Infix, Wurzeldeterminativ ist zu vermeiden, weil er, wie insbesondere das dazugehörige Adjektiv formantisch, eine des genügenden analogischen Rückhaltes entbehrende Mißbildung ist. Vorzuziehen ist der von Brugmann früher vorgeschlagene, von Wackernagel aufgenommene Terminus Formativ(um) mit dem Adjektiv formativisch.

An der Erörterung beteiligten sich die Herren Wackernagel, Sütterlin, Thurneysen, Thumb. Dabei wurden Punkt a), b) und e) einstimmig zu Beschlüssen erhoben mit dem Anfügen, es solle von ihnen Brugmann brieflich Kenntnis gegeben und an ihn das Ansuchen gerichtet werden, sich den von der Sektion gutgeheißenen Änderungen anzuschließen [1]. Über Punkt c) gelangte man zu keiner Einigung. Bei Punkt d) stimmte man einhellig Brugmann in der Verwerfung von τιμάω, φιλέω, δουλόω bei, ein Teil der Sektion jedoch empfahl die Infinitive τιμᾶν, φιλεῖν, δουλοῦν zu verwenden, dann aber entsprechend auch bei den unkontrahierten Verben nicht mehr die 1. Pers. Sing. Ind. Präs. Akt., sondern den Infinitiv zu brauchen.

f) Die Syntaktiker werden ersucht, die verwirrende Mannigfaltigkeit in der Benennung der Aktionsarten, wonach Ausdrücke wie momentan, perfektivisch, punktuell usw. zur Bezeichnung derselben Aktion nebeneinander gebraucht werden, zugunsten einer einheitlichen Terminologie aufzugeben.

In die Erörterung griffen ein die Herren Thurneysen, Sütterlin, Meltzer, indem sie besonders betonten, daß die Verschiedenheit der Benennung auf einer Verschiedenheit der Auffassung beruhe und darum Übereinstimmung schwer zu erzielen sein werde. Die Sektion einigte sich auf den Vorschlag, die beiden Hauptaktionen künftighin vorläufig als imperfektive und aoristische zu benennen [2].

g) Als eine stilistische Unart wird gerügt die Setzung von mit bei passiver Verbalform, also nicht bloß "man kann ein griechisches Wort mit Fick zu einem altindischen stellen", sondern darnach auch "das griechische Wort kann mit Fick zu dem altindischen gestellt werden", oder gar verneinend: "Die . . . Namen . . . machen mit Prellwitz . . . Entlehnung nicht sehr wahrscheinlich" [3].

Bei der einleuchtenden Richtigkeit dieser Bemerkung fand eine Aussprache darüber nicht statt.

Sodann erlangte allgemeine Zustimmung eine Anregung von Prof. Dr. Osthoff, wonach die Sektion sich das Recht etwaiger Ersetzung der vorläufig ernannten Obmänner durch eine Neuwahl vorbehält.

Die unter lebhafter Beteiligung verlaufenen Sitzungen fanden einen würdigen Abschluß durch die Ehrung des verdienten Keltologen Strachan, dessen soeben erfolgtes Hinscheiden Prof. Dr. Kuno Mayer aus Liverpool mitteilte und zu dessen Gedenken sich die Anwesenden von ihren Sitzen erhoben.

---

1) Brugmann ist benachrichtigt worden; seine Erwiderung siehe S. 69 ff.

2) Siehe die Bemerkungen Streitbergs S. 72 ff.

3) (IF. 21, 193 Fußn.) und selbst derartiges wie "[etwas] dürfte mit Delbrück . . . auf der Hand liegen" (IF. 22, 81).

Mit Befriedigung sieht die idg. Sektion der 49. Philologenversammlung auf ihre diesmalige Tagung zurück und ruft ihrer Nachfolgerin in Graz im Jahre 1909 ein fröhliches "Auf Wiedersehn!" zu.

Stuttgart. H. Meltzer.

Formans oder Formativum?

Anlaß, auf diese beiden Kunstausdrücke an dieser Stelle einzugehen, gibt mir der Umstand, daß mir die Indogermanische Sektion der Baseler Philologenversammlung durch ihren ersten Schriftführer Herrn Prof. Meltzer unter dem 30. Sept. d. J. den Wunsch hat zugehen lassen, ich möge die Ausdrücke das Formans und formantisch, die ich seit 1903 in meinen Schriften für Suffix und Infix und für suffixal und infixal gebrauche, fürderhin ersetzen durch das Formativum und formativisch. Die Anregung zu diesem Wunsch, heißt es in dem Schreiben, sei durch einen Vortrag des Herrn Prof. Osthoff 'Zur Technik des Sprachforschungsbetriebes' gekommen, und es sei betont worden, "die Worte Formans und formantisch klängen nicht gut und entbehrten des breiteren analogischen Rückhaltes".

Diesem von so hochautoritativer Seite mir zugekommenen Ersuchen entspräche ich mit dem größten Vergnügen und sofort — ich arbeite zur Zeit an meinem Grundriß der vergleich. Gramm. der idg. Sprachen 2², 2 —, wenn ich nicht glauben müßte, unserer Wissenschaft fromme mehr, daß ich bis auf weiteres bei dem mit dem Makel korporativer Mißbilligung behafteten Terminus verbleibe.

Ich frage zunächst: ist die Wortschöpfung das Formans wirklich so mißraten, wie es Osthoff und der Sektion offenbar erschienen ist? Und ist das von der Sektion auf den Schild gehobene Formativum, das freilich ebenfalls mein Fabrikat ist, wirklich irgend schöner und besser? Und wenn ich diese Fragen verneinen muß, so frage ich weiter: hat Formativum etwa bereits in weiterem Umfang in der sprachwissenschaftlichen Literatur Eingang gefunden als Formans, so daß es von dieser Seite her Vorzug und Vorrang besäße? Und wenn ich auch dies verneinen muß, so frage ich mich endlich: darf es mir gleichgiltig sein, daß ich, nachdem ich mich im 1. Bande der Neubearbeitung meines Grundrisses des Terminus Suffix und in 2, 1 dafür des Terminus Formans bedient habe, jetzt in 2, 2, ohne daß die Sache damit besser bezeichnet wird, dem Leser den Terminus Formativum auftische? Auch da sage ich nein.

Diese formantisch-formativische Streitsache gehört gottseidank nicht zu den wichtigeren Angelegenheiten unserer Wissenschaft, und ich wünschte, ich brauchte ihretwegen nicht die Feder einzutauchen. Aber der Baseler Urteilsspruch kommt ja demnächst durch die 'Verhandlungen' an die breitere Öffentlichkeit, und da ich keine Lust spüre, lediglich als verstockter Sünder zu erscheinen, wenn man mich weiterhin mit Formantien wirtschaften sieht, so muß ich versuchen, mein Nichteingehen auf den mir kundgegebenen Wunsch durch Eingehen auf die inkriminierte Wortschöpfung so gut als es geht zu rechtfertigen.

Formativum ist, wie schon angedeutet, von mir selber 1897, Grundriß 1², 39 f., für Suffix und Infix vorgeschlagen worden, um hint-

anzuhalten die Vorstellung des An- und Einfügens ursprünglich nach Art eines Wortes selbständig gewesener Sprachelemente an und in ein Wort, eine Vorstellung, die nun einmal von alter Zeit her an diese Termini geknüpft ist, und die dem Durchdringen richtiger Anschauungen von dem realen Vorgang des Sprachlebens nur zu lange und zu oft hinderlich gewesen ist [1]). Ich blieb aber in der Praxis vorerst doch noch bei Suffix und Infix. Erst als ich meine Kurze vergleichende Grammatik verfaßte, glaubte ich diese Bezeichnungen aufgeben zu sollen, und ich wählte nunmehr Formans für Formativ (s. IF. 14, 1 ff., Kurze vergl. Gr. S. 285). Formans schien mir — ganz abgesehen davon, daß es um eine oder zwei Silben kürzer ist als Formativ(um) — das Wesen der Sache besser zu treffen; der Wechsel im Ausdruck aber war an sich selbst belanglos, weil Formativ noch von niemandem aufgegriffen und eingeführt worden war. Ich habe denn seitdem stets Formans gebraucht, auch, wie schon erwähnt, neuerdings in Grundriß 2[2], 1. Wenn mir nun zunächst entgegengehalten wird, Formans und formantisch klängen nicht gut, so darf ich wohl von diesem Argument vollständig absehen; es kann in der Diskussion und bei der Entscheidung unmöglich eine wesentliche Rolle gespielt haben. Weiter, das ist die Hauptsache, sollen meine Wörter des breiteren analogischen Rückhalts entbehren. Hiermit aber steht es so. Das Formans war gedacht als elementum formans, als Wortelement, das — entweder für sich allein oder in Verbindung mit andern gleichartigen Wortelementen — das Wort formt, bildet, ihm sein Gepräge als grammatische Form gibt, kurz als Bildungsmittel. Dabei schwebten mir in formantischer Hinsicht substantivierte Neutra vor, die in verschiedenen Wissenschaften und Literaturzweigen gang und gäbe und von ähnlicher Bedeutung sind, wie das Agens, Reagens, Movens, Expediens, Stimulans (in der Heilkunde auch noch Incarnans, Incrassans, Laxans, Obstipans, Obstruens, Purgans, Relaxans, Remolliens, Reserans, Resorbens, Sedans, Temperans und wohl noch anderes der Art), und zugleich substantivische Neutra intransitiven Sinnes, das Accidens, das Ingrediens und das uns Grammatikern allen geläufige Präsens. Als Plural habe ich teils Formantia, teils Formantien gebraucht, vgl. Präsentia und Präsentien usw. Warum soll nun hier nicht genug analogischer Rückhalt sein? Mir ist das unverständlich.

1) Delbrück Einleit.[4] 137 sagt: "Brugmann wählt in seinem neuesten Werke [Kurze vergleich. Gramm.], um die Nebenvorstellung der Zusammensetzung, welche dem Ausdruck Suffix anhaftet, fernzuhalten, dafür das Kunstwort 'Formans'. Mir scheint es zweifelhaft, ob eine solche Umtaufung nötig ist. Man erreicht dasselbe, wenn man den Leser darauf hinweist, daß unsere Terminologie wechselnden Bedeutungsinhalt hat, und daß wir augenblicklich in bezug auf alle Ursprungshypothesen einen resignierten Standpunkt einnehmen". Der hier empfohlene Hinweis nützt nach meinen Erfahrungen in der Regel wenig, wenigstens beim Anfänger, der sich seine Vorstellungen von den Dingen doch immer wieder an der Hand der ihm vorgeführten Terminologie zu bilden versucht. Daß sich aber der ursprüngliche Wortsinn bei Suffix mit der Zeit noch von selbst stark verdunkeln werde, etwa wie es bei Genitiv oder Konjunktiv und sonst vielfach wirklich geschehen ist, ist mir beim Danebenstehen von Infix und Präfix mehr als zweifelhaft.

Freilich werde ich mittlerweile von zwei Seiten privatim und unoffiziell belehrt, daß sich der Tadel in Basel mehr gegen mein Adjektiv formantisch als gegen das Substantiv Formans gekehrt habe; die Parallele präsentisch zu Präsens sei zu vereinzelt. Auch diesen Tadel verstehe ich nicht. Ich will nicht davon reden, daß doch auch im naiven Sprachleben oft genug einer Form nur eine Form analogisch nachgeschaffen wird, ohne daß dies die Sprachforscher bisher beunruhigt hat. Aber wenn man präsentisch nach den der gleichen Begriffssphäre angehörenden Adjektiva aoristisch, perfektisch u. dgl. gebildet hat, warum in aller Welt soll man nicht formantisch sagen dürfen etwa im Anschluß an morphologisch, semasiologisch oder auch nach adjektivisch, substantivisch, syllabisch, konsonantisch usw., wie ja auch das gebilligte formativisch nach solchen Adjektiva gemacht ist? Und muß ich in bezug auf das rein Formale erst auch noch daran erinnern, daß wir in Deutschland z. B. generisch zu Genus, tellurisch zu Tellus, junonisch zu Juno haben? Die Adjektiva auf -isch, von Fremdwörtern, sind abgeleitet, großenteils eine direkte Umsetzung von lat. griech. Adjektiva auf *-icus* -ικος ins Deutsche [1]), und da die Römer bei sich *sonticus* zu *sons*, *genticus* zu *gens* hatten, wäre auch ein lat. **praesenticus* als ideelles Vorbild für präsentisch keine abnorme Schöpfung. Es ist wahr, zu der Formdoppelheit präsentisch : Präsens gibt es keine größere Anzahl von ganz genauen und direkten Parallelen (konsonantisch, gigantisch u. dgl. lasse ich aus dem Spiel, weil man ihre Existenzberechtigung vielleicht von der Substantivform auf -nt, Konsonant, Gigant, wird abhängen lassen wollen). Aber das liegt doch aller Wahrscheinlichkeit nach nur daran, daß keine größere Anzahl von entlehnten neutralen Substantiva auf *-ns*, *-ntis* vorhanden war, zu denen man eine Adjektivform zu haben wünschte, und man hat durchaus nicht nötig, für präsentisch erst in den demselben engeren Begriffskreis angehörigen Formen aoristisch, perfektisch usw. eine Entschuldigung zu suchen. Und so ist, wenn -isch zur Schöpfung eines Adjektivs zu einem Substantivum, das den Sinn 'Bildungselement, Bildungsmittel' hat, überhaupt zulässig ist, auch gegen mein formantisch nichts weiter mit Recht einzuwenden. Der 'analogische Rückhalt' für dieses ist völlig ausreichend.

Aber selbst wenn dem nicht so wäre, wenn mein Adjektivum formantisch fallen müßte, so müßte darum das Hauptwort Formans keineswegs nach, wie der Herzog dem Mantel. Wer nun einmal eine unüberwindliche Abneigung gegen formantisch hat, der dürfte nach dem Muster von suffixal, nominal, pronominal, adverbial, modal usw. formantal sagen, so wie man akzidental (auch akzidentell) neben Akzidens hat: schon im 4. Jahrh. n. Chr. (s. Thes. L. L.) gab es *accidentalis = quod ad accidens pertinet*. Und ein noch viel einfacheres Gegenmittel böte sich. Wenn ich nicht irre, hatte man zu Suffix (Infix, Präfix) in den ersten Jahrzehnten unserer Indogermanistik überhaupt

1) Daher die (heute in der Sprache der Juristen selbst ziemlich allgemein gemiedene, aber früher auch bei ihnen weiter verbreitet gewesene) Adjektivform juridisch, die aus *juridicus* umgesetzt ist, als wenn dieses *jurid-icus* wäre. Von Einfluß auf unser juridisch war zugleich das franz. *juridique*, wie *diplomatique* usw.

kein Adjektivum, das Wort suffixal (infixal, präfixal) ist erst seit ein paar Jahrzehnten geläufiger geworden, wird aber wohl auch heute noch von diesem oder jenem Fachgenossen gemieden. Es läßt sich ja allenthalben bequem auch ohne suffixal auskommen: z. B. läßt sich in Hinsicht auf das Suffix (die Suffixe) für in suffixaler Hinsicht, die Suffixverhältnisse des Wortes für die suffixalen Verhältnisse des Wortes usw. sagen. So kann man mithin auch formantisch und jede andere adjektivische Ableitung von Formans, wenn man will, überall ohne Schwierigkeit umgehen.

An sich also könnte sich, meine ich, jeder Sprachforscher Formans gefallen lassen, ohne daß er sich dem Ruf aussetzt, er mache einen mißratenen Terminus technicus mit. Und so fragt sich, wenn Formans erträglich ist, nur noch, ob Formativum das, was ausgedrückt werden soll, so viel treffender und klarer bezeichnet, daß es sich darum empföhle, Formans fallen zu lassen. Ich für meine Person kann das nicht finden. Auch, wie ich mitteilen darf, Professor Leskien nicht, dem ich das Schreiben der Sektion an mich zu lesen gegeben habe. Leskien wird demnächst eine im Manuskript schon abgeschlossene Grammatik, in der er Formans für Suffix durchgeführt hat, in den Druck geben und wird Formans stehen lassen. Auch ein zweiter Fachgenosse, auf dessen Urteil in solchen Fragen ich viel glaube geben zu müssen, und dem ich den Streitfall vorgelegt habe, erklärt mir, daß er Formans nicht für schlechter halte als Formativ, vielmehr für viel besser.

Den Beweis, daß Formativ(um) in sich trefflicher ist, mögen somit, wenn sie können, die liefern, die über Formans den Stab gebrochen haben. Gelingt er ihnen, so will ich der erste sein, der aus dem Lager der Formantisten in das der Formativisten übergeht.

Leipzig, am Völkerschlachttag 1907. K. Brugmann.

Die Benennung der Aktionsarten.

Gewiß ist die Verschiedenheit in der Benennung einer und derselben Erscheinung vom Übel; gewiß ist auch, daß eine größere Einheitlichkeit in der Terminologie der indogermanischen Sprachwissenschaft nur von Nutzen sein könnte. Dennoch weiß ich nicht, ob es ein glücklicher Gedanke war, Streitfragen der Terminologie durch Majoritätsbeschlüsse aus der Welt zu schaffen, wie es Osthoff jüngst in Basel versucht hat. Denn die Verschiedenheit in der Bezeichnung entspringt in der Regel einer Verschiedenheit in der Auffassung: das ist mit gutem Recht Osthoff sofort entgegen gehalten worden. Sobald einmal volle Übereinstimmung in der Beurteilung eines Problems vorhanden ist, wird sich auch die Übereinstimmung in der Formulierung früher oder später mit Notwendigkeit ergeben. Solange jedoch eine Übereinstimmung in der Sache fehlt, so lang ist die Uniformierung der Terminologie nicht bloß praktisch undurchführbar, sondern auch theoretisch durchaus verwerflich. Denn gesetzt den Fall, es ließe sich die Gleichförmigkeit der Benennung erreichen, ohne daß eine Gleichförmigkeit des Urteils bestünde, so wäre damit ein Zustand geschaffen, der in hohem Grade unerfreulich wäre: jede der sich bekämpfenden Parteien müßte wohl oder übel einen und denselben Namen in ganz verschiedenem Sinn gebrauchen. Ich glaube, die letzten Dinge wären in diesem Fall ärger als die ersten.

Nun ist allerdings nicht zu leugnen, daß heute eine bunte, fast verwirrende Fülle von Ausdrücken für die einzelnen Aktionsformen besteht. Dieser Wirrwarr rührt zum guten Teile daher, daß Delbrück im zweiten Bande der idg. Syntax die alte Terminologie durch eine ganz neue ersetzen zu müssen glaubte. Es tut hier nichts zur Sache, daß der Anstoß zu dieser Neuschöpfung wohl in dem Mißverständnis einer Definition Leskiens zu suchen ist: was auch für Delbrück der Ausgangspunkt gewesen ist, die entscheidende, innere Ursache zur Umbildung der Terminologie war für ihn doch die Tatsache, daß die geltenden Definitionen dem Bilde zu widersprechen schienen, das er selbst sich von den Tatsachen gemacht hatte, daß der neue Wein auch neue Schläuche forderte.

Ein Teil der Forscher hat die Neubildungen Delbrücks ohne Bedenken übernommen, ein Teil sie mehr oder weniger umgeformt, wodurch das Verständnis nicht eben erleichtert worden ist. Andere endlich haben sie im Prinzip abgelehnt. Zu dieser dritten Gruppe gehöre ich selber. Ich habe meinen Widerspruch in der Kritik des zweiten Syntaxbandes (IF. Anz. 11. 56 ff.) genau formuliert und ausführlich begründet. Von dem damals Gesagten habe ich auch heute nicht das Geringste zurückzunehmen, wohl aber könnte ich ihm gar Manches hinzufügen. Eine Einigung herbeizuführen ist mir jedoch so wenig gelungen wie den andern Forschern, die in den letzten Jahren das fruchtbare Thema der Aktionsarten erörtert haben.

Unter diesen Umständen muß es überraschen, ja befremden, daß eine Uniformierung der Terminologie überhaupt vorgeschlagen wird. Der Zeitpunkt für einen solchen Vorschlag konnte kaum unglücklicher gewählt sein.

Aber wenn auch die Aussicht auf eine allgemeine Verständigung weniger hoffnungslos wäre, als sie meiner Überzeugung nach ist: nicht nur der Vorschlag an sich, auch das Ergebnis des Vorschlags unterliegt den schwersten Bedenken.

Der alte Gegensatz *imperfektiv* : *perfektiv* soll — 'vorläufig', heißt es mit einer in diesem Zusammenhang überraschenden Zurückhaltung — dem neuen offiziell proklamierten Gegensatz *imperfektiv* : *aoristisch* weichen.

Die neue Formel erinnert einigermaßen an die alte vom *Imperfektpräsens* und *Aoristpräsens*. Das ist kein gutes Omen. Denn so wenig sich das ältere Paar im Kampf ums Dasein behaupten konnte, so wenig wird dies, fürcht' ich, dem jüngern gelingen. Wie andere in dieser Frage denken, weiß ich freilich nicht. Das aber weiß ich, daß ich auf Grund langer Erfahrung die neue Formel a limine abzuweisen genötigt bin.

Sie schlichtet die bestehende Verwirrung nicht, sondern erhöht sie.

Nun wird man mir vielleicht entgegenhalten: Du selbst hast dich einst (PBB. 15, 139) jenen Forschern angeschlossen, die der syntaktischen Kategorie des Aorists als ursprüngliche Bedeutung Perfektivfunktion zugeschrieben haben. Das ist richtig. Ich halte heute noch diese Theorie für sehr wahrscheinlich. Sicher dagegen ist mir, daß niemand an jene hypothetische Grundbedeutung denken wird, wenn von 'aoristischer Aktion' die Rede ist, sondern jedermann sich unwillkürlich an die herrschende Aoristbedeutung im Sanskrit, im klassischen Griechisch und im Slavischen erinnern muß. Diese aber fällt nicht mit der Perfektivbedeutung zusammen.

Sollen wir nun, dem Basler Vorschlag zuliebe, für den Terminus 'aoristische Aktion' in Zukunft zwei verschiedene Bedeutungen ansetzen?

Sollen wir etwa eine aoristische Aktion ersten und zweiten Grades unterscheiden?

Und wie steht's mit dem Slavischen? Hier haben wir bekanntlich ein reich entwickeltes Perfektivsystem und einen Aorist nebeneinander. Die Kreise beider Kategorien schneiden sich mitunter, decken sich jedoch in keiner Weise. Sollen wir hier vielleicht statt wie bisher von einem 'perfektiven' in Zukunft von einem 'aoristischen' Aorist reden?

Kurzum, mir scheint, auch die in Basel vorgeschlagene neue Terminologie bringt uns keinen Schritt weiter. Im Gegenteil, sie wirkt hemmend; denn sie vermehrt nur die Zahl der Konkurrenzformen um eine neue, höchst anfechtbare Nummer. Überlassen wir sie daher ruhig ihrem Schicksal und warten wir in Geduld, bis sich die Ansichten so weit geklärt haben, daß sich ganz von selbst aus der Übereinstimmung der Anschauungen auch die Übereinstimmung der Terminologie ergibt.

Welche Bezeichnungen aus dem Wettkampf schließlich als Sieger hervorgehen werden, ist mir persönlich schon heute nicht zweifelhaft. Die Namen *perfektive* und *imperfektive Aktion* sind aus der slavischen Grammatik entlehnt. Sie haben in ihrem Heimatboden so fest Wurzel geschlagen, daß eine Ausrottung hier völlig undenkbar erscheint. Ist das aber der Fall, behaupten sie sich dauernd in der slavischen Grammatik, so werden sie sich über kurz oder lang trotz aller Anfechtungen auch die allgemeine idg. Grammatik erobern. Denn es widerspräche aller Logik, eine und dieselbe Sache in der slavischen Grammatik so, in der idg. Grammatik anders zu benennen.

Ich vermag auch keinen Grund abzusehen, der uns zwänge, diese natürliche Entwicklung der Dinge zu beklagen oder gar zu bekämpfen. Es ist wahr, der Name *perfektiv* ist recht nichtssagend. Aber erstens teilt er diese Eigentümlichkeit mit dem Namen *imperfektiv*, der in Basel unangetastet blieb; zweitens ist grade diese Inhaltlosigkeit des Namens sein Vorzug: sie läßt der Definition völlige Freiheit. Und darauf kommt es allein an. Wilhelm Streitberg.

Victor Henry.

Victor Henry, né à Colmar le 17 août 1850, a d'abord étudié le droit. Dès la fin de 1872, il enseignait la législation usuelle, l'économie politique et la géographie commerciale à l'Institut du Nord, école de commerce établie à Lille. En juin 1880, il devenait conservateur en chef de la bibliothèque municipale de Lille, fonction qu'il a occupée trois ans. Rien ne semblait donc l'orienter vers la linguistique; mais ces études l'attiraient, et il consacrait à des recherches sur les langues le temps que lui laissaient ses occupations. S'il avait eu des maîtres et avait reçu l'enseignement universitaire de la linguistique, il aurait sans doute commencé par l'étude des langues indo-européennes ou des langues sémitiques; mais il travaillait seul et dans un isolement complet; il fournit, on le remarquera, l'un des très rares exemples où l'on voit un autodidacte parvenir, simplement avec des livres, à se créer une méthode rigoureuse et correcte, exactement conforme à celle qui est enseignée dans les Universités.

C'est par l'américanisme qu'il a abordé la linguistique. En 1877, il soumettait au congrès des américanistes un mémoire: *Le Quichua est-il*

une langue aryenne? (*Congr. d. améric.*, II, t. II, Luxembourg, 1877). En 1878, il publiait une *Esquisse d'une grammaire de la langue Innok* (Eskimo), et commençait à collaborer à la *Revue de linguistique*; une étude sur *Les trois racines du verbe 'être' dans les langues indo-européennes* parue la même année dans les *Mémoires de la Société des sciences, de l'agriculture et des arts de Lille* n'était encore que de la vulgarisation, mais attestait que l'auteur ne négligeait pas les langues indo-européennes. En 1879, dans son *Esquisse d'une grammaire raisonnée de la langue aléoute*, il s'efforçait de mettre au point les résultats qu'on peut tirer des publications du Russe Venjaminov; il apportait au Congrès des américanistes de Bruxelles une *Grammaire comparée des trois langues hyperboréennes* (groënlandais, tchiglesk, aléoute). En 1880, il publiait en collaboration avec M. Adam, *l'Arte y vocabulario de la Lengua Chiquita*, et, seul, une *Note sur le parler des hommes et le parler des femmes dans la langue chiquita*.

A ce moment, l'attention de V. Henry commence à se porter d'un autre côté; la grammaire comparée des langues indo-européennes était alors en pleine rénovation; il importait de s'associer à ce travail qui devait aboutir à poser une méthode rigoureuse, utilisable pour toutes les langues, et il importait en même temps de faire connaître en France les résultats acquis. Aussitôt, et bien qu'il fût à ce moment chargé tout à la fois de son enseignement et de la bibliothèque de Lille, et tout en faisant des conférences (*Sur la distribution géographique des langues*, Lille, 1881), il prépare ses thèses de doctorat ès lettres, donnant ainsi la mesure de sa rare capacité de travail. La Faculté des lettres de Paris, moins riche en personnel, moins accueillante et moins large aussi qu'elle ne l'est aujourd'hui, lui refusait une étude sur l'afghan; il la publie dans la *Revue de linguistique*, vol. XIV (1881), p. 327-372, et XV (1882), p. 113-161. Tirant habilement parti de documents insuffisants, il aboutit à la conclusion, maintenant indiscutée, que l'afghan est un dialecte iranien. En 1882, paraît dans le volume I du *Muséon*, le premier article de la série des *Esquisses morphologiques*: *Considérations sur la nature et l'origine de la flexion indo-européenne*. Entré à la Société de linguistique de Paris le 22 janvier 1881, il commençait sa collaboration aux *Mémoires* dès 1882, par une petite note sur *Bein* et *Femen*, vol. V, 223. En mai 1883, il soutenait, avec un succès éclatant, devant la Faculté de Paris, ses thèses de doctorat ès lettres: *Étude sur l'analogie en général et sur les formations analogiques de la langue grecque* et *De sermonis humani origine et natura M. Terentius Varro quid senserit*.

Par ses *Esquisses morphologiques*, dont le deuxième article, sur les *Thèmes féminins à racine fléchie*, paraissait en 1884, le troisième, sur le *Subjonctif latin*, en 1885, le quatrième sur le *Nominatif-accusatif pluriel neutre*, en 1887, et le dernier, sur les *Infinitifs latins*, en 1889 (tous dans le *Muséon*), et par son *Étude sur l'analogie*, V. Henry entrait au cœur de la grande série de recherches qui s'était ouverte quelques années auparavant. Le livre sur l'*Analogie* présentait moins une théorie générale de l'analogie, qui aurait été prématurée à ce moment, qu'une collection d'illustrations grecques du principe de l'analogie morphologique qui venait d'être reconnu. Et les *Esquisses morphologiques* offraient des essais de systématisation de certains groupes de faits grammaticaux; la première des *Esquisses* renferme des hypothèses très hardies et l'indication de théories très larges, tendant même à rejoindre l'indo-européen au sémitique.

Aussitôt docteur, V. Henry avait été (le 21 août 1883), sur la recommandation de M. Bréal, chargé d'un cours de philologie classique à la Faculté des lettres de Douai (transférée à Lille en 1887). L'enseignement de la grammaire comparée qu'il y donnait l'a amené à rédiger un ouvrage dont l'étude sur l'*Analogie* n'était au fond qu'une première ébauche, et qui a été le plus achevé et le plus utile de tous ses livres, celui aussi dont le succès a été le plus vif: le *Précis de grammaire comparée du grec et du latin*, Paris, 1888, qui est en France à la sixième édition (la dernière vient de paraitre), et qui a été traduit en anglais (1890) et en italien. Au moment où cet ouvrage, admirablement clair et bien proportionné, a paru, le *Grundriss* de M. Brugmann était loin d'être achevé; et, en France, il n'existait aucun livre qui permît de se mettre au courant de l'état des connaissances sur la grammaire comparée des langues indo-européennes; le *Précis* de V. Henry mettait à la portée des étudiants les dernières découvertes de la grammaire comparée et amenait à la linguistique des amis nouveaux. Le service rendu par l'ouvrage de V. Henry a été immense; le *Précis* apportait un véritable renouvellement aux vues qui avaient cours dans le public, et faisait entrer en circulation, sous une forme arrêtée et précise, l'essentiel des résultats acquis par la linguistique indo-européenne depuis 1870.

En même temps qu'il préparait cet ouvrage décisif, V. Henry complétait sa connaissance du sanskrit; dès 1885, il publie et traduit trente stances du *Bhâminî-Vilâsa*; en 1888, il traduit le *Sceau de Rākṣasa*, en 1889 *Agnimitra et Mālavikā*. Cette étude du sanskrit avait pour conséquence un nouvel ordre de recherches: la syntaxe comparée, sujet trop négligé, surtout alors. Un premier article sur cette matière, *La proposition infinitive*, est de 1889; un second, *La relation locative dans les langues italiques*, de 1897 (tous deux dans la *Revue de linguistique*).

Dans une direction toute différente, il publiait en 1885, sa *Contribution à l'étude des origines du Décasyllabe roman*.

La mort accidentelle d'Abel Bergaigne avait rendu vacante en août 1888 la chaire de sanskrit et grammaire comparée de la Faculté des lettres de Paris; en décembre de la même année, Henry était chargé du cours de grammaire comparée, tandis que le cours de sanskrit était confié à M. Sylvain Lévi; par la suite, M. S. Lévi ayant été appelé au Collège de France, V. Henry a réuni les deux enseignements, et a été enfin nommé professeur titulaire de sanskrit et grammaire comparée: il aura sans doute été le dernier à porter ce titre, car la chaire a été divisée de nouveau après sa mort, et cette fois, à ce qu'il semble, de manière définitive.

V. Henry élargissait toujours ses connaissances; il joignait bientôt l'enseignement de la grammaire comparée des langues germaniques à celui des langues classiques; la chose lui était facilitée par le fait qu'il savait très bien pratiquement l'allemand et l'anglais. Il a ainsi été conduit par son enseignement à écrire son *Précis de grammaire comparée de l'anglais et de l'allemand*, qui a paru en 1893, a été aussitôt traduit en anglais (1894) et a eu une seconde édition en 1906.

La mort de Bergaigne avait laissé les études védiques sans représentant en France; V. Henry s'est donné pour mission de continuer Bergaigne et d'enseigner la philologie védique. En 1890, il publiait le *Manuel pour étudier le sanscrit védique*, préparé par Bergaigne; en 1892-94, les *Quarante hymnes du Rigvéda*, traduits par Bergaigne (dans les *Mémoires* de la Société). En même temps, il abordait la première traduction de

l'Atharvavéda; le livre XIII paraissait en 1891, le livre VII en 1892, les livres VIII et IX en 1894, les livres X, XI et XII en 1896. En 1903, il traduisait la *Religion du Véda* de M. Oldenberg; en 1905, il tirait de ses études sur l'Atharvavéda un livre sur la *Magie dans l'Inde antique*: enfin il a décrit le sacrifice de Soma dans un grand ouvrage fait en collaboration avec M. Caland, l'*Agniṣṭoma*, dont il a pu voir encore paraitre le premier volume et dont il achevait de corriger les épreuves quand la mort l'a surpris. En outre, V. Henry a fait paraître de nombreuses notes sur des points particuliers, notamment dans les *Mémoires* de la Société (IX, X et XIV), dans le *Journal asiatique*, la *Revue de linguistique*, les Mélanges de Harlez et Kern, les publications des congrès d'orientalistes, le *Journal des savants*; l'article *Quelques mythes naturalistes méconnus* (*Rev. d. ét. gr.*, V, en 1892) porte aussi au fond sur les choses védiques. — En 1904, il avait publié un livre de vulgarisation sur les *Littératures de l'Inde*.

Tout en poursuivant avec cette activité ses études et ses publications sur le Véda, V. Henry ne négligeait pas la linguistique. Outre les *Esquisses morphologiques* et les *Études de syntaxe comparée* déjà signalées, il publiait en 1900 son *Lexique étymologique des termes les plus usuels du Breton moderne* et son *Dialecte alaman de Colmar*. Le *Lexique étymologique* a été provoqué par des séjours faits en Bretagne; c'est le seul qui existe pour le breton. L'étude sur le dialecte de Colmar n'est pas faite sur le parler actuel, mais sur celui que l'auteur a parlé dans son enfance, avant l'annexion de l'Alsace à l'Allemagne: c'est un travail d'une rare précision. En 1902 paraissaient les *Éléments de sanscrit classique*, et en 1904 le *Précis de grammaire pâlie*, tous deux écrits pour la collection de l'École française d'Extrême-Orient; en 1904 aussi, l'article sur *La déclinaison en Āpabhraṃça* (M. S. L., XIV, 149-162).

Les questions les plus générales de la linguistique (la nature du langage, l'origine du langage, le langage et la pensée) ont été traitées avec clarté dans les *Antinomies linguistiques* (1896), ouvrage remarquable et qui ne parait avoir été ni lu autant qu'il le méritait ni apprécié à sa très haute valeur; on notera cependant qu'il a été traduit en hollandais par MM. Hesseling et Salverda de Grave (1898). Et l'étude sur le *Langage martien* (1901; extrait de la *Revue de linguistique*) a montré quel parti V. Henry savait tirer de faits au premier abord simplement curieux.

Cependant V. Henry collaborait à la *Revue critique* avec une singulière assiduité; il lisait tout, et avec attention, donnait sur tout un avis indulgent, mais dont rien ne pouvait altérer la sincérité. Si l'opinion française est parvenue à une appréciation juste des choses et des personnes en linguistique, c'est en grande partie à la droiture et à la conscience de V. Henry qu'on le doit. Et sur bien des points, il a contribué à rectifier les idées, à préciser les détails. Par leur méthode générale et par les critiques de détail qu'ils renferment, ses comptes rendus ont largement contribué au progrès de la science.

Durant les dernières années, V. Henry a publié des articles de vulgarisation dans des revues, des articles d'indianisme dans la *Revue de Paris* (1901—1905), et la série sur les *Indo-européens* (*L'histoire avant l'histoire*) dans la *Revue bleue* (1904—1907). On notera aussi une conférence sur *Soma et Haoma* dans les publications du *Musée Guimet* (1907) et le livre sur le *Parsisme* (1907).

La simple énumération qui précède donne une idée de l'ampleur de connaissances, de la vaste curiosité, de l'activité infatigable et con-

stante de V. Henry. Et encore les notes parues dans divers recueils n'y ont-elles pas été signalées en détail: à vrai dire, ces notes n'ont pas la même importance que les grands ouvrages. Non pas qu'elles aient été faites avec moins de soin: V. Henry pensait et écrivait tout autant un compte-rendu de dix lignes qu'une page d'un grand ouvrage, et il n'y a rien de négligé dans son œuvre. Mais il n'était pas l'homme des recherches de détail. Durant toute sa carrière scientifique, son objet a été d'exposer de larges ensembles, d'en présenter les diverses parties à leur plan exact, avec les proportions justes, de mettre en évidence le groupement logique et l'interdépendance des faits. Et c'est ce qui le rendait si éminemment apte à la vulgarisation, déjà très estimable, qui répand dans le public les conclusions scientifiques acquises, et plus encore à cette vulgarisation plus haute et vraiment créatrice, qui en mettant au point pour la première fois, dans des traités d'ensemble, des résultats qui jusque-là demeuraient épars, leur donne par là leur valeur et leur force. Dans ces grands exposés, le détail est toujours soigné, les formes citées sont scrupuleusement correctes, la précision est parfaite; mais rien n'est fait en vue du détail; V. Henry n'était pas, comme la plupart des linguistes, venu à la linguistique par la philologie: et il n'avait pas le goût du travail sur les textes, de la poursuite du fait curieux et inédit; tous ses exposés sont fondés sur des faits déjà connus, et de préférence sur de grands groupes de faits. L'étude sur le *Dialecte de Colmar* est sans doute la seule de ses publications qui repose sur des observations personnelles et ne soit pas la mise au point et la systématisation logique de choses déjà notées; or, c'est le résultat d'observations faites par l'auteur principalement sur lui-même. Le rôle de V. Henry dans la linguistique de son temps aura été avant tout de grouper d'une manière rigoureusement méthodique les faits connus, et de donner des exposés bien équilibrés, clairs et cohérents qui ont fait apparaître en pleine lumière les résultats acquis.

C'est dire que V. Henry a été un professeur. Son action sur les élèves était grande. La netteté de sa pensée, le ton oratoire qu'il prêtait naturellement à ses idées donnaient à son enseignement un caractère saisissant. La conférence sur *l'Emploi de la grammaire historique* dans les *Conférences du musée pédagogique* (1906) en peut donner quelque idée.

Les personnes qui ont connu personnellement V. Henry garderont de lui un souvenir ému. La conscience très haute qu'il avait de ce qu'il devait à la science et à la fonction dont il était chargé n'enlevait rien à sa bienveillance; les jeunes linguistes dont, comme professeur de Sorbonne, il a eu à examiner et à discuter les thèses savent avec quelle promptitude, quelle attention et quel soin il les lisait, comment il les conseillait, les encourageait et les soutenait; tous sont restés ses obligés. Il y avait quelque gravité, quelque solennité même dans le savant et le professeur; mais ceux qui ont approché V. Henry savent quelle sensibilité vive, presque maladive à force d'intensité, se cachait derrière cette première apparence.

Le savant qui ne prenait guère de repos et qui n'a cessé de travailler et de produire, le professeur dévoué qu'était V. Henry a eu la fin qu'il méritait: il est mort debout. Le mercredi 6 février 1907, il était venu à Paris, il avait fait à la Sorbonne ses deux cours habituels; il était rentré à Sceaux, comme de coutume; et le soir, en quelques minutes, il est mort d'une angine de poitrine entre les bras de la compagne de sa vie.

Paris. **A. Meillet.**

John Strachan †.

In Dr. John Strachan, der am 25. Sept. 1907 im Alter von 45 Jahren durch eine kurze Krankheit dahingerafft wurde, hat die keltische Philologie eine Arbeitskraft ersten Ranges verloren, der sie vieles verdankt, von der sie noch vieles erwarten durfte.

Im J. 1862 zu Keith in Banffshire geboren, studierte Strachan erst an schottischen Lehranstalten, dann in Cambridge mit ungewöhnlicher Auszeichnung, kam auch 1880 nach Göttingen, 1883—84 nach Jena herüber, wo ich ihn als Schüler im Altirischen kennen lernte. Schon 1885 wurde er Professor des Griechischen in Owen's College in Manchester (er hat als solcher 1891 das sechste Buch Herodots herausgegeben), 1889 außerdem Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft, 1905 auch 'Celtic Lecturer' an derselben Anstalt, die sich im Lauf der Jahre in eine Universität umgestaltet hatte. Außerdem benützte er oft die Ferien, um an der 1903 gegründeten School of Irish Learning in Dublin altirischen Unterricht zu erteilen. Trotz der umfassenden Lehrtätigkeit fand sein unermüdlicher Fleiß Zeit, eine große Anzahl von Arbeiten in seinem Lieblingsgebiet, dem der keltischen Grammatik, zu veröffentlichen. Zusammen mit Stokes besorgte er die Neuausgabe und Übersetzung der ältesten irischen Sprachdenkmäler (Thesaurus palaeohibernicus 1901, 1903). Seine praktischen Selections from the Old Irish glosses (1904) und Old Irish paradigms (1905) legte er seinem Unterricht zugrunde. Außerdem ist eine lange Reihe von Aufsätzen, Sammlungen, auch kleineren Edizionen früher meist in den Schriften der Philological Society, dann in der von ihm mitredigierten Zeitschrift Eriu erschienen, aber auch in anderen deutschen, französischen und englischen Zeitschriften. Ließen einige seiner ersten Arbeiten, wie sie unsern Lesern z. B. aus Bezzenbergers Beiträgen 14—20 vertraut sind, noch hie und da den Anfänger erkennen, so zeigen die späteren, etwa seit Mitte der 90er Jahre, den vollendeten Sprachkenner und reife Kritik. Seine Sammlungen betrafen großenteils die altirische Grammatik (The substantive Verb in the Irish glosses, The sigmatic future a. subjunctive in Irish, The particle *ro-* in Irish, Action a. time in the Irish verb usw.); darunter legte die Abhandlung On the use of the subjunctive mood in Irish den ersten festen Grund zu einer irischen Moduslehre. Namentlich interessierte ihn sodann der grammatikalische Übergang vom Alt- zum Mittelirischen, vgl. The deponent verb in Irish, The verbal system of the Saltair na Rann, Contributions to the history of Middle Irish declension, The infixed pronoun in Middle Irish (Eriu I), Grammatical notes (Z. f. Celt. Philol. II. III) u. a. Diese Aufsätze sind von unschätzbarem Wert für die zeitliche Bestimmung irischer Literaturwerke.

Sein Lehramt für keltische Sprachen führte ihn in den letzten Jahren auch zur Untersuchung des älteren Kymrischen, das von den Kymren selber merkwürdigerweise fast ganz vernachlässigt wird. Gleich die ersten Arbeiten (Eriu II. III) zeigten als wichtigstes Resultat, daß die ältesten Phasen der britannischen Dialekte grammatisch dem Irischen außerordentlich nahe stehen, daß ihre spätere Verschiedenheit also sekundärer Art ist. Eine kurze mittelkymrische Grammatik, zu der er selber den Stoff gesammelt hatte, war bei seinem Tode druckfertig, nur der zweite Teil (Texte u. Glossar) noch auszuarbeiten.

Auf einem so schwach besetzten Forschungsgebiet ist ein solcher Verlust besonders schmerzlich. Möchte es ihm gelungen sein, seine kritisch sichere Methode auf zahlreiche Schüler zu übertragen! Seine feurige Tatkraft war freilich nicht lehrbar und ist unersetzlich.

Freiburg i. B. R. Thurneysen.

Erster Kongreß für sachliche Volkskunde,

September 1909 in Graz.

Im September 1909 findet in Graz die 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner statt. Dieser wichtige Gedenktag gibt Veranlassung, den Blick auf Vergangenheit und Zukunft zu lenken.

Schon Jakob Grimm hat 'Wörter' und 'Sachen' in einem Atem genannt, aber erst die letzten Jahre haben zur klaren Erkenntnis geführt, daß die Sprachforschung der Sachforschung als notwendiger Ergänzung bedarf, daß die Etymologie der Kenntnis der 'Sachen' nicht entraten kann, daß das, was die Archäologie für die klassische Philologie bedeutet, in entsprechender Weise auch für die anderen philologischen Disziplinen geschaffen werden muß.

Die sachliche Volkskunde bietet dazu die Mittel. Deshalb wollen die Unterzeichneten als Ergänzung des Arbeitsplanes der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner die Bildung einer Sektion beantragen, welche die Forschungen über die 'Urbeschäftigungen' (Ackerbau, Fischerei, Hirtenwesen), über das Haus und seine Geräte sowie über die im Hause geübten Techniken (Nähen, Spinnen, Flechten, Weben usw.) zum Gegenstande ihrer Verhandlungen machen soll.

Die Beschränkung auf diese Teile der allgemeinen Volkskunde ist darin begründet, daß die berührten Fragen zur Zeit im Mittelpunkt des Interesses — auch für die Schule — stehen, sowie ferner darin, daß es unmöglich ist, der ganzen ungeheuren Reichhaltigkeit der Volkskunde in dem gegebenen Rahmen gerecht zu werden. Die Bildung einer eigenen Sektion für die sachliche Volkskunde empfiehlt sich auch deswegen, weil ihre Gegenstände nicht wie die geistigen Erzeugnisse der Volksseele (Sagen, Märchen, Bräuche usw.) in den anderen Sektionen zur Besprechung gelangen können.

Die Unterzeichneten bitten, diesen Aufruf weiter zu verbreiten und sehen Zustimmungserklärungen entgegen, die baldigst an R. Meringer, Graz, Universität, gerichtet werden mögen.

Sobald eine ausreichende Unterstützung des Planes gesichert ist, sollen weitere Mitteilungen erfolgen.

Graz, im Januar 1908. Hugo Schuchardt. Rudolf Meringer.

Georg Curtius-Stiftung.

Der vorjährige Zinsertrag der G. Curtius-Stiftung ist Herrn Dr. Hans Jacobsthal in Straßburg i. E. verliehen worden als Preis für seine Doktorschrift 'Der Gebrauch der Tempora und Modi in den kretischen Dialektinschriften' (Straßburg i. E. 1907).

Leipzig, 10. Februar 1908. Das Kuratorium:

Dr. K. Brugmann. Dr. H. Lipsius. Dr. R. Meister.

ANZEIGER
FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN
HERAUSGEGEBEN
VON
WILHELM STREITBERG.

ZWEIUNDZWANZIGSTER BAND. ERGÄNZUNGS-HEFT.

Bibliographie des Jahres 1905.

Erste Hälfte.

Vorbemerkung. Auf Wunsch von Herrn Professor Streitberg habe ich von jetzt an die Redaktion der Bibliographie übernommen. Bei ihrer Bearbeitung habe ich mich der Unterstützung der alten bewährten Herren Mitarbeiter zu erfreuen gehabt; außerdem haben sich eine Reihe neuer Kräfte mit dankenswerter Bereitwilligkeit in den Dienst der Sache gestellt. Zu besonderem Danke bin ich den Herren Prof. Dr. D. Andersen in Kopenhagen, Prof. Dr. A. V. W. Jackson in New-York und Prof. Dr. J. Zubatý in Prag verpflichtet, die mit großer Liebenswürdigkeit mich über sonst schwer zugängliche skandinavische, amerikanische und slavische Erscheinungen auch aus anderen als den von ihnen übernommenen Bibliographieabteilungen unterrichtet haben. — Die in einigen Abteilungen den Titeln beigefügten Besprechungen sollen die Brauchbarkeit der Bibliographie erhöhen. Leider gestattete die Kürze der Zeit (da die Bibliographie sehr im Rückstand ist) nicht, diese Neuerung überall durchzuführen; in späteren Jahrgängen soll es nach Möglichkeit geschehen.

Die schon früher von Prof. Streitberg ausgesprochene Bitte um Zusendung namentlich schwerer erreichbarer Aufsätze, Dissertationen, Programme, Gelegenheitsschriften usw. erlaube ich mir angelegentlichst zu wiederholen; denn nur auf diese Weise kann die erstrebte Vollständigkeit und Genauigkeit der Berichterstattung erreicht werden. Allen den Herren Verfassern, die mir bereits zu diesem Zwecke Schriften eingesandt haben, sage ich hiermit meinen verbindlichsten Dank.

Straßburg i. E., April 1908. Ferdinand Mentz.

I. Allgemeine indogermanische Sprachwissenschaft und Altertumskunde.

A. Bibliographie.

1. **Philologiae Novitates.** Bibliographie neuer Erscheinungen aller Länder aus der Sprachwissenschaft und deren Grenzgebieten. Herausgeg. v. O. Ficker. 1. Jahrg. 1905. Heidelberg Ficker. 2 Bl., 254 S.

2. **Hartmann** F. Allgemeine Sprachwissenschaft. Jahresber. d. germ. Philol. 26, 1904, 15—40. [Ersch. 1905].
Bibliographie des Jahres 1904.

B. Allgemeine Sprachwissenschaft.

a) Geschichte und Theorie der Sprachwissenschaft.

1. **Bulič** S. K. Očerk istoriji jazykoznanija v Rossiji [Abriß der Geschichte der Sprachwissenschaft in Rußland]. I. [13. Jahrh. bis 1825. Mit der Beilage "Einleitung in das Sprachstudium" von B. Delbrück statt Einleitung.] St. Petersburg Bulič und Pantelějev. XI u. 1248 S. 6 Rbl.
Angez. von J. Zubatý IA. 19, 49—54.

2. **Dittrich** O. Die Grenzen der Sprachwissenschaft. Ein programmatischer Versuch. (Aus Jahrbb. f. d. klass. Altertum, Geschichte u. deutsche Literatur.) Leipzig Teubner. 20 S. 0,80 M.
Tritt im Gegensatz zu H. Pauls Identifikation von Sprachwissenschaft mit Sprachgeschichte für eine Erweiterung des Begriffes 'Sprachwissenschaft' ein und stellt folgende Klassifikation der sprachwissenschaftlichen Disziplinen auf: 1. Morphologischer Teil: Allgemeine Formenlehre der Bedeutungszeichen und Zeichenbedeutungen; 2. Chronologisch-topologischer Teil: Sprachgeschichte, -geographie, -statistik; 3. Rationeller (ätiologisch-teleologischer) Teil: Sprachphysiologie, -psychologie, -entwicklungstheorie, -anthropogeographie, -kulturätiologie (bes. -soziologie), -ethnologie, -technik, -philosophie.

3. **Finck** F. N. Die Aufgabe und Gliederung der Sprachwissenschaft. Halle Haupt. VIII u. 55 S. 2 M.
Sucht die Notwendigkeit der Scheidung der Sprachwissenschaft in einen beschreibenden und einen erklärenden Teil zu erweisen.

4. **Figueiredo** C. de. Problemas de linguagem. Lissabon. 367 S. 4,20 M.

5. **Vinson** J. Les divers buts de la science du langage. Rev. de linguist. et de philol. comp. 38, 165—191.

6. — Science, critique et vanité. Rev. de linguist. et de philol. comp. 38, 192—207.

7. **Amor Ruibal** A. Los problemas fundamentales de la filologia comparada, su historia, su naturaleza y su diversas relaciones cientificas. 2. parte. Santiago Impr. de la Universidad. 748 S. 11 M.

8. **Weyde** J. Sprach- und Naturwissenschaft. Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 318. Prag J. G. Calve. 15 S. 0,20 M.

9. **Salvadori** G. Scienza del linguaggio e psicologia sociale. Riv. Ital. di Sociol. 8, 684—701.

10. **Baumann** Fr. Sprachpsychologie und Sprachunterricht. Eine krit. Studie. Halle Niemeyer. 143 S. 3 M.
Sucht die Unzulänglichkeit der Sprachpsychologie für sprachpädagogische Zwecke darzutun.

b) Methodologie.

11. **Thurneysen** R. Die Etymologie. Eine akademische Rede. Freiburg i. B. Speyer u. Kaerner. 35 S. 1 M.

12. **Velics** A. v. Versuch eines natürlichen Systems in der Etymologie. Eine Studie. Breslau Preuß u. Jünger. 74 S. 2 M.

13. **Spina** F. Eine neue Methode f. sprachstatist. Untersuchungen. Ztschr. f. d. österr. Gymn. 56, 701—706.

14. **Tappolet** E. Über die Bedeutung der Sprachgeographie mit besonderer Berücksichtigung französischer Mundarten. (Aus: Aus roman. Sprachen u. Literaturen, Festschr. f. H. Morf.) Halle Niemeyer. 32 S. 1 M.

15. **Temple** R. A Plan for a Uniform Scientific Record of the Languages of Savages. Rep. of the Brit. Assoc. Adv. Sci. 74, 708—709.

c) Theorie der Sprache.

16. **Baudouin de Courtenay** J. Jazykoznanije (Sprachwissenschaft). — Jazyk i jazyki (Die Sprache und die Sprachen). Enciklop. Slovař 41, 517—27, 529—48.

17. **Franke** E. Die Psychologische Sprachenklassifikation bei Misteli [čech.]. Věstn. Č. Akad. 14, 325—37, 443—55.

18. **Vossler** K. Sprache als Schöpfung und Entwickelung. Eine theoretische Untersuchung mit prakt. Beispielen. Heidelberg Winter. VIII u. 154 S. 4 M.

Versucht im Anschluß an B. Croces Estetica come scienza dell'espressione und im Gegensatz zu der modernen psychologischen Auffassung der Sprache eine ästhetisierende Sprachbetrachtung als die einzig dem Wesen dieser Funktion entsprechende zu erweisen.

19. **Unger** R. Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhange seines Denkens. Grundlegung zur Würdigung der geistesgeschichtl. Stellung des Magus im Norden. Münchener Hab.-Schrift. Leipzig Berger. VIII u. 272 S. 6,50 M.

20. **Trombetti** A. L'unità d'origine del linguaggio. Bologna Beltrami. VIII u. 224 S. 6 M.

Versuch einer Zurückführung aller Sprachen auf eine gemeinsame Wurzel.

21. **Meyer-Rinteln** W. Die Schöpfung der Sprache. Leipzig Grunow. XVI u. 256. 5 M.

22. **Ljungstedt** K. Spraket, dess lif och ursprung. 2. genoms. uppl. Studentföreningen Verdandis småskrifter Nr. 30. Stockholm Bonnier. 38 S. 0,50 M.

23. **Taubner** K. Sprachenwurzel-Bildungsgesetz und harmonische Weltanschauung. Berlin Kühl. 86 S. 1,20 M.

Wertlos.

24. **Marr** B. Die Symbolik der Lunation. Von der Entstehungsursache des Sprach- und Sagenschatzes der Gesamtmenschheit. Dux C. Scheithauer. X u. 151 S. m. Fig. 2,10 M.

25. **Mucke** J. R. Das Problem der Völkerverwandtschaft. Greifswald J. Abel. XXIII u. 368 S. 7,50 M.

26. **Schinz** A. La question d'une langue internationale artificielle. Rev. philos. de la France 60, 24—44, 157—172.

27. **Thomsen** V. Videnskabens Fællessprog. Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning, udg. af det philol.-hist. Samfund Nr. 65. Kopenhagen Klein 1905. 38 S. 0,65 Kr.

d) Sprachpsychologie, Grammatik.

28. **van Ginneken** J. Grondbeginselen der Psychologische Taalwetenschap. Eene synthetische Proeve. I. Lier J. van In & Komp. 1904—5. 239 S.

I. Woordvoorstellingen. II. De objectieve zaakvoorstellingen. III. Het verstand en zijne beaming. IV. Gevoel en waardeering. V. Vrije wil en automatisme.

29. **Ravizza** F. Psicologia della lingua. Turin Bocca. 202 S. 3 M.

30. **Leroy** E. B. Le langage. Essai sur la psychologie normale et pathologique de cette fonction (les signes et les différentes espèces de langage; la perception du langage; l'émission du langage; l'hallucination verbale). Paris Alcan. 300 S. 5 M.

31. **Brunotte** F. Beiträge zur Kenntnis des Gedankenlautwerdens. Diss. Göttingen 1904. 38 S.

32. **Krause** F. Hören und Sprechen. Physiologisch-psychologische Betrachtung der beiden Sprachzweige, nebst Hinweis auf deren methodische Behandlung. 6 Vorträge. Cöthen. VIII u. 198 S. 2 M.

33. **Pogodin** A. L. Počemu ne govorjat životnyja? [Warum sprechen die Tiere nicht?] Warschau. [Aus Univ. Izv. Warschau, 3, 4.] 72 S.

"Weil sie eigentlich kein inneres Leben haben, weil ihre Gefühle in Handlungen unmittelbar Ausdruck finden, oder mit anderen Worten, weil das Tier keine in bezug auf Angenehmheit gleichgiltige Vorstellungen kennt; Wissen um des Wissens willen ist ein Privilegium des Menschen. Indem sich das Tier im Zustand eines Halbtraumes befindet oder sich dem unwillkürlichen Flusse der Vorstellungen hingibt, denkt es nicht, analysiert es nicht die Erscheinungen, sondert es nicht sein Ich heraus. Wo es keine Analyse gibt, dort gibt es keine Begriffe und keine Sprache".

34. **Taylor** C. O. Über das Verstehen von Worten und Sätzen. Ztschr. f. Psychol. 40, 225—251.

35. **Lalande** A. La conscience des mots dans le langage. Journ. de psychol. norm. et pathol. 2, 37—41.

36. **Meringer** R. Wörter u. Sachen. III. IF. 18, 204—296.

37. **Chamberlain** Al. Primitive Hearing and 'Hearing-Words'. Amer. Journ. of Psychol. 16, 119—130.

38. **Exner** S. Über den Klang der eigenen Stimme. Zentralbl. f. Physiol. 17, 1904, S. 488 f.

39. **Lucae** A. Zur Prüfung des Sprachgehörs unter Angabe eines neuen Phonometers. Arch. f. Ohrenheilk. 64, 155—166.

40. **Bos** C. Les éléments affectifs du langage. Ses rapports avec les tendances de la psychologie moderne. Rev. Philos. de la France 60, 355—373.

41. **de la Grasserie** R. La psychologie de l'Argot. Rev. philos. de la France 60, 260—289.

42. **Mac Dougall** R. On the Psychology of Reading and Writing. Addr. and Proceed. of the National Educ. Assoc. 44, 399—406.

43. **Pergens**. La lisibilité des caractères d'impression. Ann. d'ocul. 132, 1904, 402.

44. **Seifert** J. Zur Psychologie der Schreibfehler. Eine sprachpsychol. Untersuchung. Progr. Karolinental 1904. 52 S.

45. **Körting** G. Bemerkungen üb. den Begriff u. die Teile des grammatischen Satzes. Kiel, Lipsius u. Tischer. 26 S. 0,60 M.

e) Sprachphysiologie.

46. **Sachs** H. Gehirn u. Sprache. (Grenzfragen des Nerven- u. Seelenlebens 36). Wiesbaden Bergmann. V u. 128 S. m. 1 Taf. 8 M.

47. **Löbmann** H. Sprechton u. Lautbildung. Leipzig Dürr. 40 S. 0,60 M.

48. **Sutro** E. Das Doppelwesen der menschl. Stimme. Berlin o. J.
Vgl. die Rez. v. L. Sütterlin in Engl. Stud. 35, 87 f.

49. **Barth** E. Zur Lehre vom Tonansatz auf Grund physiologischer und anatomischer Untersuchungen. Berlin A. Hirschwald 1904. 23 S. 2 M.

50. **Marage**. Sensibilité spéciale de l'oreille physiologique pour certaines voyelles. Comptes rend. de l'Ac. des Sciences 140, 87—90.

51. **Lloyd** R. J. Glides between consonants in English. VI. Die neueren Sprachen 13, 270—279.

52. **Hagen** H. vom. Ein amerik. Laboratorium f. experimentelle Phonetik in Deutschland. Prometheus 17, 1—7.

53. **Scripture** E. W. Über das Studium der Sprachkurven. Ostwalds Ann. d. Naturphilos. 4, 1904. 28—48.

54. **Krueger** F. u. **Wirth** W. Ein neuer Kehltonschreiber. Wundts Psychol. Stud. 1, 103—104.

55. **Scripture** E. W. Report on the Construction of a Vowel Organ. Smithsonian Misc. Col. 47, 360—364.

f) Sprachpathologie, -therapeutik, -pädagogik. Kindersprache.

56. **Legel** O. Die Sprache u. ihre Störungen m. bes. Berücksicht. der Sprachstörungen geistig Zurückgebliebener. Ein Handbuch f. Lehrer, bearb. u. mit Zeichnungen versehen. Potsdam Stein. VIII u. 322 S. 3,50 M.

57. **Bischofswerder.** Bericht über die Abteilung für Sprachstörungen [der Neumannschen Poliklinik für Kinderkrankheiten in Berlin]. Archiv f. Kinderheilk. 42, 32—34.

58. **Gutzmann** H. Das Verhältnis der Affekte zu den Sprachstörungen. Ztschr. f. klin. Med. 57, 385—400.

59. **Meyer** A. Aphasia. Psychol. Bull. 2, 261—277.

60. **Kleist** K. Über Leitungsaphasie. Monatsschr. f. Psychiatr. u. Neurol. 17, 503—532.

61. **Halipré** A. Aphasie amnésique. Nouv. Icon. de la Salpêtrière 18, 36.

62. **Bonvicini** G. Über subkortikale sensorische Aphasie. Jahrb. f. Psychiatr. u. Neurol. 26, 126—127.

63. **Boenninghaus** O. Ein Fall von doppelseitiger zerebraler Hörstörung mit Aphasie. Ztschr. f. Ohrenheilk. 49, 165—208.

64. **Heller** Th. Zwei Fälle von Aphasie im Kindesalter. Wiener klin. Rundschau Nr. 49.

65. **Paterson** J. V. The Cases of Word Blindness. Scot. Med. Surg. Journ. 17, 21—30.

66. **Halben**. Cécité verbale suivie de guérison, avec persistance d'une hémianopie droite. Ann. d'Ocul. 132, 1904, 139—140.

67. **Bramwell** E. A Case of Alexia with Autopsy. Scot. Med. Surg. Journ. 17, 15—20.

68. **Bechterew** W. v. Über eine Form der Paraphasie. Monatsschr. f. Psychiat. u. Neurol. 18, 525—531.

69. **Mann** M. Otitischer Hirnabszeß im linken Schläfenlappen mit einer seltenen Form v. Sprachstörung. Deutsch. Arch. f. klin. Med. 85, 96—108.

70. **Pick** A. Zur Analyse der Elemente der Amusie und deren Vorkommen im Rahmen aphasischer Störungen. Monatsschr. f. Psychiatr. u. Neurol. 18, 87—95.

71. **Stransky** E. Über Sprachverwirrtheit. Samml. zwangl. Abh. a. d. Gebiete der Nerven- u. Geisteskrankh. Bd. 6. H. 4/5. 108 S.

72. **Reich.** Ein Fall von alogischer Aphasie u. Asymbolie. Allg. Ztschr. f. Psychiatr. 62, 825—836.

73. **Maß** O. Beitrag zur Kenntnis hysterischer Sprachstörungen. Berl. klin. Wochenschr. 42, 1495—1498.

74. **Tixier** L. Aphasie hystérique consécutive à un traumatisme rolandique gauche. Arch. gén. de Méd. 196, 3028.

75. **Roy et Juqueller.** Aphasie motrice à répétition chez une morphinomane. Journ. de psychol. norm. et pathol. 2, 1—15.

76. **Gutzmann** H. Über die Sprache der Taubstummen. Med. Klinik 1, 156—160.

77. **Linguerri.** Particolari alterazioni del linguaggio in un caso di demenza primitiva. Riv. sperim. di freniatria 31, 136—150.

78. **Gutzmann** H. Die Sprachstörungen als Gegenstand des klinischen Unterrichts. Berliner Antrittsvorlesung. Leipzig G. Thieme. 39 S. 1 M.

79. **Trömner** E. Zur Pathogenese und Therapie des Stotterns. Wiener klin.-therap. Wochenschr. 12, 189—196. 219—223.

80. **Mehnert** M. Über die Beseitigung des Stotterns u. Stammelns durch den ersten Unterricht in der Volksschule. Monatsschr. f. d. ges. Sprachheilkunde 15, 257—262.

81. **Franz** S. J. The Reeducation of an Aphasic. Journ. of Philos., Psychol. and Scient. Methods 2, 589—597.

82. **Wray** C. The Treatment of Word-Blindness. Lancet 169, 885—886.

83. **Mohr** F. Zur Behandlung der Aphasie (mit bes. Berücksicht. des Agrammatismus). Arch. f. Psychiatr. und Nervenkrankh. 39, 1904/5, 1003—1069.

84. **Frenzel** Fr. Der Sach- und Sprachunterricht bei Geistesschwachen. Mediz.-pädag. Monatsschr. f. d. ges. Sprachheilkunde. Stolp Hildebrandt. 18 S. 1 M.

85. **Stern** W. Helen Keller. Die Entwicklung u. Erziehung einer Taubstummblinden als psychol., pädag. u. sprachtheoret. Problem. (Sammlung v. Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagog. Psychologie u. Physiologie Bd. 8 Nr. 2.) Berlin Reuther u. Reichard. III u. 76 S. 1,80 M.

86. **Combe** L. Sur le langage des enfants. Bull. Soc. Etude Psychol. de l'Enfant 5, 571—577.

87. **Tögel** H. 16 Monate Kindersprache. Beitr. z. Kinderforsch. u. Heilerziehung 13. Langensalza Beyer u. S. 36 S. 0,50 M.

88. **Stern** W. Die Sprachentwicklung eines Kindes insbesondere in grammat. u. logischer Hinsicht. Ber. üb. d. 1. Kongreß f. exper. Psychol., 1904, 106—112.

89. **Stern** W. u. C. Erinnerung u. Aussage in der ersten Kindheit. Beitr. z. Psychol. der Aussage 2, 31—67.

90. **Gheorgov** J. A. Die ersten Anfänge des sprachl. Ausdrucks f. das Selbstbewußtsein bei Kindern. Rapp. et Compte rendu du 2e Congr. intern. de Philos. 520—536. Arch. f. d. ges. Psychol. 5, 329—404.

91. **Schädel** E. Das Sprechenlernen unsrer Kinder. Nach seiner Entwicklung dargestellt u. mit pädagog. Winken u. Ratschlägen Eltern, Lehrern, Kindergärtnerinnen u. überhaupt allen, die es mit Erziehung der Kleinen zu tun haben, gewidmet. Leipzig, Brandstetter. 132 S. 1,50 M.

92. **Hudson-Makuen** G. Retarded Development of Speech in Young Children. New York Med. Journ. 81, 436—439.

Leipzig. O. Dittrich.

C. Indogermanische Sprachwissenschaft.

(Allgemeines. Lautlehre. Wortlehre. Syntax.)

1. **Brugmann** K. Abrégé de grammaire comparée des langues indo-européennes, traduit par J. Bloch, A. Cuny et A. Ernout sous la direction de A. Meillet et R. Gauthiot. Paris Klincksieck. XXI u. 856 S. mit 4 Tab.

2. **Steyrer** J. Der Ursprung und das Wachstum der Sprache indogermanischer Europäer. Wien Hölder. IV u. 176 S. 5,20 M.

   Wertlos!

3. **Vinson** J. Les langues indo-européennes (suite). Rev. d. ling. 38, 97—113.

   Vgl. 37, 335 f. S. 106: sous le nom d'*aoriste*, c'est-à-dire "sans heure". S. 109: Un savant allemand, M. O. Schrader, partage les Aryens en deux grands groupes suivant qu'ils expriment le nombre *cent* par un mot à initiale dure dont la première syllabe est nasalisée, *kentom*, ou par un mot à initiale douce, sans nasalisation, *satam* . . . Mais un seul mot peut-il suffire à établir un classement et à échafauder une théorie? [!]

4. **Hirt** H. Die Indogermanen I. Straßburg Trübner. X u. 407 S. 9 M.

   Hier zu erwähnen wegen Buch I, 2 "Die idg. Sprachen, ihre Verbreitung und ihre Urheimat", vgl. besonders Kap. 10: "Die idg. Sprachen und ihre Stellung im Kreise der übrigen Sprachen".

5. Die idg. Sektion auf der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg 3.—6. Okt. 1905. IA. 18, 81—88.

   Referate über die Vorträge von Chr. Bartholomae (Ist im Altiran. noch die Klangfarbe der idg. *a*-Vokale nachzuweisen?), E. Hermann (Die Rekonstruktion als Grundlage der idg. Sprachwissenschaft), F. Solmsen (Über griech. Etymologie), K. Zacher (Die dämonischen Urväter d. Komödie), A. Thumb (Prinzipien der κοινή-Forschung), F. Skutsch (Über einige ausgewählte Punkte der lat. Grammatik).

6. **Maury** L. La grammaire comparée dans l'enseignement secondaire, une expérience suédoise. Revue internationale de l'enseignement 49, 391—395.

7. **Pedersen** H. Neues und Nachträgliches. KZ. 40, 129—217.

   I. Exegetische und syntaktische Fragen. §§ 1—6: Zum Altiranischen. Daraus von allgemeinerem Interesse S. 130 f.: Bedeutungsentwicklung von 'um' zu 'bei, auf der andern Seite, entfernt von, ohne'. § 7—21: Subjektlose Sätze, deren Verb aktiv. Form hat, deren 'Subj.' im Instrumental steht (so russ. und, mit Beschränkung auf das Neutr., avest.: dies der ältere Sprachgebrauch). Gegen die Annahme enger Grenzen subjektloser Verba

im Idg. Kelt. und An. Beispiele. Von den es-Sätzen sind die man-Sätze zu scheiden (z. B. an. *skal* 'man soll'), letztere bes. häufig im Westslavischen (die Beispiele z. T. von Zubatý gesammelt). § 22—32: Glottogonisches über die Subjektkonstruktion und das grammatische Genus im Idg. 'es'- und 'man'-Sätze bildeten urspr. eine Kategorie von Sätzen, die vollständig subjektlos waren. Im Uridg. stand bei intrans. Verbb. das Subj. in der (auch als Obj. fungierenden) Grundform, bei trans. Vbb. stand das Obj. in der Grundform, das Subj. aber im Gen., wenn es ein lebendes Wesen, im Instrum., wenn es ein unpersönlicher Begriff war. Auf dem urspr. Unterschied zwischen belebten Wesen und unbelebten Gegenständen (tätigem und untätigem genus) beruht die spätere Dreiheit des genus; Bedeutung der Personifikation dafür. Das idg. Fem. hängt möglicherweise mit dem semit. zusammen. §§ 33—39: Das urspr. fehlende Passiv wird in den idg. Sprachen durch verschiedene Mittel ausgedrückt (Med., verbale Stammbildung: griech. ην, Ptz. auf *-to-* und *-no-*, refl.). §§ 40—46: Das italokelt. Passiv ist aus dem Reflexiv hervorgegangen (z. B. ir. *berid* aus **bheret se*). Nachtrag über 'man'-Sätze im Griech., Lett., Čech., Finn.

II. Gelegentliche Bemerkungen zur Lautgeschichte und Wortgeschichte. § 1. Zu Verners Gesetz. § 2. idg. *gh* und *q^uh* im Slav. § 4. Die armen. Lehnwörter im Türkischen. (S. 187 für die asiat. Urheimat). § 4. Zur armen. Laut- und Wortgeschichte. § 5. Der baltisch-slav. Akzent.

8. **Vendryes** J. Mélanges Italo-celtiques. MSL. 13, 384—408.

1. Le suffixe latin *-estris*. — 2. L'extension du suffixe *-ā(n)* en gaulois. — 3. gaulois *Rigodulum*, **Bricodulum*. — 4. gaulois *Nemōssos* 'Nemours'. — 5. L'évolution du suffixe *-to-* en celtique. — 6. v.-irl. *nach* 'ni'. — 7. Sur quelques formes interrogatives du v.-irl. — 8. bret. *kougoñ*, gall. *gogof*, irl. *cúa*. — 9. v.-irl. *derc*, *driss*, *draigen* (: τρέχνος, τέρχνος).

9. **Wirth** H. Indogermanische Sprachbeziehungen. Progr. Gymn. Bruchsal. Karlsruhe Druckerei Fr. Gutsch. 24 S. 4°.

Beschlägt die idg. Lautlehre, auch die Etymologie.

10. **Kretschmer** P. Die slavische Vertretung von indogerm. *o*. Arch. f. slav. Phil. 27, 228—40.

Aus der Wiedergabe slav. Wörter, besonders Eigennamen, in frühmittelalterlichen griech. und lat. (dalmatinischen) Quellen, auch aus slav. Lehnwörtern des heutigen Griechischen wird geschlossen, daß slav. *o* (aus idg. *o* oder *a*) die Stufe *a* durchlaufen hat.

11. **Zupitza** E. Lit. *naũjas*. KZ. 40, 250—5.

n. beweist nichts gegen das Gesetz idg. *eu̯* zu slav. *ju*, lit. *iau*, da es aus **ne-u̯ja-* entstand, wobei *e* unter dem Einflusse des konsonant. *u̯* zu *a* wurde; "erst dann entstand der Diphthong, jetzt natürlich *au*, nicht *iau*".

12. **Wood** F. A. Indo-European *a^x* : *a^xi* : *a^xu*. A study in ablaut and in word-formation. Straßburg Trübner. VII u. 159 S. 4 M.

13. **Hirt** H. Der indogermanische Ablaut. N. Jb. f. d. klass. Altertum 15, 465—75.

Stellt die im 'idg. Ablaut' vertretenen Anschauungen für einen weiteren Kreis dar.

14. **Sommer** F. Griechische Lautstudien. Straßburg Trübner 1905. VII u. 172 S. 5 M.

Hier besonders wegen Abschnitt IV S. 137 ff. zu erwähnen, in welchem die idg. Spirans Jod bekämpft wird.

15. **Brugmann** K. Zur Wortzusammensetzung in den idg. Sprachen. IF. 18, 59—76.

1. Die Stellung der Bahuvrīhi im Kreis der Nominalkomposita. Die eigentlichen Bahuvrīhi bilden mit den Imperativkomposita, den präpositionalen Komposita von der Art des griech. ἐπίγαιος und einigen andern eine einheitliche Bildungskategorie, deren wesentliches Merkmal ist, daß der Begriffsinhalt der Zusammensetzung einem außerhalb stehenden Substantivbegriff als Eigenschaft beigelegt ist; sie stehen als exozentrische den esozentrischen Nominalkomposita gegenüber. Zu ihrer Erklärung ist Jacobis Nebensatzhypothese überflüssig, sie beruhen auf Hypostasierung (sind also auch nicht Mutata). In die Zeit vor Ausbildung der Kasusflexion hinaufreichend, waren sie von den esozentrischen Komp. nicht nur durch die sich aus dem Zusammenhang ergebende Bedeutung, sondern auch durch die Betonungsweise unterschieden (θηρότροφος : -τρόφος). Später erhält ihre Funktion formalen Ausdruck durch die Kasusendungen (teilweise Überführung in die *o*-Flexion, zur Kennzeichnung adj. Geltung dient häufig *-ịo-*, z. B. *ēgregius*). Teilweise findet sich auch Mischung mit den esozentrischen Komp. Griech. ῥοδοδάκτυλος u. ä. waren ursprünglich halbnamenartige Substantiva von der Art der deutschen *Krummbein*, *Freigeist*, *Dreifuss*. — 2. Der ἀρχέκακος-Typus und Verwandtes. Wie beim ἀρχέκακος-Typus das erste Glied imperativisch zu fassen ist, so beim Typus ἑλκεσίπεπλος: hier ist das erste Glied ein konjunkt.-imperativ. Infinitiv (die Stammform der *ti*-Abstrakta oder der Lokativ von *t*-Stämmen in infinitiv. Geltung). Dagegen ist der Typus *viddádrasu-* eine arische Neuerung für **viddvasu-* unter dem Einfluß der ptc. praes. auf *-nt-*.

16. **Stolz** F. Zur griechischen Kompositionsbildung. Wiener Studien 27, 208—10.

Erklärt sich mit Brugmanns Auffassung des ἀρχέκακος-Typus einverstanden.

17. **Brugmann** K. Der Kompositionstypus ἔνθεος. IF. 18, 127—29.

Dieser exozentrische Typus beruht auf adverbialen Ausdrücken mit Ellipse des Verbums, zumeist wohl auf imperativischen nach Art des nhd. *Hut ab! Kopf zurück!*

18. **Blatt** G. Neuere Anschauungen über die Genesis der Flexion in den indoeur. Sprachen. [Polnisch.] Eos 11, 126—142.

Kritische Übersicht über die Anschauungen von Bopp, Ludwig und insbesondere Hirt (IF. 17).

19. **Oertel** H. and **Morris** E. P. An examination of the theories regarding the nature and origin of Indo-European inflection. Harvard studies in class. philol. 16, 63—122.

In der Hauptsache war für die Entstehung der idg. Flexion die Adaptation die wirkende Kraft — Stammbildungs- und Flexionssuffixe, zunächst ohne bestimmte Bedeutung, erhielten ihre Bestimmtheit erst vom Wortsinn und durch den Satzzusammenhang —; freilich gab es auch durch Agglutination entstandene Flexionen. Die Unregelmäßigkeit und Systemlosigkeit des idg. Formenbaus stimmt schlecht zu der durchsichtigen Regelmäßigkeit sicher agglutinierender Sprachen. Mit der Adaptationshypothese ist die Annahme von Grundbegriffen für die Flexionsendungen unvereinbar; dies ist auch wichtig für die Syntax der Einzelsprachen. Die Scheidung zwischen Konjunktiv und Optativ war nur in den Vorstufen des Arischen und Griechischen durchgeführt; in den übrigen Sprachen

waren wohl die den ar. und griech. lautlich entsprechenden Formen vorhanden, aber praktisch ohne Bedeutungsunterschied.

20. **Collitz** H. Die Herkunft der *ā*-Deklination. BB. 29, 81—114.

Einleitung. I. Die *ī*-Dekl. in RV. II. Die *ī*-Dekl. im Lat. (mit Exkurs über die *iē*-Stämme). III. Die *ī*-Dekl. in den übrigen europ. Sprachen. IV. Parallelismus der *ā*- und *ī*-Dekl. im Ai. V. Die *ā*- und *ī*-Dekl. im Air. VI. Zur Vorgeschichte der *ī*-Dekl. VII. Ergebnisse für die *ā*-Dekl. VIII. Abgeleitete Stämme auf *-eya-* im Ai. IX. Die *ā*-Dekl. in den europ. Sprachen. — Wie die Deklination von ai. *devī* auf den drei Stämmen *devī*, *devi* und *devyā* beruht, beruht die Deklination von ai. *jihvā* auf den drei Stämmen *jihvā*, *jihve* (oder *-ay*) und *jihvāyā*; der Parallelismus zeigt, daß *-ā* für *-ai* steht; die Stammformen auf *-yā*, *-āyā* zeigen Stammerweiterung durch *ā* wie z. B. beim Pronomen Nom. Sing. Fem. *sā*. Die *ā*-Deklination ist also eigentlich eine *āi*-Deklination; Spuren dieser letzteren finden sich außer den arischen Formen auch im lit. Lok. Sing. *rañkoje*, im slav. Instr. Sing. auf *-oją* und in gr. Ἀθηναίης, ἀναγκαίη- sowie in den Adj. auf -αῖος (ai. *-eya-*).

21. **Jawnis** C. Praelectio, qua ante diem III. Idus Sept. a. D. MDCCCXCIX scholas de litt. lat. in r.-c. Academia Caesarea Petropol. auspicatus est. Petropoli 1900. 30 S. Lex.-8°.

Es werden die idg. Mask. auf *-ā* besprochen und aus urspr. komponierten Vokativen hergeleitet: zu diesen werden vêd. Vok. auf *-ā* gerechnet (*sīmā*, *vṛṣabhā*, *Hāriyōjanā*, ferner lett. *Jēkuba*, *Tāmina* (Bielenstein 2, 9), russ. *Pëtra*, *Leksándra* (Vok. zu *Pëtr*, *Aleksándr* in Kasan), preuß. *Deiwa tawa*. Die angefügte Partikel *-āi/ā* Mask., *-ī* Fem. (ai. *-ē* im Vok. der *-ā*-St., wozu griech. Κλυται-μήστρη, lit. *mámė* Schl. Les. 132, lett. *déti*, *māmi*, *māsi* Biel. 2, 10) gehört zum Demonstrativelement in ai. *āi-ṣámaḥ* 'heuer', *ay-ám* 'hic', *iy-ám* 'haec' usw. Neben dem einfachen (**deive*, *génа*) und zusammengesetzten Vokativ (**deive-ā[i]*, **deivāi* lit. *dëvai*, **géna-ī*) hatte die Urspr. noch den zweitonigen energischen (ai. *dêvā 3*, *dgnā 3 i*, *sūnā 3 u* Whitney 1 § 78, lit. *dëvè*, *patẽ*, *sūnaũ*: auch lit. *výre*, žem. *rýri* aus **vīrè*, nicht **vīre*). Die Ursprache hatte mindestens vier Vokativarten: **deive*, *deivé*, **deivā/deivāi*, **deivā/deivāi*; **vídheva*, **vídhevā*, **vídhevai*, **vídhevāi*; **dhṛ́seu*, **dhṛ́sēu*, **dhṛ́seu-ā* (: Θρασέα), **dhṛ́sevā[i]*; **vékont*, **vékónt*, **vékontā[i]*, **vékontā[i]*. (Zubatý.)

22. **Gunnerson** W. C. History of *u*-stems in Greek. Diss. Chicago Univ. of Chicago Press. 72 S.

23. **van Helten** W. Zum germanischen Zahlwort. IF. 18, 84—126.

Vgl. hier besonders 1. Allgemeine Bemerkung (S. 84—87): für das Urgermanische sind die unverschobenen analogischen Formen **sekse* (nach **pewqᵘe*), **septme* (nach **sekse*), **pempe* (nach **sekse*), **qᵘeqᵘōr-* (nach **pempe*, **sekse*) vorauszusetzen.

24. **Szilasi** M. *Veneres Cupidinesque*. IF. 17, 442—443.

Parallelen zu *Veneres Cupidinesque* (IF. 14, 28 f.) aus den finnisch-ugrischen Sprachen.

25. **Finck** F. N. Ablative mit scheinbarer Lokativbedeutung. KZ. 40, 123—126.

Der Ablativgebrauch von der Art des lat. in Beispielen wie *a senatu et a bonorum causa stare* ist nicht nur avest., sondern auch ind. und armen., doch ist der lokativische Sinn nur scheinbar. "Die angeführten Beispiele sind eben nur Zeugen für einen einstigen umfassenderen Ablativgebrauch, für eine einstige Bevorzugung der Angabe des Ausgangs-

punkts des Satzvorgangs ... Rechts, links, oben, unten, nah, fern u. dgl. ohne einen Ausgangspunkt zu denken, ist jedoch ein kaum vorauszusetzendes Kunststück, und der kleine Fehler 'von rechts' statt 'rechts von' nicht gerade schwer zu begreifen."

26. **Schulze** W. KZ. 40, 120—121.

Sammelt Beispiele zur verbalen Suppletion (*bibo potum* u. ä.).

27. **Uhlenbeck** C. C. Zu den Personalendungen. KZ. 40, 121—123.

Gegen Hirts Gleichsetzung des *-i*, *-ai* in den Personalendungen *-mi*, *-si*, *-ti*, *-nti*; *-sai*, *-tai*, *-ntai* mit *-i*, *-ai* des Lok. und Dat. (IF. 17, 70 ff.). *-si*, *-ti*, *-nti* sind die Tiefstufen von *-sai*, *-tai*, *-ntai*; *-s*, *-t*, *-nt* teils aus *-so*, *-to*, *-nto*, teils konjunkte Formen von *-si*, *-ti*, *-nti*; *-s* der 2. Pers. hängt vielleicht mit demonstrat. *so* (neben *to*) zusammen. Mit Hirt glaubt U. an den durchaus nominalen Ursprung des idg. Vb. fin., aber die Verbalformen seien wenigstens zum Teile mit Pronominalelementen (Possessiv-Suffixen) versehene Nomina.

28. **Gärtchen** P. Die primären Präsentia mit *o*-Vokalismus. Diss. Breslau. 61 S.

29. **Fay** E. W. A semantic study on the indo-iranian nasal verbs. Part II. III. Am. J. of phil. 26, 172—203; 377—408.

30. **Skutsch** F. Su alcune forme del verbo latino. [Deutsch.] Atti del Congr. internaz. di sc. stor. 2, 191—204.

Gegen die Annahme eines 'Infinitivs' in *amā-bam*, *legē-bam* usw.

31. **Wolff** Fr. Die Infinitive des Indischen und Iranischen. I. Teil. Einleitung. Erster Abschnitt: Die abl.-genet. Inf. Zweiter Abschnitt: Die akkusat. Inf. KZ. 40, 1—111. [Auch als Gießener Diss. erschienen.]

Die Einleitung (S. 1—5) stellt Kriterien auf für die Scheidung des Inf. vom Vb. fin. und vom Subst.

31a. **Jensen** Th. V. En Gerundiv-Gruppe i Sanskrit og de latinske Verber paa-*ēre*. Kort Udsigt over det philol.-hist. Samfunds Virksomhed. Okt. 1899—Okt. 1904. Kopenhagen 1904. S. 105.

32. **van Wijk** N. Zur Konjugation des Verbum substantivum. IF. 18, 49—59.

Für ursprünglich thematische Flexion des verb. subst. (Wurzel *ese-*, nicht *es-*) sprechen das ptc. präs. **sent-*, **sont-*, idg. (und urital.) **sor* in umbr. *benuso*, *couortuso*, germ. **sum* (worauf an. *erom* usw. beruhen) lat. *sumus* aus **s̥més* (Nebenform zu **̥smés*), dagegen sind lat. *sunt*, abg. *sątъ*, ital. **som* (lat. *sum*, osk. *súm*) Analogiebildungen. S. 50 f. Exkurs von K. Brugmann über das Verhältnis von 'Suffix' zu 'Wurzel' oder 'Basis'.

33. **Abel** C. Über Gegensinn und Gegenlaut in den klassischen, germanischen und slavischen Sprachen. Heft I—II. Frankfurt a. M. Diesterweg 1905/6. III u. 128 S. 2,80 M.

34. **Tappolet** E. Phonetik und Semantik in der etymologischen Forschung. Archiv für das Studium der neueren Sprachen 115, 101—123.

Erklärt sich für die namentlich von Schuchardt ausgesprochene, freilich als 'ideal' bezeichnete Forderung: die etymologische Forschung hat ebensogut mit der Gesetzmäßigkeit des Bedeutungswandels zu rechnen, wie sie es bisher mit derjenigen des Lautwandels getan hat.

35. **Wood** Fr. A. How are words related? IF. 18, 1—49.

Verlangt stärkere Berücksichtigung der Bedeutung ("the idea behind the word is after all the real word, and that should be the etymologist's

aim"). Der Form nach verwandte Wörter können ganz verschiedene Bedeutungen haben, der Bedeutung nach verwandte Wörter, denen die gleiche Idee zugrunde liegt, können von ganz verschiedenen Basen herkommen. Bei Vergleichungen soll man aber mehr auf die Form als auf die Bedeutung achten. Synonyme Basen, die nur unter Annahme von Verlust oder Zusatz auf einer Seite verglichen werden können, sind im allgemeinen nicht verwandt. Ähnlichkeit in der Bedeutung hat oft formale Angleichung zur Folge. Zahlreiche Beispiele für semasiologische parallele Benennung der gleichen Gegenstände; wenn eine Benennung ihre deskriptive Kraft verliert oder abstirbt, kommt oft eine andere auf, die von der gleichen Idee ausgeht. — Schallwörter werden oft mit Unrecht als onomatopoetisch bezeichnet.

36. **Meringer** R. Zu ἅμαξα und zur Geschichte des Wagens. Ein Beitrag zur Methode der Etymologie. KZ. 40, 217—234.

Verteidigt auf Grund der Sachforschung seine Deutung von ἅμαξα als **sm̥-aksja* 'Einachser' gegen Kretschmer KZ. 39, 549 ff. — Forderung einer vergleichenden Sachwissenschaft. Entwicklung des Wagens. S. 230 ff. Verteidigung der in den Artikeln "Wörter und Sachen" (vgl. Nr. 37) befolgten Methode gegen Uhlenbeck PBB. 30, 252 ff. (Wie Urformen sind Urbedeutungen zu rekonstruieren, bei den Bedeutungsänderungen sind die sozialen und materiellen Verhältnisse der betreffenden Zeit zu befragen).

37. **Meringer** R. Wörter u. Sachen. III. IF. 18, 204—96.

I. Wörter mit dem Sinne von 'müssen'. 1. "Viele Wörter haben den Sinn 'müssen' erst durch die soziale, gesellschaftliche oder nur momentane Lage des Sprechenden erhalten". 2. got. *gabaúr* 'Gebühr, gebühren'. 3. gr. φόρος, lat. *rēfert*. 4. ahd. *gafōri*, *gifuori*. 5. ags. *gafol*. 6. lat. *opus est*. 7. deutsch *müssen*. 8. aksl. *trěba* 'necessarius'. 9. got. *ganah*, *binah*. 10. lat. *oportet*. 11. lat. *dēbeo*. 12. lit. *reĩkia* 'es ist nötig'. 13. altmailänd. *art'l* 'es ist nötig'. 14. span. *es menester* 'es ist notwendig'. 15. frz. *besoin* — got. *bisunjanē*. 16. ags. *behófað* 'es ist nötig'. 17. frz. *il faut*. 18. gr. χρή. 19. got. *þaúrban*. 20. lit. *turė́ti* 'sollen'. 21. engl. *ought* 'sollte, mußte'. 22. ai. *arhati* 'muß'. 23. lat. *negōtium*. 24. ags. *bén* 'Geheißarbeit'? 25. got. **skulan* 'sollen'. 26. got. *dulgs*. 27. gr. δεῖ. 28. Übersicht. 29. 'Mußarbeit' und 'Mühsal, Schmerz'. — II. Zur Viehzucht. Allgemeine Bemerkung über das Rekonstruieren (S. 233). Behandlung von Wörtern, die aus der Viehzucht stammen: *genießen*, *agere*, *treiben*, *halten*, *Wonne*, *Weide*, *Rast*, *Weile*, νέμω usw., an. *landnám*. — III. Zum Ackerbau. 2. lat. *solum*, *solere*, deutsch *Sal*. 3. *reuten*, *roden*. 4. alban. πλιουαρ, *pl'uar* 'Pflug'. 5. 6. Zum Pflug. 7. Gemeinsames Ackern. 8. Einige Wörter für 'Scholle'. 9. d. *arm* zu *arare*. 10. ags. *earu* 'schnell'. 11. germ. **aruntjo-* 'Ackerung' und **airuntjo-* 'Botschaft'. 12. 13. aksl. *orądije*. 14. Wz. **u̯al* 'wühlen, wenden'. 15. **u̯er* 'ziehen'. 16. 17. **selqu̯ u̯elqu̯* 'ziehen, ackern'. 18. Der ai. Pflug. 19. Der Pflug im Avesta. — avest. *hūitiš* Name des vierten Standes. — IV. Zu Zaun und Stadt. 1. ahd. *etar*. 2. Der Zaun im Rechte. 3. d. *Hag*, *Hecke*; *Hagestolz*. 4. d. *Forst*. 5. *oppidum*, *oppido*. 6. *bergen*, *Burg*, *Berg*. — V. Zum Hause. 1. Zum Erdhause. 2. Zum Dache. 3. Dach für Haus. 4. d. *Hof*. 5. *paries*. 6. σορός. 7. got. *ans*. 8. got. *gamains*; *commūnis*. 10. Zum ags. Runenkästchen. 11. Zu an. *vindauga*. 11. Zum Worte 'Stube'. 12. Der Herd. — VI. Zum Brauch und zum Recht. 1. Der verehrte Pflock. 2. d. *Weichbild*. 3. engl. *to wed* 'heiraten'. 4. lat. *testis*. 4. [!] Zu den Ausdrücken für 'Recht'. 5. Zu Ehe, Eid, Eidam.

38. **Osthoff** H. Zwei Artikel zum Ablaut der *āṷ*-Basen. BB. 29, 249—68.

1. Zur Geschichte des Buchennamens. Mit dem Buchennamen (gr. φᾱγός, lat. *fāgus*, ahd. *buocha* usw.) vereinigen sich unter Annahme einer Ablautsreihe *ā*(*ṷ*) : *oṷ* (*əṷ*) : *ū* auch isl. *beyki* n. Buchenwald, kurd. *būz* 'eine Art Ulme', mhd. *bûchen*, nhd. *bauchen* 'mit Lauge (aus Buchenasche) waschen', ferner auch isl. *baukr* 'Büchse', nhd. *Bauch* eig. 'buchenes Gefäß', viell. auch (mit der Vokalstufe -*ŭ*-) gemeinslav. **bъzъ* 'Holunder'; dagegen ist die Sippe von *Bottich* fern zu halten. — 2. *Schimpf*. σκώπτω. Diese Zusammenstellung ist aufrecht zu halten: gr. ω geht auf *ōṷ* zurück; zu den Stufen *skoṷp(b)* und *skup(b)*- gehören aisl. *skaup* N. 'Spott, Hohn', gleichbedeutendes aisl. *skop* N., ahd. *scopf* 'ludibrium', mhd. *schumpfe* 'Buhlerin'; mhd. *schampf* 'Schimpf', mnhd. *schimpf* zeigen von einem Präs. wgerm. **skumpô* ausgehende Ablautsentgleisung. Auch der Vogelname σκώψ gehört hierher; vielleicht auch κώψ, κυβήναις, κόμβα (ebenfalls Vogelnamen), dagegen nicht σκαπέρδα.

39. **Boisacq** E. Le lapin et ses dénominations dans les langues européennes. Revue de l'Univ. de Bruxelles 10, 1904/05, 527—531.

40. **Brugmann** K. Varia. IF. 18, 381 f.

1. umbr. *purtifele*. 2. aksl. *kamykъ*. 3. gr. δρύτη, δροίτη.

41. **Charpentier** J. Etymologische Beiträge. BB. 30, 153—66.

1. got. *hugs* : ai. *kúçala*-. — 2. κρησφύγετον : got. *hrōt*. — 3. lat. *sentis* : ai. *satī́na*-. — 4. lat. *scrutari* : aisl. *hrióþa*. — 5. lat. *crux* : got. *hrugga*. — 6. ai. *nakra* und Verwandtes. — 7. αἰσυμνήτης. — 8. nschw. *rom* : lett. *krēpas* usw. — 9. ai. *kṛ́pīṭa*- : lat. *carpinus*. — 10. lat. *ames* : ir. *dm*. — 11. lat. *nuscitio* : got. *bi-niuhsjan*. — 12. arm. *mełc* : gall. *marga*. — 13. ai. *çnáptra*- : ahd. *snabul*.

42. **Trautmann** R. Etymologien. BB. 29, 307—11.

Bespricht asächs. *angseta*, ahd. *dechisto*, an. *laupr*, lit. *lopszỹs*, *rìsti*, ags. *eorl*, gr. κάπη, got. *þarihs*.

43. **Bréal** M. Etymologies grecques. MSL. 13, 377—83.

44. **Stokes** Wh. Irish Etyma. KZ. 40, 243—250.

45. **Bartholomae** Chr. Beiträge zur Etymologie der germanischen Sprachen II. III. Zeitschr. f. deutsche Wortforschung. 6, 231 f. 354—6.

46. **Uhlenbeck** C. C. Bemerkungen zum gotischen Wortschatz. Beitr. zur Geschichte d. d. Spr. u. Lit. 30, 252—327.

Methodologische Bemerkungen; Polemik gegen Wood und Meringer (S. 252. 307 f. 322. 325).

47. **Lidén** E. Altenglische Miszellen. IF. 18, 407—16.

48. **Meillet** A. Études sur l'étymologie et le vocabulaire du vieux slave. Seconde partie. Paris, Bouillon. 12,50 Fr.

49. **Brugmann** K. Homer. ἀγοστός und ἄγρη. IF. 18, 129—32.

Zu Wurzel *ag̑*- 'fangen, ergreifen'; -στ- durch Anbildung an ein anderes der Wörter für Hand, für welche die Lautgruppe -*st*- teilweise zu einem Bildungselement geworden war. Allgemeines über die Bedeutung der Wörter für Hand.

50. **Bugge** S. *Fricco*, *Frigg* and *Priapos*. Forhandl. Vidensk.-Selsk. Christiania. 1904. Nr. 3. 5 S. [Deutsch.]

Priāpos ist Umbildung eines mysischen *Priāqos*, das zu W. *prī* und dem Verbalstamm *priā* in got. *frijōn*, ksl. *prijati* gehört; dazu die im Titel genannten german. Götternamen.

51. **Hübschmann** H. Griech. κτείς. Or. Studien Nöldeke. 1077—80. 1906.
Zu iran. *šan-* 'Kamm'.

52. **Meillet** A. Att. πηλός dor. πᾱλός. MSL. 13, 291—292.
Zu aksl. *kalъ* 'πηλός', lat. *squālus*, *squālidus*, griech. σπατίλη, οἰσπάτη, οἰσπη.

53. **Prellwitz** W. Lat. *cimex*, Κίμων, ἰκτῖνος, ἴκτις, ἴκτερος [zu ai. *çyāmá-* 'schwarzgrau']. κιρρός, κηρύλος, κεῖρις [zu W. *k̑ei*, *k̑ī* usw. 'schimmern']. BB. 30, 176.

54. **Regnaud** P. Θυμός et sa famille. Rev. de ling. 38, 146—148.
θυμός est pour θυν-ϝος ... θέω pour θεν-ϝω courir.

55. — Note sur l'évolution sémantique des mots grecs et latins dont le sens est celui de besoin. Rev. de ling. 38, 217.
necesse aus *nencesse* zu ἀνάγκη usw.

56. **Tetzner** F. Geschichte eines Wortes. Nord und Süd. 113, 257—263.
Betrifft das idg. Wort für 10 und seine Entwicklung; sowie die Entlehnung des lat. *decem* in moderne Sprachen, besonders ins Deutsche, und seine Entwicklung zu Eigennamen.

57. Commentationes philologae, in honorem Johannis Paulsson scripserunt cultores et amici. Göteborg. [Vgl. Bibl. 1904, Nr. 402.]
Rez. von F. G., Finsk Tidskrift 59, 193.

Kleinere und zweifelhafte idg. Sprachen.

58. **Sobolevskij** A. Einige Hypothesen über die Sprache der Skythen und Sarmaten. Arch. f. slav. Phil. 27, 240—244.
Die skythische Sprache setzte im Wortanlaute und intervokalisch an Stelle der ältesten und sarmatischen tönenden Konsonanten die tonlosen; die skythische und sarmatische Sprache hatten ein dumpfes *ä*, das im Slav. durch *ъ*, im Griech. durch α, ο, υ wiedergegeben wurde oder ausfiel. Auf Grund dieser Annahmen werden eine Reihe von skyth. und sarmat. Flußnamen aus dem Iran. oder Ai. gedeutet, z. B. Τάναϊς (*Donъ*) aus osset. *-don* (Fluß), awest. *dānu-* (id.).

59. **Burckhardt-Biedermann** Th. Der thrakische Gott Heros. Zur Inschrift von Seegräben im Kanton Zürich. Anz. f. schw. Altert. NF. 6, 114—116.

60. — Die Thracier [!] Mucapora zu Basel, Mainz und sonst. Ebd. 116 f.

61. **Sayce** A. H. Lydian and Karian inscriptions in Egypt. Proc. Soc. Bibl. Arch. 27, 123—128. 2 T.

62. **Müller** W. M. Mausolus. Or. Lz. 8, 511 f.

63. **Sayce** A. H. The Hittite inscriptions. Biblical world. 26, 31—40.

64. — The Hittite inscriptions translated and annotated. Proc. Soc. Bibl. Arch. 27, 191—254. 1 T.

65. — The discovery of archaic Hittite incriptions in Asia Minor. Ebd. 27, 21—31, 43—47. 4 T.

66. **Bates** W. N. The etruscan inscriptions in the Museum. Transactions of the Department of Archaeology, Free Museum of Science and art, University of Pennsylvania, vol. I, 156—158. 4 Tfln.

67. **Carra de Vaux** Déchiffrement des inscriptions étrusques. CR. de l'Acad. des inscr. 1905, 52—54.

Bericht von Dieulafoy über eine von C. d. V. der Acad. vorgelegte Studie zur Entzifferung der etr. Inschriften mit Hilfe des Türkischen, Thraker, Phryger, Karer, Kreter seien zur tartarischen Sprachfamilie zu rechnen; mit ihnen seien die nach Italien gewanderten Tyrrhener zusammenzubringen.

68. **Carra de Vaux** Les six premiers nombres étrusques. CR. des séances de l'Acad. des inscr. et belles-lettres 1905, 388.

Kurze Notiz über einen Vortrag des Verf., in welchem er die etr. Worte für die Zahlen 1—6 aus den altaischen Sprachen erklären will.

69. **Cortsen** S. P. Nye etruskiske Indskrifter. Nord. Tidsskr. f. Filol. 13. 109—115.

70. — Talordene i Etruskisk. Nord. Tidsskr. f. Filol. 14, 1—34.

Verf. stellt die folgende Ordnung der etruskischen Zahlwörter auf: ***maχ*** (1), ***zal*** (2), ***ci*** (3), ***śa*** (4), ***θu*** (5), ***huθ*** (6), ****meu*** (7), ***cerp*** (8), ***semφ*** (9), ***nurθ*** (10). (Andersen.)

71. **Torp** A. Etruscan notes. Videnskabs-Selskabets Skrifter. II. Hist.-filos. Kl. 1905. Nr. 1. Kristiania (Dybwad). 1905. 1 Bl., 68 S. 8°. 1,70 Kr.

72. **Torp** A. Bemerkungen zu der etruskischen Inschrift von S. Maria di Capua. Videnskabs-Selskabets Skrifter. II. Hist.-filos. Kl. 1905. Nr. 5. Kristiania (Dybwad) 1905. 20 S. 8°. 0,60 Kr.

73. **Fick** A. Vorgriechische Ortsnamen als Quelle für die Vorgeschichte Griechenlands. Göttingen, Vandenhoek u. Ruprecht. VIII, 173. 5 M.

Zürich. E. Schwyzer.

D. Indogermanische Altertumskunde und Kulturgeschichte.

1. Ausgrabungen und Funde.

a) Aus allen oder mehreren Perioden.

1. **Christison, Anderson, Ross.** Report on the society's excavations of forts on the Poltalloch Estate, Argyll, in 1904—05. Proc. of the soc. of antiqu. of Scotland 39, 259—322.

2. **Conwentz** H. Das Westpreussische Provinzial-Museum 1880—1905. (Mit 80 Tafeln.) Danzig 1905. 54 S. 4°.

Zusammenfassender Bericht über Entstehung, Verwaltung und Tätigkeit des Museums.

3. **Engerrand** G. Six leçons de préhistoire. Bruxelles imp. Veuve F. Larcier 1905. 263 S.

Diese sechs Vorträge bieten vor allen die Ergebnisse der aus belgischen Funden gewonnenen Resultate.

4. **Naue** A. W. Die Denkmäler der vorrömischen Metallzeit im Elsaß. Straßburg R. Schultz u. Co. 1905. 529 S. 32 Tafeln. 4°.

In einem ersten Bande gibt der Verfasser ein beschreibendes Inventar aller vorrömischen Metallzeitreste des Elsaß, wobei er versucht, eine wissenschaftliche Terminologie der Fundtypen einzuführen. Der zweite Band wird die Resultate bringen. Die Tafeln sind vom Vater des Verfassers, Herrn Dr. J. Naue in München.

5. **Petersen** Th. Fortsatte udgravninger i Namdalen III. Aarsberetning (Kristiania) 1905, 353—378.

6. **Pič** J. L. Archäologische Forschungen im Jahre 1904. [Böhmisch.] Památky archaeol. 21, 329—350.

7. **Schumacher** K. Vorgeschichtliche Funde und Forschungen, hauptsächlich in Westdeutschland. Bonner Jahrbücher 113, 196—206.

8. **Weinzierl** v. Hervorragende Neuerwerbungen des urgeschichtlichen Zentralmuseums für Nordböhmen zu Teplitz. Tätigkeitsbericht d. Museums-Gesellschaft z. Teplitz f. 1903—4, 25—29.

b) Älteste Vorzeit.

9. **Boule** M. L'origine des éolithes. L'Anthropologie 16, 255—267.

Verfasser weist darauf hin, daß durch natürliche Vorgänge, wie z. B. in den Kreidemühlen, Formen entstehen, die den Eolithen durchaus gleichen.

10. **Grant Mac Curdy** G. The eolithic problem. Americ. Anthropol. 7, 425—479.

Verfasser zollt den belgischen und englischen Eolithen-Forschern volle Anerkennung. Der Aufsatz hat durch die umfangreiche Literaturkenntnis des Verfassers einen erhöhten Wert.

11. **Hahne** H. Über die Beziehungen der Kreidemühlen zur Eolithenfrage. Zeitschrift für Ethnologie (Berlin) 37, 1024—1035.

Wendet sich gegen die scharfe Ablehnung Boules und Obermaiers in der Eolithenfrage.

12. **Klaatsch** H. Die tertiären Silexartefakte aus den subvulkanischen Sanden des Cantal. (2 Tafeln.) Archiv für Anthropologie N. F. 3, 153—160.

Verfasser tritt auf Grund seiner Funde von Poy-Courny und Poy-Bondien energisch für die Existenz des Tertiärmenschen ein.

13. **Piette** Ed. Les Écritures de l'âge glyptique. L'Anthropologie 16, 1905, 1—11.

Verfasser vertritt die Ansicht, daß in der Renntierzeit zwei Schriftarten im Gebrauche seien: eine pictographische in der époque papalienne, eine kursive in der époque gourdanienne. [!]

14. **Schweinfurth** G. Pseudoeolithen im nordischen Geschiebmergel. Zeitschrift für Ethnologie (Berlin) 37, 912—915.

15. **Verworn** M. Die archäolithische Kultur in den Hipparionschichten von Aurillac (Cantal). Abhandl. d. kgl. Gesellschaft d. Wissenschaft z. Göttingen, mathem.-physik. Cl. N. F. IV. 1905. Nr. 4.

Verfasser gibt eine Behandlung der Eolithenfrage auf Grund eigener Untersuchungen und kommt schließlich zu folgendem Resultate: Es ist nicht statthaft, die Charakterisierung einer Kulturstufe mit ihrer geologischen Zeitstellung zu vermengen, wie dies seit Mortillet vielfach geschehen ist. Unter Eolithen sind jene Kulturreste zu verstehen, die noch keine künstliche Bearbeitung des Feuersteins erkennen lassen. Es ergibt sich sodann folgendes Schema:

Eolithische Kultur. Verwendung des Steins und Gerät, wie ihn die Natur bietet.
Archäolithische Kultur. Der Stein wird künstlich gespalten.
Paläolithische Kultur. Verarbeitung in konventionelle Formen.
Neolithische Kultur.

c) Paläolithikum.

16. **Cartailhac et Breuil**. Les peintures et gravures murales de cavernes Pyrénéennes. II. Marsoulas (près Salies-du-Salat, Haute-Garonne). L'Anthropologie 16, 431—444.

Es lassen sich drei Schichten der Malerei unterscheiden:
1. Schwarze Tierfiguren.
2. Polychrome Tierfiguren.
3. Rätselhafte rote Figuren, Kreuze und zackige Bänder.

17. **Coll** A. L. Fra helleristningernes omraade (tredie stykke). IV. Om ristningernes skibsfigurer. Aarsberetning (Kristiania) 1905, 1—34.

18. **Breuil** H. Prétendus manches de poignard sculptés de l'âge du renne. L'Anthropologie 16, 629—632.

19. — Nouvelles figurations du Mammouth gravées sur os. A propos d'objets d'art découverts à St. Mihiel (Meuse). Revue de l'école d'anthropologie de Paris 15, 150—155.

20. **Favreau** P. Neue Funde aus dem Diluvium in der Umgegend von Neuhaldensleben, insbesondere der Kiesgrube am Schloßpark von Hundisburg. Zeitschrift für Ethnologie (Berlin) 37, 275—295.

21. **Fritsch** G. Eine verzierte Hirschgeweihstange. Zeitschrift für Ethnologie (Berlin) 37, 969—970.

22. **Gorjanovič-Kramberger** K. Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. Mitteilungen d. anthropologischen Gesellschaft in Wien 35, 197—229.

Verfasser vertritt auf Grund vergleichender Untersuchung der ältesten Schädelformationen die Ansicht, daß in der Entwicklung des Menschen vom unteren Diluvium an bis zum heutigen Tage keine Unterbrechung stattgefunden hat.

23. **Patroni** G. Tipologia e terminologia dei pugnali di selce italiani. Bullettino di paletnologia Italiana 31, 85—95.

24. **Nüesch** J. Das Keßlerloch bei Thayngen, Kt. Schaffhausen. Neue Grabungen und Funde, zweite Mitteilung. Anzeiger f. schweizerische Altertumskunde N. F. 6, 185—208.

Funde der ältesten Steinzeit. Die meisten Artefakte aus den Knochen und dem Geweih des Renntiers, sowie aus den Röhrenknochen des Alpenhasen. Rundbildungen, mit figuraler und ornamentaler Zeichnung versehene Schnitzereien. Das Keßlerloch ist älter als das Schweizerbild; der Mensch koexistiert mit dem Mammut, dem Rhinozeros und dem Höhlenbären. Am Ende der paläolithischen und in der früh-neolithischen Zeit in Europa eine kleine Menschenrasse von Pygmäen.

25. **Obermaier** H. Les restes humains quaternaires dans l'Europe centrale. L'Anthropologie 16, 385—410.

26. — La station paléolithique de Krapina. L'Anthropologie 16, 13—27.

Auf Grund der Höhlenfunde von Krapina stellt Verfasser eine Einteilung der paläolithischen Periode auf, deren Giltigkeit er auch auf Frankreich ausdehnt:

I. 1. Hälfte der 2. Interglazialzeit: Industrie chelléenne.
II. 2. Hälfte der 2. Interglazialzeit: Industrie acheuléenne oder vom type de Levallois.

III. 3. Eiszeit: Moustérien à faune froide.
IV. 1. Hälfte der 3. Zwischeneiszeit: Paléolithique inférieure (Moustérien a faune chaude).
V. 4. Eiszeit und Ende der 3. Zwischeneiszeit: Solutréo-Magdalénien ou Paléolithique supérieur.

27. **Viré** A. Grotte préhistorique de Lacave (Lot). (Époque de Salutré.) L'Anthropologie 16, 411—229.

28. **Wiegers** F. Die paläolithischen Funde aus dem Interglacial von Hundisburg. Zeitschrift f. Ethnologie (Berlin) 37, 915—920.

d) Neolithikum.

29. **Abercromby** J. The ornament of the Beaker-Class of pottery. Proc. of the soc. of antiq. of Scotland 39, 326—344.

30. **Anderson** J. Description of sepulchral urns exhibited by Col. Malcolm, C. B., of Poltalloch. Proc. of the soc. of antiq. of Scotland 39, 232—244.

31. **Bärthold.** Die Nordgrenze des fazettierten Hammers und ihre Bedeutung. Jahresschrift f. d. Vorgeschichte d. sächsisch-thüringischen Länder 4, 101—107.

32. **Bryce, Low.** Notes on a human skeleton found in a cist with a beaker urn, at Acharole, West Watten, Caithness, and on the cranial form associated with that type of ceramic. With an appendix on six skullis found with beakers in the North-East Counties. Proc. of the soc. of antiq. of Scotland 39, 418—438.

33. **Busse** H. Das Brandgräberfeld bei Wilhelmsau, Kreis Nieder-Barnim. Zeitschrift f. Ethnologie (Berlin) 37, 569—590.

Ein von dem der LaTène- und der Hallstattperiode wesentlich verschiedenes Topfgerät.

34. **Capitan** L. Étude d'une série de pièces recueillies par M. Amélineau dans les tombeaux très archaïques d'Abydos. Revue de l'école d'anthropologie de Paris 15, 209—212.

35. **Capitan et d'Agnel.** Rapports de l'Égypte et de la Gaule à l'époque néolithique. Revue de l'école d'anthropologie de Paris 15, 302—316.

Wie Capitan (Revue 1907) selbst berichtet, eine Mystifikation.

36. **Claerhout** J. L'habitation des Néolithiques. Annales de la société d'archéologie de Bruxelles 19, 79—91.

37. **Coles** F. Record of the excavation of two stone circles in Kincar-Dineshire — in Garrol wood, Durris; in Glassel wood, Banchory-Ternan; and report on stone circles in Aberdeenshire etc. Proceedings of the society of antiquaries of Scotland 39, 190—218.

38. **Colini** G. A. Armi di selce trovate nei diutorni di Roma e tomba eneolitica di Colle Sannita (Benevento). Bullettino di paletnologia Italiana 31, 1—18.

39. **Deficis** P. La ligne ondulée le signe de l'eau. L'Homme préhistorique 3, 1—18.

Der Mensch erfindet nichts, führt Verfasser aus. Alle seine Gedanken und Handlungen sind Wiederholungen einer ursprünglichen Nachahmung. Linienzüge, die wir heute als Ornamente deuten, waren Zeichen,

die mit einfachen Bildern die Mysterien der Erde und des Himmels beschrieben.

40. **Dumas** U. La grotte Nicolas, commune de Sainte-Anastasie (Gard). Revue de l'école d'anthropologie de Paris 15, 118—124.

Bericht über eine ganz vereinzelt dastehende Bestattungsart. Nachdem der Tote mehr oder minder lang irgendwo gelegen hatte, brachte man die Knochen in die Grotte, wo sie mit Gefäßen und anderen Artefakten zusammen bestattet wurden.

41. **Gorges** O. u. **Seelmann** H. Die Riesenstube am Bruchberge bei Drosa. Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder 4, 33—43.

42. **Hoernes** M. Die neolithische Keramik in Oesterreich. Eine kunst- und kulturgeschichtliche Untersuchung. Jahrbuch der k. k. Zentral-Kommission N. F. 3, 1—128.

Verfasser führt aus, daß nicht die Technik der Gefäßornamente — Monochromie oder Polychromie, leere oder weißgefüllte eingeschnittene Verzierung — uns zu einer Einteilung der neolithischen Keramik verhelfen, sondern nur die Zusammenfassung der Gefäß- und Ornamentsformen unter Berücksichtigung der Steinwerkzeugtypen, der vereinzelten Metallfunde, der Lage der Siedelungen und der wirtschaftlichen Grundlage des Lebens. Dies alles zusammen führt auf zwei große Stufen der jüngeren Steinzeit, in welche sich die verschiedenen Gruppen der neolithischen Keramik einreihen lassen. Diese sind in Österreich:

1. in den Küsten- u. Alpenländern:
   a) eine ältere Stufe. Umlaufstil; Höhlenfunde.
   b) eine jüngere Stufe. Rahmenstil; Pfahlbauten.
      α) altertümlichere in den Salzkammergutseen.
      β) vorgeschrittene im Laibacher Moor.
2. in den Donau- u. Sudetenländern:
   a) ältere Stufe aus flachen, offenen Ansiedelungen oder Höhlen. Umlaufstil (auch in Malerei).
   b) jüngere Stufe. Bergansiedelungen u. Gräber. Rahmenstil.
3. in den nordkarpathischen Ländern:
   a) ältere Stufe; aus Höhlen.
   b) jüngere Stufe; Flachansiedelungen.

43. **Krauth** C. G. Ein neolithisches Hügelgrab mit Schnurkeramik am Nordabhang des Steigers bei Erfurt. Progr. des Realgymnas. Erfurt 1905.

44. **Lang** F. Aus Frankens Urzeit. Beiträge zu prähistorischen Gräberfunden in Unterfranken und Aschaffenburg. Würzburg 1905. 8°. 30 S. 8 Tafeln.

Ein Ausgrabungsbericht. Neolithikum bis zur Eisenzeit.

45. **Mehlis** C. Neue neolithische Funde aus mittelrheinischen Niederlassungen. Archiv f. Anthropologie N. F. 3, 282—288.

46. **Mertins** O. Steinzeitliche Werkzeuge und Waffen in Schlesien. Jb. d. schles. Mus. f. Kunstgew. 3, 1—26.

Typologische Bearbeitung der neolithischen Werkzeuge und Waffen Schlesiens.

47. **Mortillet** P. Les Haches polies percées. L'Homme préhistorique 3, 133—146.

48. **Peredolski** W. W. Eine bildliche Darstellung des Menschen auf einem neolithischen Tongefäß (mit Tafel). Archiv f. Anthropologie N. F. 3, 289—294.

49. **Pérot** F. Inventaire sommaire des mégalithes du Bourbonnais. L'Homme préhistorique. 3, 289—307.

50. **Schmidt** H. Die Keramik der makedonischen Tumuli. Zeitschr. f. Ethnologie (Berlin) 37, 91—113.

Die untersuchten Tumuli lassen sich deutlich in 2 Typen scheiden. 1. Konische Tumuli mit geringen und wenig Scherben. 2. Flache Tumuli mit großen Scherbenmassen aller Epochen, sowie Hausgerät aus Stein und Ton. Verfasser erklärt die ersteren als Grabanlagen, die letzteren als Siedelungsplätze. In technischer Hinsicht sehen wir eine Entwicklung in drei Perioden von einer primitiven Stufe der Handarbeit bis zur vollendeten Drehscheibentechnik. Der älteste Import aus dem ägäischen Kreise hebt sich deutlich ab. Die 3 Gruppen makedonischer Keramik schreibt Verf. thrakischen Stämmen zu; weiter sollen die Funde bestimmt auf den Kreis hindeuten, aus dem der Ursprung der troischen Keramik abzuleiten sei, d. h. auf die Gegenden, aus der die Troer selbst nach Kleinasien gewandert sind.

51. **Schnippel** E. Reste einer steinzeitlichen Ansiedelung im ostpreußischen Oberlande. Zeitschrift für Ethnologie (Berlin) 37, 952—969.

52. **Somerville** J. E. The great Dolmen of Saumur. Proceedings of the society of antiquaries of Scotland 39, 148—152.

53. **Wiercieński** H. Les sépultures néolithiques de Nałęczów (gouvernement Lublin). [Poln.] Światowit, annuaire de l'archéologie préhistorique Polonaise 6, 81—88.

e) Bronze-Zeit.

54. **Breuil**. L'âge du bronze dans le bassin de Paris. (Suite.) L'Anthropologie 16, 149—171.

55. **Coles** F. R. Notice of the exploration of the remains of a cairn of the Bronce-Age at Gourlaw, Midlothian. Proceeding of the society of antiquaries of Scotland 39, 411—418.

56. **Colini** G. A. La civiltà del bronzo in Italia. II. Sicilia. (Fortsetzung.) Bullettino di paletnologia Italiana 31, 18—70.

57. **Dörpfeld** W. Die kretischen, mykenischen und homerischen Paläste. Mitteilungen d. k. deutschen archäolog. Instit. in Athen 30, 257—297.

Verfasser weist nach, daß im Palaste von Phaestos sich eine ältere und jüngere Bauperiode unterscheiden läßt und daß diese Unterscheidung auch für die übrigen Paläste Kretas Giltigkeit hat. Die kretischen und mykenischen Paläste stimmen in ihrer Technik überein, sind aber in ihrer Grundrißlösung verschieden. Da der jüngere kretische Palast ein dem festländischen Typus ähnliches Megaron zeigt, kann man ihn als Zwischenstufe zwischen dem altkretischen und mykenischen Palast auffassen. Träger der altkretischen Kultur waren die Karer.

59. **Dörpfeld** W. Über die Verbrennung und Bestattung der Toten im alten Griechenland. Vortrag im I. intern. Archäologen-Kongreß in Athen. 1905. Zeitschrift für Ethnologie (Berlin) 37, 538—541.

Verfasser vertritt die Anschauung, daß in Griechenland von der

vorhistorischen und mykenischen Zeit bis zur Einführung des Christentums die Toten gewöhnlich zuerst gebrannt und dann beerdigt wurden.

59. **Dussaud** R. La Troie Homérique et les récentes découvertes en Crète. Revue de l'école d'anthropologie de Paris 15, 37—55.

Ein kurzer Bericht über die Forschungsergebnisse.

60. **Förtsch** O. Ein Depotfund der älteren Bronzezeit aus Dieskau bei Halle. Jahresschrift f. d. Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder 4, 3—33.

61. **Halbherr** F. Lavori eseguiti dalla missione archeologica Italiana in Creta. Rendiconti della R. Accademia dei Lincei Ser. 5. Vol. 14, 365—405.

Bericht über die Fortsetzung der Grabungen in Haghia Triada in Kreta. Von großer künstlerischer Bedeutung ist der Fund eines trichterförmigen Gefäßes aus Steatit mit reichen, an die Becher von Vaphis gemahnenden Skulpturen.

62. **Höfer** P. Der Pohlsberg bei Latdorf, Kr. Bernburg. Jahresschrift f. d. Vorgeschichte d. sächsisch-thüringischen Länder 4, 63—101.

Ein Steinkistengräber-Fund mit Beigaben der Neolithisch-Bronzezeit. Schnurkeramik von großer Ähnlichkeit mit der der nordwestdeutschen Megalithkeramik (Nägelstedt). Verf. denkt an ein mächtig ausgebreitetes Volk in den letzten Jahrhunderten des vorchristlichen Jahrtausends, das zur Erklärung von bisher rätselhaften Übereinstimmungen nordländischer und mittelländischer Formen in Religion, Mythus und Gebräuchen verhelfen soll.

63. **Kropp** P. Die minoisch-mykenische Kultur im Lichte der Überlieferung bei Herodot. Mit einem Exkurs: Zur ethnograph. Stellung d. Etrusker. Vortrag. Leipzig O. Wigand 1905. 67 S. m. 3 Abbildungen u. 2 Tafeln. 2.75 M.

64. **Lehner**. Bericht über die Tätigkeit der Provinzialmuseen. (1. April 1902 bis 31. März 1903.) Bonner Jahrbücher 113, 56.

Vorgeschichtliche Bronzeartefakte.

65. **Lissauer** A. Eine Doppelaxt aus Kupfer von Ellierode, Kr. Northeim, Hannover. Zeitschrift f. Ethnologie (Berlin) 37, 1007—1009.

Diese Kupferäxte wurden als Kupferbarren wahrscheinlich aus Kreta eingeführt und dienten als eine Art Ex voto oder als Würdenabzeichen.

66. — Zweiter Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. Zeitschrift f. Ethnologie (Berlin) 37, 793—847.

Eine Typenkarte der Absatzäxte.

67. — Doppelaxt aus Kupfer von Pyrmont. Zeitschrift f. Ethnologie (Berlin) 37, 770—772.

68. — Die Doppeläxte der Kupferzeit im westlichen Europa. Zeitschrift f. Ethnologie (Berlin) 37, 519—525.

69. **Mann** L. Note on the discovery of a bronze age cemetery containing burrials with urns at Newlands, Longside, Glasgow. Proceedings of the society of antiquaries of Scotland 39, 528—552.

70. **Mortillet** A. La trouvaille morgienne de Glomel (Côtes-du-Nord.) Revue de l'école d'anthropologie de Paris 15, 337—348.

71. **Naef** A. Fibule de bronce trouvée dans le Val de Travers. Anzeiger für schweizerische Altertumskunde N. F. 6, 88—90.

72. **Orsi** P. Necropoli e stazioni sicule di transizione V. Necropoli al Molino della Badia presso Grammichele. Bullettino di paletnologia Italiana 31, 96—133.

73. **Rzehak** A. Prähistorische Funde aus Eisgrub und Umgebung. Zeitschrift d. Mähr. Landesmuseums 5, 48.

Sie gehören im allgemeinen dem Formenkreise des schlesisch-lausitzischen Typus der jüngeren Bronzezeit an. Bemerkenswert sind doppelhenklige Schalen, deren Füße in der Form von Menschenfüßen gebildet sind.

74. **Schenk** A. Les palafittes de Cudrefin (Vaud). Lac de Neuchâtel. (Âge du bronze.) Revue de l'école d'anthropologie de Paris 15, 262—268.

75. **Seger** H. Das Gräberfeld von Marschwitz, Kreis Ohlau. Jahrbuch d schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer 3, 1904, 27—39.

76. **Seger** H. Einige prähistorische Neuerwerbungen. Jahrbuch d. schlesisch. Mus. für Kunstgewerbe u. Altertümer 3, 1904, 51—58.

77. **Šmid** W. Bronzebeile von St. Johann bei Tomišelj am Laibacher Moore. Mitteilungen der k. k. Zentral-Kommission 3. F. 4, 277—278.

78. **Szombathy** J. Vorgeschichtliche Funde aus Innerösterreich. Mitteilungen der k. k. Zentral-Kommission 3. F. 4, 39—48.

79. **Truhelka** Ć. Der vorgeschichtliche Pfahlbau im Sanebette bei Donja Dolina. (Bezirk Bosnisch-Gradiška.) (Bericht über die Ausgrabungen bis 1904.) Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina. 9, 1904, 3—156.

80. **Wieser** Fr. v. Der Urnenfriedhof von Kufstein. Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol u. Vorarlberg 3. F. 49, 451—454.

Dieser schließt sich an die bekannten nordtirolischen Urnenfriedhöfe an und gehört der jüngeren Bronzezeit an.

f) Eisenzeit.

81. **Baglioni** S. Beitrag zur Geschichte des Picenums, Italien. Zeitschrift f. Ethnologie (Berlin) 37, 257—264.

82. **Bersa** J. v. Grabfunde aus Nona (Dalmatien). Mitteilungen der k. k. Zentral-Kommission 3. F. 4, 152—159.

83. **Buchan** W. Notes on a bronze caldron found at Hattonknowe, Darnhall, in the County of Peebles. Proceedings of the society of antiquaries of Scotland 39, 14—20.

84. **Castelfranco** P. Abbozzi di arie mettalliche rinvenuti nel Isola Virginia (Lago di Varese). Bullettino di paletnologia Italiana 31, 195—203.

85. **Furrer** A. Die Grabhügel von Obergösgen. Anzeiger f. schweizerische Altertumskunde N. F. 6, 65—87.

86. **Grempler** W. Die Bronzezeit von Klein-Zöllnig. Jahrbuch des schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer 3, 1904, 40—45.

87. **Gröbbels** J. W. Der Reihengräberfund von Gammertingen. München Piloty und Löhle 1905. 49 S. 21 Tafeln. Fol.

Das Gräberfeld ist datiert durch die tauschierten Eisensachen: Verf. schließt aus der Ähnlichkeit mancher Stücke mit solchen aus dem Childerichgrabe, daß sie noch dem 6. Jahrhundert angehören. Weiter Raum

ist der Besprechung des Spangenhelms gewidmet, dessen Typus nach dem Orient weist.

88. British Museum: A guide to the antiquities of the early iron age printed by order of the trustes. London. 1905.

89. **Hackman** A. Die ältere Eisenzeit in Finnland. I. Die Funde aus den fünf ersten Jahrhunderten n. Chr. Helsinfors. Aktiengesellschaft F. Tilgmanns Buch- und Steindruckerei 1905. 376 S. u. Atlas v. 22 Tafeln.

Verfasser unterscheidet vorzüglich zwei Arten von Gräbern: den mehr oder minder runden Grabhügel und das von einer Steinsetzung umgebene Flachgrab. Die Gräber sind fast ausschließlich Brandgräber. Die Grabformen und Altertümer lassen starke Einflüsse aus Schweden und dem nördlichen Teil der baltischen Provinzen erkennen, doch sind auch Anzeichen vorhanden, die auf Beziehungen zu Zentralrußland und dem Ural hinweisen. Verfasser glaubt deshalb, daß in Finnland während des behandelten Zeitabschnittes eine Mischkultur vorhanden war und sieht weiter darin einen Beweis für die Annahme, daß die Einwanderung der finnischen Stämme in Finnland bereits im 4. Jahrhundert erfolgt war.

90. **Hoernes** M. Die Hallstattperiode. Arch. f. Anthr. N. F. 3, 233—281.

Eine kurze Monographie der Hallstattperiode in Europa. Verfasser warnt energisch vor einer allgemeinen Systematisierung, die nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse verfrüht wäre, und stellt lokale Perioden auf, die er in einer Tabelle in beiläufige chronologische Beziehung bringt.

91. **Hoernes** M. Die prähistorische Nekropole von Nesactium. Jahrbuch der k. k. Zentral-Kommission N. F. 3, 325—344.

Diese Station gehört der vorgeschichtlichen ersten Eisenzeit Nordostitaliens (Gruppe von Este) an. Fragmente skulpierter Steine, die jedenfalls einem älteren Kultbaue angehörten, der seinerzeit für die Wahl dieses Platzes als Gräberfeldes ausschlaggebend war, weisen in die jüngere Steinzeit und lassen in mykenischen und archaisch griechischen Funden Parallelen erkennen.

92. **Klose** O. Die Hügelgräber bei der Fischer-Mühle und bei Schleedorf. Mitteilungen d. Gesellschaft f. Salzburger Landeskunde 45, 3—26.

Diese gehören der jüngeren Hallstattperiode an.

93. **Lindner** A. Die Hügelgräber im Katlover Walde bei Lippen. Bezirk Budweis. Mitteilungen d. anthropol. Gesellschaft in Wien 35, 38—44.

94. **Miske** K. Frhr. v. Die La Tène III-Stufe in Velem-St. Veit. (Mit 66 Abbildungen.) Archiv für Anthropologie N. F. 3, 181—190.

Die Latèneperiode III bildet in Velem-St. Veit eine eigene Schicht. Sie ist das Kind der mit Kraft aufeinanderstoßenden Latèneperiode II und der vordringenden römischen Kultur. Die Vorläuferfibel, die sich abwärts zur eigentlichen Flügelfibula entwickelt, besitzt in aufsteigender Linie ihre Urform in der typischen Latène II-Fibel. Der Übergang der Fibelformen von La Tène II zu La Tène III ist nicht durch die Form, sondern durch die Technik (Guß) gegeben.

95. **Miske** K. Frhr. v. Mitteilungen über Velem-St. Veit. Mitteilungen d. anthropolog. Gesellschaft in Wien 35, 270—277.

96. **Mortillet** A. de Les tumulus du bronze et du fer en France. Revue de l'école d'anthropologie de Paris 15, 213—230.

97. **Pérot** F. Une survivance de l'age du fer. L'Homme préhistorique 3, 276—277.

98. Fund- und Ausgrabungsberichte der Bronze- und Hallstattzeit. Prähistorische Blätter 17. 1905.

99. **Rössler** E. Bericht über archäologische Ausgrabungen in Transkaukasien. Zeitschr. f. Ethnol. 37, 114—151.

100. **Schneider** L. Vorgeschichtliche Funde aus dem nordwestlichen Böhmen. Mitteilungen der k. k. Zentral-Kommission 3. F. 4, 279—283

101. **Übell** H. Eine Bronzeklinge von den Schafböden bei Hinterstöder Mitteilungen der k. k. Zentral-Kommission 3. F. 4, 152.

102. **Weinzierl** v. Die La Tène-Kultur im nordwestlichen Böhmen. Tätigkeitsber. d. Museums-Gesellschaft z. Teplitz f. 1903—4, S. 31—37.

Die Früh-LaTène-Kultur wird ins 2., die Mittel-LaTène-Kultur in das 1. Jahrhundert vor Chr., und die Spät-LaTène-Zeit in das 1. Jahrhundert nach Chr. gesetzt. Die erste und zweite Epoche zeigen die Beisetzung der gestreckt liegenden Leiche, während erst in der dritten Epoche die Leichenverbrennung auftritt.

103. **Zois** M. Die Etrusker in Krain. Mitteilungen des Musealvereins für Krain 18, 97—103.

Verfasser will in Watsch und anderen Orten Krains alte etruskische Kultur erkennen.

2. Zusammenfassende Darstellungen.

104. **Hoernes** M. Urgeschichte der Menschheit. Mit 53 Abbildungen. 3., verm. u. verbess. Aufl. (Sammlung Göschen [Neue Aufl.] 42.) Leipzig G. J. Göschen 1905. 161 S. 0,80 M.

105. **Wilser** L. Die Urheimat des Menschengeschlechts. Verhdlg. d. naturh. mediz. Ver. in Heidelberg N. F. 8, 220—245.

Verfasser ist der Meinung, daß die Frage nach der Urheimat des Menschen nie beantwortet werden wird; diese Frage hänge aber engstens mit der nach dem Ursprunge des Lebens zusammen. Urzeugung gehe heute noch vor sich. Verf. stellt folgende Entwicklungsreihe auf: Pithecanthropus atavus, Proanthropus erectus Dubois, Homo primigenius, Homo priscus, Homo europaeus Linné.

106. **Grupp** G. Kultur der alten Kelten und Germanen. Mit einem Rückblick auf die Urgeschichte. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft 1905. XII, 319 S. 8°. 5,80 M., geb. in Leinw. 7,50 M.

107. **Helm** K. Die Heimat der Indogermanen und Germanen. Hess. Bll. f. Volksk. 4, 39—71.

108. **Hirt** H. Die Indogermanen. Ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur. I. Straßburg K. J. Trübner 1905. X, 407 S. 8°. 9 M.

109. **Müller** S. Urgeschichte Europas. Grundzüge einer prähistorischen Archäologie. Deutsche Ausgabe unter Mitwirkung des Verfassers besorgt v. O. L. Jiriczek. Straßburg K. J. Trübner 1905. VIII, 204. 8°. 6 M., geb. 7 M.

Verfasser sucht die großen Zusammenhänge der vorgeschichtlichen Kulturerscheinungen in ihrem Verhältnisse zum Orient klarzulegen. Auf Grund umfassendster Materialkenntnis schließt er, daß der Süden und Orient die leitende und gebende Kulturmacht sei. Dabei zeigt sich, daß die äußeren Kulturkreise, je weiter sie vom Zentrum entfernt sind, den Inhalt der südl.-orient. Kultur erst nach und nach und nur im Auszuge

empfangen, wobei sich gelegentlich Änderungen und Umbildungen der Urformen einstellen. Eine große Fülle solcher Formen tritt oft im Norden auf in einer viel späteren Zeit, als diese Elemente im Süden vertreten waren.

Am langsamsten verbreitet sich die Kenntnis des Rohmaterials (Bronze, Eisen) nach dem Norden, sodaß es vorkommt, daß die neuen Formen im Norden mit dem alten Material bereits hergestellt werden, bevor das Material, das für die Formbildung einst bestimmend war, dort bekannt wurde.

110. **Krause** E. Die Werktätigkeit der Vorzeit. Weltall und Menschheit. 5, 1—96.

Es wird der Gedanke, daß der Mensch als Werkzeug schaffendes Wesen eine Machtstellung in der Welt erreicht hat, an der Hand der ältesten Reste menschlicher Tätigkeit erläutert.

111. **Majewski** E. L'hypothèse de M. Kossinna sur l'origine germanique des peuples indo-européens et la vérité scientifique. [Poln.]. Światowit, annuaire de l'archéologie préhistorique polonaise 6, 89—144.

112. **Schrader** O. Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-histor. Beiträge zur Erforschung des indogerm. Altertums. 3. neubearb. Aufl. I.: Zur Geschichte und Methode der linguistisch-histor. Forschung. Jena H. Costenoble 1906. [Erschien Ende 1905.] 8⁰. V u. 236 S. 8 M.

3. Einzelnes zur Kulturgeschichte und Altertumskunde.

113. **Behlen** H. Das nassauische Bauernhaus. Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde u. Geschichtsforschung 25, 237—263.

114. **Červinka** L. Zur Vorgeschichte Mährens. Mitteilungen der k. k. Zentral-Kommission 3. F. 4, 477—498.

Es ergibt sich folgende Besiedelungsfolge: Neolithische Ansiedelung, Kultur des Geschlechtes der gekrümmten Skelette, Bronzealtertümer, Brandgräber, ein Galliergrab, jüngere Besiedelungen.

115. **Hampel** J. Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn. I—III. Braunschweig Friedr. Vieweg u. Sohn 1905. I: XXXIV, 853; II: XVI, 1006; III: XIV S. Text u. 539 Taf. 60 M.

Verfasser weist einleitend auf die große Schwierigkeit der Altertumsforschung in Ungarn hin, da hier im Gegensatze zum westlichen Europa vom 4. bis 10. Jahrhundert ein ununterbrochenes Gewirre von kommenden und gehenden Völkern herrschte, bis endlich das zuletzt ankommende staatenbildende Volk der Völkerwanderung, die Ungarn, unter dem Einflusse des Christentums sich beruhigten. Verfasser teilt die Altertümer der ganzen Epoche in 4 Gruppen.

1. Gruppe. Germanen, größtenteils romanisiert; doch auch Kulturbesitz, der aus der früheren Heimat am schwarzen Meere stammt.
2. Gruppe. Sarmaten mit Erzeugnissen der römischen Provinzialindustrie, die sich diese besonders intensiv angeeignet haben. Dazu kommen Motive (Greifen, Ranken) aus der sarmatischen Heimat, die von hellenistischer Kultur beeinflußt sind.
3. Gruppe. Heterogene Elemente verschiedener Völker; besonders die Hinterlassenschaften uralaltaischer Reitervölker, der Avaren, die um 565 in Ungarn erschienen und bis ins 9. Jahrhundert herrschten. Meist Reitergräber. Waffen- und Pferdeschmuck werden als nationales Eigentum angesprochen werden können,

während die Goldschmiedearbeiten von Byzanz direkt oder indirekt beeinflußt sind.

4. Gruppe. Die spezifisch ungarische Periode. Reitergräber, die durch Beigaben durchlochter römischer Münzen als Schmuck chronologisch bestimmbar sind. Sie zeigen meist Prunk und stehen im Gegensatz zu ärmlichen Bestattungen (Schläfenringen, Tongefäßen mit Wellenornament), in deren Umgebung sie meist erscheinen.

Die Bestattung in allen vier Gruppen erfolgt meist in Reihengräbern. Der Stoff ist über die 3 Bände wie folgt verteilt:

1. Bd. Historischer Rahmen, Übersicht der Literatur, Ornamentik und Chronologie.
2. Bd. Beschreibung der Funde.
3. Band. Atlas (539 Tafeln).

116. **Hansen** A. M. Nogle arkaeologisk-geologiske Bemaerkninger. Aarsberetning (Kristiania) 1905, 161—192.

117. **Heierli** J. Archäologische Funde in den Kantonen St. Gallen und Appenzell. Anzeiger für schweizerische Altertumskunde N. F. 6, 1—7.

118. — Die archäologische Karte des Kantons Solothurn nebst Erläuterungen und Fundregister. Solothurn Theodor Petri 1905. 92 S., 1 Karte u. 9 Tafeln.

119. **Hoffiller** V. Das prähistorische Grabfeld in Smiljan bei Gospič. 'Vjesnik' der kroatischen archäologischen Gesellschaft in Agram N. S. 8, 193—203.

120. **Keller** Ch. Le poulpe de l'allée couverte du Lufang (Morbihan). Revue de l'école d'anthropologie de Paris 15, 239—243.

Die Steinzeichnung eines octopus vulgaris sucht Verfasser mit analogen Zeichnungen der mykenischen Periode in Beziehung zu bringen.

121. **Kießling** M. Das ethnische Problem des antiken Griechenland (erster Teil). Zeitschrift für Ethnologie (Berlin) 37, 1009—1124.

Verfasser tritt dafür ein, daß die Urbevölkerung Griechenlands, dem ursprünglichen Zusammenhange der Halbinsel mit dem asiatischen Kontinente entsprechend, eine asiatische sei. Die Hellenen, ein von Zentraleuropa hereinbrechender Völkerstamm, lebten lange in Gemeinschaft mit den Ureinwohnern. (Ortsnamen usw. wurden beibehalten.) Die dorische Wanderung stellt sich als ein langsames Verdrängen der hellenisch(-asiatischen) Bevölkerung dar durch illyrisch-makedonische Stämme, die die höhere hellenische Kultur übernahmen.

122. **Landau** W. Frhr. v. Die Bedeutung der Phönizier im Völkerleben. (Ex Oriente Lux I, 4.) Leipzig E. Pfeiffer 1905. 44 S.

Eine neue Phönizier-Theorie. Weil man zufällig durch die Berührung der klassischen Völker des Altertums mit den Phöniziern von diesen mehr Kunde hat als von andern, meinte man ihnen eine überlegene Bedeutung zuschreiben zu müssen; das ist ein Irrtum. Die Kolonisation des Mittelmeeres von Phönizien aus ist ethnologisch unmöglich, da hiezu ein Überschuß der Bevölkerung des Mutterlandes gehört, der faktisch nie vorhanden war. Die 'phönizischen Kolonien' an der afrikanischen und spanischen Küste erklären sich aus einer großen Invasion orientalischer Völker. Es ist dieselbe Völkerbewegung, die die Phönizier, ein stammverwandtes Volk, nach Phönizien drängte; so erklärt sich auch die Verwandtschaft der

Phönizier mit den Völkern der 'phönizischen Kolonien', und rechtfertigt sich der Irrtum der Volksgleichheit umsomehr, als die 'Kolonien' mit Phönizien tatsächlich Beziehungen unterhielten.

123. **Majewski** E. Sur les 'Kourgans' contenant les squelettes colorés de la Russie méridionale. [Polnisch.] Światowit, annuaire de l'archéologie préhistorique Polonaise et d'autres pays Slaves 6, 31—46.

124. **Montelius** O. L'Orient et l'Europe. Contribution à la connaissance de l'influence de la civilisation orientale sur l'Europe jusqu'au cinquième siècle avant J.-C. (Deutsche Ausgabe von der Akademie 1899.) Antiquarisk Tidskrift för Sverige 13, 1—252.

125. **Murko** M. Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei der Südslawen. Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 35, 308—330.

126. **Pogodin** A. L. Zur Geschichte der Beziehungen zwischen den Finnen und Indoeuropäern (russ.). Izv. russk. jaz. X 3, 1—23.

I. Wann sind die Russen an die Finnen gestoßen? 1. Nach Ausweis von Ortsnamen u. dgl. hat die russ. Kolonisation des finn. Nordostens zu einer Zeit begonnen, als die russ. Laute noch den ursl. nahe waren (*i*, *u*, *ar*, *al* in russ. Entlehnungen im Finnischen für russ. *ъ*, *ь*, *oro*, *olo*). 2. Eine intensive Kolonisation fällt jedoch in spätere Zeiten (nach der Verflüchtigung von *ъ*, *ь*, als *or*, *ol* vor Kons. dem russ. Ohr nicht mehr unliebsam war). 3. Die nordruss. geogr. Nomenklatur und die Chronik von Novgorod als Quellen zum Studium der russ. Kolonisation. 4. Nichts zeugt dafür, daß die russ.-finn. Beziehungen bis in die ursl. Zeit reichen; selbst von den russ. Stämmen kommen hierin nur die nordruss. in Betracht. — II. Russ. *kovriga* 'eine Art Brot' aus finn. **kaurikka* 'Haferbrot'. — III. Der finn.-ugr. Name für 'Sklave, Knecht' (finn. *orja* usw.) vielleicht urspr. *arjo-* 'Arier', wobei dunkel bleibt, von welchem idg. Volke der Name entlehnt wurde. (Zubatý.)

127. **Rhamm** K. Ehe und Schwiegerschaft bei den Indogermanen. Globus 87, 285—289.

128. **Šťastný** J. Die Thrakier. [Čechisch.] Prog. des Gymn. Prag, Korngasse. 13 S.

1. Es ist wahrscheinlich, daß die homer. Sänger schon die im späteren Bithynien ansässigen Thrakier kennen. 2. Samothrake, Lemnos, Thasos sind in der homer. Zeit von thrak. Bewohnern besetzt; daneben befindet sich auf diesen Inseln die später gekommene tyrsenische, den Etruskern verwandte Bewohnerschaft. 3. Der Name 'Thrakier' gehörte ursprünglich einem auf der thrakischen Chersonesos sitzenden Stamme. 4. Schon bei Homer bezeichnet derselbe auch nördliche Stämme des späteren Thrakiens. — Anz. v. E. Perontka Listy fil. 33, 156—157. (Zubatý.)

129. **Steinhausen** G. Germanische Kultur in der Urzeit. (Aus Natur und Geisteswelt, 75. Bd.) Leipzig B. G. Teubner 1905. 156 S.

Eine Übersicht über germanisches Leben von der Urzeit bis zur Berührung der Germanen mit den Römern.

130. **Watzinger** C. Griechische Holzsarkophage aus der Zeit Alexanders des Großen. Wissenschaftl. Veröffentlichungen d. Deutschen Orientgesellschaft. Heft 6. Leipzig Hinrichs 1905. 95 S.

Eine Beschreibung der bei den Ausgrabungen der Deutschen Orient-

gesellschaft in Abukir in Ägypten gefundenen griechischen Holzsarkophage und der meist Hausform zeigenden Sarkophage aus Südrußland. Verfasser benützt die Gelegenheit, über Begräbnissitten interessante Aufschlüsse zu geben.

131. **Wilke** Beziehungen der west- und mitteldeutschen zur donauländischen Spiral-Mäanderkeramik. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 35, 249—269.

Verfasser sieht in der Spiral-Mäander-Ornamentik ein mathematisch-konstruktives Prinzip. Als Heimat dieser Dekorationsweise wird das untere Donaugebiet herangezogen. Die Spiral-Mäanderkeramik Mitteldeutschlands und der Rheingegenden ist durch Übertragung der Donau-Formen entstanden, ohne daß die Kenntnis des konstruktiven Prinzips mit übertragen wurde. Daraus erklärt sich einerseits der Mangel an Verständnis für diese Form und die Tatsache, daß sie sich bald verflüchtigt, anderseits wird die Annahme gerechtfertigt, daß die Übertragung der Form nicht durch vordringende Völkerstämme, sondern durch Import geschehen ist.

132. **Wilser** L. Altgermanische Zeitrechnung. Verhandlungen d. Naturwissenschaftlichen Vereins in Karlsruhe 18, 3—47.

Verfasser vertritt mit vielen Ausfällen gegen die Annahme einer 'orientalischen' Beeinflussung der nordischen Kultur die Ansicht, daß die Erfindung der Zeitrechnung und vieles andere (z. B. die Runen) Ureigentum der nordischen Völker und von diesen nach dem Süden gelangt sei. (?)

133. **Zaborowski** S. L'Autochtonisme des Slaves en Europe, ses premiers défenseurs. Revue de l'école d'anthropologie de Paris 15, 3—17.

Eine Zusammenstellung der älteren (slavischen) Literatur, die die Autochthonie der Slaven in Europa verficht.

4. Religionsgeschichte.

134. **Dussaud** R. Questions mycéniennes. Rev. de l'hist. des rel. 51, 24—62.

135. **Lehmann** E. Primitive Folks Religion. Grundrids ved folkelig Universitetsundervisning. Nr. 98. Kopenhagen (Ersler) 1905. 16 S. 8°. 0,20 Kr.

136. **Mannhardt** W. Wald- und Feldkulte. 2. Aufl., bes. v. W. Heuschkel. 2. Bd. Antike Wald- und Feldkulte aus nordeuropäischer Überlieferung erläutert. Berlin Gebr. Borntraeger 1905. 8°. XLVIII u. 359 S. 10 M.

136a. **Schrader** O. Totenhochzeit. Ein Vortrag. Jena Costenoble 1904. 38 S. 1,50 M.

137. **Montelius** O. Das Rad als religiöses Sinnbild in vorchristlicher und christlicher Zeit. Prometheus; illustr. Wochenschrift über d. Fortschritte in Gewerbe, Industrie u. Wissenschaft. 16, Nr. 16—18 (1904/5), 1—22.

Das Rad als Sonnensymbol findet sich in den ältesten Zeiten an den verschiedensten Gegenden des Erdballs spontan entstanden. (Orient, Europa, aber auch in Amerika.) Das Triquetrum und das Hakenkreuz, welche beide die drehende Bewegung der Sonne, des leuchtenden Himmelsrades, darstellen, sind bereits in vorgeschichtlichen Zeiten nach dem Norden gekommen und haben hier weite Verbreitung gefunden. Mit dem Eintritt des Christentums findet es auch als göttliches Symbol in der neuen Religion Verwendung.

138. **Osthoff** H. Etymologische Beiträge zur Mythologie und Religionsgeschichte. 2. πέλωρ und τέρας. Arch. f. Rel.-Wiss. 8, 51—68.

139. **Schroeder** L. v. Über den Glauben an ein höchstes gutes Wesen bei den Ariern. Vortrag, gehalten auf dem 2. internat. Kongreß f. allgem. Religionsgeschichte in Basel, am 31. August 1904. WZKM. 19, 1—23.

Früher sah man den Anfang der Religion in Naturverehrung, heutzutage hat sich jedoch die Theorie von dem Seelenkult als Ursprung der Religion mächtig in den Vordergrund gedrängt, die, wenn auch in vielfacher Hinsicht fruchtbar, dennoch zu mancherlei unmöglichen Konsequenzen geführt hat. Man darf keinesfalls die Naturverehrung glattweg aus dem Seelenkult herleiten wollen. Diese beiden verbinden und verschlingen sich zwar häufig, sind aber im Grunde zwei nebeneinander stehende selbständige Wurzeln der Religion. Aber nicht die einzigen. Als dritte mächtige Wurzel tritt hinzu eben der Glaube an ein höchstes, gutes Wesen, dessen Nachweis bei wohl sämtlichen arischen Völkern Aufgabe und Zweck des Schroederschen Vortrages ist. Dabei ergibt sich hinsichtlich dieses Glaubens eine Teilung der arischen Völker in zwei große Gruppen: "1. in eine östlichere Gruppe, in welcher der Gott als Bhaga-Bogŭ hervortretend milde und gütig charakterisiert erscheint; — dazu gehören die Inder und Perser mit ihrem Bhaga (Bagha, Baga), die Phryger mit ihrem Zeus Bagaios, resp. auch die Armenier, und die Slawen mit ihrem Bogŭ; 2. in eine westlichere Gruppe, welcher die Bhaga-Bezeichnung ganz zu fehlen scheint und welche dafür den großen Himmelsgott als Kriegsgott ausgeprägt hat, welche Eigenschaft er in der östlichen Gruppe gar nicht oder kaum besitzt; dahin gehören die Griechen, die Römer, die Kelten und insbesondere die Germanen". Es ist dieser Gegensatz ohne Zweifel psychologisch in der größeren Kriegslust der letzteren Völker begründet. Die Tatsache, daß man in dem altarischen Kult immer nur von Natur- oder Seelenkult, nie aber von dem eines höchsten Gottes hört, ist zwar auffällig, darf aber nicht weiter irre machen, da bekanntlich bei den primitiven Völkern das höchste Wesen meist nur wenig oder gar nicht kultlich verehrt zu werden pflegt, während den Naturmächten und Geistern allerlei Opfer in mannigfacher Gestalt dargebracht werden. (Schröter.)

140. † **H. Usener.** Vgl. Bücheler F. Neue Jahrbb. f. d. kl. Alt. 15, 737—742. — D[ieterich] A. Archiv f. Religionswiss. 8, S. I—XI.

Wien. Dr. Ant. Reichel.

II. Arisch.

A. Indo-Iranisch.

1. **Scherman** L. Orientalische Bibliographie (begründet von August Müller) ... bearbeitet und herausgegeben von Lucian Scherman. XIX. Band (für 1905). Drei Hefte in einem Bande. Berlin, Reuther u. Reichard 1906. VI, 375 S. 8°. 10 M.

IV. Indogermanen. 1. Allgemeines (S. 135—140). 2. Indien (S. 140—182). Rezensionen zu IV, 1—2 (S. 182—186). 3. Iran (S. 186—193). Rezensionen zu IV, 3 ff. (S. 202—203).

2. Studi Italiani di filologia Indo-Iranica diretti da F. L. Pullé. Anno V. Vol. 5. Firenze, G. Carnesecchi e figli 1905. XVII u. 287 S. 8°. 18 M.

Studi. Cartografia antica dell' India. Parte IIa. Il Medio-evo europeo e il primo Rinascimento per F. L. Pullé, pp. 1—139.

Appendici. F. L. Pullé. Due versioni italiane della Imago Mundi, con una nota di Giulio Bertoni, 1—22. — Mario Longhena, L'India nelle

enciclopedie di Benzo d'Allesandria, di Ricobaldo da Ferrara e dell' Orbis Descriptio, 1—23. — Il testo originale del viaggio di Girolamo Adorno e Girolamo da Santo Stefano, 1—56. — F. L. Pullé, Una carta itineraria del XV secolo, 1—47.

3. **Wolff** Fr. Die Infinitive des Indischen und Iranischen. I. Teil. Die ablativisch-genetivischen und die akkusativischen Infinitive. KZ. 40, 1—111. [Erschien auch als Gießener Diss.]

This monograph is a comparative study of the ablative, genitive, and accusative formations in Sanskrit and Avestan. (Jackson.)

4. **Grierson** G. A. On certain suffixes in the modern Indo-Aryan vernaculars. KZ. 38 (N. F. 18), 473—491.

Der Gegenstand der vorliegenden Abhdlg. ist die Untersuchung des Ursprunges derjenigen Suffixe in den modernen indo-arischen Mundarten, die am meisten zur Bildung der Genitive und Dative beim Nomen und des konjunktiven Partizips (entsprechend dem skr. absoluten Partizip auf *ya, tvā*) beim Verbum verwendet werden.

5. **Fay** E. W., A semantic study of the indo-iranian nasal verbs. P. II. III. Americ. Journ. of philol. 26, 172—203, 377—406.

Fortsetzung zu 25, 369—389. Über Ziel u. Umfang seiner Untersuchungen, sowie über die Entstehung dieser nasalen Verba sagt der Verfasser selbst aus: "I propose to make a semantic study of the Sanskrit [and Avestan] verbs of nasal flexion listed by Whitney in his Roots, Verbs Forms, etc., of the Sanskrit Language, adding sundry other roots from the *Dhātupāṭha* as taken up by Uhlenbeck in his Etym. Woert. d. altindischen Sprache.

The nasal-flexional type had its rise, I surmise, in contamination (syncretism) of roots of similar (or contrasting) meanings. The evidence of the daily speech about us proves that such contamination is actively in progress before our eyes. When I hear a person of high cultivation and intelligence say smur I recognize that we have a blend of smear and blur. In this schooled age such a word has a small chance to survive. The conditions were much more favorable to survival of such words in a preliterary stage." Dem eigentlichen Thema gehen Bemerkungen phonetischen u. anderweitigen ähnlichen Inhalts voraus. Die sämtlichen 181 behandelten Verba sind eingeteilt in 1. Verba der *nā*-Klasse (*badhnāti*), 2. Verba der *nu*-Klasse (*sinóti*) u. 3. Verba der infigierten Nasalklassen (*tripéḍhi*).

6. **Joret** Ch. Les plantes dans l'antiquité et au moyen âge. Première partie. Les plantes dans l'Orient classique. II. L'Iran et l'Inde. Paris, Bouillon 1904. XV, 657 S. 8°. 12 Fr.

Res. von Finot, L., in Bull. de l'éc. franç. d'Extr.-Or. 5, 421 f.

B. Indisch.

Allgemeines. Geschichte.

[1. The Adyar Library Report for 1905. Adyar Madras, India, Adyar Library 1905. 14 S.

This report shows the existence of more than 12000 Oriental manuscripts, Sanskrit, Southern Indian, Ceylonese, Siamese, Burmese, etc., in the Adyar Library of the Madras Presidency, and that an or-

ganized staff of pandits is engaged, under the supervision of a European director, in cataloguing them.

2. **Haraprasād Śāstrī**. Notices of Sanskrit mss. Second Series. Published under orders of the Government of Bengal. Vol. 2, pt. 2; vol. 3, pt. 1. Calcutta. 1904. 8°.

These two numbers contain descriptions of more than three hundred manuscripts on various subjects.

3. — Notices of Sanskrit mss. (Extra number.) A catalogue of palm-leaf and selected paper mss. belonging to the Durbar Library, Nepal, to which has been added a historical introduction by Cecil Bendall. Calcutta 1905. 82 + 32 + 273 + 23 S.

This elaborate list of an extensive collection of manuscripts is supplemented by a succinct account of the Nepal and the surrounding kingdoms.

4. **Śāstrī** Hṛishikeśa, and **Gui** Śiva Chandra. A descriptive Catalogue of Sanskrit manuscripts in the Library of the Calcutta Sanskrit College. Nos. 19, 20, 21. Calcutta, Banerjee 1904. 8°.

These numbers continue the list of manuscripts on the following subjects: nāṭaka, alaṃkāra, chanda śrarthaśāstrasūci, kośa, vyākaraṇa, jyotiṣa, and nibandhāna. (Jackson.)]

6. **Warren** W. F. Problems still unsolved in Indo-Aryan Cosmology. JAOS. 26, 84—92.

Bereits im Jahre 1890 konnte Jensen in seiner Kosmologie (S. 184) über das kosmische System der Inder schreiben: 'Daß diese Anschauung nicht aus Persien, sondern direkt oder indirekt aus Babylonien stammt, zeigt die weit größere Gleichartigkeit der babylonischen und indischen als die der persischen und indischen Ideen'. Zum Beweise dessen führt W. 20 Punkte an, in denen der Schlüssel zum Verständnis indo-arischer Vorstellungen in Babylon zu suchen ist. Außer diesen bereits erledigten Fragen harren aber noch viele andere der Lösung, von denen W. einigen näher tritt. Z. B. In der späteren Literatur werden die 7 dvīpas verschiedentlich als feste, horizontal gelagerte Ringe angesehen. W. glaubt jedoch, ohne große Schwierigkeit den Nachweis erbringen zu können, daß in einer prähistorischen Zeit die indischen Kosmologisten die den Babyloniern entnommene Vorstellung von 7 konzentrischen Kugeln (krystallin. Sphären) hatten, die von den 7 Planetengottheiten beherrscht wurden. Einige andere Punkte, die von W. nur gestreift, aber nicht näher behandelt werden, betreffen strittige Details der buddhistischen u. Jaina-Kosmologie, ihre Beziehungen zur brahmanischen und ihre Abweichungen von dieser, namentlich Zeit, Ort und Ursachen dieser Modifikationen.

7. **Klemm** K. Inder (bis zur Gegenwart). Jahresber. d. Geschichtsw. 26, I, 59—78.

8. — Indologie. ZDMG. 59, 221—227.

Besprechung von:

1. Grierson, G. A., Linguistic relationship of the Shāhbāzgaṛhī Inscription (JRAS. N. S. 36, 1904, 725—731), wonach der indo-arischen Grundsprache die modernen Paiśācī-Sprachen näher stehen als Sanskrit.

2. Rapson, E. J., In what degree was Sanskrit a spoken language (ebd. 435—456). Hiernach ist Sanskrit von der vedischen Periode

an bis auf die Muhammedan. Invasion herab ohne Unterbrechung gesprochen worden. Ein Abkömmling der von den ersten Ansiedlern im Nordwesten gesprochenen Sprache, verbreitet es sich zunächst über den Norden und mit dem vordringenden Brahmanismus über ganz Indien. Von einem unbedeutenden Bezirksdialekt hat es sich mit Hülfe der brahmanische Religion, resp. Kaste zur Kultursprache ganz Indiens entwickelt.

3. Kielhorn, F., A List of Inscriptions of Southern India from about A. D. 500. Appendix to Epigraphia Indica. Vol. VII. Calcutta. (Nicht im Handel.) Verzeichnis von ungefähr 210 Urkunden auf Kupferplatten und 890 auf Stein in Sanskrit, Tamil, Telugu, Kanaresisch und (nur 4) in altem Prākrit. Mit einer Ausnahme ist der Datierung die Saka-Ära zugrunde gelegt.

4. Smith, Vincent A., The early history of India from 600 B. C. to the Muhammedan Conquest including the Invasion of Alexander the Great. Oxford, Clarendon Press.

Ein auch für Fernerstehende zur Lektüre angenehmes Buch mit guten Karten und Abbildungen. Den Hauptbestandteil bildet die Zeit von 600 v. Chr. bis 648 n. Chr. Eine ausführlichere Besprechung behält sich Klemm vor.

5. The Bṛhad-devatā attributed to S'aunaka ... edited ... and translated ... by Macdonell. P. I. II. Cambridge. Die erste, allen wissenschaftlichen Anforderungen genügende Ausgabe, bestehend aus Text und Übersetzung mit 7 Anhängen (Glossar, Verzeichnis der Prātikas, der Zitate, der Gottheiten, der einzelnen Geschichten und Nachweise über die Beziehungen des Textes zu andern Werken).

6. The S'rauta-Sūtra of Drāhyāyaṇa, with the commentary of Dhanvin. Ed. by Reuter. P. I. London.

Vorläufig Paṭala 1—10 erschienen.

7. Hertel, Johannes, Über das Tantrākhyāyika, die Kaśmīrische Rezension des Pañcatantra ... Leipzig 1904 = Abhandlgn. d. Kgl. sächs. Ges. d. Wiss., philol.-histor. Kl. XXII, 5.

8. Mazumdar, B. C., On the Bhaṭṭikāvya (JRAS. N. S. 36, 1904, 395—397).

Nach ihm fällt die Abfassungszeit des Bhaṭṭik. in das 5. Jahrh. Aus einer auffälligen Übereinstimmung einer Stelle des Bh. mit der Mandasor-Inschrift (zu Ehren Kumāraguptas) schließt M. auf Vatsabhaṭṭi, den Dichter eben dieser Inschrift, als Verfasser des Bh.

9. Grierson, G. A., Guessing the Number of Vibhītaka seeds (ebd. 355—357).

Bericht über die Kaniyās, Leute Nordindiens, zum Abschätzen der Ernte auf Halm und Baum eingerichtet, die es hierin zu einer erstaunlichen Fertigkeit und wunderbaren Sicherheit bringen.

10. Franke, Otto, Kant und die altindische Philosophie. In: Zur Erinnerung an Imm. Kant, hrsg. v. d. Univ. Königsberg. Halle a. S. 1904. S. 107—141.

Über die Berührungspunkte der Philosophie Altindiens mit Kant, der gewissermaßen jene fortsetzte u. vollendete, indem er das Schwergewicht auf die Kritik der Erscheinungen legte, während jene das den Erscheinungen zugrunde liegende Wesen zum Mittelpunkte ihrer Erörterungen machte.

11. La Sâṃkhyakârikâ étudiée à la lumière de sa version chinoise par M. J. Takakusu (Bulletin de l'école franç. d'Extrême-Orient 4, 1—65).

Eine sehr eingehende Behandlung des ältesten Werkes der Sâṃkhya-Philosophie, das aber in der hier herangezogenen chinesischen Version, als deren Verfasser Paramârtha, auch Kulanâtha genannt, angegeben wird, nicht nur von dem von Gauḍapâda benutzten u. kommentierten Texte abweicht, sondern auch in ein bedeutend früheres Alter hinaufreicht (500 v. Chr., während der Text des Gauḍap. um 700 n. Chr. anzusetzen ist).

Auch sonst finden sich sehr wertvolle Nachrichten zur Literaturgeschichte des 5. u. 6. Jahrhs. aus chines. Quellen darin.

12. The Vedânta-sûtras with the commentary of Râmânuga transl. by Thibaut. P. III. Oxford 1904. (Sacred books of the east. Vol. 48.)

Hiermit ist dieses Werk zum Abschluß gekommen.

13. Pischel, R., Bruchstücke des Sanskritkanons der Buddhisten aus Idykutšari, Chinesisch-Turkestan. Mit 3 Tafeln. (Sitz.-Ber. d. Kgl. Preuß. Ak. d. W. 1904. S. 807—827.)

Ausführliche Besprechung des von Grünwedel mitgebrachten Holzblockdrucks in zentralasiatischer Brâhmî, der das Vorhandensein eines von der in Pâli-Sprache erfolgten südlichen Aufzeichnung unabhängigen Sanskritkanons beweist. Die veröffentl. Bruchstücke gehören dem Saṃyuktâgama an und entsprechen 6 Sûtras der chines. Übersetzung dieses Werkes.

14. Pullé, F. L.. Il congresso di Hanoï per gli studi dell' estremo oriente. (Studi Italiani di filologia indo-iranica. Vol. VI.)

Inhalt: Volkstypen, Bericht über den ethnolog. u. archaeolog. Atlas von Indo-China, ein Kapitel über Campâ u. seine Denkmäler, sowie eine Schilderung von Tonkin u. den Verhandlungen des Kongresses.

9. **Holdich** Th. H. India. (Chapter 1: Early India). London, Frowde 1904. 388 S. 8°. 7 sh. 6 d.

Rez. von Irvine, W., in JRAS. 1905, 376—379.

10. **Hoernle** A. F. and **Stark** H. A. A History of India. Cuttack, Orissa Mission Press. Oxford, Blackwell a. Co. 1904. 210 S. 1 R. 8 a.

Rez. von Smith, V. A., in JRAS. 1905, 371—373.

11. **Justi** I. India. [Edited by A. V. Williams Jackson.] In: A History of all Nations 2, 293—329. Philadelphia, Pa., Lea Brothers 1905. Gr. 8°.

12. **Miceli** Giov. L'India antica. (Biblioteca del popolo. Vol. 358.) Milano, Sonzogno 1905. 61 S. 15 L.

13. **Sâstri** T. G. Bhâratânuvarṇanam, or description of India. Trivandrum, Sâstri 1905. 8 u. 159 S. 1 R.

A useful little Sanskrit Reader composed in good style, without pedantry, and written with a view to present a picture of India's early civilization as well as to instruct the pupil in the Sanskrit language. (Jackson.)

14. **Smith** V. A. The early history of India from 600 B. C. to the Muhammadan conquest, including the invasion of Alexander the great. With 9 plates a. 6 maps. Oxford, Frowde 1904. VI u. 389 S. 8°. 14 sh.

Rez. von Hultzsch, E., in JRAS. 1905, 373 f. — Burgess, I., in Ind. Antiq. 34, 195 f.

15. **Hoernle** R. Some problems of ancient Indian history. No. III: The Gurjara clans. JRAS. 1905, 1—32.

Bereits früher hat H. zu Cunninghams Theorie, daß die Kaiser von Kanauj Tomaras waren, seine Zustimmung ausgesprochen. Diese Tomaras werden, soweit H. dieses feststellen konnte, in älteren Berichten nur zweimal erwähnt, in der Pehewa-Inschrift aus der Zeit des Mahendrapāla (c. 885—910 A. D.) u. in der Harsha-Inschrift des Chohan Vigraharāja 973 A. D. Aus jener Vermutung u. aus Hypothesen Mr. Bhandarkars folgt weiter, daß die Tomaras mit den Solankis (Chaulukyas), Parihars (Pratīhāras), Parmars (Paramāras), Chohans (Chāhumānas oder Chāhuvānas), den 4 sogenannten Agnikula Clans der Rajputen u. den Kachhwahas (Kacchapaghātas) dem Volke der Gūrjaras angehören. An der Hand des meist inschriftl. Quellenmaterials gibt H. einen Überblick über Herkunft u. weitere Schicksale dieser Stämme, sowie über ihren Einfluß auf die Geschichte Indiens, dem er schließlich eine gedrängte Skizze der geschichtl. Ereignisse Indiens während der im Vorhergehenden gezeichneten Periode (c. 500—1100 A. D.) hinzufügt. Darnach fand in der 1. Hälfte des 6. Jahrhs. ein großer Einfall zentralasiatischer Völkerschaften (darunter eben auch die Gūrjaras) in Indien statt, der sich bis nach Gwaliyor erstreckte. Im weiteren Vordringen durch die Kaiser Yaśodharman-Vikramāditya u. Harsha Vardhana aufgehalten, teilten sich die fremden Horden u. wandten sich in der Hauptmasse nach Rajputana u. nach dem Panjab, während die Chālukyas südlich zogen, dort ein Reich mit der Hauptstadt Badami gründeten u. brahman. Religion u. Gesittung annahmen. Die folgenden 2 Jahrhunderte waren eine Zeit friedlicher Entwicklung, innerer politischer Erstarkung u. der Verschmelzung mit den Eingeborenen. Um 780 wurde der Vorstoß nach Osten wieder aufgenommen, der die fremden Eroberer bis an die Grenze von Bengalen führte, überhaupt trotz mehrfacher erfolgreicher Gegenvorstöße der alteingesessenen Bevölkerung die Expansionspolitik so erfolgreich fortgesetzt, daß um 840 A. D. fast der ganze Norden Indiens zum Reich der Gūrjaras gehörte. Nach diesen glänzenden Erfolgen trat, zumeist durch verderbliche Eifersüchteleien u. Streitigkeiten unter den herrschenden Klassen hervorgerufen, eine Erstarrung u. Schwächung des polit. Lebens im Innern und nach außen ein, die den Verband des Reiches derartig lockerten, daß es um 950 A. D. nur aus einzelnen unabhängigen Staaten bestand, die ohne Bedeutung für die Geschichte Indiens ein ruhmloses Dasein fristeten, bis sie um 1050 A. D. von dem Gahaṛwāṛ Chandra Deva erobert u. damit aus der Liste der selbständigen Staaten gestrichen wurden.

16. **Smith** V. A. Asoka notes. Ind. Antiq. 34, 200—203, 245—251.

IV. Consular officers in India a. Greece. — Die zivilen u. militär. Einrichtungen des Maurya-Reiches, wie sie in den Aśoka-Edikten u. von den griechischen Schriftstellern geschildert werden, waren rein indische, in einigen Einzelheiten von persischem Einfluß modifiziert, u. zeigen keine Ähnlichkeit mit hellenischen Gebräuchen. Eine einzige Ausnahme hiervon machen die von Megasthenes ἀστύνομοι genannten Offiziere, die mit der Fürsorge für die Fremden betraut waren u. in verschiedener Beziehung den griechischen πρόξενοι genau entsprechen. — V. Persian Influence on Maurya India. — Beispiele hierfür sind: Die Verwandtschaft der Aśoka-Säulen u. Basreliefs mit der persischen Architektur. Der Gebrauch der Kharoshṭhi-Schrift an der Nordwestgrenze Indiens. Verschiedene Wörter

u. Phrasen der Aśoka-Inschriften. Die Sitte der Haarwaschung des Königs, die mit großen Festlichkeiten verbunden war (vgl. Herodots Bericht über die grausame Rache der Amestris, der Frau des Xerxes, an dem Weibe des Masistes), sowie die von Megasthenes erwähnte entehrende Bestrafung durch Abschneiden des Haupthaares (vgl. einen chinesischen Bericht des 6. Jahrhs. A. D. über eine ähnliche Strafe unter den Sassaniden-Herrschern). Aus den beiden letzten Beispielen ergibt sich, daß die alten Inder das Haupthaar lang getragen haben, während die modernen Hindus mit Ausnahme der Sikhs u. gewisser Kasten das Kopfhaar scheren, eine Gewohnheit, deren Ursprung u. zeitliche Entstehung noch nicht erklärt worden ist. Der persische Titel Satrap (Kshatrapa) ist in der Maurya-Periode noch nicht üblich gewesen, sondern hat erst seit den Zeiten Mithridates' I. (c. 174—136 B. C.) Eingang gefunden u. zwar durch fremde Herrscher, die auf indischem Boden sich Reiche gegründet hatten. — VI. The meaning of sâmaṁta in Rock edict II. — Das fragliche Wort, das mit den ungenannten Yôna oder hellenistischen Königen in Verbindung steht, darf nicht, wie es Bühler getan hat, durch Vasallenkönige wiedergegeben werden, sondern ist einfach mit benachbart, angrenzend zu übersetzen, welche Bedeutung es übrigens auch in Childers' Pâli Dictionary hat. — VII. The meaning of chikîchha in the same edict; and revised translation of the edict. — Dieses Wort bedeutet weder 'system of caring for the sick' (Kern), noch 'remedies' (Senart), noch 'hospitals' (Bühler) oder 'provident arrangements' (Bhandarkar), sondern (auf Grund von Fa-hiens Beschreibung des Hospitals in Pâṭaliputra) 'all the measures taken by Aśôka's medical department for the benefit of the sick, and for the purpose of combating disease'. — VIII. The Kêralaputra and Satiyaputra kingdoms. — Kêraḷa (auch Chêra) ist ein noch heutigen Tages gebräuchlicher Name, u. das betreffende Reich ist ohne Zweifel in dem Küstenstrich zwischen den West-Ghâts u. dem Meere von 12° 20' n. B. bis zum Kap Comorin (Kumâri) zu suchen. Über Satiyaputra gehen die Ansichten allerdings auseinander, doch glaubt Smith es mit ziemlicher Sicherheit mit dem unmittelbar nördlich von Kêraḷa liegenden Tuluva-Gebiet identifizieren zu dürfen.

17. — Asoka's alleged mission to Pegu (Suvannabhumi). Ind. Antiq. 34, 180—186.

Ausführlichere Begründung der von Smith bereits früher (Early history of India, p. 166) geäußerten Bedenken hinsichtlich der Wirklichkeit einer angeblich von Aśoka nach Pegu beorderten buddhist. Mission. Smith setzt dabei die Richtigkeit der von Colonel Gerini gemachten Identifizierung Suvaṇṇabhumis mit dem Golfe von Martaban (d. h. der Umgegend der Städte Pegu u. Mulmein, resp. dem Delta u. Unterlaufe von Irrawaddy, Sittang u. Salwen) voraus. Die ganze Erzählung geht in letzter Instanz auf eine Nachricht im Dîpavaṃsa zurück. Die haupsächlichsten Gründe für das ablehnende Verhalten Smiths sind das Fehlen des Namens Suvaṇṇabhûmi auf den Edikten Aśokas selbst, und das Nichtvorhandensein von Monumenten aus der Zeit des Aśoka in Burma, sowie daß die termini technici des burmes. Buddhismus im weitesten Umfange nicht dem Pâli, sondern dem Sanskrit entlehnt sind, also dem Mahâyâna, der nördlichen Schule angehören u. nicht dem Hînayâna, der früheren (südlichen) Form des Buddhismus, schließlich, daß die ältesten bekannten Skulpturen nicht einem brahmanisierten, sondern bereits einem hinduisierten Buddhismus angehören. Ebensowenig glaubt Smith an eine abermalige Belehrung der

Burmesen im Buddhismus durch Buddhaghôsa (5. Jahrh. p. C.), den er überhaupt nicht für eine historische Persönlichkeit hält. Smith ist vielmehr der Überzeugung, daß die gegenwärtige Form des burmes. Buddhismus aus dem 5. Jahrh. p. C. datiert u. auf eine Reformation unter dem Könige Dhammachêti zurückgeht (vgl. die Kalyâṇī-Inschriften).

18. **Pearson** C. Alexander, Porus, and the Panjab. Ind. Antiq. 34, 253—261.

(Mit einem Vorwort von V. A. Smith.) Der Aufsatz handelt über das Datum u. die Örtlichkeiten der kriegerischen Operationen Alexanders im Pañjab 326 a. C., speziell über die Schlacht am Hydaspes, deren zeitlichen u. lokalen Verlauf an der Hand einer Karte festzulegen versucht wird. P. untersucht dabei unter Heranziehung der von den alten Geschichtsschreibern gemachten Angaben die von Cunningham, Abbott, Smith (Early history of India) usw. aufgestellten Hypothesen, ohne bei dem gegenwärtigen Stand dieser Frage zu einem abschließenden Urteil zu gelangen.

19. **Grierson** G. A. Pisaca = 'Ωμοφάγος. JRAS. 1905, 285—288.

Der Verfasser gibt teils im Auszug, teils in wörtl. Übersetzung aus der betreffenden Landessprache verschiedene altüberlieferte Legenden, die von dem ehemaligen Vorhandensein von Kannibalismus unter den nordwestl. Stämmen Britisch-Indiens (in Gilgit, Chitral u. Kāfiristān) Zeugnis ablegen. Eine davon, die Geschichte vom Zauberer Shiribadatt, der mit der Zeit zum ausschließl. Menschenfresser wurde, erinnert zweifellos an das Mahā-sutasōma Jātaka, in dem vom Helden Brahma Datta dasselbe berichtet wird. Einer Vermutung Hoernles Folge gebend, hält auch Gr. die phonetische Gleichung Pashai-Piśāca für möglich (die Pashai sind ein Zweig der Kāfirs). Derartige Erzählungen sind aber, wie aus den mitgeteilten Beispielen erhellt, über das ganze moderne Piśāca verbreitet. Auf Grund dieser Tatsachen sowie der ursprünglichen Bedeutung von Piśāca = ὠμοφάγος, an eater of raw flesh, kommt Gr. zu der Annahme, daß die Piśācas der Sanskritliteratur im Nordwesten Indiens ihren Sitz gehabt haben.

20. **Aiyangar** S. K. The Agnikula; the Fire-race. Ind. Antiq. 34, 261—264.

Hoernle, Some problems of ancient Indian history (JRAS. 1905, p. 1 ff.) bezeichnet die Paramâra Râjputen als die einzige Familie, die zu den Agnikulas gehören, wenn auch die Legende hiervon über die Mitte des 11. Jahrhunderts (die Zeit der Paramâras) hinausreichen kann. Aiyangar weist nun in der klassischen Tamil-Literatur eine Beziehung zu dieser Legende nach, sowie, daß in jenem Teile Indiens alte Familien existiert haben, die ihre Herkunft auf die Agnikulas zurückführten. Aiy. kommt in der zeitlichen Festlegung dieser Erzählung bis ins 2. Jahrhundert a. C.

21. **Ettinghausen** M. L. Harṣa Vardhana, empereur et poète de l'Inde septentrionale (606—648 A. D.). Étude sur sa vie et son temps. [Thèse de Paris.] London, Luzac 1906. X, 194 S. [nebst 1 Bl. Errata et Corrigenda]. 5 Sh.

22. **Franke** O. Hat es ein Land Kharoṣṭra gegeben? Sitzber. d. K. Pr. Ak. d. Wiss. 1905. 1, 238—248. [Auch bes.: Berlin (G. Reimer) 1905. 11 S. 0,50 M.]

Bereits früher hat Fr. im Verein mit Pischel (s. Sitzber. d. K. Pr. Ak. d. Wiss. 1903, S. 184 ff. u. S. 735 ff.) die Behauptung Sylvain Lévis (s. Le pays de Kharoṣṭra et l'écriture Kharoṣṭrī in Bulletin de l'éc. franç. de l'extr. or. IV, 543 ff.) von der Existenz eines Landes Kharoṣṭra entschieden

verneint, auch die neue Hypothese des letzteren darüber ist unhaltbar, da die Deutung der Glosse, die Lévi zu seiner Annahme veranlaßt hat, sich mit dem chinesischen Texte nicht deckt. Außerdem "findet sich von einem geographischen Namen Kharoṣṭra in der ganzen uns bisher bekannten indischen wie chinesischen Literatur nicht eine Spur". Schließlich wird die Möglichkeit, daß der Inhalt der Glosse eine freie Erfindung der Glossisten ist, nachgewiesen.

23. **Vost** W. Saketa, Sha-Chi, or Pi-So-Kia. JRAS. 1905, 437—449.

Wie über die Lage vieler ehemaliger indischer Städte, so herrscht auch über die von Sāketa große Unsicherheit, die zu einem guten Teil auf der schwankenden u. mannigfachen Benennung u. den dadurch hervorgerufenen Versehen der alten chinesischen Geographen beruhen dürfte. S. war eine zwischen Kanauj u. Pāṭali-putra (jetzt Patnā) nördlich vom Ganges gelegene Stadt, deren Existenz sich von den Tagen Gautama Buddhas an bis ungefähr 400 A. D. nachweisen läßt. V. führt nun die bis jetzt über S. aufgestellten Hypothesen an, wägt sie gegen einander ab und, da er von ihrer Unzulänglichkeit überzeugt ist, so glaubt er die Lösung dieser geographischen Frage finden zu können, indem er mit Cunningham die Reiche Ayodhya, Pi-so-kia u. Sha-chi ziemlich identisch sein läßt, die sämtlich zwischen den Flüssen Ghāgharā u. Ganges sich befunden haben müssen, u. indem er weiterhin Fa-hians Beschreibung der Hauptstadt von Sha-chi u. die des Yuan Chwang von der von Pi-so-kia als auf ein u. dieselbe Stadt u. zwar auf Sāketa sich beziehend annimmt. Unter Verwertung anderweiter geographischer Angaben u. der tatsächlichen topographischen Verhältnisse weist V. nunmehr das alte S. im heutigen Tusāran Bihār nach.

Literaturgeschichte.

24. **Henry** V. Les littératures de l'Inde: Sanscrit, Pâli, Prâcrit. Paris, Hachette et Co. 1904. XII, 335 S. 8°. 3,50 Fr.

Rez. von Renel, Ch., in Rev. de l'hist. des rel. 51, 310 f.

25. **Winternitz** M. Geschichte der indischen Litteratur. 1. Teil. Einleitung u. 1. Abschn. der Veda. (Die Litteraturen des Ostens in Einzeldarstellungen. 9, 1.) Leipzig, Amelang 1905. 258 S. 8°. 3,75 M.

Rez. von Geiger, B., in WZKM. 19, 314 ff.; von D. Andersen in Nord. Tidskr. f. filol. 3. R. 14, 72—76.

26. **Cimmino** F. Studii sul Teatro Indiano. 1. Sul dramma Karpûramañjari. 2. Sul dramma Caṇḍakauśika. Neapel 1905. 76 S.

Exegetisch und literarisch.

27. **Oertel** H. Contributions from the Jâiminîya Brâhmaṇa to the history of the Brâhmaṇa literature. JAOS. 26, 176—196.

Fünfte Serie. (Die ersten 4 Serien stehen in JAOS. 18, S. 15; 19, S. 97; in Actes du 11e Congrès intern. des orient. Paris 1897, vol. 1 (1899), S. 225 u. in JAOS. 23, S. 325.)

I. Indra in the guise of a woman (JB. II, 78). — Das gleiche Motiv finden wir in Daṇḍins Dāśakumāracarita, wo Pramati durch die nämliche List Eingang zu seiner geliebten Navamālikā erlangt, in der griechischen Geschichte von Leukippos u. Daphne (bei Pausanias u. Parthenius), des öfteren in der röm. Komödie (s. Ribbeck Geschichte der röm.

Dichtung I, 211), auch in einer alt-arabischen Erzählung "Die Geschichte von einem Freunde in der Not" [1]).

II. A Greek parallel to a Hindu popular belief [2]). — Eine merkwürdige Parallele zu Ovid A. A. III, 787—8 wird in einigen Stellen des S'B. (I, 1. 1. 20; II, 5. 2. 17 usw.) und im JUB. (I, 53. 3) gefunden, die O. mit Bṛhat Saṃhita 78, 24 zusammengebracht wissen will u. die auch durch Belege aus griech. Ärzten (Hippokrates, Galen, Oribasius) entsprechend illustriert wird.

III. The legend of Svarbhāna (JB. I, 80—81).

IV. Indra, in the guise of a monkey, disturbs the sacrifice (JB. I, 363). — Identisch S'B. I, 6, 9—18. Weber (Ind. St. IX, 38) führt beide Stellen auf ein Mißverständnis von RV. VIII, 2, 40 zurück. Hillebrandt (WZKM. XIII, 317 ff.) sieht in solchen Metamorphosen eine Äußerung der māyā Indras. Hierher gehört auch RV. III, 53, 8 u. VI, 47, 18. TÁ. I. 5, 2 nimmt Indra die Gestalt einer Ameise an, RV. I, 32, 12 verwandelt er sich in ein Roßschweifhaar, Kathāsaritsāgara XVII, 114 in eine Katze u. Rāmāy. VII, 18 in einen Pfau. Indra ist in diesen Fällen das Gegenstück zum griech. Proteus u. röm. Vertumnus.

V. The Lex talionis in the other world. (A parallel to JB. I, 43.) Beziehung zu Manu V, 55 u. KB. XI, 3 (vgl. hierzu JAOS. 15, 234 ff.).

Nachträglich ermittelte Ergänzungen zu obiger Abhandlung gibt Oertel in den Additions to the fifth series of contributions from the Jāiminīya Brāhmaṇa in JAOS. 26, 306—314. Sie enthalten zum größten Teil weitere Parallelen zu den dort mitgeteilten Geschichten aus der sonstigen Fabelliteratur der indogerman. Völker.

28. **Stönner.** Über die kultur- und sprachgeschichtliche Bedeutung der Brāhmītexte in den Turfan-Handschriften. Zeitschr. f. Ethnol. 37, 415—420.

Die vorliegenden Fragmente sind in der sogenannten "Zentralasiatischen Brāhmī" geschrieben und enthalten nur Sanskrit. Sie beziehen sich, wie meist, auf die buddhistische Religion und sind besonders deshalb so wichtig, weil sie Teile des Sanskritkanons der Buddhisten enthalten. Damit ist die Voraussetzung des Pālikanons für die nordbuddhist Literatur gegenstandslos geworden. Die Sprache ist, ähnlich dem Mönchslatein, ein prākṛitisierendes Sanskrit mit lau gehandhabter Grammatik u. schließt sich am nächsten der des Mahāvastu an.

29. **Caland** W. De Literatuur van den Sāmaveda en het Jaiminigṛhyasūtra (Verhandelingen der Koninkl. Akad. van Wetensch. te Amsterdam. Afd. Letterkde. N. R. Deel VI. No. 2). Amsterdam, Müller (Leipz., Harrassowitz) 1905. 15, 98 S. 8°. 1,80 fl. (3,25 M.)

Rez. von Kirste, J., in WZKM. 20, 108 f.; H[enry], V., in Rev. crit. 1905, 2, 421 f.

30. **Narasimhiengar** T. Bhamaha the rhetorician. JRAS. 1905, 535—545.

Ein kurzer Bericht über das unlängst aufgefundene Palmblatt-Ms. Bhāmahas, eines für die Rhetorik Indiens bedeutsamen Autors, der, wie Vergleichungen mit Daṇḍin ergeben, nicht vor, sondern nach diesem anzusetzen ist. Bh.'s Werk, das zugleich die Datierung andrer Sanskritautoren

---

1) Siehe JAOS. 26, 296 ff.

2) Es betrifft den ziemlich weit verbreiteten Glauben, daß der männliche Foetus in der rechten Seite, der weibliche in der linken Seite des Uterus sich entwickele.

zuläßt, betitelt sich Kāvyālaṅkāra, besteht aus 400 (meist Anushṭubh-) Versen und ist in 6 Kapitel eingeteilt: 1. śarīra, 2. u. 3. alaṅkāras, 4. dōsha, 5. nyāya, 6. śabda-śuddhi. Der Stil seines Lehrbuches ist ein vorzüglicher u. entspricht ganz den strengen Anforderungen, die er selbst hinsichtlich der Komposition aufstellt.

31. **Barnett** L. D. The date of Bhāmaha and Daṇḍī. JRAS. 1905, 841 f.

Mit Bezug auf Narasimhiengars Aufsatz "Bhāmaha the rhetorician" (JRAS. 1905, 533 ff.) bringt B. einige weitere Notizen zur Festlegung der Lebenszeit dieses u. seines Vorgängers Daṇḍin. Er geht hierbei aus von der singhales. Rhetorik "Svabhāṣālaṃkāra", die sich auf das Kāvyādarśa des Daṇḍin stützt, der darin namentlich aufgeführt wird. Glaubwürdiger Überlieferung nach ist nun das Svabhāṣālaṃkāra im 8., spätestens im 9. Jahrh. entstanden. Da ferner Daṇḍin den Kālidāsa erwähnt, der gewöhnlich in den Anfang des 5. Jahrhs. gesetzt wird, so gewinnt die Annahme, Daṇḍin habe im 6. Jahrh. gelebt, nicht unbedeutend an Wahrscheinlichkeit. Aber auch die weitere Schlußfolgerung Narasimhiengars, daß Bhāmaha im der 1. Hälfte des 8. Jahrhs. gelebt habe, wird durch das Svabhāṣālaṃkāra gerechtfertigt. Die Colombo-Ausgabe dieses Werkes bringt den Daṇḍin mit Vāmana zusammen. Zwei vorzügliche Mss. des Britischen Museums lesen aber statt vāmana bāmaha. Was ist nun das richtigere? Vāmanas Rhetorik ist für Jahrhunderte in ganz Indien maßgebend gewesen, während Bhāmaha ziemlich unbekannt geblieben ist. Deshalb ist doch wohl wahrscheinlicher, daß irgend ein Schreiber Bhāmahas Namen mit dem des berühmten Vāmana vertauscht hat, als daß es sich umgekehrt verhalte. Narasimhiengars Hypothese ist demnach wohl unbedenklich beizustimmen.

32. **Takakusu** J. A study of Paramartha's life of Vasu-Bandhu; and the date of Vasu-Bandhu. JRAS. 1905, 33—53.

Paramārtha (A. D. 499—569), auch Kula-nātha genannt, war ein berühmter Brahmane aus der Familie der Bhāradvājas u. wurde, als der chines. Kaiser Wu-ti den Wunsch nach einem gelehrten Buddhisten als Übersetzer u. Erklärer der Mahā-yāna-Texte am Hofe zu Magadha zu erkennen geben ließ, ausersehen, diesen ehrenvollen Posten zu übernehmen. Von seinen zahlreichen Schriften hat nun aber den höchsten Wert für uns das "Leben des Vasu-Bandhu", weil es ganz unerwartet Licht über eine dunkle Periode in der Geschichte des Buddhismus, der Sāṁkhya-Schule u. der indischen Literatur überhaupt verbreitet [1]). V.-B., in Puruṣapura (Peshawar) geboren, war der zweite u. berühmteste unter 3 gleichnamigen Brüdern. Zunächst Hīna-yānist, wurde er von seinem älteren Bruder zur Māhā-yāna-Richtung bekehrt, als deren größter und bedeutendster Vertreter er im Alter von 80 Jahren zu Ayodhyā gestorben ist. Gewöhnlich wurde V.-B. bisher in das 6. Jahrh. A. D. gesetzt (so von Max Müller, M. Sylvain Lévi), doch glaubt T. auf Grund seiner Forschungen diese Angabe korrigieren u. rektifizieren zu können. Die Werke des V.-B. sind bis jetzt nicht im Original, sondern nur in chinesischer Übersetzung veröffentlicht, weshalb sich seine literarische Tätigkeit auch nur mit Hilfe chines. Autoritäten sowie aus verstreuten geschichtl. Angaben in Paramārthas Lebensbeschreibung des V.-B. selbst zeitlich feststellen läßt. Da nun Paramārtha sich von 546 bis 569 in China aufgehalten hat und die

1) Eine engl. Übersetzung davon befindet sich im Toung-Pao vom Juli 1904, von Takakusu verfertigt.

meisten Übersetzungen der Werke des V.-B. in der 1. Hälfte des 6. Jahrhs. A. D. erfolgt sind, da es fernerhin zwar möglich, aber nicht wahrscheinlich ist, daß die Schriften des V.-B. unmittelbar nach ihrer Abfassung nach China gebracht worden sind, so kommt T. im Verein mit den aus der Lebensbeschreibung des V.-B. selbst geschöpften Kombinationen zu dem Ergebnis, daß V.-B. nicht nach 500, sondern vor 500, ungefähr 420—500 gelebt haben wird.

33. **Bhashya Charya** N. The age of Patanjali. New and revised edition. (Adyar Library Series. I.) Madras-Adyar, Theosophist Office 1905. 25 S.
Abdruck aus dem "Theosophist" vom September 1889.

34. **Jacob** G. A. Vindhyavâsin. JRAS. 1905, 355 f.
Zu der von Takakusu vorgeschlagenen Identifizierung der bisher etwas schattenhaften Persönlichkeit des Vindhyavāsin mit Íśvarakṛṣṇa, dem Autor der Sānkhyakārikā, bringt J. noch eine andere Stelle aus dem S'lokavārtika mit Nennung des Vindhyavāsin. In dem gleichfalls zur Zeit noch sehr wenig bekannten Vārṣagaṇya, den Takakusu mit Vṛṣagaṇa, dem Lehrer des Vindhyavāsin gleichsetzt, vermutet J. umgekehrter Weise den Vindhyavâsin selbst, der als "Nachfolger u. Schüler" des Vṛṣagaṇa eben den Namen Vārṣagaṇya erhalten hat.

Grammatik.

35. **Wackernagel** J. Altindische Grammatik. II, 1. Einleitung zur Wortlehre. Nominalkomposition. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1905. XII, 329 S. 8 M.
Rez. von Leumann, E., in LZ. 1905, 1191 f.; Henry, V., in Rev. crit. 1906, 2, 121–124; Uhlenbeck, C. C., in Museum (Leiden) 13, 89—92.

36. **Thumb** A. Handbuch des Sanskrit mit Texten und Glossar. I. Teil: Grammatik. II. Teil: Texte u. Glossar. (Sammlung indogerm. Lehrbücher, herausg. von H. Hirt. I. Reihe: Grammatiken. 1. Bd.) Mit dem Untertitel: "Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Altindischen". Heidelberg, Winter 1905. XVIII. 505 u. V, 133 S. 8°. 14 M., 4 M.
Rez. von Leumann, E., in ZDMG. 59, 436—441; H[illebrand]dt, in LZ. 1906, 861—863; Pischel, R., in DL. 1905, 2251—59; 2986—88; Henry, V., in Rev. crit. 1906 1, 361—363; 2, 258; Ciardi-Dupré, G., in Gi. Soc. as. it. 18, 355—357; Speier, J. S., in Museum (Leiden) 13, 7 f.

37. **Liebich** B. Sanskrit-Lesebuch. Zur Einführung in die altindische Sprache u. Literatur. Leipzig, Harrassowitz 1905. X, 651 S. 8°. 10 M.
Inhalt: Einleitung (Verzeichnis der benutzten Texte u. Übersetzungen, Anweisung zum Gebrauch des Buches, Aussprache u. Sandhi-Regeln). — Nala. — Pañcatantra. I. — Somadeva's Kathāsaritsāgara. I. — Bhartṛhari. — Kālidāsa's Kumārasambhava. I. — Alles in lateinischer Umschrift u. mit Übersetzung von Rückert, Kellner, Fritze, Tawney, Böhtlingk u. a. — Ferner ein ausführliches Wörterbuch.
Rez. von H[ultzsch], E., in LZ. 1905, 1626.

38. **Vidyabhusana** S. Ch. Indian Alphabets during the Buddhist period. Maha-Bodhi 12, 26—33.
Behandelt: 1. Inscriptions (± 300 B. C.). 2. Origin of the Indian alphabet (± 900 B. C. ?). 3. Antiquity of the Indian alphabet. 4. Evolution of the Indian alphabet. 5. The rapid progress of the Nagari alphabet. 6. Bengali and Tibetan alphabets.

39. **Wecker** O. Der Gebrauch der Kasus in der älteren Upaniṣad-Literatur

verglichen mit der Kasuslehre der indischen Grammatiker. BB. 30, 1—61 u. 177—207.

40. **Aufrecht** Th. Wurzel *dhvar*. KZ. 38 (N. F. 18), 499 f.

Sie soll nicht 'beugen, zu Fall bringen' (wie Roth will), sondern 'verletzen, beschädigen' bedeuten u. dem griech. φθείρειν genau entsprechen (*adhvarā*, ursprüngl. Adjektiv, unverletzlich = ἄφθορος). Aufzählung der Stellen, an denen *dhvar* u. dessen Ableitungen vorkommen.

41. **Collitz** H. Die Herkunft der *ā*-Deklination. BB. 29, 81—114.

Bisher hat man die zur ersten Deklination der griech. u. latein. Sprache, zur sogen. *a*-Deklination gehörigen Stämme für alte *ā*-Stämme gehalten. Gewisse Parallelen der abgeleiteten *a*- u. *i*-Deklination im Sanskrit führten C. zu dem Versuche, die Unregelmäßigkeiten der *a*-Dekl. zur Erklärung der Unregelmäßigkeiten in der *i*-Dekl. zu benutzen. Es stellte sich dabei eine größere Zusammengehörigkeit beider Deklinationen heraus, als bis jetzt angenommen worden ist, so daß sich C. schließlich zu der Annahme gedrängt sah, daß die *a*-Dekl. von Haus aus eine *āi*-Dekl. gewesen sei. — Von den einzelnen Abschnitten der Abhandlung kommen für die vorliegende Bibliographie in Betracht: I. Die *ī*-Deklination im Rigveda. Rein äußerlich tritt der Stamm in 3facher Gestalt auf: als *devī́*, *devi* u. *devyā-*. Das *ā* in Formen wie *devyā́s*, *devyā́i*, *devyā́m* ist dabei sicherlich zu unterscheiden von dem Instr. Sing. *devyā́*, wo das *ā* nur die Kasusendung u. das übrigbleibende *devy-* den Stamm *devī* oder besser *devi* darstellt. IV. Der Parallelismus der *a*- und der *i*-Deklination im Altindischen. Daß wirklich ursprünglich in der Flexion *devī́* der *ī*-Stamm in dem Umfange geherrscht hat, wie er im Altind. sich vorfindet, wird durch die Vergleichung der ved. *ā*-Flexion bestätigt. *ā*- u. *ī*-Dekl. stehen hier nämlich in einem sehr engen Zusammenhange u. bauen sich jede aus 3 verschiedenen Stämmen auf, die sich aber in ihrer Bildung gleichen u. auch in ihrer Verteilung über die einzelnen Kasus entsprechen. Diese Stämme sind bei der *ā*-Dekl.: 1. *ā*, 2. *e* (oder *ay*), 3. *āy*- *ā*-, bei der *ī*-Dekl.: 1. *ī*, 2. *i* (oder *y*), 3. *y*- *ā*- (oder *i-ā*). VI. Zur Vorgeschichte der *ī*-Deklination. Der Stamm *devi* ist eine gekürzte Form des Stammes *devī*, u. zwar wurde das *ī* von *devī* gekürzt im unmittelbaren Auslaute oder vor folgendem kurzem Vokale, wenn es den Akzent verlor. Beim 3. Stamme *devyā́*- handelt es sich um eine Stammeserweiterung von *devī* durch das angehängte Suffix *ā* (sei es ursprüngl. betont oder nicht betont). VII. Ergebnisse für die *ā*-Deklination. Nach der Erklärung des Stammes *devyā́* aus *devī* + *ā* hat man in der *ā*-Dekl. den Stamm *jihvā́yā*- in *jihvāy* + *ā* zu zerlegen u. für den Stamm *jihvā* eine ältere Form **jihvāy*- oder **jihvāi* anzunehmen, welche Schlußfolgerung durch den Stamm *jihvay*- bestätigt wird. VIII. Abgeleitete Stämme auf *-eya*- im Altindischen. Über die Frage nach der Erhaltung der *āi*-Stämme in der Wortbildung. Im allgemeinen werden die Wortstämme bei der Bildung abgeleiteter Wörter freier behandelt als in der Deklination. So können z. B. die *āi*-Stämme in der Wortbildung ihre Endung gänzlich aufgeben. Zuweilen ist es auch zweifelhaft, ob das *y* ein Rest des Stammes oder ein Teil der Ableitung ist. Sicherlich als Ableitung aufzufassen sind die sekundären Adjektive (bezw. Substantive) auf *-eya*, die entweder Patronymica, resp. Metronymica oder Adjektiva allgemeinerer Bedeutung bilden. Die im Rigveda belegten Bildungen dieser Art gehören zu *i*- oder *a*-Stämmen.

42. **Kirste** J. *Saṁskṛta*. JRAS. 1905, 353 f.

Etymologie dieses Wortes. K. findet seine bereits vor 20 Jahren ausgesprochene Hypothese von Thomas (JRAS. 1904, 748) bestätigt. Die Wurzel *kṛ* ist identisch mit deutsch. '*gar*', isländ. *ger-*, angels. *gearo* u. bedeutet 'kochen', saṁskṛ demnach 'gut, genügend kochen' (franz. cuire à point). Vielfach sind nun im Sanskrit Nomina abgeleitet von der Wurzel *kṛ* 'kochen', die ein *s* im Anlaut hat, also '*skṛ*' lautet. Diese Wurzel *kṛ*, *skṛ* 'kochen' ist aber wohl zu unterstreichen von der Wurzel '*kṛ*', die gleichfalls mit initialem *s* vorkommt ('*skṛ*'). Bei verschiedenen Derivaten (wie *avaskara*, *avaskāra*, *upaskāra*) giebt dieses nun zu abweichender Auffassung Anlaß, indem das eine bald von dieser, das andere bald von jener Wurzel hergeleitet wird u. vice versa. Ob solche Fälle (wie eben avaskāra) nur mit einer oder nicht vielmehr mit 2 Wurzeln (*kṛ* u. *kṛ*, resp. *skṛ* u. *skṛ*) in Verbindung zu bringen sind, läßt K. dabei unentschieden.

43. **Lüders** H. Sanskrit *ālāna*. KZ. 38 (NF. 18), 431—433.

ālāna ist ein erst von Kālidāsa an häufiger auftretendes Wort u. bedeutet zunächst den Pfosten, an den der Elefant gebunden wird, dann aber auch die Kette, womit dieses geschieht, u. schließlich Strick überhaupt. Es kommt somit der Bedeutung von *nidāna* u. *saṁdāna* ziemlich gleich, bei denen auch ähnliche Bedeutungsübertragungen sich finden. Daraus schließt L., daß *ālāna* aus *ādāna* entstanden ist, welche letztere Form im Atharvaveda VI, 104, 1—3 u. XI, 9, 3 erhalten ist. Es ist ein weiterer Beleg des Überganges von *d* in *l* ohne die beeinflussende Nachbarschaft eines *r* oder *l*. Daß sich kein Analogon *nilāna* findet, hat seinen Grund darin, daß *nidāna* schon früh aus der eigentl. Volkssprache geschwunden ist. L. sieht demnach in *ālāna* ein Wort der niederen Volkssprache, spez. dem Jargon der Elefantenwärter u. -Treiber entnommen.

44. **Mazumdar** B. C. A study of some onomatopoetic Deśî words. JRAS. 1905, 555—557.

Deśî-Worte sind Onomatopoetica, Interjektionen, Provinzialismen u. andere Laute der Volkssprache, die, ursprünglich nur dieser eigen, im Laufe der Zeit auch in die Literatursprache übergingen. Bis zum 2. Jahrh. n. Chr. ist die Sanskritliteratur ganz frei davon u. enthält nur Vedische u. Laukika Wurzeln, auch im strengsten Sinne der von Pāṇini festgesetzten Grammatik. Mit dem Anwachsen der literarischen Erzeugnisse u. der mannigfacheren Ausgestaltung des Inhaltes machte sich naturgemäß ein Mangel an passenden Worten fühlbar, dem durch einfache Herübernahme jener Deśî-Worte sowie durch selbständige Neu-, resp. Analogiebildungen abgeholfen wurde. Derartige Worte sind im Sanskrit z. B.: *Kolāhala*, *Kilikilā*, *Halahalā*, *Gadgada*, *Humbhā*, *Chīchīkū*, *Khaṭ-khaṭ*, *Ṭhan-ṭhan*, *Ihan-Ihan*, *Raṇaraṇaka*, *Ihankāra*, *Maṭa-maṭa*, *Paṭ-paṭ*, *Ghargharа* usw., die sogar Weiterbildungen unterworfen waren, wie: *Khaṭkhaṭāyate*, *Phurphurāyiti* u. *Maramarāyiṣma*. Zuerst nur vereinzelt auftretend, bürgern sich diese Worte in der Schriftsprache immer mehr ein, bis sie bei Schriftstellern wie Bāṇabhaṭṭa, Bhavabhûti u. S'ûdraka die freieste u. ausgedehnteste Verwendung finden. Aus der Häufigkeit ihres Auftretens lassen sich deshalb Schlüsse auf die Entstehungszeit mit ziemlichem Verlaß ziehen. Wenn daher im Mahābhārata u. noch mehr im Rāmāyaṇa Deśî-Worte ziemlich reichlich vertreten sind, so deutet

dieser Umstand darauf hin, daß die Regeln eines Pāṇini u. Patañjali bereits lauer gehandhabt wurden, daß folglich zwischen den Werken dieser Grammatiker u. jenen Dichtungen doch wohl ein größerer Zeitraum verstrichen sein muß.

45. **Meillet** A. Les nominatifs sanskrits en *-ṭ*. IF. 18, 417—421.

I. Die im Sanskrit auf einen ursprüngl. Palatal (*ç* = zd. *s*, *j* oder *h* = zd. *z*) ausgehenden Stämme haben im Nom. teils *-k* (*dík*, *bhiṣák*, *uṣṇík*), teils *-ṭ* (*víṭ*, *rā́ṭ*, *-rā́ṭ*). Den *k*-Typ hat man bis jetzt durch phonet. Einflüsse u. den *ṭ*-Typ durch Analogiebildung erklärt. Aber diese Folgerung ist durchaus nicht zwingend. M. kommt vielmehr zu der Überzeugung, daß in beiden Fällen das Prinzip der Verteilung von *k* u. *ṭ* ein rein phonetisches ist, u. untersucht nunmehr auf Grund dieser Annahme die besonderen Bedingungen der beiden Erscheinungen. Die Normalform ist *-ṭ*, *-k* tritt ein: 1. nach *r*, 2. wenn das Wort einen Dental, 3. wenn es einen Cerebral enthält.

II. Formen wie *ṣáṭ* 'sechs' u. *-ṣáṭ* 'mit Gewalt nehmen' zeigen, daß der ursprüngl. Zischauslaut das vorhergehende *s* in *ṣ* verwandelt hat. Diese ehemals ganz allgemeine Erscheinung ist aber später durch Analogiebildung aufgehoben worden (z. B. *sā́kṣi* nach *sā́hate*, *sehānáḥ* usw.). Bemerkenswert ist, daß *ṣ* sich nur erhalten hat in Fällen, wo das assimilierende *ṣ* später abgefallen ist. Wie steht es nun in den Fällen, wo das assimilierte *ṣ* nicht durch den Einfluß der Analogiebildung verschwunden u. das assimilierende *ṣ* nicht abgefallen ist, wie in **ṣuṣka-*, hervorgegangen aus **suṣka-*. In diesem Falle hat das Sanskrit das vorausgehende *ṣ* in *ç* dissimiliert.

ṣáṭ und *çuṣka* repräsentieren daher zwei gesonderte Typen, die alle beide streng phonetisch sind.

46. **Thommen** E. Die Wortstellung im nachvedischen Altindischen u. im Mittelindischen. KZ. 38 (N. F. 18), 504—563.

Untersuchung über die Wortfolge an nachved.-altind. u. mittelind. Texten als Fortsetzung der Delbrückschen Forschungen über die Wortstellung in der ved. Prosa. Berücksichtigt sind: 1. Mahābhārata (ältere volkstüml. Prosa), 2. Daśakumāracarita (Kunstsprache der klass. Zeit), 3. Vetālapañcaviṃśatikā (Sanskrit der späteren Zeit), 4. die Inschriften Aśokas, 5. Jātaka (älteste mittelind. Prosa). Trotz dieser Beschränkung zahlreiche Divergenzen in Sprache u. Stil, am meisten im Daś. In diesem ist der Gebrauch des Adjektivs u. der Komposition am weitgehendsten (Sprachkünstelei). Die von Delbrück für die ved. Sprache gewonnenen Gesetze gelten auch für die hier herangezogenen Werke, z. B.: das Prädikatsnomen eröffnet meistens den Satz; bei normaler Verbalstellung steht der Infinitiv in positiven Aussagesätzen unmittelbar vor dem Verbum, in negativen u. fragenden gewöhnlich hinter dem Verbum; das Partizipium steht häufiger vor als nach dem Verbum; die unechten Präpositionen gehen dem Kasus vorher. Die größten Abweichungen der untersuchten Texte liegen auf dem Gebiete der Verwendung der okkasionellen Stellungsmöglichkeiten (besonders im Daś.) und des Beibehaltens von Altertümlichkeiten (namentlich im Mbh.). Der Stoff wird eingeteilt in: A. Grammatische Kategorien (Subjekt, Vokativ, Verbum u. Prädikatsnomen, Bestimmungen zum Prädikat, attributives Adjektiv, attributiver Genitiv, Apposition, Prä- u. Postpositionen); B. Kategorien auf Grund besonderer Stellung (Enklit.

Wörter [Partikeln, Kopula *as-*, Pronomina, Schaltesatz, Vokativ], Schleppen, Trennung zusammengehöriger Glieder); C. Besondere Satzarten (Fragesätze, Relativsätze). Den Schluß bildet eine Zusammenstellung der hervorstechendsten Eigentümlichkeiten der einzelnen Texte.

47. **Wolff** Fr. Zur Frage des Akkusativs mit dem Infinitiv. KZ. 39 (N. F. 19), 490—500.

Die acc. c. inf.-Konstruktion, die man früher nur bei den klassischen Sprachen vorhanden wähnte, hat sich auch bei den andern indogerman. Sprachen herausgestellt. Für das Arische hat Bartholomae (BB. 15, 13 f.) den Nachweis geliefert, der aus dem Altindischen RV. 10, 74, 6 als einziges Beispiel anführt, dem W. in diesem Aufsatz noch die folgenden hinzugesellt: RV. 1, 91, 6; 1, 30, 12; 1, 129, 4; 5, 74, 3; 10, 61, 17. Am Schluß ergeht sich W. ausführlicher über *kar-* 'machen' mit abhängigem Infinitiv (vgl. Brugmann Kurze vergl. Grammatik S. 603 und Grassmann Wörterbuch). Auf Grund der Belegstellen lassen sich drei Arten der Verwendung dieser Konstruktion erkennen: 1. Das Objekt des regierenden Satzes (= Subjekt des Infinitiv-Satzes) ist vorhanden; 2. das Objekt des regierenden Satzes fehlt, aber ein vom Infinitiv abhängiges Objekt ist vorhanden; 3. das Objekt des regierenden Satzes ist vorhanden, daneben aber auch noch ein vom Infinitiv abhängiges Objekt.

Texte und Untersuchungen darüber.

48. **Sastri** M. Seshagiri, and M. **Rangacharya**. A descriptive catalogue of the Sanskrit Manuscripts of the Government Oriental Manuscripts library, Madras. Vol. I. Vedic literature. Part 2. 3. Vol. II. Madras, Government Press 1904. 1905. IV S. u. S. 105—906 nebst S. 266a. I, 2 : 1,25 M.; I, 3 : 3 sh.; II : 2 sh. 9 d.

49. **Peterson** P. Hymns from the Rigveda, ed. with Sáyana's commentary, notes and a translation by P. Peterson. Rev. a. enl. third ed. Bombay, Ed. Soc.'s Press 1905. 330 S. 2 Rs. 4 a.

50. **Caland** W. Eene onbekende recensie van den Sāmaveda. Versl. en Meded. Ak. Wet. Amst., Afd. Letterk. 4e R., D. 7, S. 300—304.

Ergibt sich als eine Jaiminīya-Rezension.

51. The Kashmirian Atharva Veda, Book One. — Ed., with critical notes by L. C. Barret. JAOS. 26, 197—295.

In der vorangehenden Prefatory Note sieht der Verfasser selber die vorliegende Arbeit nur als einen Versuch an, der sich auf seine eigenen Arbeiten wie auf die Ratschläge Bloomfields und Lanmans gründet. Bei der ziemlich schlechten Verfassung des Ms.'s muß manches dem subjektiven Ermessen des Autors anheimgestellt werden. Die hauptsächlichste Aufgabe besteht darin, eine möglichst exakte, wortgetreue Übersetzung des Textes zu liefern. Die Strophen werden gesondert behandelt und dem Texte des Ms.'s die notwendigen, resp. als wahrscheinlich anzusehenden Emendationen angefügt. In der Introduction behandelt B. die Beschaffenheit des M.'s, die Zahl der Hymnen u. Strophen, die Struktur des Buches, Eigenheiten u. Irrtümer in der Orthographie u. die Beziehung zum Śaunakīya u. zu anderen Texten.

52. Atharva-Veda Saṁhitā. Translated, with a critical and exegetical commentary, by W. D. Whitney. Revised and brought nearer to completion and edited by Ch. R. Lanman. 2 vols. (Harvard Oriental Series.

Vols. VII—VIII). Cambridge, Mass., Harvard University 1905. CLXII, 1046 S.; 2 T. [Portrait of Whitney a. facsimiles of Kashmirian text]. 5 $.

Paragraphs in lieu of a preface by Whitney. Editor's preface. Biographical and related matter (Whitney's life and writings). General introduction, P. I: by the editor; P. II: partly from Whitney's material. — Translation: p. 1—1009. Indexes and other auxiliary matter: p. 1011—46.

Rez. in Nation (New York) 82, 227 f.

53. **Śaunaka.** The Bṛhad-devatā, attributed to Śaunaka, a summary of the deities and myths of the Rig-Veda: critically edited in the original Sanskrit with an introduction and 7 appendices, and transl. into English with critical and illustrative notes, by A. A. Macdonell. P. I. Introduction a. text a. appendices. P. II. Translation a. notes. 2 vol. (Harvard Oriental Series. Vol. V and VI.) Cambridge, Massachusetts. Publ. by Harvard University 1904. XXXV, 198 u. XIV, 334 S. 4°. Je 1,50 $ (6,25 M.).

Rez. von Scheftelowitz, J., in ZDMG. 59, 420—427; Winternitz, M., in WZKM. 19, 422 ff.; Ph. C. in Le Muséon 6, 398.

54. Śatapathabrâhmaṇam. The Çatapatha Brāhmaṇa of the White Yajurveda, with the commentary of Sāyaṇa Âcārya. Ed. by Paṇḍit Satyavrata Sāmaçramī. (Bibl. Ind. New Ser. No. 1108. 1121.) Vol. II. Fasc. 6. Vol. III. Fasc. 7. Calcutta, As. Soc. 1905. 8°. Je 6 a.

55. [**Bādarāyaṇa.**] Brahmasutra, with a gloss called Dwaitadwaitasiddhantasetuka by Sree Sundara Bhatta and a commentary called Siddhantajâhnavi by Sree Devacharya ed. by Sâhityâchârya Pandit Dâmodar Lal Goswâmi. Fasc. I. (Chowkhambâ Skr. Ser. No. 94.) Benares, Chowkhambâ Skr. Book Depôt 1905. 100 S. 1 R.

56. Brahmasūtra-Shānkarbhāshyam with the comment. Ratnaprabhā, Bhāmatī a. Nyāyanirnaya of Shrīgovindānanda, Vāchaspati a. Anandagiri. Ed. by R. S. Dhupakar a. M. S. Bākre. Bombay 1904. 944 S. gr. 8°. 18 M.

57. [**Bâdarâyaṇa.**] Purnaprajna Darsana. The Vedanta Sutras with the commentary by Sri Madhwacharya. A complete translation by S. Subba Rau. Madras, Minerva Press (Leipzig, Harrassowitz) 1904. LIX u. 294 S. 4 R. 8 a. (8 M.)

58. Baudhāyana S'rauta Sūtra belonging to the Taittirīya Saṃhitā. Edited by W. Caland. Fasc. 3. [Bibl. Ind. New Ser. No. 1113.] Calcutta, As. Soc. 1905. S. 193—298. 8°. 6 A.

59. Baudháyana Smárta Kalpa Sútra. Ed. by M. N. Muttu Dikshitar. Madras, Jnánaságara Press 1905. 412 S. 2 Rs.

60. The S'rauta-Sūtra of Drāhyāyaṇa, with the Commentary of Dhanvin. Ed. by J. N. Reuter. Part I. (Reprinted from the 'Acta Societatis Scientiarum Fennicae', T. XXV, P. II.). London, Luzac a. Co. 1904. 216 S. 4°. 10 sh. 6 d. (Subskr.-Pr. 8 sh. 6 d.).

Rez. von Klemm, K., in ZDMG. 59, 831 f.; Winternitz, M., in WZKM. 19, 321 f.

61. **Patañjali.** Yogasutra. With Vayu's bhashya a. the comment. of Vachaspatimishra. Poona 1904. 208, 65 S. gr. 8°. 5,50 M.

62. The Upanishads. Text a. translation by S. Sitarama Sastri. Vol. I. Isa, Kena, and Mundaka. 2nd ed. Madras, V. C. Seshachari 1905. 180 S. 1 Rs. 8 a.

63. Neuf Upanishads, traduites en anglais, avec un avant-propos et des arguments analytiques par G. R. S. Mead et Jagadisha Chandra Chattopadhyaya (Roy Choudhuri). Traduction française d'E. Marcault. (La Théosophie des Védas). Paris, Libr. de l'art indépendant 1905. XVII, 192 S. 2 Fr.

64. Chandogya-Upanishad. With the bhashya of Sri Madhwa Charya and the gloss of Sri Vedesha Thirtha. Kumbakona 1904. 524 S. 8°. 11,50 M.

65. Kathópanishad. Sanskrit text with English notes and translation by B. Sris Chandra Vasu. (Vedanta Series. Nr. 34). Allahabad, Panini Office 1905. 231 S. 1 R. 8 a.

66. **Belloni-Filippi** F. La Kâthaka-Upaniṣad tradotta in italiano e preceduta da una notizia sul panteismo Indiano. Pisa 1904.

67. [**Vyāyasayati**.] Ātharvaṇavyāsatīrthīyaṭīkā. Kumbakonam, T. R. Kṛṣṇācārya 1903. 9 Bl. Quer 4°.
Kommentar zu Ānandagiris Bhāṣya der Atharva-Upanishad.

68. The Márkaṇḍeja Puráṇa. Transl. by F. E. Pargiter. Fasc. 9. (Bibl. Ind. New Ser. No. 1104.) Calcutta, As. Soc. 1905. 8°. 12 a.

69. **Sörensen** S. An Index to the names in the Mahabharata with short explanations and a concordance to the Bombay and Calcutta editions and P. C. Roy's translation. Part I. II. London, Williams and Norgate 1904/05. XLI u. 96 S. 4°. 7 sh. 6 d. pro Part.
Rez. von Fleet, I. F., in Ind. Antiq. 34, 91 f.

70. Die Bhagavadgītā, aus dem Sanskrit übersetzt, mit einer Einleitung über ihre ursprüngliche Gestalt, ihre Lehren und ihr Alter, von R. Garbe. Leipzig, H. Haessel 1905. 159 S. 8°. 4 M.
Rez. von Hopkins, E. W., in JRAS 1905, 384—389; Schroeder, L. v., in WZKM. 19, 411 ff.

71. Die Bhagavad-Gita, das Buch der Ergebenheit. Ein Lehrgespräch zwischen Krishna, dem Gotte der Ergebung, und Arjuna, dem indischen Fürstensohn. Nach der 6. amerikan. Auflage der von W. Q. Judge veröffentl. Ausg. in die deutsche Sprache übertragen von C. J. Glückselig. Nürnberg, J. Th. Heller 1905. IX u. 108 S. (ill.) 2,25 M.

72. **Judge** W. Q. Studien üb. die Bhagavad-Gita. Aus dem Engl. übertr. v. Glückselig. Nürnberg, J. Zeiser 1905. IV u. 105 S. 8°. 2 M.

73. **Kaviratna** A. C. Charaka-Saṃhita. Translated into English. Parts 33 bis 37. S. 1015—1174. Calcutta, Kaviratna Press 1904/05.

74. **Jayadeva.** Le Gita-Govinda, pastorale de Jayadeva. Trad. par G. Courtillier. Avec une préface de S. Lévi. (Bibl. orient. elzévirienne LXXVIII.) Paris, Leroux 1904. X u. 89 S. 2,50 Fr.
Rez. von Renet, C., in Rev. de l'hist. des rel. 49, 430 f.; Finot, L., in Bull. de l'éc. fr. d'Extr.-Or. 4, 756 ff.

75. **Hertel** J. Das Südliche Pañcatantra. Übersicht über den Inhalt der älteren "Pañcatantra"-Rezensionen bis auf Pūrnabhadra. [Aus: "Ztschr. d. deut. morgenländ. Gesellsch."] Leipzig, F. A. Brockhaus' Sort. 1904. 68 S. 8°. 2,10 M.

76. — Das Südliche Pañcatantra. Sanskrittext der Rezension β mit den Lesarten der besten Hss. der Rezension α. Hrsg. v. J. Hertel. Des XXIV. Bandes der Abhndlgn. d. philol.-hist. Kl. d. K. S. Ges. d. Wiss. No. V. Leipzig, Teubner 1905. XCVII u. 140 S. Lex. 8°. 10 M.

1. Einleitung: I. Alter des Pañcatantra (Der Verfasser des Pañcatantra, das ursprünglich wohl Tantrākhyāyika geheißen haben wird, dürfte nicht allzu lange nach der Regierungszeit des Candragupta u. Aśoka, also annähernd 200 v. Chr. gelebt haben). — II. Der südliche Sanskrit-Text des Pañcatantra. — III. Verhältnis der Rezensionen des SP zu einander und zu den anderen Rezensionen des Pañcatantra. — IV. Zweck u. Einrichtung der vorliegenden Ausgabe. Metrische und sprachliche Eigenheiten von β. — Nachträge. — 2) Text. — 3) Lesarten. Anmerkungen. Strophenverzeichnis.

77. — Über einen südlichen "textus amplior" des Pañcatantra. Verhndlgn. d. 48. Vers. deutsch. Phil. u. Schulm. Hamburg 1905. S. 169.

Diese südindische, in einer einzigen Handschrift überlieferte Rezension des P. ist der umfangreichste von allen Pañcatantra-Texten, dem, wie sich aus der Sprache ergibt, südindische, in Volkssprachen abgefaßte P.-Fassungen zugrunde liegen. "Soweit sich jetzt beurteilen läßt, ist im Süden kein vollständiges P. vorhanden gewesen; ebenso fehlt es in Bengalen. Die Jaina-Rezensionen haben aus Śāradā-Fassungen (Tantrākhyāyika) geschöpft. Aus inneren Gründen ergibt sich, daß die Urheimat des Pañcatantra Kaśmīr ist."

78. — Die Bühler-Mss. des Pañcatantra. WZKM. 19, 62—76.

Bringt einige Nachrichten über die von Bühler ZDMG. 42, 541 verzeichneten Mss. 85—89. Aus Ms. 85 teilt H. die Erzählung von dem König, der seinen Leib verliert, im Sanskrittext nebst der griech. Übersetzung des Galanos mit. Der Text ist im großen u. ganzen der Pūrṇabhadras. Verschiedentlich werden Angaben B.'s berichtigt.

79. Amitagati's Subhāṣitasaṃdoha. Sanskrit und Deutsch herausgegeben von R. Schmidt und J. Hertel. ZDMG. 59, 265—340, 523—577.

Amitagati, bereits von Colebrooke (Misc. essays II, 53. 462f.) besprochen, wird allgemein um das Jahr 1000 angesetzt, wenn auch über die genaue Datierung eine geringe Meinungsverschiedenheit besteht. Außer dem Subhāṣ. hat er noch die Dharmaparīkshā verfaßt. Seine Autorschaft einiger anderer Werke ist ungewiß. Die vorliegende Ausgabe, der Paṇḍit Bhavadatta S'āstrī in der Kāvyamālā (Nr. 82) bereits zuvorgekommen ist, enthält Text, deutsche Übersetzung, einleitende sprachliche Bemerkungen, Verzeichnis des Handschriftenmaterials sowie fortlaufenden textkritischen Apparat. Fortsetzung u. Schluß erscheinen später. Einen Begriff von dem Inhalt der Schrift mögen die einzelnen Kapitelüberschriften geben: 1. Betrachtung der Sinnendinge. — 2. Warnung vor dem Zorne. — 3. Warnung vor Dünkel u. Betrug. — 4. Warnung vor Habsucht. — 5. Warnung vor der Lust der Sinnesorgane. — 6. Prüfung der [Vorzüge und] Fehler der Frauen. — 7. Schilderung des Irrtums u. der Wahrheit. — 8. Schilderung des Wissens. — 9. Schilderung des rechten Wandels. — 10. Schilderung der Familie. — 11. Schilderung des Alters. — 12. Schilderung des Sterbens. — 13. Schilderung der allgemeinen Unbeständigkeit. — 14. Schilderung des Schicksales. — 15. Schilderung des Bauches. — 16. Ermahnung der Lebenden.

80. **Leumann** E. Zum siebenten Kapitel von Amitagati's Subhāṣitasaṃdoha (ZDMG. S. 308—323). ZDMG. 59, 578—588.

L., der die Herausgeber von A's. Subhāṣitas. Hertel u. Schmidt erst auf den Text aufmerksam gemacht und ihnen verschiedenes handschrift-

liches Material verschafft hat, beschäftigt sich hier eingehender mit dem 7. Kapitel, das er im Anschluß an die Strophenfolge sachlich erklärt. Der Inhalt dieses Kapitels, das vom samyaktva (Frömmigkeit, wahrer Glaube) u. vom mithyātva (Verstocktheit, Irrglaube) handelt, wird von L. folgendermaßen wiedergegeben: "Für die Lebewesen ist das mithyātva Gift oder Finsternis, das samyaktva ein höchstes Gut. Der drei- oder siebenfache Schmutz des mi. führt zur Hölle u. befördert den saṃsāra; das von den Jinas gepredigte sa. bringt Segen. Beim mi. macht sich die Vierheit 'Zorn usw.' geltend; beim sa., das sich durch die Schonung alles Lebenden u. durch andere Tugenden auszeichnet, hat man sich vor der Fünfheit 'Zweifel usw.' zu hüten". Wenn natürlich auch Gleichförmigkeit in der Ausdrucksweise u. sich ganz von selbst ergebende Wiederholungen bei dem Mißverhältnis zwischen Inhalt u. Umfang nicht zu vermeiden waren und des öfteren ein gewisser Wortschwall an Stelle eines präzis gefaßten u. vorgetragenen Gedankens sich breit macht, so ist doch dem Autor eine dichterische u. trotz des vorherrschend lehrhaften Tones unschulmeisterliche Behandlung des Stoffes nicht abzusprechen. — Auf obigen Artikel bezieht sich eine von Hertel u. Schmidt unterzeichnete 'Erklärung' (ZDMG. 59, S. 819f.), worin sie sich namentlich gegen L's. ebenda erhobenen Vorwurf verteidigen, Umāsvātis Tattvārtha bei der Übersetzung nicht gebührend berücksichtigt zu haben, gleichzeitig aber die Fortsetzung ihrer Arbeit über den Su. einstweilen sistieren, bis die bereits angekündigte deutsche Bearbeitung des Tattvārtha in ZDMG. erschienen sein wird. — In einer 'Erwiderung auf die obige Erklärung' (S. 820f.) vertritt L. nochmals seinen Standpunkt und nimmt Stellung gegen einige Einwände, die Hertel u. Schmidt in ihrer 'Erklärung' gemacht hatten.

81. **Bhavabhuti.** Maha Vira Charita. Ed. by Srī Lakshmana Sūri. Madras 1904. 280 S. 8°. 4,50 M.

82. Nāradīyasaṃhitā. A system of astronomy taught by Brahma and proclaimed by Nārada. Sanskrit text ed. by H. Gupta. Benares 1905. 100 S. 8°. 1,80 M.

83. **Bāṇabhaṭṭa.** Rasamanjari. With the commentary Vyangyārthakaumudī of Ananta and prakāsa of Nāgesa Bhatta ed. by Râma Sāstri Tailanga. 3 parts. Benares 1904. 7 M.

84. **Hillebrandt** A. Das sogenannte S'āṅkhāyanaprātiśākhya. WZKM. 19, 239.

Das in dem 'Catalogue of Vedic Books belonging to H. H. the Mahārāja of Alwar' (Peterson, a second report 1884) auf S. 169 zur S'āṅkhāyanaśākhā Nr. 11 verzeichnete Prātiśākhya ist, wie bereits Bühler vermutet (s. Peterson S. 4) u. eine genauere Durchsicht Hillebrandts jetzt bestätigt hat, weiter nichts als eine vielfach korrigierte Handschrift des bekannten u. schon von M. Müller herausgegebenen S'aunaka, trotzdem auf der letzten Seite (72b) die Bezeichnung śāṅkhāyanaśākhāyāṃ prātiśākhyaṃ mit der Datierung saṃvat 1808 sich findet.

85. **Bhattoji Dikshita.** Siddhánta Kaumudi of — —. Vol. I. Transl. by Srisa Chandra Vasu. Bahadurganj (Allahabad), Panini Office 1904. 384 S. Vollst. 20 Rs.

86. **Hertel** J. Eine zweite Rezension des Tantrākhyāyika. ZDMG. 59, 1—30.

Nachdem H. bereits in den Abh. d. Kgl. S. Ges. d. Wiss. XXII. Nr. 5 über das T. höchst wertvolle Aufschlüsse gebracht u. unter anderen

nachgewiesen hat, daß Kṣemendra in seiner Bṛhatkathāmañjarī die kaśmīrische Rezension des berühmten Werkes benutzt u. verschiedene seiner Erzählungen daraus entnommen hat, ist er im vorliegenden in der Lage, den letzteren Nachweis auch auf weitere Teile der Bṛhatkathām. auszudehnen u. vor allen Dingen zugleich Angaben über eine 2., zwar jüngere, aber ebenfalls wichtige Rezension des T. zu machen, auf Grund zweier zwar wieder nicht vollständiger, aber auch so höchst wertvoller Mss. (in einem Sammelbande von gepreßtem Leder) mit Glossen von zweifacher Hand, die sich über den ganzen Band erstrecken. Auf Grund seiner Betrachtungen kommt H. zu dem Schlußergebnis, daß das T. in zwei Rezensionen vorliegt, deren ältere sich von der Vorlage der Pahlavī-Übersetzung nicht allzusehr unterscheidet, während die jüngere eine Überarbeitung einer zum Teil sogar sehr altertümlichen Fassung ist u. bereits um 1000 vorhanden gewesen sein muß, da ihr Kṣemendra gefolgt ist. Der beiden Rezensionen zugrunde liegende Archetypus, der den alten Pañcatantra-Text enthielt, muß bereits ziemlich fehlerhaft gewesen sein, aber immerhin bietet er in den zwei von ihm abgezweigten Rezensionen einen noch reineren Text dieser Sammlung als die Bearbeitungen Somadevas, Kṣemendras, der Pahlavi-Rezensionen u. des südlichen Pañcatantra.

87. **Vallabhadikshita.** Tattvārthadīpa with a commentary in Sanskrit by the author. Ed. by Govardhanadasa. Bombay 1904. 392, 22 S. gr. 8°. 8 M.

88. **Nīlakantatīrtha.** Yōgāmritatarangiṇī ed. by P. Krishna Shastri. Mit Abbildgn. Bombay 1904. 25 S. 8°. 1 Mk.

89. **Kressler** O. Stimmen indischer Lebensklugheit. Die unter Cāṇakya's Namen gehende Spruchsammlung in mehreren Rezensionen untersucht und nach einer Rezension übersetzt. Frankfurt 1904. Gr. 8°. 2,50 M.

90. **Shamasastry** R. Chanakya's land and revenue policy. Ind. Antiq. 34, 5 ff. 47 ff. 110 ff.

Das Kautalīya Arthaśâstra ist ein von Châṇakya verfaßtes Lehrbuch der Staatswissenschaft. Ch., auch Kautalya oder Vishṇugupta genannt, lebte, glaubwürdigen Nachrichten der Vishṇupurâṇa, des Nandisûtra und Hemachandras zufolge, als Minister Chandraguptas im 4. Jhdt. v. Chr. Seine Autorschaft dieses Staatshandbuchs wird bezeugt von Dandi (Daśakumâracharitâ) und von Kâmandaka (Nītisâra). Außerdem nehmen das Nandi-Sûtra der Jainas, das Panchatantra und das Nītivâkhyâmṛta des Somadeva Bezug auf das Kaut. Arthas. Trotz dieser Bedeutung und Verbreitung des Werkes ist es auffällig, daß z. Z. nur ein einziges Ms. erhalten ist. Eingeteilt ist es in 15 Bücher mit 150 Kapiteln, die in 6000 granthas 180 verschiedene Themata behandeln. Buch 1 erörtert die Erziehung, Ausbildung und persönliche Sicherheit der Könige und ihrer Minister, Buch 2 die einzelnen Departements der Verwaltung, Buch 3 und 4 die Zivil- und Kriminalgesetzgebung, Buch 5 die Pflichten der Staatsdiener gegen den König und umgekehrt, Buch 6 den Ursprung und die Weiterentwickelung des Staates, Buch 7 die sechsfache Regierungskunst der Könige, Buch 8 die Irrtümer, denen Könige ausgesetzt sind, Buch 9 bis 14 die militärischen Angelegenheiten, Buch 15 enthält eine Übersicht über Plan und Inhalt des Werkes. Auszüge, die in englischer Übersetzung mitgeteilt werden, illustrieren hinreichend den Charakter und die Anlage des Kaut. Arthas.

91. **Oldenberg** H. Vedaforschung. Stuttgart u. Berlin, Cottasche Buchhandlg. Nachfolger 1905. 115 S. 8°. 2,50 M.

Rez. v. Winternitz, M., in WZKM. 19, 419 ff. — Kirste, J., in Allg. Lbl. 1905, 501 f.

92. — Vedische Untersuchungen. ZDMG. 59, 355—374.

14. Vedisch *huve*, *stuṣe* und Verwandtes. (Fortsetzung zu ZDMG. 54, 599 ff.) — Neisser (s. Bezz. Beitr. 20, 54 ff. u. 27, 262 ff.) sieht in diesen u. ähnlichen Formen Infinitive auf *-e* u. *-se* u. zwar als 'Infinita' Träger medialer Funktion, die aber nur präteritalen u. imperativischen Medialformen entsprechen u. sich finiten Medialformen mit kollektiver Bedeutung anreihen. Das in Verbindung mit ihnen öfters auftretende *vaḥ* lasse sie als 2. Plur. erkennen, woneben auch Belege für die 2. Sing. Imptv. Med., ja sogar für die 3. Sing. Imptv. vorhanden seien. O. hält zunächst an der bisherigen, altgeläufigen Auffassung von *huve* als der 1. Sing. med. (und daneben seltener als der 3. Sing. med.) fest, die er durch Belegstellen aus Atharva- u. Rigveda (an einigen von diesen steht das Subjekt ahaṃ übrigens ausdrücklich dabei) erhärtet. Weiterhin polemisiert O. gegen die Auffassung N.'s. in der Verbindung dieser Formen mit *vaḥ* eine Stütze für das Infinitum *huve* zu sehen, wobei N. unter seinen *vaḥ*-Belegen 2 Typen unterscheidet: die eine, wo ein *vaḥ* regierendes Nomen vermißt wird (A), die andere, wo auf *vaḥ* eine andere Verbalform als die erwartete 2. Plur. folgt (B). Außer an *huve* prüft O. N.'s Argumentation noch an den *-e*-Infinita *dadhe*, *añje*, *janaye*, *name* u. *bhare*. — Zum Schluß untersucht O. den Versuch N.'s, den allgemeineren Zusammenhang aufzuweisen, in den dessen kollektive Imperative wie *huve* u. *stuṣe* gehören sollen, welcher Aufstellung eines derartigen Mediums schon Delbrück (Synt. II, 432. 447) entgegengetreten ist. N. geht hierbei von der Form *sturate* aus. Warum nicht *sturanti*? Eben weil es ein 'verbales Kollektivum' sei. Doch finden sich nach O. z. B. im Pañcaviṃśa-Br. eine Unmasse Stellen, wo das Aktiv *sturanti* in gleicher Verwendung steht. Außer *sturate* bringt N. noch 24 Fälle, in denen mediales *bhara*- gleichfalls nur verständlich werde, wenn es als Kollektivum aufgefaßt werde.

93. **Ragozin** Z. A. Vedic India, as embodied principally in the Rig-Veda. (Story of the nations. Vol. 41.) London, Unwin 1902. XII, 457 S. 1 K. (ill.) 6 sh. $. 1,50.

Rez. in Bull. Am. ggr. soc. 37, p. 319 f.

94. **Regnaud** P. Recherches sur le point de départ des noms des rišis védiques. JA. 10e sér., 5, 77—104.

Eine der Hauptfragen bei der Interpretation des Veda ist die nach der Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit der einheimischen Quellen. Ganz gleich nun, ob man die lexikographische, grammatische, theologische, mythologische oder irgend welche andere Seite des Veda behandeln will, stets hat man sich zuvor darüber klar zu werden, ob die alten Exegeten auch den eigentlichen Sinn des betreffenden Textes richtig erfaßt haben. In der vorliegenden Abhandlung nun untersucht R. den Ursprung der Namen der vedischen Dichter, die in dem Sarvānukramaṇī betitelten brahmanischen Index zusammengestellt sind. Auf den ersten Blick scheint die Sache hier sehr einfach zu liegen, denn die einzelnen Lieder werden einem der Angehörigen der alten, großen und berühmten Priesterfamilien (wie der Aṅgirasas, der Kāṇvas, der Atreyas usw.) zugeschrieben, deren Eigentum sie auch bekanntlich waren und blieben. Bei näherem Zusehen

sind diese Daten aber durchaus nicht so authentischer Natur, wie sie vielleicht erscheinen mögen, sondern oft nur Vermutungen und Wahrscheinlichkeiten, dem sehr natürlichen und leicht verständlichen Verlangen entsprungen, ein jedes der Lieder einem der von altersher bekannten Autorennamen unterzuschieben. Vielfach dürften auch Worte im Texte des Liedes die Veranlassung dazu gewesen sein. R. gibt nun ein Verzeichnis der mutmaßlichen Riśis der Rigveda-Hymnen und daneben die entsprechenden Textworte des betreffenden Liedes, die eventuell bei der Feststellung der Autorschaft mit von Einfluß gewesen sein könnten.

95. **Henry** V. Physique védique. JA. 10e sér., 6, 385—409.

Ausgehend von dem Sanskritwort *tapas*, welches alles mögliche bezeichnet (chaleur, souffrance, macération, ascétisme), welches die Menschen mit übernatürlichen, magischen Kräften versieht und die Götter in den Stand gesetzt hat, die ganze sichtbare Welt zu schaffen, versucht H. alles in der heiligen Literatur Indiens über diesen Gegenstand enthaltene zu sammeln, überhaupt das dem Weltall zugrunde liegende physische System in diesem Aufsatze zu erläutern in den folgenden 5 Kapiteln: 1. L'haleine (*prāṇa*), c'est la vie. — 2. La chaleur (*tapas*), c'est la vie. — 3. Le concept sous climat tempéré. — 4. Le concept sous climat torride. — 5. Chaleur et extase. — In einem 6. Kapitel (Résumons-nous) rekapituliert dann H. kurz das vorangegangene, indem er zunächst die arische Anschauung (über den *prāṇa*, Hauch im menschlichen Körper, den Sitz des *tapas* (der Wärme) als der Quelle des Lebens und als des Mittels der Schöpfung) zusammenfaßt, dann den intellektuellen brahmanischen Standpunkt kennzeichnet, der, durch den im Laufe der Zeit aus der Erfahrung resultierenden Ideenkonflikt veranlaßt, die rein physische Auffassung ethisch erweitert und ausbaut, sodaß sich folgende Entwicklungsreihe ergibt: "chaleur [douce] zu chaleur [intense] zu souffrance zu ascétisme".

96. **Kanwar** B. R. The beauties of the Vedic Dharma. Lahore, Punjab Printing Works 1905. 42 S. 1 a. 3 p.

97. **Hillebrandt** A. Tiere und Götter im vedischen Ritual. Sonderabdruck aus dem 83. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Sitzung der orientalisch-sprachwissenschaftlichen Sektion vom 17. März 1904. Breslau, Aderholz 1905. 14 S. 0,80 M.

Rez. in Luzac's Or. List. 16, 151f.

98. **Strauß** O. Bṛhaspati im Veda. (Diss. Kiel.) Leipzig, Druck von F. A. Brockhaus 1905. VI u. 61 S.

99. **Oldenberg** H. Noch einmal der vedische Savitar. ZDMG. 59, 253—264.

Bereits ZDMG. 51, 473ff. hat Oldenberg gezeigt, daß Savitar im Rigveda nicht Sonnengott, sondern 'Gott Antreiber' ist, wogegen Hillebrandt in seiner Ved. Mythologie (u. ähnlich Macdonell, Ved. Myth.) lehrt, "daß der Sonnengott in seiner Eigenschaft als 'Erreger', in seiner Wirksamkeit der Grund der Personifizierung ist". Obgleich sich Hill. gelegentlich auch in anderem Sinne äußert, z. B. daß zu einer gewissen Zeit Savitar und Sonne nicht mehr geschieden waren (das Ursprüngliche muß demnach die Geschiedenheit gewesen sein), so herrscht doch bei ihm die Ansicht vor, daß der Gott von Haus aus ein Sonnengott ist, dem sich O. im vorliegenden Aufsatz entschieden entgegenstellt. Wenn auch in der Argumentation Einzelheiten des Rituals, sowie einzelne Stellen des Rigveda sicherlich erwogen werden müssen, so sei doch mehr Gewicht zu legen auf 2 Haupt-

züge: auf den absolut klaren Namen und den absolut überwiegenden Vorstellungsinhalt, die beide aufs genaueste zu einander paßten. Auf dieser Grundlage fußend, kommt O. (unter Herbeiziehung entsprechender Stellen des Rigveda) zu der notwendigen Schlußfolgerung, daß im Bereiche des die Götter so gern einander näher bringenden Rigveda natürlich auch die Tendenz gelegentlich zu finden ist, dem Savitar das Aussehen eines Sonnengottes zu geben, was bei der sich so vielfach berührenden und ineinander übergehenden Natur beider Göttergestalten nicht weiter verwunderlich ist, daß aber von einem solarischen Savitar des Rigveda in Wirklichkeit nichts übrig bleibt.

100. **Henry** V. La Voie Lactée dans le symbolisme védique. Le Muséon. Nouv. Sér. 6, 140—143.

"En expliquant par une devinette stellaire la très curieuse et autrement inintelligible stance R. V. I. 164. 36 = A. V. IX. 10. 17 (vgl. hierüber bereits Actes du Xe congr. des oriental. (Genève 1894), I, p. 43 sqq.), j'ai dû supposer que les termes *bhúvanasya rétas* — je corrigeais *rétasas* — désignaient métaphoriquement la *Voie Lactée*. Le sperme, disais-je à ce propos, est blanc, brillant (*çukrá*), et il est aussi naturel de voir dans la *Voie Lactée* du sperme que du lait répandu . . ." Zum Beweise seiner Hypothese führt H. einen Bericht aus dem Aitareya-Brāhmaṇa (III, 33) an. Darnach verfolgte *Prajāpati* mit seinen Lüsten seine eigene Tochter u. verging sich in verwandelter Gestalt an ihr. Die Götter beschlossen, ihn deshalb zu bestrafen u. schufen zu diesem Zwecke ein neues göttliches Wesen, den *Paçupati* (ein Beiname des *Rudra*). Dieser zog gegen *Prajāpati* aus u. verwundete ihn mit seinem Pfeile, u. "celui-ci (sc. *Prajāpati*) blessé s'envola au ciel, et . . . le sperme répandu par *Prajāpati* se mit à couler, et ce fut le *Saras*". *Saras* ist so viel wie 'rivière' (Fluß) oder 'étang' (Teich). ". . . et lequel (sc. corps céleste) pourrait-on désigner par ce nom de «Rivière», sinon la *Voie Lactée*, que nous voyons épandre son flot blanc . . ."

101. **Siecke** E. Indra's Drachenkampf. (Nach dem Rigveda.) Programm des Lessing-Gymn. Berlin. Berlin, Weidmann 1905. 18 S. 8°. 1 M.

Rez. von Oldenberg, H., in DL. 1905, S. 2314 f. (Nach Siecke ist Indras Gestalt vom Monde ausgegangen.)

102. **Scheftelowitz** J. Die Apokryphen des Rigveda (Khilāni) herausg. u. bearb. (Indische Forschungen herausgeg. von A. Hillebrandt. 1. Heft.) Breslau, M. u. H. Marcus 1906. XII u. 191 S. 10 M.

Das Verhältnis der Khilāni zur Rigvedasaṃhitā u. ihre Stellung in der ind. Literatur. — Beschreibung des Kaśmirischen Rigveda-Ms. — Beschreibung d. Münch. Sanskrit-Mss. Nr. 30 u. 155. — Text der Khila-Anukramaṇī u. der Khilāni nach dem Kaśmir-Ms. — 3. Adhyāya des Saṃhitāraṇyam u. die Schlußworte des Kaśmir-Ms. — Die nachträglich in die Khilasammlung aufgenommenen Verse. — Nachwort etc.

103. **Rájesvar Gupta.** The Rig Veda, a history showing how the Phoenicians had their earliest home in India. Calcutta, printed by Sányál a. Co. 1905. 38 S.

104. **Halévy** J. Note sur la géographie de l'Atharva-Veda (Résumé). Rev. sém. 13, 352—358.

Darnach: *Dāsa* = les tribus dahiennes. *S'ūdra* = Sudraka, Sy(n)draci. *Balhika* = Bactres. [*Mahā*]*vṛṣa* = Orsaci. *Mūjavant* = Mozontes, Morontes.

105. **Neisser** W. Indische Miszellen. BB. 30, 299—325.

ṛtám ąmiti TS. II, 3, 5, 1. — *paprātha* RV. VI, 17, 7. — *néma.* — *uvé* (Interjektion in RV. X, 86, 7). — *vivekṣi* RV. VII, 3, 4. — *sādádyoni, sádi.* — Zum *ya*-Gerundium. — Zum Suffix der 1. Plur. des Ind. Präs. Act. (über *-mas* u. *-masi*). — *huve, stuṣe* etc.

106. **Arnold** E. V. Vedic metre in its historical development. Cambridge, Univ. Press (New York, Macmillan) 1905. XIV u. 335 S. 12 sh. 3,50 $.

1. General introduction. 2. The popular Rigveda. Appendix 1. The linguistic evidence of date. Appendix 2. Doubtful hymns and fragments. 3. Rearrangement of the Rigveda proper. 4. Sandhi. 5. Syllabic restoration. 6. Quantitative restoration. 7. Dimeter verse. 8. Trimeter verse. 9. The less usual metres-stanzas and strophes. Appendix 3. The various forms of the stanza. 10. General conclusions. Appendix 4. Table of hymns. 11. Metrical commentary.

Rez. in Luzac's Or. List. 16, 210; von Henry, V., in Rev. crit. 1905, II, 401 f.

107. **Aufrecht** Th. Coordination statt Subordination im Rigveda. KZ. 38 (N. F. 18), 501 f.

Z. B. V, 59, 7: *vayaḥ çreṇiḥ* für *vínā'ṃ çréṇiḥ.* VIII, 7, 10: *mádhu* für *mádhvaḥ.* V, 29, 7: *sutáṃ sómam* für *sutásya sómasya.* II, 15, 3: *dīrghayáthaíḥ* für *dīrghayáthā'nām.* X, 63, 15: *putrakṛthéshu* für *putrakṛthā'nām.* IV, 19, 4: *kshā́ma budhnám* für *kshā́mṇo budhnám.* I, 68, 10: *rā́'yo* für *rāyā́'m.*

108. — Adjektive im Rigveda als Substantive verwendet. KZ. 38 (N. F. 18), 500 f.

Derartige Fälle sind: I, 7, 2; II, 33, 14; IV, 4, 5 = X, 116, 5; VIII, 19, 20, wo *sthirā́'* u. *sthirám* durch *dhanvāni* u. *dhanus* zu ergänzen ist. VIII, 43, 26: *Agne tigména dīdihi*, sc. *çocíshā́* (mit scharfem Strahle). VIII, 84, 2: *víçvāsu*, sc. *vikshú* (bei allen Stämmen). X, 17, 5: *ábhayatamena*, sc. *pathā́'* (auf dem gefahrlosesten Pfade). X, 103, 9: *prátihitā́bhir* (mit angelegten sc. Pfeilen). Ähnlich Av. VI, 90, 3.

109. **Jensen** Th. V. Die vedischen Gerundiva auf *-āyya-* (*āyiya-*). KZ. 39 (N. F. 19), 586—593.

Diese nur im Rig-Veda vorliegenden Gerundiva sind nach Bartholomae (BB. 15, 227 n, Stud. 2, 92 n) und Brugmann Weiterbildungen dativischer Infinitive, nach Joh. Schmidt (Plb. d. Neutr. 139), wenigstens teilweise, die Gerundiva zu entsprechenden Verba denominativa, die allerdings größtenteils nicht belegt sind. J. schlägt eine 3. Auffassung vor, die von einer Betrachtung der lateinischen primären Verba auf *-ēre* und der entsprechenden germ. auf (got.) *-ai-* ausgeht, worin eine Einigkeit z. Zt. noch nicht erzielt ist. Als das Wahrscheinlichste dünkt es J., daß lat. *vidē-s*, got. *witais*, ahd. *-wiȥȥēs* auf ursprüngl. **vidēje-* (nicht **vidēsi* oder **vidējesi*) zurückgeht, das sich zu **veid-* (vgl. εἴδομαι, got. *-weitan*, lit. *véizdu* usw.) genau so verhält wie *mathāyá-* zu *mánth-* usw. Wenn nun z. B. *panā́yya-* einfach das Gerundiv zu *panāy-* ist, wie *pányа-* zu *pan-*, warum kann dann nicht *vidā́yya-* Gerundiv zu **vidējō* sein, *çravā́yya-* zu **k̂levējō*, das in griech. κλεϝέω, lat. *clueo* vorliegt. Die anderen vorhandenen Gerundiva können entweder, wie *panā́yya-*, *vidā́yya-*, *çravā́yya-*, die Gerundiva zu entsprechenden Verba finita sein (innerhalb oder außerhalb des Sanskrit nachweisbar), oder *-ā́y-ya-* ist durch Assoziation als einheitliches Suffix aufgefaßt worden, um schließlich selber produktiv zu werden, wie es offen-

bar bei *panayáyya-* und *spṛhayáyya-* der Fall ist. — In einem anschließenden Exkurs begründet J. des breiteren seine Identifizierung des trans. κλεϜέω mit dem intrans. *clueo*, indem er folgendermaßen schließt: zwei formell verschiedene, ursprünglich bedeutungsgleiche Formen haben sich später vielfach in der Weise differenziert, daß an das Suffix der längeren Form eine spezielle Bedeutung geknüpft wurde, die daran hängen blieb. Es ist nun wohl möglich, daß bei Verben, die von Anfang an sowohl trans. als auch intrans. gebraucht werden konnten, der Begriff der Intransivität (der leicht ins Passivische übergeht) in einigen Fällen an *-ējō* haften blieb, das schließlich als intrans. Suffix gefühlt wurde, worauf es leicht weiter wuchern konnte.

110. **Kibat** A. Die Behandlung des Langdiphthongs *āu* im Nom. Akk. Vok. Dualis einerseits und im Lokativ Sing. andrerseits im Rigveda. Inaug.-Diss. Königsberg i. Pr. 1904/05. Königsberg i. Pr., Leupold 1905. 62 S. 8°.

111. **Schulze** W. Kakophonie. KZ. 39, 612.

Über *yavamat* (Rigveda IX, 69, 8) an Stelle des zu erwartenden *yavavat*.

112. **Arnold** E. V. Ṛigveda VII. 18. KZ. 38 (N. F. 18), 491—496.

Prof. Geldner (Ved. Stud. 3, § 17) hält mit den meisten Veda-Forschern diese Stelle für eine der ältesten der Sammlung. Nur Arnold setzt es in eine jüngere Periode, die aber doch noch der eigentlichen "Periode des Mythos und der Volkssage" vorausgeht. Gegen die Sonderexistenz einer derartigen Periode (von Arnold mit C_1 bezeichnet) hat aber Geldner seine Bedenken, wie ihm überhaupt der Periodenaufbau Arnolds (dieser unterscheidet 5 Perioden: A B_1 B_2 C_1 C_2) zu kunstvoll erscheint. Arnold verteidigt im Vorliegenden sein System und sieht die Angriffe Geldners als auf einem Mißverständnis beruhend an, das allerdings einem vorhandenen Mangel an Klarheit in seinen bisherigen Artikeln entspringen dürfte, welchem Übelstande er im Vorliegenden abzuhelfen sucht.

Dialekte.

113. **Henry** V. Précis de grammaire pālie accompagné d'un choix de textes gradués. (Bibl. de l'éc. franç. d'Extr.-Or. T. 2.) Paris, Leroux 1904. gr. 8°. 9 M.

114. **Andersen** D. A Pāli reader, with notes and glossary. Part II: A Pāli glossary including the words of the Pāli reader and of the Dhammapada (first half). Kopenhagen (Gyldendal) 1905. 116 S. 8°. 5 M.

115. **Gray** J. Elementary Pali grammar or Second Pali course. Calcutta, printed by P. Knight (Leipzig, Harrassowitz) 1905. 121 S. 6. M.

116. — First Pali delectus or companion reader to the "Second Pali course". Calcutta, printed by P. Knight (London, Luzac) 1905. 92 S. Zus. mit dem vorhergehenden 8 sh. 6 d.

117. **Wickremasinghe** Don M. de Zilva. Index of all the Prakrit words occurring in Pischel's "Grammatik der Prakrit-Sprachen". IA. 34 (Appendix), 1—92.

Mit einer Vorbemerkung von G. A. Grierson.

118. Die Reden Gotamo Buddho's. Aus der Sammlung der Bruchstücke Suttanipāto des Pāli-Kanons. Übersetzt von K. E. Neumann. Leipzig, J. A. Barth 1905. XII u. 410 S. 4°. 20 M.

119. **Michelson** Tr. The Meaning and Etymology of the Pāli word *abbūḷhesika-*. ZDMG. 59, 126—128.

Dieses Wort, das im Majjhima Nikāya (s. Pâli Text Society) vol. I, p. 139 dreimal vorkommt, wird von Neumann, Die Reden Gotamo Buddho's, Erster Band, S. 231 mit 'Unablenkbarer' wiedergegeben, was jedoch Michelson nicht befriedigt, da jene Übersetzung keine wörtliche ist u. den Sinn nicht erschöpft. Im Pâli Dictionary von Childer findet sich das Wort nicht. M. schlägt deshalb folgendes vor. Das Wort *abbūḷhesika-* ist zusammengesetzt aus *abbūḷha-* u. *isikā-*, Skrt. *ā* + *vṛḍha-* u. *iṣīkā-*, wobei das *-ū-* auf ursprüngliches *-ṛ-* zurückgeht. Es ist nun eine bekannte Tatsache, daß Skrt. *śalya-* u. Pāli *salla-* 'arrow' (Pfeil) oft in dem gleichen metaphorischen Sinne gebraucht werden, um eine Beunruhigung, Erregung oder ähnliches auszudrücken. In solchen Fällen nun findet man im Pâli das dem Skrt. *ā* + *vṛh* entsprechende Wort häufig in Verbindung mit *salla-* verwendet. Deshalb hält sich M. für berechtigt, die für Skrt. *śalya-* Pāli *salla-* erwiesene metaphorische Bedeutung auch für Pâli *isikā-* anzunehmen u. *abbūḷhesika-* gleich *abbūḷhasalla-* zu setzen, was nach ihm soviel heißt, wie einer 'whose arrow is torn out' (auf deutsch 'dessen Pfeil herausgezogen ist').

120. **Lepitre** A. Langues hindoues. Année linguist. 2, 1—24.

Beabsichtigt eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten Publikationen über die arisch-indischen Sprachen.

121. **Thimm** C. A. Hindustani self-taught and Hindustani grammar. Vol. I. London, Marlborough 1904. gr. 8°. 5 M.

122. **Grierson** G. A. Specimens of the Maraṭhi language. (Linguistic Survey of India. Vol. VII. Indo-Aryan family. Southern group.) Calcutta, Office of the Superintendent of Govern. Printing 1905. X, 409 S., 1 K. 9 sh. 9 d.

123. **Borrow** G. Romano Lavo Lil; or, the word book of the Gypsy language. London 1905. 8°. 6 M.

Religionsgeschichte. Altertumskunde.

124. **Chamberlain** H. St. Arische Weltanschauung. (Die Kultur. Sammlung ill. Einzeldarstellungen. Hrsg. v. C. Gurlitt. 1. Bd.) Berlin, Bard, Marquardt & Co. 1905. VI, 87 S. 8°. 1,25 M.

125. **La Vallée Poussin** L. de. Religions de l'Inde. Rev. d'hist. et de litt. relig. Ann. X. t. 10, 189—216.

Vgl. hierzu Revue, t. VI (1899), p. 70. Die vorliegende Abhandlung, die zugleich eine ausführliche Bibliographie (Quellen u. Übersetzungen) bietet, enthält zunächst eine gebührende Würdigung Cowells auf dem in Frage stehenden Gebiete, den La Vall. Pouss. 'un des représentants les plus sympathiques de l'Indianisme' nennt, dessen Tätigkeit zumeist darauf gerichtet ist, schwierige Werke verständlich zu machen, wie z. B. das Nyayakusumāñjali ('offrande fleurie de logique'), das die Existenz eines persönlichen Gottes lehrt. La Vall. Pouss. verbreitet sich dann des längeren über den philosophischen Theismus, sowie über die Stellung, die Udayana, der Verfasser jener Schrift, in den buddhist. Kontroversen einnimmt. Im zweiten Teile behandelt La V. P. die Lehre von der bhakti, von der göttl. Verehrung, die in den Bhaktisūtras, den Werken der theistischen Schule, niedergelegt ist, spez. die Verehrung des Kṛṣṇa. Die Bhaktisūtras gehören, ihrer Entstehung nach, zur Volksreligion u. zur

transzendenten Philosophie der Brahmanen u. stehen in innigem Zusammenhang mit der Bhagavadgîtâ, als deren Kommentar sie gewissermaßen angesehen werden können. La V. P. nimmt hierbei Stellung zu Hopkins' Argumentation über die Beziehung zwischen Bhagavadgîtâ u. der christl. Literatur, sowie über den christlichen Einfluß der ersten Jahrhunderte überhaupt. Wenn er auch Hopkins im großen u. ganzen beistimmt, so möchte er doch einige Einschränkungen gemacht sehen, weil sich die christl. Beeinflussung doch wohl nicht so scharf nachweisen lasse.

126. **Oldenberg** H. Die Erforschung der altindischen Religionen im Gesamtzusammenhang der Religionswissenschaft. Ein Vortrag. Deutsche Rundschau 121, 248—261.

Wie schon aus der Überschrift ersichtlich, will dieser Vortrag, der für den International Congress of Arts and Science zu St. Louis (Septbr. 1904) verfaßt und dort gehalten worden ist, die Stellung u. Bedeutung der altind. Religionen im Dienste der Erforschung der Religionswissenschaft im allgemeinen charakterisieren, wie man z. B. von den überkühnen Kombinationen früherer Zeiten zurückgekommen ist, die aus den mythol. Vorstellungen des Veda heraus die "ganze Reihe europäischer Gebilde von der Götterwelt Homers bis zu deutschen Volksmärchen und Kinderspielen verstehen lernen wollten", wie aber auch andererseits z. B. die eingehenden Schilderungen des indischen Opferwesens, die uns die einheimischen Priester namentlich für die Zeit seiner vollen Blüte in so reichem Maße hinterlassen haben, die "Fragmente westlicheren Opferwesens ergänzen und deuten" müssen. Die Ergebnisse, die die ind. Religionen für den Glauben der Indoeuropäer haben könnten, sind nach O.'s Meinung spärlich u. unsicher, auch die für das indisch-iranische Zusammenleben auf ein ziemlich enges Gebiet beschränkt. Von besonders großer Bedeutung für die allgemeinen Probleme der Religionswissenschaft hält O. unter den ind. Religionen den Buddhismus, der sich ihm "auf einem höchsten Höhepunkte alles religiösen Wesens" darstellt. Doch können die hier auftauchenden Fragen u. Rätsel nicht durch die Erforschung des Buddhismus u. Christentums allein, sondern nur unter Herbeiziehung der zumal mit dem Buddhismus so vielfache Ähnlichkeiten u. Parallelen aufweisenden griechischen Philosophie einer Lösung entgegengeführt werden.

127. **Oppert** G. Die Gottheiten der Indier. Z. f. Ethn. 37, 296—353, 501—513, 717—754.

1. Kapitel. Einleitende Betrachtungen zur Beurteilung der Bevölkerung Indiens. Nirgends ist der religiöse Trieb so entwickelt wie in Indien, nirgends aber auch berühren sich die widersprechendsten Extreme so häufig und so nahe, wie eben hier. Neben dem erhabensten Idealismus macht sich der sinnlichste Materialismus breit. Die edelsten u. freisinnigsten Denker und Herrscher wechseln mit den verworfensten u. brutalsten Priestern u. Tyrannen. In dem Entwickelungsgange der arischen Bevölkerung Indiens lassen sich vier Perioden unterscheiden. In der ersten urarischen Zeit engstes Nebeneinanderleben aller Angehörigen der Rasse. In der zweiten Periode Trennung der verwandten Volksschichten, nur die beiden östlichsten, von babylon. Kultur nicht unbeeinflußten Stämme blieben in Iran u. in dem Indien benachbarten Gebiet in Beziehung zu einander. In der dritten Periode Eindringen der an den Grenzen Indiens wohnenden Arier in letzteres Land, infolgedessen allmähliches Aufhören des Verkehrs mit

den Iraniern u. schließliche Entfremdung. Einfluß der veränderten klimat. Verhältnisse auf Lebensweise u. religiöse Anschauungen der Einwanderer. Die uralten, einer anderen Zone angepaßten Gottheiten traten in den Hintergrund, neue, den veränderten Ansichten mehr zusagende Vorstellungen schufen neue Götter, z. B. den Regen- u. Gewittergott Indra. Auch die Berührung mit der Urbevölkerung trug zur Modifizierung der religiösen Ideen der arischen Ansiedler das Ihrige bei. In der vierten Periode zunehmende Erstarkung u. endliche Alleinherrschaft des fremden Einflusses (so in der Personifikation der Allmutter Aditi), Umgestaltung des Brahmanismus u. Grundlage zum modernen Hinduismus. — 2. Kapitel. Über die vedische Theogonie der arischen Indier. Die ersten religiösen Anschauungen der Indier knüpfen an die Betrachtung, Bewunderung und Verehrung der alles Irdische beherrschenden Naturmächte an. Entsprechend den drei vor Augen liegenden Sphären (der irdischen, luftigen u. himmlischen) wirken dreierlei Gottheiten im Himmel, im Luftraum u. auf der Erde, die allerdings nicht überall die gleichen Namen führen. Während einige der Götter ideale Vertreter gewaltiger Naturerscheinungen oder das menschliche Leben beeinflussender Himmelskörper, zuweilen auch vergötterte Elemente u. Materien sind, sind die meisten wohl lediglich ein Gebilde der erregten Phantasie. Eine der Besprechung der einzelnen Gottheiten vorausgehende Betrachtung über ihr Wesen, ihren Ursprung u. ihre Stellung im allgemeinen knüpft O. an die Ansichten, die die Indier ursprünglich von den Asuras u. Devas, ihren vornehmsten Gottheiten, gehabt, u. wie sie diese allmählich geändert haben. Ihrer Beziehung nach repräsentieren die Asuras die lebendig existierenden, die Devas die leuchtend himmlischen Gottheiten. Im Veda werden die höchsten Götter Asuras genannt. Sie waren die Urgötter, die lebendigen Urgeister, während die Devas Gottheiten im allgemeinen waren (s. den Ausdruck vis've devās, worunter sowohl alle Götter, als auch eine besondere Klasse von ihnen zu verstehen sind). Im Laufe der Zeit schwand in Indien die Macht u. das Ansehen der Asuras dahin, Unfriede brach unter ihnen aus, Indra verdrängte Varuṇa, an die Stelle der Asuras traten die Devas, u. die Asuras werden als gottlos (adevās) geschildert. Aber nicht nur ihren Einfluß, sondern auch ihre ganze Respektabilität verloren sie, so daß der Ausdruck asura sogar als Unhold in Verruf kam, während er sich bei den Iraniern als Ahura Mazda (als höchster Geist) in seiner Bedeutung erhielt. Im Gegensatz hierzu gebrauchten die Iranier hinfort das Wort div als Bezeichnung für Teufel. In den Brahmanas wird das Verhältnis der Asuras zu den Devas des öfteren eingehender besprochen. Die Stellung der Devas ist übrigens im Veda recht verschieden, u. die Angaben über sie stehen vielfach in Widerspruch zu einander, was auf die in Gedanke u. Glaube von einander abweichenden Ansichten der Verfasser der betreffenden Lieder zurückgeht.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen werden die wesentlichsten Gottheiten besprochen, zuerst die, denen eine materielle Existenz zugrunde liegt (Dyaus u. Pṛthivī = Himmel u. Erde, Agni = Feuer, Soma = Pflanze, Soma = Mond, Sūrya = Sonne, Uṣas = Morgenröte, die Aśvins = Dioskuren), dann die mehr auf der Gestaltungskraft der menschlichen Phantasie beruhenden Gottheiten der drei Sphären des Weltalls: 1) die Ādityas, die Licht- oder Sonnengottheiten, an ihrer Spitze der Urgott Varuṇa, der in der höchsten u. heiligsten Sphäre, im Himmel, thront u. dem Ahura-Mazda des Zend-Avesta, dem Ouranos der Griechen entspricht. 2) Die Rudras,

deren ursprünglicher Repräsentant der Wind, Vâyu, ist, der später seine Stelle an Indra, den Regengott, den eigentlichen Schutzgott der Indier in dem regen- u. gewitterreichen Indien abtreten mußte. Er entspricht dem Zeus der Griechen u. dem Jupiter der Lateiner. Seine Hauptaufgabe besteht in der Vernichtung der den Menschen feindlichen Dämonen, die die göttlichen Wasser hemmen und die Regenwolken in ihren Höhlen einschließen. 3) Die Vasus, die Gottheiten der 3. Sphäre, die, ebenfalls als Vertreter von Naturerscheinungen, zunächst unter der Leitung des Agni, später des Indra standen. Im Laufe der Zeit vollzog sich ein Wechsel in der Anschauungsweise. Die dichterische Begeisterung wich grüblerischem Nachdenken, an Stelle der Schöpfungstheorien, Gebete u. Liturgien traten Lobgesänge, Dank- u. Bittlieder, u. die alten Götter wurden mehr u. mehr zu ausschließlich abstrakten Gebilden, wie Bṛhaspati, Herr des Gebetes u. Nachfolger des Indra in der Führung der Götter, Prajāpati, Herr der Geschöpfe, Yama, der Todesgott, Aditi, die Göttermutter, eine von Haus aus unarische Gottheit usw. — 3. Kapitel. Über den Kultus der Ureinwohner Indiens. Wie die vedischen Gottheiten einerseits urindischen Anschauungen zugänglich wurden, konnten auch die urindischen Gottheiten andererseits arischem Einflusse sich nicht entziehen. Sie verloren unter der fremden Herrschaft ihre Unabhängigkeit, behaupteten aber als Lokalgottheiten, als Grāmadevatās, ihre maßgebende Stellung, so daß auch die Brahmanen selbst z. B. diese Lokalgottheiten verehren, wenn sie sich auch zuweilen dieses Kultus' schämen. Die eigentlichen Verehrer bleiben natürlich die Ureinwohner Indiens. An der Spitze der urind. Gottheiten steht der höchste Geist, Ayya oder Appa, meist durch Sanskritbezeichnungen wie Bhagavān heutzutage ersetzt, u. die materielle Natur, Amma. Ersterer erscheint als Vater u. Herr, letztere als Mutter u. Ernährerin. Die Hauptrepräsentantinnen der weiblichen Grāmadevatās sind Ellama, skr. Sarvāmbā, eine mildtätige Gottheit, eine Helferin in der Gefahr, daher bei den Schiffern sehr beliebt; Kālamma oder Kālī (auch Durgā), im Gegensatz zur vorigen eine grausame Gottheit, wohl die am meisten verehrte Göttin Indiens, speziell die Grāmadevatā von Kalkutta; Māri, Māri Amma oder Māriyammai (von Skr. mṛ, sterben; māri bedeutet jede tödliche Krankheit), eine sowohl gütige wie auch böse Gottheit, die bei Krankheiten angerufen wird; Viṣaharī oder Piḍāri u. Manasā, der es obliegt, das Gift aus den Wunden der von Schlangen Gebissenen zu ziehen, überhaupt vor Schlangenbiß zu wahren. Außerdem wird die urindische Grāmadevatā noch unter den verschiedensten Namen u. Gestalten verehrt u. mit den mannigfachsten Beschäftigungen in Verbindung gebracht (die reichhaltigste Aufzählung der Grāmadevatās findet sich bei Vopadeva in der Grāmadevatāpratiṣṭhā). Wenn auch im Laufe der Zeit durch den Einfluß fremdartiger Volkselemente die Grāmadevatā manche der urindischen Anschauung nicht angehörige Gestaltung erfahren hat, so ist ihr Grundcharakter doch im großen u. ganzen derselbe geblieben. Zahlreiche Angaben über das bei der Verehrung der Grāmadevatās übliche Zeremoniell bilden den Hauptbestandteil dieses Kapitels.

128. **Oldenberg** H. Göttergnade und Menschenkraft in den altindischen Religionen. Rektoratsrede. Kiel, Lipsius u. Fischer in Kom. 1906. 18 S. 0,60 M.

129. — Altindisches und Christliches. ZDMG. 59, 625—628.

Gegen Pischel (vgl. DLZ. 1904, 2939 u. Sitz.-Ber. der Berl. Akad. 1905, 506ff.), der erstens Ev. Luc. 2, 27, wo Simeon in den Tempel ἐν τῷ πνεύματι kommt, auf dem Vorbilde des buddhist. Pfades des Windes, den der luftdurchfliegende Heilige wandelt, beruhen läßt (s. a. Oldenbergs Abhdlg. in Theol. L. Z. 1905, 67f.), und der zweitens das Fischsymbol Jesu aus Indien herüberholt, und zwar durch Vermittelung von Christen in Turkestan im 2. Jahrh. — πνεῦμα ist nach Oldenberg das rechte, israelitische, bezw. christliche πνεῦμα, das mit dem Luftwandeln indischen Wunderglaubens nichts zu tun habe, u. der Fisch als Symbol Jesu (ausgehend von dem bekannten Akrostichon) lasse sich zur Genüge aus Voraussetzungen innerhalb der christlichen Kultussphäre selbst erklären (Jesus als der im Wasser geborene, als Speise der Seinen usw.).

130. **Dilger** W. Krischna oder Christus? Eine religionsgeschichtliche Parallele. (Basler Missionsstudien. H. 26). Basel, Missionsbuchh. 1904. 44 S. 0,60 M.

131. **Krischnas** Weltengang. Ein ind. Mythos. In 20 Andachten aus dem Vischnupuránam übertr. v. A. Paul. Mit e. Geleitworte von K. E. Neumann. München, R. Piper & Co. 1905. 132 S. 8°. 2,50 M.

132. **Edmunds** A. J. Can the Pāli Piṭakas aid us in fixing the Text of the Gospels? Brochure. Philadelphia, Innes and Sons 1905. 7 S. 10 cents.

A parallel is drawn between Luke 2, 8—14 and a passage in the Sutta Nipāto, Mahāvaggo Nālaka-Suttam, the one descriptive of the joy of the angels at the birth of Christ, the other, at the birth of Buddha. Arguments are adduced to support the theory that the Evangelist Luke, a physician of Antioch, may possibly have been influenced by Buddhistic ideas through the intercourse existing between Palestine and India. (Jackson.)

133. **Pischel** R. Der Ursprung des christlichen Fischsymbols. Sitzber. d. Kgl. Pr. Ak. d. Wiss. 1905, I, 506—532.

"Es wird versucht zu zeigen, daß der Fisch als Symbol Christi, des Erretters, seinen Ursprung in Indien hat. Der Fisch, der Manu, den Stammvater der Menschen, rettet, wird als der Gott Brahman, oder meist Viṣṇu aufgefaßt. Von den Viṣṇuiten übernahmen das Symbol die Buddhisten, bei denen die Christen es in Turkestan kennen lernten. Bereits vom 5. Jahrh. v. Chr. an ist der Fisch in Indien als Glückszeichen (maṅgala) nachweisbar".

134. **Caland** W. et **Henry** V. L'agniṣṭoma. Description complète de la forme normale du sacrifice de Soma dans le culte védique. T. I. Avec quatre planches. Paris, Leroux 1906. XVII u. 257 S. 8°. 8 M.

135. **Milloué** L. de. Le Brahmanisme. Paris 1905. 8°. 2.50 M.

136. **Jahn** W. Über die kosmogonischen Grundanschauungen im Mānava-Dharma-Śāstram. Inaug.-Diss. Würzburg 1903/04. Leipzig, Drugulin 1904. 78 S. 8°.

137. **Roussel** A. Les idées religieuses et sociales du Mahâbhârata. Âdiparvan. Le Muséon N. S. 6, 1—22. 156—177. 356—378.

Die vorliegende Artikelserie schließt sich an eine bereits vor mehreren Jahren gleichfalls im Muséon veröffentlichte Arbeit über den nämlichen Gegenstand an, u. es sollen ohne allzugroße Zeitintervalle noch weitere Abhandlungen auf diesem selben Gebiete folgen. Behandelt wird

an erster Stelle die Ehe. Ausgehend von der Antwort der Çakuntalâ auf die Weigerung des Königs Duṣmanta, sie als seine Gattin anzuerkennen (s. Mah. LXXIV, 34: "Ich bin deine Gattin u. deshalb verdiene ich, von dir gebührend geachtet zu werden") u. der darauf folgenden Aufzählung der Eigenschaften der Frauen (die Frau ist die Wurzel des 3fachen Glückes, überhaupt das köstlichste Gut auf Erden), erwähnt R. den Ursprung der menschlichen Ehe nach der Vorstellung im Bhâgavata (Teilung des Kâya, des Körpers des Brahmâ, in eine männliche u. eine weibliche Hälfte) u. bringt Beispiele aus dem Mah., aus denen auf die Meinung der alten Inder von dem Werte der Ehe geschlossen werden kann. Obwohl die Polygamie erlaubt, war doch die Polyandrie verpönt, weil sie den Sitten u. den Vedas zuwider. Söhne galten bekanntlich als ein Mittel, um sich von der Hölle zu befreien, aus diesem Grunde hat schon frühe die Adoption zu Rechte bestanden u. war eine Einrichtung, wie das Zölibat, ein Unding. Weiterhin spricht R. von der Familie (3 Dinge braucht man, nach dem Âdiparvan, um seine Familie leben zu lassen: einen König, eine Frau u. Geld), von den Pflichten im allgemeinen (viererlei Pflichten sind es, die die Menschen bei ihrer Geburt — so lehrt Pâṇḍu — auf sich nehmen, und zwar gegen ihre Vorfahren, gegen die Götter, gegen die Ṛshis u. gegen ihresgleichen), von den Pflichten der Brahmanen (deren oberste Pflicht es ist, den Veda gründlichst zu studieren, ihn auch mit dem Herzen zu erfassen u. die anderen Zweimal-Geborenen darin zu unterrichten), von den Pflichten der Könige (die darin bestehen, daß sie die Götter durch Opfer erfreuen, die Pitṛs durch die ihnen zukommende Verehrung, die Armen durch Almosen, die Brahmanen durch Erfüllung ihrer Gelübde, die Fremden durch Gewährung von Speise u. Trank, die Vaiçyas, indem sie diese schützen, die Çûdras, indem sie ihnen in keiner Weise nachteilig sind, die, welche sich vergangen haben, durch gerechte Bestrafung) u. schließlich von den Opfern (der erste, der zu Ehren der Götter, Ṛṣis u. Pitṛs Opfer darbrachte, war nach Vaiçampâyana Çantanu, der Sohn des Pratîpa).

138. **Oldham** C. F. The sun and the serpent: a contribution to the history of serpent-worship. With 33 illustrations. London, Constable 1905. 207 S. 8°. 10 Sh. 6 d.

Rez. von Davids, F. W. Rh., in JRAS 1905, 389 f.

139. **Schrader** O. Maya-Lehre und Kantianismus. Berlin, Raatz 1904. 30 S. 8°. 1,25 M.

Rez. von Deussen, P., im Anzeiger f. Indogerm. Sprach- u. Altertumskunde 17, 7 f.

140. **Monseur** E. L'âme poucet. Rev. de l'hist. des rel. 51, 361—375.

In dem nämlichen Bande dieser Revue hat M. bereits über eine von ihm pupilline genannte Seele berichtet, die menschliche Gestalt besitzt und ihren Sitz im Auge hat, in Wirklichkeit natürlich das Spiegelbild des dem Auge Gegenüberstehenden ist. Eine andere Abart der Seele, die aber mit der pupilline manche Ähnlichkeit hat, wird von ihm wegen der ihr zugeschriebenen Größe "poucet" genannt. M. bringt nun aus den Literaturen, resp. aus dem religiösen Vorstellungsgebiete verschiedener Völker Belege, die, was die Indier betrifft, alle den Upanishads angehören (im Speziellen verweist er auf die Legende von der Sâvitrî). Der Sitz dieser Seele wird entweder überhaupt nicht näher angegeben oder, wo

dieses geschieht, unter der Hirnschale, zuweilen auch in der Herzhöhle. Außerdem wird ihr die Fähigkeit zugeschrieben, ihren Wohnsitz (z. B. für die Zustände des Wachens und Schlafens) ändern zu können, und zwar vermittelst einer Ader, die vom Herzen zum Kopfe führt.

141. **Hopkins** E. W. The fountain of youth. JAOS. 26, 1—67.

Als im Jahre 1882 H. für Whitney einige Teile des 3. Buches des Jaiminīya-brāhmaṇa aus Burnells südindischem (Grantham) Ms. abschrieb, worin sich die auf den Mythus vom Jungbrunnen gegründete Cyavana-Legende findet, wurde diese von Whitney in den Proceedings of the Americ. Orient. Soc., May 1883 sofort in Übersetzung veröffentlicht, ohne Sanskrittext, den H. im Vorliegenden nachholt auf Grund des leider textlich nicht ganz korrekten Ms.'s, das aber zur Zeit noch die einzige Quelle hierfür ist. Sachliche und sprachliche Erläuterungen und die ähnliche Erzählung von Vidanvant und Cyavana (Tāṇḍya 13, 11. 10) schließen den Exkurs. In der vorausgeschickten Einleitung sucht H. das geschichtliche Problem und die mutmaßliche Herkunft dieser Legende zu erhellen auf Grund eingehender Prüfung der nicht bloß unter den Indo-Germanen, sondern auch unter anderen Völkern und Stämmen weit verbreiteten gleichen oder ähnlichen Erzählungen. H. ist dabei geneigt, Indien als die Heimat der europäischen Fabel zu betrachten, deren Vermittelung aber nicht durch die Araber, sondern durch die Nestorianer über Syrien erfolgte; denn die frühesten arabischen Reisenden (400 Jahre vor Marco Polo) wissen nichts von einem Jungbrunnen. In Indien selber ist die Geschichte von Cyavana sehr alt, viel älter als die Brāhmaṇa-Periode. Bereits im Rig-Veda findet sich Cyavana und seine Verjüngung erwähnt, die allerdings hier nicht mit Hilfe eines Brunnens (resp. einer Quelle), sondern durch die Götter-Ärzte, die Aśvins, erfolgt. Von dieser Zeit an läßt sich die Fabel in der ganzen Sanskrit-Literatur, auch in der epischen, bis zu den Purāṇas herab verfolgen, natürlich mit verschiedentlichen Variationen. Am ausführlichsten steht sie im Jaiminīya-Brāhmaṇa. — Vielleicht mit am verwunderlichsten an dieser Legende ist die Tatsache ihres ununterbrochenen Fortlebens in einem Lande wie Indien, wo, wie in keinem anderen, die Religion, Brahmaismus und Buddhismus, nicht auf eine Erneuerung der irdischen Existenz, sondern auf ein Aufhören jeglicher Lebenstätigkeit als das erstrebenswerteste und höchste Ziel menschlicher Einbildungskraft hinweist. Aber diese im Volke so beliebte und mit solcher Zähigkeit festgehaltene Erzählung beweist eben, daß unter diesem mehr gesunder Menschenverstand und mehr natürliche Vernunft aufgespeichert ist, als brahmanische Priester oder buddhistische Mönche je auszurotten vermocht haben.

142. — The fountain of youth. Second paper. JAOS. 26, 411—415.

Dieser Nachtrag enthält Ergänzungen und Berichtigungen Hs.'s selbst wie verschiedener anderer, die, durch obige Abhandlung angeregt, ihr Interesse an dem Gegenstande dem Verfasser dadurch zum Ausdruck gebracht haben.

143. **Stcherbatskoi** Th. Notes de littérature bouddhique. La littérature Yogācāra d'après Bouston. Le Muséon 6, 144—155.

Als Gründer der Schule der Yogācāras gilt gewöhnlich Āryāsaṅga, der nach der Legende vom Bodhisattva Maitreya dessen Werke erhalten haben soll. In der Folgezeit schloß sich sein Bruder Vasubandhu dem

neuen Dogma an. Jene 5 Abhandlungen, die dem Maitreya zugeschrieben werden, sowie die Schriften des Āryāsaṅga und ein Teil der des Vasubandhu bilden den Grundstock dieser Richtung. Besonders Vasubandhu war es, der die Lehre von der Welt als einer bloßen Vorstellung, als einem Attribut des Geistes ausgebildet und als in Übereinstimmung mit der Lehre Buddhas hinzustellen sich bemüht hat. Später teilte sich die Schule der Yogācāras in die der Logiker und die der Anhänger der Tradition, welch' letzterer Āryāsaṅga und Vasubandhu zugehörten. Der Aufsatz enthält dann weiterhin eine Aufzählung der 5 Çāstras des Maitreya, der Werke des Āryāsaṅga und der 8 Abhandlungen des Vasubandhu mit kurzen Inhaltsangaben.

144. **Hackmann** H. Der Ursprung des Buddhismus und die Geschichte seiner Ausbreitung. (Religionsgeschichtl. Volksbücher f. d. deutsche christl. Gegenwart. III. Reihe. 4. H.) Halle, Gebauer-Schwetschke 1905. 47 S. 0,40 M.

145. **Lehmann** E. Buddhismen. Grundrids ved folkelig Universitetsundervisning. Nr. 100. Kopenhagen (Erslev) 1905. 16 S. 8°. 0,20 Kr.

146. **Olcott** H. S. Le Bouddhisme selon le canon de l'église du Sud et sous forme de catéchisme. Traduction française. 37e éd. Paris, Publications théosophiques 1905. 144 S. 1,50 Fr.

Rez. von Negelein, J. v., in Or. Lz. 8, 400—02; S[eidenstücker] in Buddh. Welt 1, 31 f.

147. **La Vallée Poussin** L. de. Pro Minayeff. I. Les deux premiers conciles. Le Muséon. 6, 213—323.

Eine sehr eingehende und kritische Untersuchung der von Minayeff aufgestellten Ansichten über die Ausbreitung des Buddhismus in den frühesten Zeiten, über die allmähliche Festlegung der Orthodoxie und über den Ursprung des Kanons. Die Ausgrabungen der letzten Jahre haben ja manche Behauptung Minayeffs als irrtümlich, aber auch manches von ihm als wahr erwiesen, und selbst dort, wo er sich getäuscht hat (wie über das Edikt von Babhra [Bairat]), ist seine Arbeit sehr nutzbringend gewesen und hat zur Klärung mancher Probleme der ältesten buddhistischen Geschichte beigetragen.

148. **Suzuki** T., **Cordier** P., **La Vallée Poussin** L. de. Dogmatique bouddhique. Les soixante-quinze et les cent dharmas. D'après l'Abhidharmakoça, la Vijñānamātrasiddhi (T. Suzuki) et la Mahāvyutpatti (Dr. P. Cordier et L. de la Vallée Poussin). Le Muséon 6, 178—194.

Der Buddhismus teilt die Dinge (dharmas) in 2 große Kategorien: in die, welche aus einer bestimmten Ursache (hetu) u. Bedingung (pratyaya) hervorgehen, die dharmas saṃskṛtas, und in die, welche absolut, unbedingt sind, die dharmas asaṃskṛtas. Im Abhidharmakoça wird die Zahl dieser dharmas auf 75, auf 72 saṃskṛ. u. 3 asaṃskṛ., angegeben, in den Yogācāras auf 100, u. zwar auf 94 saṃskr. u. 6 asaṃskr. Zweck der vorliegenden Zeilen ist es nun, durch eine Vergleichung dieser beiden Listen die bestehenden Differenzen aufzuklären. Übrigens stellt La V. P. weitere exegetische Beobachtungen, sowie eine Hinzufügung der chinesischen Äquivalente in Aussicht.

149. **Walleser** M. Die Buddhistische Philosophie in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Erster Teil: Die philosophische Grundlage des älteren

Buddhismus. Heidelberg, C. Winters Univ.-Buchhdlg 1904. XI u. 148 S. 8°. 4,80 M.

Rez. von Davids, C. Rh., in JRAS. 1905, 395—402; Oltramare, P., in Rev. de l'hist. des rel. 51, 271—76.

150. **Bertholet** A. Der Buddhismus und seine Bedeutung für unser Geistesleben. Tübingen, Mohr 1904. IV u. 65 S. 8°. 1 M.

151. The Light of Dharma. A religious magazine devoted to the teachings of Buddha. Published quarterly. San Francisco, Cal. U. S. A. Buddhist Mission 1905. 50 cents per year.

152. **Barth** Fr. Jesus und Buddha. Vortrag. Bern, A. Francke 1905. 12 S. 0,35 M.

153. **Dutoit** J. Die duskaracarya des Bodhisattva in der buddhistischen Tradition. Straßburg, Trübner 1905. 4 Bl., 99 S. gr. 8°. 3 M.

Rez. von Kirste, J., in Lit. Zentralbl. 1905, 1256; Oldenberg, H., in Deutsche Literaturz. 1905, 2378 f.

154. **Geiger** W. Dîpavaṃsa und Mahâvaṃsa, und die geschichtliche Überlieferung in Ceylon. Leipzig, Böhme 1905 VIII u. 146 S. 8°. 4,50 M.

Rez. von Davids, T. W. Rh., in JRAS. 1906, 391—395; Expository Times 16, 546 f.; H[enry], V., in Rev. crit. 1905, II, 341 f.

155. **Fleet** J. F. Notes on three Buddhist inscriptions. JRAS. 1905, 679—691.

Von besonderer Wichtigkeit ist die eine der zwei Sônâri-Inschriften mit dem Namen des Käsapagôta. Bekanntlich wurden nach dem 3. buddhist. Konzil im 18. Jahre des Königs Aśôka Missionen abgeschickt, die die Verbreitung des buddhist. Glaubens in allen Teilen Indiens zum Zwecke hatten. Als Führer der nach dem Himâlaya beorderten Mission wird im Dîpavaṁsa Kassapagotta genannt. Die indische Tradition jedoch, an ihrer Spitze Buddhaghôsha, wie auch das Mahânâma (ein Teil des Mahâvaṁsa) setzen Majjhima an dessen Stelle. Aus unserer Inschrift aber erhellt zur Evidenz, daß Käsapagôta, der hier den Beinamen Hêmavatâchariya führt, mit der Leitung betraut gewesen war.

156. **Kielhorn** F. Nagpur Museum. Buddhist inscription of Bhavadeva Ranakesarin. JRAS. 1905, 617—633.

Einleitung, Text u. teilweise Übersetzung einer in Ratanpur (Ratnapura), Zentralprovinzen, aufgefundenen buddhist. Inschrift, die aus 43 nicht völlig erhaltenen Versen besteht. Die Sprache ist Sanskrit. Die sehr sorgfältig eingemeißelten Schriftzeichen gehören der nördlichen Klasse der indischen Alphabete an u. lassen auf die Mitte des 8. Jahrhs. A. D. als Zeit ihrer Abfassung schließen. Durch sie wird die Existenz des Buddhismus in Zentralindien im 8. Jahrh. erwiesen und ein friedliches Nebeneinanderleben der brahmanischen u. buddhistischen Religion schriftlich bezeugt.

157. **Fleet** J. F. Note on a Jain inscription at Mathura. JRAS. 1905, 635—655.

Eine unedierte Jaina-Inschrift in Brâhmî-Charakteren u. in einer Sprache, die zwischen Prâkrit u. Sanskrit die Mitte hält. Die Zeit ihrer Entstehung dürfte zwischen 14—13 a. C. u. 16—17 A. D. fallen. Sie ist bereits einmal von Bühler in Epigraphia Indica I, p. 396, Nr. 33 veröffentlicht u. übersetzt, jedoch infolge falscher Auffassung des vorkommenden Wortes S'aka mißverstanden worden. Bühler glaubte dieses Wort auf

den Volksstamm der S'akas beziehen zu dürfen, die unter den ehemaligen Eroberern Indiens waren u. die, nach der Überlieferung der Hindus u. nach der Ansicht der modernen Forschung, die bekannte 78 A. D. beginnende Ära gründeten. Fl. macht jedoch wahrscheinlich, daß S'aka in diesem Falle eine Bezeichnung für die Buddhisten ist, desgleichen, daß das in Verbindung damit genannte Wort Poṭhaya nicht die im Mahābhārata u. im Vishṇupurāṇa erwähnten Prôshṭhas bedeutet, sondern auf die Digambara Jainas zu beziehen ist. Die vorliegende Inschrift erweist sich somit als die eines Angehörigen der S'vetāmbara-Sekte, die ebensowohl den Buddhisten wie den Digambara Jainas in Glaubenssachen feindlich gegenüberstanden.

158. **Foucher** A. Étude sur l'iconographie bouddhique de l'Inde d'après des textes inédits. Avec 7 illustrations d'après les photographies de l'auteur. (Bibl. de l'éc. des hautes ét. Sc. relig. vol. 13., 2e partie.) Paris, Leroux 1905. 118 S. 8o. 4 fr.

Rez. von Alviella, G. d', in Rev. de l'hist. des relig. 52, 113–117; Roussel, A., in Bull. crit. 26, 288–290; H[illebrandt], in Lit. Zentralbl. 1905, 1102.

Inhalt des Buches: Introduction (Les documents. Les manuscrits. Le sādhana. Méthode et plan du travail). Les divinités masculines (Le Buddha. Les Bodhisattvas. Les dieux secondaires). Les divinités féminines (Tārā. Les déesses bénignes. Les déesses terribles). Conclusions. Index.

159. — L'art gréco-bouddhique du Gandhāra. Étude sur les origines de l'influence classique dans l'art bouddhique de l'Inde et de l'Extrême-Orient. T. 1er: Introduction; les édifices; les bas-reliefs. Avec 300 illustrations dans le texte, 1 planche et 1 carte hors texte (Publications de l'école française d'Extrême-Orient. Vol. 5). Paris, Leroux 1905. XII u. 639. 8o. 12 M.

Einteilung des Buches: Introduction. Le Stūpa. Le Vihāra. Développement et décoration du Saṅghārāma. Les motifs décoratifs. La légende du Bodhisattva. La transformation du Bodhisattva en Buddha. La carrière du Buddha. La fin du Buddha. Revue générale des scènes légendaires.

Rez. von Reinach, S., in Rev. arch. 6, 369–371.

160. **Sohrmann** H. Die altindische Säule. Ein Beitrag zur Säulenkunde. Dresden, Kühtmann 1906. VII u. 79 S. (ill.). 5 M.

161. **Patel** D. N. Kalávant or science of Áryan music. Bombay, Chérag Printing Press 1905. XIV u. 194 S. 2 Rs.

162. **Lüders** H. Indian caves as pleasure-resorts. Ind. Antiq. 34, 199 f.

Aus den Einrichtungen einer im Rāmgarh-Hügel in Sargūjā (im Südosten von Bengalen) entdeckten Höhle u. aus einer darin befindlichen Inschrift hat Bloch in ZDMG. 58, 455 auf deren theatralische Verwendung geschlossen. L. bringt nun einige Stellen aus der poetischen u. epigraph. Literatur, wo von ähnlichem Gebrauch die Rede ist. Die Rāmgarh-Höhle hat deshalb noch ein spezielles Interesse, weil sie nach griechischem Muster eingerichtet ist. Die schon so viel erörterte Frage der Beeinflussung des indischen Theaters durch das griechische wird durch die jüngsten Ausgrabungen in eine neue Beleuchtung gerückt u. die Wahrscheinlichkeit einer Verbindung zwischen dem indischen Drama u. dem antiken Mimus muß immer mehr zum Gegenstand dahingehender Erörte-

rungen gemacht werden. Aber auch noch zu anderen Zwecken sind derartige Höhlen vielfach verwendet worden, u. gar manche, die man bisher für die Wohnung friedlicher, einsamer Mönche gehalten hat, haben sich jetzt als die Wohnsitze von gaṇikās u. leṇaśobhikās u. ihrer Liebhaber herausgestellt.

163. **Beleites**. Der ärztliche Stand bei den alten Indern. Ärztl. Vereinsbl.
Rez. von S[udhoff] in Mitt. z. Gesch. d. Med. u. Naturw. 4, 154.

164. **Jolly** J. Mosquitoes and fever in Sus'ruta. JRAS. 1905, 558—560.

Die Insektenstiche u. deren Behandlung werden von Sus'ruta in dem Kapitel über die Insekten (Kīṭakalpaḥ) behandelt, das den Abschluß des Buches über die Fische (Kalpasthānam) bildet. Die ganzen Insekten teilt Sus'ruta in 6 makṣikās (Fliegen oder Bienen) u. 5 maśakās (Moskitos oder Mücken). Die Heilmittel gegen die Insektenstiche sind die nämlichen wie die gegen die Ameisenstiche. Bemerkenswert ist, daß Sus'ruta irgend welche Beziehungen zwischen Insektenstichen u. den verschiedenen Ursachen von Fiebern, namentlich des Malariafiebers nicht kennt. Wenn die einheimischen Mediziner Ceylons der modernen Wissenschaft die Entdeckung des Zusammenhanges zwischen Malaria u. Moskitostich vorweg genommen haben, so ist das unabhängig von Sus'ruta u. den anderen medizin. Autoritäten (wie Charaka, Vāgbhaṭa u. dem Autor des Mādhava Nidāna) geschehen. Vāgbhaṭa nennt zwar unter den symptomat. Folgeerscheinungen der Insektenstiche auch das Fieber, aber diese Angabe bezieht sich nur auf das Wundfieber als die Wirkung des Stiches u. nicht auf die Malaria.

165. **Schmidt** R. Liebe und Ehe im alten und modernen Indien (Vorder-, Hinter- und Niederländisch-Indien). Berlin, H. Barsdorf 1904. 571 S. Gr. 8°. 10 M., geb. 11,50 M.
Rez. von Krauss, Fr. S., in ZDMG. 59, 434—438.

166. **[Pfung]st** Mutterschutz im alten Indien. Das freie Wort. 5, 485 f.
Mit Bezug auf Chāndogya-Up. IV, 4.

167. **Niehus** H. Das Ram-Festspiel Nordindiens. Mit 7 Abbildungen nach Originalaufnahmen. Globus. 87, 58—61.

Schilderung dieses Festspiels speziell in Ghazipur. Es ist eine alte und originelle Schaustellung, die die Kriegstaten des Helden Rama feiert und die Bevölkerung alljährlich im Oktober zehn Tage lang in freudiger Aufregung hält und je nach den Mitteln, die den einzelnen Städten zur Verfügung stehen, bald bescheidener, bald in großartigerem Maßstabe aufgeführt wird. Das Festspiel selbst ist eine dramatische Umdichtung des Valmikischen Ramayana durch Tulsida. Dieser machte den Eindruck der Dichtung dadurch noch effektvoller, daß er Ram zum Gott erhob, ihn zu einer Fleischwerdung Vishnus stempelte, die in ganz Vorderindien als solche verehrt wird. Hieraus resultiert auch die mächtige Begeisterung für das Festspiel, dessen Text mit dem des Tulsida wörtlich übereinstimmt. Über das Alter dieses Festspiels sagt Niehus: "Fragt man die Hindus, seit wann sie dieses Festspiel hätten, so heißt es: "Seit uralten Zeiten". Daß sie damit recht haben, wird jeder glauben, der die Aufführungen sieht, denn sie zeigen das Theater in den Kinderschuhen. Das zähe Festhalten der Hindus am Alten hat alle Neuerungen bei den Aufführungen ausgeschlossen. Sie erscheinen daher dem verwöhnten Europäer einerseits wie ein rührend naives Kinderspiel, sie sind ihm aber

andererseits gerade wegen ihres Alters und ihrer Eigenartigkeit außerordentlich interessant".

168. **Smith** V. A. Vaisāli; Seals of Gupta Period. JRAS. 1905, 152—154.

Im Auftrage der Regierung von Bengalen hat Dr. Bloch eine genaue Durchforschung der Ruinen von Vaisāli vorgenommen, dessen Lage durch die modernen Orte Basāṛ(h) u. Bakhirā gekennzeichnet werden dürfte. Der Hauptfund besteht in über 700 Siegeln, die alle zusammen in einer kleinen Kammer gefunden wurden. Sie sind zwar zum Teil ganz beträchtlich beschädigt, da aber sehr viele Dubletten darunter sind, dürfte ihre endgültige Entzifferung dennoch gelingen. Die Sammlung umfaßt Siegel eines Richters, Polizeioffiziers, Schatzaufsehers und vieler anderer Beamten neben solchen von Privatpersonen. Vom größten historischen Interesse sind zwei Siegel der Gupta-Dynastie. Das eine, mit der Figur eines sitzenden Löwen, gehört der Mahādevi Dhruvasvāminī, der Gattin des Candragupta u. Mutter des Govindagupta, welch' letzterer Name neu ist. Das zweite trägt die Inschrift S'rī Ghaṭotkacaguptasya. Noch nicht belegt ist bisher die Hinzufügung des Wortes gupta zu dem Namen Ghaṭotkaca. Beide Siegel gehören demnach dem 4. u. 5. Jahrhundert an. Aus den gemachten Funden geht hervor, daß Vaisāli unter den Gupta-Herrschern eine bedeutende Stadt war, was übrigens auch von Fa-hien bestätigt wird, der sie 403 A. D. besuchte. Hiuen Tsang fand sie um 638 A. D. bereits fast ganz in Trümmern liegend.

Leipzig. Erich Schröter.

.JL 8.

Indogermanische Forschungen

Zeitschrift für indogermanische
Sprach- und Altertumskunde

Herausgegeben von
Karl Brugmann und Wilhelm Streitberg

Mit dem Beiblatt
Anzeiger für indogermanische
Sprach- und Altertumskunde
Herausgegeben von W. Streitberg

XXII. Band: Anzeiger, Ergänzungsheft.

Abgeschlossen am 6. Juni 1908.
Ausgegeben am 20. Juni 1908.

Straßburg
Verlag von Karl J. Trübner
1908.

Inhalt.

Die **Indogermanischen Forschungen** erscheinen in Heften von ungefähr fünf Bogen. Fünf Hefte bilden einen Band.

Der **Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde** ist besonders paginiert und erscheint in der Regel in drei Heften von je 5 Bogen. Dieses Beiblatt ist nicht einzeln käuflich.

Preis des Bandes einschließlich Anzeiger geheftet M. 16.—, in Halbfranz gebunden M. 19.—.

Arbeiten von größerem Umfang werden in Sonderheften ausgegeben. Die Abonnenten der Zeitschrift erhalten diese **'Beihefte'**, die auch einzeln zu haben sind, zu einem ermäßigten Vorzugspreis. *Eine Verpflichtung zur Abnahme der 'Beihefte' besteht für die Abonnenten nicht.*

Alle für die **Indogermanischen Forschungen** bestimmten Manuskripte und Zuschriften sind zu richten an Professor Brugmann, Leipzig, Schillerstr. 7, oder an Professor Streitberg, Münster i. W., Nordstraße 4; die für den **Anzeiger** nur an Prof. Streitberg.

Rezensionsexemplare für den Anzeiger wolle man **nur** an die Verlagshandlung Karl J. Trübner, Straßburg (mit der Bezeichnung: für die Redaktion des Anzeigers für indogermanische Sprach- und Altertumskunde) senden.


UNIVERSITY OF MICHI
3 9015 03965

